This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geſchichte

der

Wiſſenſchaften in Deutſchland.

Neuere Zeit.

Achter Band.

Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.
Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1869.

Geſchichte

der

Sprachwiſſenſchaft

und

orientalischen Philologie in Deutschland

ſeit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten.

Von

Theodor Benfey.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

45

LANE LIBRARY

A303#
P5134
1869

Das Buch, welches hiermit veröffentlicht wird, ist größtentheils im Jahre 1868 niedergeschrieben, abgeschlossen den 13. Februar 1869. Es führt die neuere Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland wesentlich bis zum Schlusse des Jahres 1867. Doch war es noch während des Drucks möglich, wenigstens die bedeutenderen Erscheinungen des folgenden Jahres zu berücksichtigen.

Das Urtheil des Lesers über die Auffassung und Bearbeitung der Aufgabe an dieser Stelle beeinflussen zu wollen, hält der Verfasser nicht für angemessen; doch bittet er bei Fällung desselben, die Einleitung (S. 1—16), so wie den Schluß (S. 806 u. 807) berücksichtigen zu wollen, welche die Stelle einer Vorrede vertreten mögen.

Göttingen, den 1. Mai 1869.

Theodor Benfey.

79880

Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1—16
I. Aufgabe der Sprachwiſſenſchaft. Verhältniß zur praktiſchen Sprachenkunde, Philologie und andern verwandten Disciplinen . . .	1—12
II. Aufgabe der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft, chronologiſche und ethnographiſche Beſchränkung derſelben in der nachfolgenden Arbeit; Berechtigung dieſer Beſchränkung	12—16
I. Abtheilung. Ueberſicht der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bis zum Anfang unſres Jahrhunderts	17—312
I. Aelteſte Spuren ſprachwiſſenſchaftlichen Denkens	17—35
II. Indiſche Sprachwiſſenſchaft	35—100
III. Sprachwiſſenſchaft der Griechen und Römer .	100—170
IV. Einfluß des Chriſtenthums auf die Förderung der Sprachwiſſenſchaft; europäiſches Mittelalter; Buddhiſten	170—182
V. Arabiſche und jüdiſche Sprachwiſſenſchaft .	182—204
VI. Von der Wiedererweckung der europäiſchen Wiſſenſchaft bis zum Anfang unſres Jahrhunderts	205—312
II. Abtheilung. Geſchichte der neueren Sprachwiſſenſchaft und orientaliſchen Philologie in Deutſchland etwa ſeit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts	313—805
I. Allgemeine Momente, welche auf die Umgeſtaltung der Sprachwiſſenſchaft von Einfluß waren	313—332
II. Beachtung des Sanſkrit durch Europäer bis zu der Einführung desſelben in die deutſche Wiſſenſchaft	333—357
III. Einführung des Sanſkrit in die deutſche Wiſſenſchaft. Friedrich von Schlegel . . .	357—369
IV. Franz Bopp's erſtes Auftreten . . .	370—379
V. Indiſche Philologie in Deutſchland . .	379—419

Seite.

VI. Die nächſten Unterlagen der Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft . . . . 419—426
VII. Jacob Ludwig Carl Grimm . . . 427—470
VIII. Bopp: vergleichende Grammatik . . . 470—515
IX. Wilhelm von Humboldt . . . . 515—556
X. Hauptmomente der weiteren Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft . . . . . 556—573
XI. Indogermaniſcher Sprachſtamm . . . 573—683
A. Behandlung der indogermaniſchen Sprachen im Allgemeinen . . 575—601
B. Behandlung der beſonderen Zweige des indogermaniſchen Sprachſtamms . . . . . 601—683
I. Ariſcher Zweig . . . 601—635
a. Sanſkritiſcher Aſt . . 602—604
b. Eraniſcher Aſt . . . 604—635
1) Sprache der älteſten heiligen Schriften der Parſen (Zend, Altbactriſch) . . . 606—615
2) Die altperſiſche Sprache . 615—623
3) Pehlevi (Pahlavi, Huzvâreſch) . . . . 623—625
4) Pârſi (Pâzend) . . 626
5) Neuperſiſch . . . 626—629
6) Uebrige eraniſche Sprachen 629—635
II. Griechiſcher Zweig . . . 635—644
1) Helleniſche (griechiſche) Sprache . . . . 636—643
2) Albaneſiſche Sprache. . 643—644
III. Italiſcher Sprachzweig . . 644—655
1) Sprachen des Italiſchen Sprachzweigs außer dem Latein . . . . 645—646
2) Latein . . . . 646—649
3) Lateiniſche Vulgärſprache . 649
4) Latein des Mittelalters . 649
5) Romaniſche Sprachen . 650—655
a. Italiäniſch . . . 651—652
b. Walachiſch (Wlachiſch) limba romunesca, Romäniſch, Rumäniſch . 652
c. Rhäto-romaniſch, Chur-

Seite.

wälſch, Romonſch, Ladiniſch oder Engadiniſch . 652—653
d. Provenzaliſch, Waldenſiſch oder Romaunt 653
e. Franzöſiſch . . . 653—654
f. Spaniſch . . . 654—655
g. Portugieſiſch . . . 655
IV. Celtiſcher Sprachzweig . . 655—657
V. Germaniſcher Sprachzweig . 657—674
1) Altgermaniſch . . . 660
2) Gothiſch 661
3) Hochdeutſch . . . 661—665
4) Niederdeutſch . . . 665—667
5) Skandinaviſch . . . 667
6) Germaniſche Dialekte . 668—674
VI. Lettiſch- (oder Litauiſch-) Slaviſcher Sprachzweig . . 674—683
1) Lettiſcher Aſt . . . 674—677
2) Slaviſcher Aſt . . . 677—683
XII. Semitiſch-hamitiſcher Sprachſtamm . . 683—734
I. Semitiſcher Sprachzweig . . 685—728
A. Semitiſche Sprachen und Philologie im Allgemeinen . 690—693
B. Semitiſche Sprachen und Philologie im Beſonderen . . 693—728
1) Aſſyriſch . . . . 694—696
2) Aramäiſch . . . 696—701
3) Hebräiſch-Phöniciſch . . 701—717
a. Hebräiſch . . . 701—715
b. Phöniciſch . . . 716—717
4) Südſemitiſche Sprachen . 718—728
a. Arabiſch . . . 718—725
b. Himjariſch . . . 726
c. Abeſſiniſche Sprachen . 726—728
1. Geez, gewöhnlich Aethiopiſch genannt . . 726—727
2. Tigre . . . 727
3. Amhariſch . . . 728
4. Harari . . . 728
II. Hamitiſcher Sprachzweig . . 728—734
1) Aegyptiſch . . . 728—733

Seite.

a. Altägyptisch . . . 728—732
b. Koptisch . . . 732—733
2) Uebrige hamitische Sprachen 733—734
XIII. Uebrige afrikanische Sprachen . . . 735—740
XIV. Ural-altaischer Sprachstamm . . . 741—754
1) Tungusischer Zweig . . 743
2) Mongolischer Zweig . . 743—744
3) Türkischer Zweig . . 744—749
4) Samojedischer Zweig . 749—751
5) Finnischer oder tschudischer, oder uralischer Zweig . 751—754
XV. Japanisch . . . . . 754—757
XVI. Dravidische Sprachen . . . . 757—760
XVII. Die einsilbigen Sprachen . . . 760—768
1) Chinesisch . . . 763—764
2) Hinterindische Sprachen . 765—766
3) Tibetisch . . . . 766—768
XVIII. Vereinzelt stehende Sprachen und Sprachgruppen: Baskisch, Jenissei-Ostjakisch; Jukaghirisch; Tschuktschisch; Aino, Korea; Caucasische Sprachen; Singhalesisch . . . 768—775
XIX. Malayisch-polynesischer Sprachstamm . 776—779
XX. Australische Sprachen . . . . 779—781
XXI. Amerikanische Sprachen . . . . 781—785
XXII. Allgemeine Sprachwissenschaft . . . 785—802
XXIII. Sprachwissenschaft überhaupt . . . 803—805
Schluß . . . . . 806—807

Einleitung.

I.

Aufgabe der Sprachwiſſenſchaft. Verhältniß zur praktiſchen Sprachenkunde, Philologie und anderen verwandten Disciplinen.

Gewöhnlich erlernt man Sprachen oder beſchäftigt ſich eindringlicher mit ihnen, um ſie, wenn ſie die Mutterſprachen ſind, mit größerer Sicherheit oder Meiſterſchaft verwenden zu können, wenn aber fremde, damit man fähig ſei, ſich mit denen, welche ſie ſprechen, zu verſtändigen, das in ihnen ſchriftlich niedergelegte zu verſtehen, ſich ihrer, wie der eigenen Mutterſprache, zu bedienen.

Beide Zwecke ſind rein praktiſche. Man lernt in dieſem Fall die Sprachen nicht einzig um ihrer ſelbſt willen, ſondern ihres Gebrauchs wegen.

Wie man aber Mathematik zum Beiſpiel nicht bloß beſtimmter induſtrieller, techniſcher Zwecke wegen, zum Feldmeſſen, zum kaufmänniſchen, ſtatiſtiſchen Rechnen und ähnlichem, erlernt, ſondern von jedem praktiſchen Gebrauch abgeſehen, ſich mit ihr als einem Gegenſtand der Erkenntniß überhaupt beſchäftigt, ſie rein theoretiſch betrachtet, ſo läßt ſich auch bei dem Studium der Sprachen ein rein theoretiſcher Zweck verfolgen. Und welche Gabe des Menſchen verdiente eine ſolche rein theoretiſche, rein wiſſenſchaftliche Betrachtung eher als die der Sprache? Fällt ſie zuerſt als das charakteriſtiſchſte Unterſcheidungszeichen des Menſchen

von den Thieren auf, so ergiebt sie sich bei näherer Erwägung als die eigentliche Grundlage seines ganzen Wesens zu erkennen, als das Mittel, welches ihn befähigt, im Gegensatz zu den übrigen Naturwesen, welche kommen und gehen, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen, ein geschichtliches Leben zu entfalten, die vergangenen mit den kommenden Geschlechtern nicht bloß durch die Bande des Blutes, sondern eben so sehr und noch mehr durch die des Geistes zu verbinden.

Wie bei allen Schöpfungen des menschlichen Geistes kann man auch bei Erlernung von Sprachen seine Aufmerksamkeit vor allem ja einzig auf das richten, was sie sind, was sie wollen und wie sie das, was sie wollen, erfüllen. Man kann sich bemühen, ihren Ursprung zu erforschen, die Gesetze, nach denen sie sich entwickelt haben, zu erkennen, die Art, wie sie ihre Aufgabe erfüllen: das allgemeinste Organ des geistigen Lebens der Menschheit zu sein, zu vollem Bewußtsein zu bringen. Man kann es zu seiner Aufgabe machen, die Gründe zu erforschen, auf denen die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen überhaupt beruht, worauf die in einer und derselben Sprachfamilie, ja in einer und derselben Sprache örtlich und zeitlich hervortretende; man kann sein Augenmerk auf das Verhältniß richten, in welchem die Sprachen zu einander stehen, auf dasjenige, worin alle oder viele oder einige mit einander ganz oder mehr oder weniger übereinstimmen, auf das, wodurch sie sich unterscheiden, was ihnen in ihrer Gesammtheit gemeinschaftlich, in ihrer Besonderheit eigenthümlich ist. Man kann in Bezug auf einzelne Sprachen und Sprachstämme fragen und zu erforschen suchen, ob ihre lautlichen Ausdrücke — Wörter — in bestimmte Classen zerfallen, wie sich diese unterscheiden, durch welche Mittel diese Unterscheidungen gestaltet sind, wie sich die Wortclassen, wie sich die einzelnen Wörter zu einander verhalten. Man kann die Schöpfungen in Betracht ziehen, welche der Mensch vermittelst der Sprache gestaltet hat, die besonderen und verschiedenen Gesetze, denen sie sich

im Verhältniß zu ihnen unterzieht — die Eigenthümlichkeiten der dichterischen, speciell der dramatischen, lyrischen Sprache u. s. w. Man kann seine Forschung auf die Erkenntniß des Einflusses richten, den die Sprache auf den Geist und seine Entwicklungen, auf das ganze Leben der Menschheit und ihrer mehr oder weniger umfassenden naturgemäßen Complexe ausübt.

Diese und unzählige andre Probleme — Fragen, Forschungen, Erklärungen von generellstem und speciellstem Charakter —, mit einem Worte: alles, wozu die Sprache in ihrer Allgemeinheit, Sprachgruppen und Sprachen in ihrer Einzelheit von rein theoretischem Standpunkt aus Veranlassung geben, bildet die Aufgabe und den Inhalt der Sprachwissenschaft.

Demgemäß ist die Sprachwissenschaft von dem praktischen Studium der Sprachen scharf getrennt; ja beide stehen fast in einem wirklichen Gegensatz, und dieser giebt sich auch darin kund, daß wir die Gaben, welche erforderlich sind, um sich einerseits in das innre Leben der Sprachen zu versetzen, andrerseits sie sich ganz zum Gebrauch anzueignen — tiefe Erkenntniß ihres Baus und ihrer Entwickelung auf der einen, Sprachfertigkeit auf der andern Seite — selten in einem und demselben Manne in einem hohen Grade vereinigt finden, vielmehr in allen mit besonderem Sprachtalent Begabten gewöhnlich entweder die einen oder die andern hervorragen. Nicht so aber ist es in der Entwickelung der Sprachwissenschaft. Hier stehen beide Richtungen des Sprachenstudiums in innigster Beziehung zu einander, die praktische Kenntniß der Sprachen ist das wesentlichste Hülfsmittel der theoretischen Betrachtung. Je mächtiger und umfassender sie in denen lebt, welche mit den für ihre Aufgabe speciell erforderlichen Anlagen und Studien ausgerüstet, sich der Sprachwissenschaft widmen, desto bedeutender werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Erfolge derselben sein. Je mehr Sprachen der praktischen Erlernung zugänglich gemacht werden, desto größer sind auch die Aussichten für die Förderung der Sprachwissenschaft.

Umgekehrt ist aber auch die Sprachwissenschaft ein bedeutendes Hülfsmittel für das praktische Studium der Sprachen. Bei diesem soll zwar das schnelle, leichte und richtige Erlernen das leitende und herrschende Princip sein und jede theoretische Betrachtung, welche diesen Anforderungen hemmend entgegentreten würde, ist der Hauptaufgabe unerbittlich zu opfern. Allein die richtige Erlernung wird allen bisherigen Erfahrungen gemäß durch die theoretische Auffassung einer Sprache bei sehr vielen, wohl den meisten, Menschen nicht allein nicht gehemmt, sondern sogar nicht wenig begünstigt; sie ruft durch die mehr geistige und weniger mechanische Richtung eine höhere Theilnahme an den Sprachen hervor und indem diese die Energie der geistigen Thätigkeit bei der Erlernung steigert, trägt sie nicht selten auch zur Beschleunigung und Erleichterung derselben bei. Derartige Ansichten sind wenigstens bei uns in Deutschland bei der Abfassung vieler Grammatiken maßgebend gewesen. In nicht wenigen derselben tritt weniger oder mehr eine theoretische Richtung hervor, bisweilen sogar in solchem Umfang und solcher Stärke, daß ihr Hauptzweck dadurch zurückgesetzt, oft sogar ganz vereitelt wird. Ist der letztere Mangel auch in einzelnen Fällen zu bedauern, so werden wir im Allgemeinen doch dankbar die so hervortretende Verkettung beider Richtungen des Sprachenstudiums anerkennen, und es wird uns eine besondere Befriedigung gewähren, Werke hervorzuheben, welche in dieser Weise dazu beigetragen haben, die rein sprachwissenschaftliche Auffassung in ihrem speciellen Gebiete zu verwenden oder selbst zu fördern.

In einem noch engeren Verhältniß als praktisches Sprachstudium steht die Philologie zur Sprachwissenschaft.

Die Philologie hat sich zunächst an dem Studium des griechischen und römischen Alterthums zu einer besonderen Disciplin entwickelt. Dann ist sie auch auf andre Völker übertragen und es sind Versuche gemacht, nach dem Vorbilde, welches die classische Philologie aufgestellt hat, auch für sie eine Philologie zu gestalten.

Die classische Philologie hat ihren Ausgang genommen von dem Bestreben, die großen Muster dichterischer und prosaischer Kunst, wie sie Hellas und Rom hervorgebracht haben, die Werke der alten Classiker richtig zu verstehen und, wo irgend möglich, in der Gestalt zu besitzen, in welcher sie aus den Händen ihrer Verfasser hervorgegangen sind. Exegese, oder Hermeneutik, und Critik sind ihre Quelle gewesen und durch Anwendung und theoretische Betrachtung immer mehr erstarkend und zu klarem Bewußtsein ihrer Technik sich erhebend, stets ihr Mittelpunkt geblieben. Allein zum richtigen Verständniß und der nicht selten nöthigen Wiederherstellung des ursprünglichen Textes jener Werke bedurfte und bedarf es der allergenauesten Kenntniß der Sprache, in welcher sie abgefaßt, so wie des gesammten Lebens und seiner Entwicklungen, aus welchen sie hervorgegangen sind. So erweiterte sich die Philologie zu einer Erforschung und Erkenntniß des gesammten classischen Alterthums, der ganzen griechischen und römischen Cultur, und die Sprachen dieser Völker erhielten demgemäß eine doppelte Stellung in ihr. Insofern die Kenntniß derselben zum Verständniß der classischen Werke nöthig ist, nehmen sie eine unselbstständige, einem ihnen an und für sich fremden Zwecke dienende, gewissermaßen praktische Stellung ein und zählen zu den formalen Theilen der classischen Alterthumskunde; insofern sie aber eine der bedeutendsten Entwickelungen des alten classischen Lebens sind, als das allgemeinste und treuste Organ und Archiv des dasselbe durchströmenden und gestaltenden Geistes, eine noch höhere Schöpfung, als Staat, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft und alle übrigen Organismen, in denen es sich entfaltet hat, erheben sie sich zu eben so selbstständigen, und in sich selbst abgeschlossenen Disciplinen als diese, sind es werth, einzig und allein ihrer selbst wegen erkannt und ergründet zu werden und beanspruchen mit vollstem Recht die erste Stelle unter den realen Gliedern der classischen Philologie. Sie sind von diesem Gesichtspunkt aus derjenige Theil der Sprachwissenschaft, welcher

die theoretiſche Erkenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache umfaßt.

Dieſe Doppelſtellung wird auch in der Philologie der übrigen Völker von den Sprachen derſelben eingenommen. Auch die indiſche, arabiſche, hebräiſche u. ſ. w. würde die Sprache des Volkes, mit welchem ſie ſich beſchäftigt, nicht bloß vom praktiſchen, ſondern auch vom ſprachwiſſenſchaftlichen Standpunkte aus darzuſtellen haben, ſo daß jede Philologie einen Theil der Sprachwiſſenſchaft enthielte.

Bis jetzt iſt dieß in einer Weiſe, welche den ſprachwiſſenſchaftlichen Anforderungen genügen könnte, vom philologiſchen Standpunkte aus nicht geſchehen und es iſt kaum zu bezweifeln, daß dieſer dieſer Aufgabe gegenüber viel zu beſchränkt iſt, um ſie in wahrhaft ſprachwiſſenſchaftlichem Geiſte löſen zu können. Die allgemeinen Geſichtspunkte, welche ſich aus der Geſammtbetrachtung aller einzelnen Theile einer Wiſſenſchaft ergeben, ſind für die richtige Erfaſſung dieſer einzelnen Theile ſelbſt in ſo hohem Grade maßgebend, daß nur derjenige ein einzelnes Glied eines wiſſenſchaftlichen Organismus wahrhaft ſachgemäß zu behandeln vermag, welcher ſich jene allgemeinen Geſichtspunkte durch das Studium aller, oder vieler und zwar der wichtigſten und für die Erkenntniß ihres Weſens entſcheidendſten Theile einer Wiſſenſchaft angeeignet hat; mit andern Worten: der Philolog, welcher die von ihm ſtudirte Sprache ſprachwiſſenſchaftlich darzuſtellen verſtehen wollte, müßte ſelbſt ein Jünger der Sprachwiſſenſchaft ſein. Zwei Disciplinen aber von ſolchem Umfang wie die Sprachwiſſenſchaft und die Philologie, zumal eines Culturvolkes, auf eine den Anforderungen unſrer Zeit entſprechende Weiſe zu umfaſſen, dazu möchten ſchwerlich die geiſtigen, ſelbſt nicht die phyſiſchen Kräfte eines Mannes zureichen.

Trotzdem wird derjenige Philolog, welcher ſich ſeiner Aufgabe bewußt iſt, ſich weder verſagen können noch dürfen, in die Sprache des Volkes, deſſen ganzes oder innerhalb eines beſtimmten

Zeitraums entfaltetes Leben er aufzuhellen strebt, auch vom rein theoretischen Standpunkt aus so tief einzudringen, als seine Anlagen und Studien ihm möglich machen. Der Erfolg dieses Strebens wird vorzugsweise durch das Maß dessen bedingt sein, was er sich von der Sprachwissenschaft angeeignet hat.

Für die Sprachwissenschaft andrerseits ist die Philologie, vor allem die classische, von größter Wichtigkeit und zwar nicht bloß, wie angedeutet, durch ihre Versuche Theile zu vollenden, welche der Sprachwissenschaft angehören, sondern mehr noch durch die sorgfältige und allumfassende Behandlung, welche sie der zu ihr gehörenden Sprache für ihre praktischen Zwecke zu widmen genöthigt und bestrebt ist. Dadurch übernimmt sie gewissermaßen die Vorbereitung für die sprachwissenschaftliche Behandlung und indem sie die empirischen Gesetze einer Sprache mit philologischer Genauigkeit festsetzt und reinigt, bahnt sie den Weg zu tieferer und fruchtbringender theoretischer Einsicht in sie. So vieles die Sprachwissenschaft auch selbst ziemlich oder fast ganz rohen Sprachenbeschreibungen zu entnehmen vermocht hat, so beruht ihre bisherige eigentliche Entwickelung doch wesentlich auf den Sprachen, welche durch ausgezeichnete philologische Bearbeitung in ihren thatsächlichen Erscheinungen fast oder ganz festgestellt, zur theoretischen Betrachtung wie von selbst aufforderten, ihr Thür und Thor öffneten und den richtigen Weg, die geeignete Methode zur Erfüllung der sprachwissenschaftlichen Aufgaben mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit erkennen ließen. So waren es denn auch vorwaltend Männer, welche in der strengen und exacten Schule der classischen Philologie ihre Bildung erhalten hatten, die in der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft sich hohe Verdienste erwarben und man kann denen, welche sich zu dem weiteren Ausbau derselben hingezogen fühlen, nicht genug empfehlen, sich von den Meistern der Critik und Exegese, welche die classische Philologie hervorgebracht hat, in die sorgfältige Betrachtung und Erwägung sprachlicher Erscheinungen einweihen zu lassen; dadurch,

wenn auch nicht allein, doch ganz vorzugsweise werden sie befähigt werden, auf dem speciellen Gebiet der Sprachwissenschaft eine fruchtbringende Thätigkeit zu entwickeln.

So treten denn auch Sprachwissenschaft und Philologie in ein Verhältniß gegenseitiger Hülfleistung: für die Sprachwissenschaft ist die Philologie, für die Philologie die Sprachwissenschaft eines ihrer wichtigsten, im ersten Fall ein unentbehrliches, Hülfsmittel.

Wie mit der praktischen Sprachenkunde und Philologie, so steht die Sprachwissenschaft auch mit andern Disciplinen in mehr oder weniger enger Verbindung.

Das Centrum, der Kern der Sprachwissenschaft ist das Wort. Denn nur Worte sind es, in denen die Sprache sich kundgiebt. Das Wort aber besteht aus artikulirten Lauten oder Complexen von artikulirten Lauten, welche Gefühle, Vorstellungen oder Begriffe ausdrücken, mit einem Worte: einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben. Das Wort hat demnach zwei Seiten: es stellt etwas dem Seelenleben des Menschen angehöriges, in der Seele oder dem Geiste des Menschen lebendig gewordenes durch ein seinem Körper angehöriges Material dar, vermittelst dessen jenes äußerlich, andern Menschen mittheilbar, verständlich wird. So wird die eine Grundlage oder Voraussetzung des Wortes durch das psychische oder geistige Leben des Menschen gebildet, in welchem das Fühlen, Vorstellen, Denken seine Stätte hat, die andre durch den Lautmechanismus, welcher dazu dient, die Producte jener Thätigkeiten in Worten äußerlich hinzustellen. Wie des Wortes, so sind sie auch die Grundlagen oder Voraussetzungen der Sprache, da deren ganzer Inhalt oder Umfang nur durch Worte gebildet wird. Mit dem psychischen und intellectuellen Leben des Menschen beschäftigt sich aber vorwaltend Psychologie und Logik, mit der Lautlehre Akustik und Physiologie. So treten auch diese Disciplinen in Beziehung zu der Sprachwissenschaft, jedoch nur in eine entferntere, da es nur einzelne Momente sind, in denen sie sich eng mit ihr berühren.

Denn die Sprache beginnt erſt mit der Verbindung beider Elemente, des inneren Lebens und dieſes beſtimmten ſprachlichen Ausdrucks deſſelben, zu derjenigen Einheit, welche wir Wort nennen, gleichſam in dem Augenblick, wo das, was ſich im Inneren zu ſprachlicher Geſtaltung befähigt hat, in dem allen menſchlichen Trieben eingebornen Drange ſich zu äußern, vermittelſt des ihm naturgemäßen Materials durch den Lautmechanismus ins äußere Leben tritt. Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft vereinigen ſich hier zunächſt in der Frage: wie befähigt der Menſch ſein inneres Leben zu ſprachlicher Geſtaltung (d. h. wie macht er es ausſprechbar); Lautlehre und Sprachwiſſenſchaft: wie befähigt er die Laute zum ſinnlichen Abdruck des ſprechbar gemachten. Aber auch in der weiteren Entwickelung der Sprache tritt ein fortgeſetztes und keineswegs ſich gleich bleibendes Verhältniß zwiſchen dem ſprachlichen Inhalt des Wortes und den Seelenthätigkeiten, aus denen er zur Sprachfähigkeit geſtaltet iſt, ſo wie ein Wechſel ſeines Lautkörpers hervor, ſo daß die Beziehung zwiſchen Sprachwiſſenſchaft einerſeits und Pſychologie und Phyſiologie andrerſeits rückſichtlich der geſammten Geſchichte der Sprache zu keiner Zeit eine Unterbrechung erleidet.

In ihren übrigen Problemen jedoch entfernen ſich dieſe Disciplinen immer weiter von der Sprachwiſſenſchaft und obwohl es wünſchenswerth iſt, daß der Jünger der letzteren ſo genau, als mit Hülfswiſſenſchaften möglich, mit ihnen bekannt ſei, um beurtheilen zu können, wie weit ſie für ſeine beſondre Aufgabe von Einfluß ſind, bilden ſie doch keine integrirende Theile derſelben.

Dennoch iſt hier ein Unterſchied zwiſchen denen, welche ſich mit dem geiſtigen Leben, und denen, welche ſich mit den Lauten beſchäftigen, hervorzuheben. Jene ſtehen im Allgemeinen zu der Sprache in demſelben Verhältniß, in welchem ſie zu allen übrigen geiſtigen Entwickelungen des Menſchen ſtehen; dieſe dagegen, insbeſondre inſofern ſie den artikulirten Laut behandeln, welcher

einzig der Sprache dient und faſt nie bedeutungslos ins Leben tritt, — welcher ſeine naturgemäße Exiſtenz einzig im Worte hat, außerhalb deſſelben nur eine künſtliche, durch Abſtraction vom Worte wiſſenſchaftlich geſtaltete — beſitzen in Folge davon eine viel innigere Beziehung zur Sprachwiſſenſchaft. Dort gilt es nicht ſelten, den Einfluß dieſer Disciplinen abzuwehren, und ſich den Unterſchied des ſprachlichen Lebens, ſprachlicher Auffaſſung von dem übrigen geiſtigen Leben zu vollem Bewußtſein zu bringen. Wer z. B. nur einmal geſagt hat 'zwei mal zwei iſt fünf' oder 'ſchwarz iſt weiß', der weiß auch, daß die Sprache an und für ſich nicht an die Denkgeſetze gebunden iſt, ſondern einzig an ihre eignen, die Sprachgeſetze, weiß, daß während ein Widerſpruch in Wahrheit nicht gedacht zu werden vermag, er doch ganz gut geſprochen werden kann, daß während man nichts falſches ſondern nur fehlerhaft denken kann, man wohl falſches aber nicht fehlerhaft ſprechen darf. Was dagegen Akuſtik und Phyſiologie über die artikulirten Laute richtig erforſcht haben, iſt durchweg poſitiver Gewinn für die Sprachwiſſenſchaft; die Benutzung desſelben kann ihr nie Schaden bringen, wird ihr vielmehr vielfach vom größten Nutzen ſein; und wenn gleich die Lehre von den artikulirten Lauten der Sprachwiſſenſchaft nicht allein angehört, dieſe ſogar nicht in der Lage iſt, bedeutende Beiträge zur Entwickelung derſelben liefern zu können, ſondern im Gegentheil entſcheidende Reſultate nur von den Phyſiologen und Akuſtikern erwarten kann, ſo bildet ſie doch eines der wichtigſten Hülfsmittel derſelben, ſo wichtig, daß man in der That faſt darüber ſchwanken kann, ob ſie ihr nicht mehr als ein bloßes Hülfsmittel, nicht vielleicht als ein Theil derſelben aufzufaſſen ſei.

Auf jeden Fall bilden Pſychologie einerſeits mit den damit verbundenen Disciplinen, welche das Geiſtesleben des Menſchen behandeln, ſo wie Phyſiologie und alles, was ſich mit der Lautlehre beſchäftigt, andrerſeits die Haupt-Grundlagen, auf denen ſich die Sprachwiſſenſchaft, die Lehre vom Wort, erhebt. Wie dieſe

hier gewissermaßen ihr unteres Gränzgebiet hat, so findet sie vermittelst der Betrachtung, wie die Sprache verwendet wird, wie sie das ganze innere Leben der Menschheit in Rede und Schrift zu lebendiger Anschauung bringt, ihr oberes in Disciplinen, die, wenn gleich einheitlich besondert, doch auf der Sprachwissenschaft ruhen, auf jeden Fall in einigem Zusammenhang mit ihr stehen, von ihr neue Lichter empfangend und auf sie zurückstrahlend, nicht wenig zu ihrer helleren Beleuchtung beitragen. Es sind dieß die Forschungen und Darstellungen, welche sich auf die Gesetze sprachlicher Darstellung überhaupt und die verschiedenen Arten derselben beziehen, auf Stylistik, prosaische und dichterische Behandlung der Sprache, die Eigenthümlichkeiten derselben in deren besonderen Zweigen, die hier hervortretenden ethnographischen, geographischen, chronologischen, individuellen Verschiedenheiten, auf ihre Entfaltung in Literatur u. s. w. Wie alle diese Entwickelungen nicht zum wenigsten vom Charakter der Sprache bedingt sind, in denen sie hervortreten, so tragen sie natürlich ihrerseits vorzugsweise dazu bei, diesen Charakter lebendiger zur Anschauung zu bringen und demgemäß leichter erkennbar und greifbar zu machen.

Es sind aber keineswegs bloß diese der Sprachwissenschaft mehr oder weniger nahe stehende Disciplinen: — praktische Sprachenkunde, Psychologie, Physiologie und die sich auf Verwendung der Sprachen beziehenden — welche in die Entwickelung derselben mehr oder weniger mächtig eingreifen. Wie die Sprache der umfassendste Abdruck, das treuste Spiegelbild der gesammten Menschheit, ihrer naturgemäßen Conglomerate und selbst der Individuen ist, das Archiv fast aller Gedanken und Vorstellungen, die in ihr lebendig geworden und zu mehr oder weniger vollem und klarem Bewußtsein durchgedrungen und gestaltet sind, so ist für ihre theoretische Erforschung und Betrachtung keine einzige Erkenntniß, Schöpfung, Gestaltung oder Entwickelung des Geistes, keine der stetigen oder wandelbaren Zustände des Lebens

der Menschheit gleichgültig werth- oder einflußlos. Aeußere und innere Geschichte lassen tiefe Spuren in der Sprache zurück; wie die Erforschung derselben kein geringes Licht auf die Geschichte wirft, so erhellt auch diese in überaus häufigen Fällen die Entwickelung der Sprachen.

II.

Aufgabe der Geschichte der Sprachwissenschaft; chronologische und ethnographische Beschränkung derselben in der nachfolgenden Arbeit; Berechtigung dieser Beschränkung.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft verfolgt die Entfaltung dieser Disciplin von ihren ersten unscheinbaren Keimen an bis auf unsre Tage. Sie sucht die ersten Spuren des Nachdenkens über Sprache und Sprachen zu erforschen, zu erkennen, welche Umstände und Einflüsse ihrer Entwickelung fördernd oder hemmend entgegentraten, wie und in welcher Reihenfolge die Fragen und Probleme derselben hervortraten, wie deren Lösung versucht ward, welche Richtungen und Methoden sich dabei geltend machten, welche Männer auf ihrem Gebiete thätig waren, welche Förderung oder Hemmung sie ihrem Fortschritte bereiteten.

Nicht so umfassend ist die Aufgabe, welche unsrer Arbeit gestellt ist. Sie beschränkt die geschichtliche Behandlung dieser Wissenschaft zunächst auf einen verhältnißmäßig äußerst kurzen Zeitraum: auf ihre jüngste Entwickelung, einen Umfang von nur sechs bis etwa sieben Decennien.

Aber so gering dieser Zeitraum im Verhältniß zu der Zeit ist, seit welcher man nachweislich über Sprache und Sprachen nachzudenken begonnen hat — einer Zeit, die wohl drei Jahrtausende umfaßt — so bedeutend ist er für die Gestaltung der mit der Sprache verbundenen Fragen zu einer eigentlichen Wissenschaft. Ihm erst gehört diese an und zwar in einem so hohen Grade, daß man die gesammte Thätigkeit der vorhergehenden Zeit als Vorbereitung, als Vorstufen zu der in diesem kurzen Zeit-

raum eingetretenen Entwickelung betrachten darf, nicht selten als Irrfahrten, welche, anstatt sich dem Ziele zu nähern, davon ab und immer tiefer in die Irre zu führen drohten.

Erst diesem letzten Stadium war es vorbehalten, die Aufgabe der Sprachwissenschaft mit Sicherheit zu erkennen und diejenige Richtung einzuschlagen, welche, wenngleich sie noch unendlich fern vom Ziel ist, doch die Gewähr in sich trägt, uns unbeirrt demselben entgegenzuführen.

So erhält die zeitliche Begränzung unsres Unternehmens, welche auf den ersten Anblick eine rein zufällige scheinen könnte, insofern sie in der That nur durch die Beschränkung hervorgerufen ist, welche die historische Commission der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften allen von ihr veranlaßten, die Geschichte der Wissenschaften behandelnden Werken aufgelegt hat, eine innere Berechtigung. Der von uns zu betrachtende Zeitraum trägt einen von der vorhergehenden Geschichte dieser Wissenschaft wesentlich verschiedenen Charakter; die Mittel zu ihrer Förderung häufen sich in ihm in einem viel höheren Grade als je vorher; neue Methoden der Behandlung machen sich geltend, von denen zwei: die geschichtliche und vergleichende, zu dem überraschend schnellen Aufbau dieses Wissenszweigs das Meiste beigetragen haben; eine Fülle von Problemen desselben ist in Betracht gezogen, größer als in der ganzen vorhergehenden Zeit; eine Anzahl von Männern hat sich ihrer Behandlung gewidmet, denen die frühere Sprachwissenschaft wenig ebenbürtige zur Seite stellen kann; Resultate sind in diesem kurzen Zeitraum gewonnen, die alles überragen, was die ganze vorhergegangene Geschichte darbietet; kurz dieser Zeitraum tritt zu der ganzen früheren Thätigkeit auf diesem Gebiet in einen solchen Gegensatz, daß er unzweifelhaft berechtigt ist, eine selbstständige Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen.

Nicht ganz unähnlich ist es mit einer zweiten Begränzung unsrer Aufgabe, welche zunächst ebenfalls auf der Fassung beruht,

in welcher sie von der erwähnten historischen Commission gestellt ist. Auch sie erhält in Bezug auf die Geschichte der Sprachwissenschaft bei genauerer Erwägung eine wenn auch nicht so entscheidende, doch kaum weniger begründete innere Berechtigung.

Wir sind angewiesen, in dem zu behandelnden Zeitraum nur die Thätigkeit des deutschen Geistes auf dem Gebiete der von uns zu behandelnden Wissenschaften zu verfolgen.

So schwer es nun auch im Allgemeinen ist, ethnographische Scheidungen auf dem Gebiete der Wissenschaft vorzunehmen, einem Gebiete, wo alle Zeiten und alle Völker, welche an der Entwickelung der menschlichen Cultur Theil genommen, zusammengewirkt haben, wo wohl nicht ein einziges der geschichtlich bekannten Völker ohne Einfluß eines oder mehrerer andrer sich auf den Kampfplatz wagte, auf welchem der menschliche Geist sein höchstes Gut erringt, so wird dieß doch schon eher möglich, wenn zugleich eine chronologische Beschränkung eingetreten ist. Denn die Entwickelung der Wissenschaft überhaupt und insbesondere einzelner Zweige derselben findet den bisherigen Erfahrungen gemäß zu bestimmten Zeiten gewissermaßen unter der Hegemonie eines einzigen Volkes statt.

Diese geistige Hegemonie, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angebahnt, ist gegen das Ende desselben auf das deutsche Volk übergegangen und ihr Besitz, obgleich in letzter Zeit bedroht, ist ihm fast auf allen Gebieten geistiger Entwickelung bis auf den heutigen Tag noch unerschüttert verblieben.

Wesentlich beruht sie auf der Umgestaltung und Vertiefung der gesammten Weltanschauung, welche, entwickelt durch die in den Menschengeist und alle seine Schöpfungen sich versenkenden Arbeiten einer fast ununterbrochenen Reihe der größten Philosophen, Dichter und Forscher auf allen Gebieten der Geschichts- und Naturwissenschaften, schließlich allen hervorragenden und wahrhaft wissenschaftlichen Bestrebungen eine wesentlich gemeinschaftliche Grundlage, ein gemeinsames Gepräge verliehen hat,

die wir als treuen Ausdruck und Spiegel des speciell deutschen Geistes betrachten dürfen.

Sie hat sich fast in allen Zweigen der Wissenschaft geltend gemacht, vorzugsweise aber in derjenigen, deren neuere Geschichte wir hier zu behandeln haben. Auch die Wendung, durch welche die Sprachwissenschaft im ersten Viertheil unsres Jahrhunderts so mächtig umgestaltet ward, beruht zu einem nicht geringen Theil auf den vorhergegangenen Arbeiten deutschen Geistes und ward einzig durch deutsche Männer ausgeführt. Der tiefsinnige und geistvolle Pionir der neuen Wissenschaft, Fr. v. Schlegel, die großen Schöpfer derselben: Franz Bopp, der geniale Gründer der vergleichenden Methode, Jakob Grimm, der nicht minder geniale Begründer der historischen, der tiefe Denker Wilhelm von Humboldt, welcher den Versuch machte, die neuen Methoden mit der philosophischen Betrachtung des sprachlichen Lebens zu vereinigen, August Friedrich Pott, der umfassendste Sprachenkenner, dessen philosophisch und historisch gebildeter Geist fast kein Problem der Sprachwissenschaft unberührt und unbefruchtet gelassen hat, sie gehören zu den glänzendsten Gestirnen des deutschen Geisteshimmels. Auch die übrige zahlreiche Genossenschaft ausgezeichneter Männer, welche zur Entwickelung dieser Wissenschaft beigetragen haben, sind fast ausnahmslos Söhne unsres Vaterlandes. Selbst die Nichtdeutschen, welche sich an der Entwickelung dieser Wissenschaft in hervorragender Weise betheiligt haben, haben entweder ihre wissenschaftliche Bildung in Deutschland empfangen, wie Christian Lassen, — den wir darum und weil er in Deutschland eine neue Heimath gefunden hat, wohl berechtigt sind, trotz seiner Geburt in Norwegen, zu Deutschlands Zierden zu rechnen — oder ihre Entwickelung wesentlich unter deutschem Einfluß vollzogen, wie der größte der lebenden dänischen Sprachforscher, Westergaard. Deutsche sind es, die in der Fremde mit Verbreitung dieser Wissenschaft betraut werden, wie Max Müller in England, Oppert in Frankreich, Budenz in Ungarn,

Haug und Bühler in Indien. In Rücksicht auf diese Thatsachen dürfen wir daher unbedenklich sagen, daß die Sprachwissenschaft, in dem Zeitraum, dessen Geschichte wir zu betrachten haben, wesentlich eine deutsche Wissenschaft ist und wir selbst da, wo wir die Theilnahme fremder Völker nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn auch die Gränzen des deutschen Bodens, doch nicht die des deutschen Geistes, somit auch nicht die der uns gestellten Aufgabe überschreiten.

So läßt sich das Stück Geschichte der Sprachwissenschaft, auf dessen Bearbeitung wir uns beschränken, gewissermaßen als ein einheitliches, die ihm aufgelegte chronologische und ethnographische Beschränkung in sich selbst tragendes, von der gesammten Entwickelung derselben mit Leichtigkeit ablösen und diese ursprünglich zufälligen Begränzungen gestalten sich demgemäß zu wesentlich berechtigten.

Dennoch bedarf es, wie ich gerne zugestehe, schon um diese Berechtigung, noch mehr aber dieses Stück der Geschichte der Sprachwissenschaft selbst zu begreifen, einer kurzen Uebersicht der vorhergegangenen Entwickelung dieser Wissenschaft. Nur dadurch können wir die Elemente genauer erkennen, deren Verein den Charakter der neueren Sprachwissenschaft bildet, sowie überhaupt den Gegensatz, oder, milder ausgedrückt, die Verschiedenheit, welche sich zwischen ihr und den vorhergegangenen Stadien kund giebt.

I. Abtheilung.

Ueberſicht der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bis zum Anfang unſres Jahrhunderts.

I.

Aelteſte Spuren ſprachwiſſenſchaftlichen Denkens.

Denken und Sprechen bedingen ſich einander in ſo hohem Grade und hängen ſo innig mit einander zuſammen, daß es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß unter den höher begabten Völkern, zumal denjenigen, deren Cultur ſo weit über die bis jetzt bekannte menſchliche Geſchichte hinausreicht: den indogermaniſchen und ſemitiſchen, den Aegyptern und Chineſen, auch die Thätigkeit des Sprechens einen und den andern der geiſtig hervorragenden Männer, an denen ſie, wie ihre älteſte Entwickelung, ſo weit wir ſie zu erkennen vermögen, zeigt, nicht arm waren, zum Nachdenken angeregt habe. War ſie es doch, in welcher ſich ihnen vorzugsweiſe der Unterſchied des Menſchen vom Thiere herausſtellte, ſie wiederum, in welcher der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Völkern und den Stämmen eines und deſſelben Volkes ſich zunächſt kund gab. Der Menſch lernt ſich der Sprache bedienen faſt in derſelben Zeit und mit derſelben Leichtigkeit, in und mit welcher er ſeiner übrigen Fähigkeiten Herr wird; Sprechen muß ihm daher auf den erſten Anblick weſentlich auf derſelben Stufe zu ſtehen ſcheinen, wie Gehen, Sehen, Hören u. ſ. w. und doch, während alle Menſchen in gleicher Weiſe gehen, ſehen, hören, tritt beim Sprechen die größte Verſchiedenheit hervor und dieſe wiederum, ſo groß auch auf den erſten Anblick, iſt doch für die in dem Gebrauch der verſchiedenſten Sprachen erwachſenen nicht unüberwindlich; der Menſch vermag auch die fremdartigſte Sprache zu erlernen; Laute und Lautcomplexe, welche urſprünglich keine

Bedeutung für ihn hatten, werden für ihn verſtändlich; er lernt nach und nach ſich ihrer bedienen, nicht ſelten ganz in demſelben Grade, wie er ſich ſeiner Mutterſprache bedient. — Selbſt dasjenige Element, in welchem der wiſſenſchaftliche Trieb der Menſchheit ſeinen erſten Anſtoß und ſeine Hauptnahrung findet: Regelmäßigkeit im Allgemeinen mehr oder weniger durchſetzt von Abweichungen größeren oder geringeren Umfanges, tritt in faſt allen Sprachen und in großer Stärke in denen der bedeutendſten Culturvölker hervor. — Aber auch die Zwecke, zu denen ſich insbeſondere die begabteren Völker und Menſchen dieſer wunderbaren Ausſtattung bedienen: zu der Mittheilung von Thatſachen, zur Belehrung, Ueberzeugung, Ueberredung, Tröſtung, Anfeuerung, Erhebung, Erfreuung, kurz allem demjenigen, was dem menſchlichen Leben erſt ſeine höhere Weihe giebt, mußten das Nachdenken über die Sprache ſelbſt hervorrufen und Gedanken und Anſchauungen erzeugen, welche ſich vielleicht, ähnlich wie ſelbſt bei culturloſen Völkern unſrer Tage, zu Märchen[1]), Sagen, Legenden, mythiſchen und religiöſen Speculationen und Gebilden geſtalteten.

Von allem dieſen, wenn es einſt wirklich ſich geſtaltet hat, iſt uns aus den Zeiten, welche dem Anfang der Sprachwiſſenſchaft vorhergehen, nichts ſichres erhalten und was ihm vielleicht vorhergehen möchte, wie z. B. die tiefſinnige und großartige poetiſche und religiöſe Auffaſſung des Wortes und der Rede im Rigveda und den heiligen Schriften der zarathuſtriſchen Religion, iſt für die Geſchichte der Wiſſenſchaft von keiner weſentlichen Bedeutung.

Die älteſte wirkliche Spur ſprachwiſſenſchaftlichen Nachdenkens giebt ſich in der Entwickelung der Schrift kund.

---

[1]) vgl. Kohl, Reiſen in die Oſtſeeprovinzen II. 251 ff.; Gerſtäcker, Reiſen IV. 381 ff.; bei Pott, die Ungleichheit menſchlicher Raſſen S. 88; ſ. auch Steinthal, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern S. 9 ff.; Baſtian, die Völker des öſtlichen Aſien II. 460.

Es iſt, wenngleich nicht unzweifelbar zu erweiſen, doch höchſt wahrſcheinlich, daß die Darſtellung der Rede für das Auge von der Bilderſchrift ausgegangen und erſt aus dieſer die Lautſchrift ſich entwickelt hat. In Bezug auf die Keilſchrift iſt dieſe Annahme wenigſtens ziemlich wahrſcheinlich und eines der älteſten Culturvölker, die Chineſen, hat ſich bis auf den heutigen Tag weſentlich mit einer Bilderſchrift begnügt und nur für höchſt untergeordnete Zwecke auch eine Lautſchrift mit Hülfe von jener geſtaltet. Doch iſt der Gebrauch der Lautſchrift entſchieden ſchon uralt, ja urkundlich in viel älteren Zeiten nachweisbar als der der Bilderſchrift. Die älteſten Denkmäler der ägyptiſchen Geſchichte — welche wohl unzweifelhaft bis in das vierte Jahrtauſend vor unſrer Zeitrechnung hinaufragen — bedienen ſich einer Buchſtabenſchrift, und in verhältnißmäßig ſehr alter Zeit werden in den Papyrusrollen ſchon ſogar Interpunktionszeichen angewendet.

So hoch die Erfindung der graphiſchen Darſtellung der Sprache durch Bilderſchrift für die Entwickelung der menſchlichen Cultur überhaupt zu veranſchlagen iſt, inſofern auch ſie einerſeits dazu beiträgt, den geiſtigen Gewinn früherer Zeiten auf die folgenden zu vererben, andrerſeits die Herrſchaft des Gedächtniſſes zu brechen, den Geiſt von der niederdrückenden Wucht deſſelben zu erlöſen, es auf ſeinen wahren Werth herabzuſetzen, d. h. es dazu zu beſtimmen, nicht wie vor der Erfindung der Schrift einziger Träger, ſondern nur — wenn gleich eines der bedeutendſten — Hülfsmittel der geiſtigen Entwickelung zu ſein, ſo den Geiſt von der Macht der Erinnerung, der Autorität des Hergebrachten zu befreien, ihm die Kritik deſſelben zu ſichern und demgemäß die autonome Stellung zu verſchaffen, die ihn allein zu freier geiſtiger Aus- und Weitergeſtaltung des Errungenen befähigt[1]) — ſo

[1]) vgl. meine Anzeige von: 'Panitz, das Weſen der Lautſchrift' in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1865 S. 1433 ff. insbeſondere 1438 und 1439.

gering iſt doch ihre ſpecielle Bedeutung für die Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft.

Der einzige Gewinn der vollendeten — d. h. nicht irgend einen Inhalt der Rede ganz allgemein darſtellenden, ſo daß ihn jeder in andern Worten leſen kann, ſondern ihn in ſeiner ſprachlich beſtimmten Weiſe veranſchaulichenden — Bilderſchrift für die Erkenntniß der Sprache konnte nur darin liegen, daß der ſprachliche Ausdruck einer Thatſache oder eines Gedankens ſich als eine Verknüpfung von einzelnen Wörtern kund gab, Wörter alſo als die bedeutſamen Elemente des Satzes hervortraten, auf deren Gefüge deſſen Verſtändlichkeit und Einheit beruht; wo z. B. die ſatzliche Einheit, wie bei manchen Völkern durch engere Verbindung der Wörter, aus welchen der Satz beſteht, lautliche Veränderungen herbeiführte, konnte dieſe Darſtellung dazu dienen, ſie in der Form zu erkennen und feſtzuhalten, welche ihnen außerhalb dieſes Gefüges, in ihrer Unbedingtheit, Unabhängigkeit, an und für ſich, eigen iſt. Allein zu dieſer Erkenntniß giebt auch die geſprochene Rede — da jede Sprache verhältnißmäßig nur wenige Wörter beſitzt, die nicht außerhalb eines Satzgefüges vorkommen können — ſo häufig Gelegenheit, daß ſie auch ohne Hülfe der Schrift mit Leichtigkeit erlangt werden konnte.

Unendlich bedeutender für die Sprachwiſſenſchaft iſt die Entwickelung der Lautſchrift und es iſt wohl kaum zu bezweifeln, daß ohne ihre Hülfe die Entſtehung einer wahren Sprachwiſſenſchaft zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Schon in der erſten Geſtalt, in welcher ſie ſich aus der Bilderſchrift, wenn man dieſe als ihre Vorſtufe betrachtet, herausgelöſt haben mochte, in der der Sylbenſchrift, mußte ſie zur Erkenntniß der Elemente des Wortes beitragen; noch bei weitem mehr natürlich als ſie ſich zur Darſtellung der einzelnen Laute einer beſtimmten Sprache erhoben hatte; damit war man zu den phyſiſchen Grundlagen der Sprache durchgedrungen und mit welchem wiſſenſchaftlichen Sinn dieſe Erkenntniß verfolgt und fruchtbar gemacht wurde, zeigt uns

die schon in den ältesten Zeiten unsrer Geschichte vollendet hervortretende Anordnung des sogenannten phönicischen Alphabets. Zwei Reihenfolgen sind es hier, welche mit Entschiedenheit zeigen, daß zur Zeit dieser Anordnung schon das Augenmerk auf die Verwandtschaft der Laute unter einander gerichtet war; auf ihr beruht augenscheinlich die Aufeinanderfolge der weichen Explosivae ב Beth ג Gimel ד Daleth, griechisch β, γ, δ, und die der Halbvokale ל Lamed מ Mem נ Nun, λ, μ, ν. Durch die Aufnahme dieses Alphabets bei einer Menge sowohl verwandter als unverwandter Völker wurden auch diese zur Zerfällung ihrer Wörter und genaueren Betrachtung ihrer Laute genöthigt, um den für die Bezeichnung derselben angemessensten Buchstaben zu wählen.

So wurden durch die Entwickelung und Verbreitung der Lautschrift unter einer Menge von Völkern, diejenigen, welche sie benutzten, daran gewöhnt, das Wort nicht als ein untheilbares Ganze zu betrachten, sondern in seine lautliche Elemente aufzulösen. Dabei mochte manchem die Wiederkehr derselben Laute an denselben Stellen von Wörtern bei wesentlich gleicher oder verwandter Bedeutung und unter gleichen Begriffsmodificationen und manches andre auffallen, was zur grammatischen Erkenntniß der eigenen Sprache und zum Nachdenken über sprachliche Fragen überhaupt zu führen oder den Weg zu bahnen geeignet war.

Noch ältere Spuren sprachwissenschaftlichen Denkens sehen viele in einer der ältesten und heiligsten Urkunden des menschlichen Geschlechts, der Bibel, der heiligen Schrift κατ' ἐξοχήν. In der That begegnet uns hier eine Fülle von Thatsachen, welche zeigen, daß die Verfasser derselben sprachlichen Fragen von allgemeinerer und speciellerer Bedeutung ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten; was letztere betrifft, so zeigen mehrere Beispiele, daß sowohl der lexikalisch- als grammatisch-etymologische Zusammenhang von Wörtern sie beschäftigt hatte; so wird z. B. der Name Gottes יהוה von הוה 'sein' abgeleitet (II. M. 3,

14. 6, 3), die Ableitung des Wortes אִשָּׁה 'Frau' von אִישׁ 'Mann' durch den Exponenten der femininalen Motion ־ָה angedeutet (I. M. 2, 23). Derartige Erſcheinungen finden ſich bei vielen, vielleicht, ja wahrſcheinlich ſogar bei allen denkenden Völkern. Man kann ſie als Vorläufer eines ſprachwiſſenſchaftlichen Denkens betrachten, obgleich ſich in den ſeltenſten Fällen eine wirkliche Thätigkeit dieſer Art daran geſchloſſen haben mag. Auf jeden Fall beruhen ſie aber auf einer wenn auch vielfach nur unbewußt wirkenden Ueberzeugung vom ſyſtematiſchen Zuſammenhang der ſprachlichen Thatſachen und zeugen für ein Beſtreben ihn zum Bewußtſein zu bringen.

Wichtiger wenn gleich nicht vom ſprachwiſſenſchaftlichen, doch von einem ethiſchen Standpunkt aus ſind die bibliſchen Auffaſſungen ſprachlicher Fragen von allgemeinem Charakter insbeſondere durch den Einfluß, welchen ſie auf die Sprachwiſſenſchaft ſeit der Zeit gewannen, wo zwei Hauptreligionen: das Chriſtenthum und der Islam, welche auf der jüdiſchen Religion ruhen, die in der Bibel niedergelegten Anſchauungen zu Glaubensartikeln erhoben und durch Verbreitung derſelben über einen großen Theil der Erde ihnen lange Zeit hindurch eine beherrſchende Stellung zu allen Wiſſenſchaften verſchufen.

Die ſich auf die Sprache beziehenden Andeutungen liegen zerſtreut in der Schöpfungsgeſchichte (I. M. 1. 2) und treten beſtimmter in der Erzählung vom Thurmbau zu Babel (I. M. 11) hervor. Dort heißt es 'Gott ſprach: es werde Licht und es ward Licht'. 'Und er nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht'. Ferner: 'Und Gott ſprach: Es werde eine Feſte zwiſchen den Waſſern', dann: 'Da machte Gott die Feſte' und wiederum 'Und Gott nannte die Feſte Himmel'. Weiter alsdann: 'Und Gott ſprach: Es ſammele ſich das Waſſer unter dem Himmel an einen Ort, daß man das Trockene ſehe. Und es geſchah alſo. Und Gott nannte das Trockene Erde und die Sammlung der Waſſer nannte er Meer'. Unmittelbar danach:

'Und Gott ſprach: Es laſſe die Erde aufgehen Gras u. ſ. w.' 'Und die Erde ließ aufgehen Gras u. ſ. w.' ohne daß er dieſen Schöpfungen Namen giebt; ganz ebenſo bei den folgenden Schöpfungen der Lichter, Waſſer- und Luftbewohner, Landthiere und Menſchen. Hier ſpricht Gott ſeinen Willen aus, das Licht entſteht, wie es ſcheint, durch das bloße Wort; die übrigen Dinge ſchafft er den ausgeſprochenen Worten gemäß und einigen von ihnen giebt er ihre Namen, die mit denen der hebräiſchen Sprache übereinſtimmen. Wer dieſe Darſtellung wörtlich nimmt, kann nicht verkennen, daß nach der Auffaſſung des Verfaſſers dieſes Capitels Gott nicht in einer beſonderen Sprache — etwa wie bei Homer die Sprache der Götter und Menſchen unterſchieden wird — ſeinen Willen ausſpricht, ſondern in derſelben, mit deren Namen er auch die geſchaffenen Dinge benennt; wenn der Verfaſſer ſich die Conſequenzen dieſer Anſchauung zu vollem Bewußtſein gebracht hat, ſo exiſtirte dieſe Sprache für ihn ſchon ehe der Menſch geſchaffen war.

Im zweiten Capitel wird vorwaltend die Schöpfung des Menſchen beſonders behandelt und weſentlich verſchieden aufgefaßt als im erſten. Dieß zeigt ſich abgeſehen von allem andern vorzugsweiſe darin, daß dort Mann und Weib zu gleicher Zeit geſchaffen werden, hier dagegen zuerſt der Mann allein und erſt aus ihm die Frau. Die Veranlaſſung zu der Schöpfung der letzteren giebt V. 18: 'Und Gott ſprach: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; ich werde ihm eine Gehülfin machen, die ihm angemeſſen'. Darauf führt er ihm alle Thiere des Landes und der Luft zu um ihnen Namen zu geben. Der Menſch thut dieß, findet aber keine Gehülfin, die ihm angemeſſen. Darauf denn bildet Gott die Frau und führt ſie zu dem Menſchen. Als er dieſe erblickt ſagt er: 'Dieſes Mal iſt es Bein von meinen Beinen und Fleiſch von meinem Fleiſche' und benennt ſie mit einem Namen, der das geſchlechtliche Verhältniß zu ihm, gewiſſermaßen die Abſtammung von ihm in ſeiner Form widerſpiegelt

'Sie ſoll Männin genannt werden; denn vom Manne iſt ſie genommen'. Man erkennt hieraus, daß nach der Auffaſſung des Verfaſſers die Thiere eigentlich dem Menſchen vorgeführt wurden um zu ſehen, ob er unter ihnen einen ihm angemeſſenen Gefährten finden würde. Dabei wird vorausgeſetzt, daß die Angemeſſenheit ſich in der Benennung zeigen würde, die er dem Thiere gäbe, gerade wie dieß dann weiterhin bei der Frau in der That der Fall iſt. Vielleicht iſt es nicht zu gewagt anzunehmen, daß die richtige Anſchauung über das Verhältniß der Namen zu den Dingen, daß jene nämlich dieſe ſo bezeichnen, wie ſie von den Menſchen angeſehen, ſich vorgeſtellt werden, hier zu der Annahme verengert iſt, daß die Namen das Verhältniß ausdrücken, in welchem der Menſch zu den Dingen ſteht, was wenigſtens in Bezug auf viele und zwar grade ſolche die in Analogie mit der hebräiſchen Benennung der Frau ſtehen, nämlich Verwandtſchaftsnamen, in der That der Fall iſt (vgl. z. B. בַּת 'Tochter' für בִּנְתִּ Femininum von בֵּן 'Sohn'). Hiervon abgeſehen, iſt hervorzuheben, daß nach der Auffaſſung des Verfaſſers der Menſch ohne weiteres in Beſitz der Sprache iſt und Gott ihm zutraut allen Thieren ihre Namen geben zu können.

Inſofern nach der bibliſchen Lehre alle Menſchen von einem einzigen Paare ſtammen, auch nach der Sündfluth durch eine einzige Familie ſich regeneriren — womit der eindringlichſte Ausdruck für die innigſte Verwandtſchaft der ganzen Menſchheit gefunden und als Norm für das ſittliche Verhalten der Menſchen und Völker gegeneinander für alle Zeiten aufgeſtellt war, — verſteht es ſich ſchon eigentlich von ſelbſt, daß ſie in beiden Fällen urſprünglich nur eine Sprache hatten. Im Anfange des 11. Capitels wird dieß jedoch noch ausdrücklich hervorgehoben 'Und die ganze Erde hatte eine Sprache und ein und dieſelben Worte'. Daran wird dann die Sage vom Thurmbau zu Babel geknüpft, durch welche die thatſächlich beſtehende Verſchiedenheit der Sprachen im Gegenſatz zu der angenommenen, oder aus der Annahme der

Abstammung aller Menschen von einem einzigen Menschenpaar gefolgerten, ursprünglichen Einheit derselben erklärt werden soll. Die Menschen, heißt es, kommen vom Osten in ein Thal im Lande Schinear. Da wohnten sie. 'Und sprachen: Wohlauf laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen, die Spitze bis an den Himmel ragend und uns (dadurch) einen Namen machen, damit wir uns nicht zerstreuen über die Fläche der ganzen Erde. Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Thurm, die die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe es ist ein Volk und allen eine Sprache und dieß ist der Anfang ihres Thuns, und fortan wird ihnen von allem was sie zu thun beabsichtigen nichts unausführbar sein. Wohlauf, laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner die Sprache des Anderen verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hatte die Sprache der ganzen Erde und von dort sie (die Menschen) zerstreut hat über die Fläche der ganzen Erde'.

In dieser Darstellung stehen Ursache und Wirkung in keinem richtigen oder vielmehr gerechten, vernunftgemäßen Verhältniß. Mag man auch im Allgemeinen darüber streiten können, ob Einheit oder Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprache, örtliche Verbindung oder Zerstreuung für das Leben der Menschheit ersprießlicher sein möchte, hier tritt die sprachliche Verschiedenheit und die örtliche Zerstreuung als Strafe hervor: die Menschen, welche bis dahin wie eine Familie an einem Orte zusammengelebt haben sollen, die alle ihre Gefühle, Gedanken und Wünsche miteinander auszutauschen vermochten, stehen sich plötzlich ohne gegenseitiges Verständniß einander gegenüber; alle Bande der Gemeinsamkeit werden zerrissen; sie selbst werden nach den verschiedensten Punkten der Erde zersprengt. Und warum diese entsetzliche Katastrophe? Weil die Menschen eine Stadt und

einen bis zum Himmel ragenden Thurm bauen, was ihnen von Gott weder verboten war — wie der Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß — noch in bösartiger Abſicht geſchieht. Nach der vorliegenden Darſtellung ſoll Gott darin den Anfang einer Thätigkeit erblicken, der nichts unerreichbar ſein werde. In der That iſt damit auch das Böſe eingeſchloſſen, aber ausdrücklich hervorgehoben wird es nicht, und im Allgemeinen nimmt man an, daß nach der Anſchauung des Verfaſſers ſchon in dem Beſtreben, etwas großartiges zu ſchaffen, eine ſolche Ueberhebung des Menſchen liege, daß die ſchwere Strafe dadurch gerechtfertigt erſcheine. Ich geſtehe, daß mir eine ſolche Anſicht eher zum φθόνος θεῶν, dem Neide der Götter auf die Entfaltung menſchlicher Größe, zu paſſen ſcheint, wie er z. B. in indiſchen und griechiſchen Mythen und Anſchauungen hervortritt, als zu der unwandelbaren Gerechtigkeit, welche Vernunft und Bibel als die erſte der göttlichen Eigenſchaften hervorkehren. Sollte man nicht glauben, daß Gott vielmehr mit Genugthuung habe anſehen müſſen, wie die Weſen, die er in ſeinem Bilde ſchuf und mit ſo hohen Gaben ausſtattete, dieſe zur Geſtaltung wunderbarer und ruhmwürdiger Werke benutzen, ſich und dadurch ſelbſt ihrem Schöpfer zur Ehre?

Wie man auch dieſes Mißverhältniß zwiſchen Sünde und Strafe zu mildern oder wegzuerklären ſuchen möge — und ich weiß, daß ſeit alter Zeit bis auf den heutigen Tag ſo viel in dieſer Richtung geſchehen iſt, daß der größte Theil der denkenden Menſchheit faſt ganz abgeſtumpft dagegen zu ſein ſcheint — jeder, welcher die bibliſche Darſtellung unbefangen auf ſich wirken läßt, wird ſich nicht des Gefühls entſchlagen können, daß ihr etwas mangle; daß die Sage in dieſer Faſſung keine Berechtigung in ſich trägt, daß die Verwirrung der Sprache und die Zerſtreuung der Menſchheit, wenn ſie Strafe ſein ſollten, durch ein Benehmen herbeigeführt ſein müßten, das zu der Strafe ein Verhältniß

bildet, welches vor der allgemeinen Menſchenvernunft als ein richtiges zu beſtehen vermag.

Es iſt nun bekannt, daß ſich dieſe Sage auch bei heidniſchen Schriftſtellern findet und zwar zuerſt, ſo viel bis jetzt erweislich bei Abydenos, einem Schriftſteller, welcher höchſt wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor unſrer Zeitrechnung thätig war, in einem Werke über die Aſſyrier[1]). Seine Darſtellung iſt der hebräiſchen hinlänglich gleich und ungleich, um einerſeits zu zeigen, daß beide in letzter Inſtanz auf einer Quelle beruhen, andrerſeits daß ſie nicht aus dieſer gefloſſen iſt. Letzteres verſteht ſich übrigens ſchon bei der unbedeutenden Stellung, welche die Juden damals in der politiſchen und wiſſenſchaftlichen Welt einnahmen, faſt von ſelbſt, wie denn überhaupt die Annahme, daß Jemand, der über die Aſſyrier ſchreiben wollte, in der damaligen Zeit, wo aſſyriſche und babyloniſche Quellen in Fülle zugänglich ſein mußten, ſeine Zuflucht zu den Juden genommen hätte, eben ſo ſonderbar als unbegründet ſein würde. Nach Abydenos Mittheilung haben die erſten Menſchen, ſtolz auf ihre Stärke und Größe, voll Verachtung gegen die Götter und ſich für beſſer als dieſe haltend, einen hohen Thurm an der Stelle erbaut, wo Babylon zu ſeiner Zeit ſtand. 'Schon ſei dieſer dem Himmel nahe geweſen, als die Winde den Göttern zu Hülfe kamen und den Bau über den Erbauern zuſammenſtürzten'[2]). Wie in der Bibel heißt es ganz ähnlich auch hier: 'Bis dahin

[1]) Eusebius, Praepar. evangel. IX. 14. Die übrigen hieher gehörigen Stellen finden ſich in den Commentaren zum 11. Capitel der Geneſis, insbeſondere bei Tuch S. 268, und Delitzſch 3. Ausg. S. 312, auch theilweiſe bei Kaulen, die Sprachenverwirrung zu Babel, S. 175.

[2]) Euseb. a. a. O. ed. Gaisford, *τοὺς πρώτους .... ῥώμῃ τε καὶ μεγέθει χαυνωθέντας, καὶ δὴ θεῶν καταφρονήσαντας ἀμείνονας εἶναι, τύρσιν ἠλίβατον ἀείρειν, ἵνα νῦν Βαβυλών ἐστιν· ἤδη τε ἄσσον εἶναι τοῦ οὐρανοῦ, καὶ τοὺς ἀνέμους θεοῖσι βωθέοντας ἀνατρέψαι περὶ αὐτοῖσι τὸ μηχάνημα.*

hatten die Menſchen ein und dieſelbe Sprache; nun erhielten ſie durch die Götter eine verſchiedenartige'[1]).

In dieſer Faſſung ſteht augenſcheinlich die Sünde der Menſchen zu der Strafe, welche die Götter über ſie verhängen: Vernichtung ihres Baus und Aufhebung der Spracheinheit, in einem richtigen Verhältniſſe. Sie erhält dadurch einen inneren Zuſammenhang, der ihr entſchieden den Vorrang vor der hebräiſchen Darſtellung ſichert.

Aus welcher ſpeciellen Quelle Abydenos geſchöpft habe, läßt ſich nicht näher beſtimmen. Allein die Natur der Dinge macht es kaum zweifelhaft, daß wer um die damalige Zeit über die großen vorderaſiatiſchen Reiche: Aſſyrien, Babylon, Perſien ſchreiben wollte, ſich der zugänglich gewordenen einheimiſchen Quellen, wenn er vermochte, unmittelbar, ſonſt mittelbar bediente. Die Vergleichung der wenigen Fragmente des Abydenos, welche Scaliger im Anhange zu ſeinem Werke de emendatione temporum geſammelt hat, mit denen des Beroſus macht es aber höchſt wahrſcheinlich, daß er, entweder wie Tuch vermuthet, aus letzterem, deſſen Zeitgenoſſe er geweſen zu ſein ſcheint, ſchöpfte, oder mittelbar oder unmittelbar aus ähnlichen einheimiſchen Quellen wie dieſer, uns alſo eine Faſſung dieſer Sage überliefert hat, wie ſie in Babylon ſelbſt ſich vorfand. Findet ſich aber eine Sage an dem Orte, welchen ſie betrifft, ſo iſt es ſchon an und für ſich höchſt wahrſcheinlich, daß ſie hier auch ihren Urſprung gehabt habe — daß alſo nicht etwa in dieſer Thurmſage eine urſprünglich jüdiſche zu erkennen ſei, welche die Juden aus ihrer Heimath nach Babylon verſchleppt und während ihres Exils dort verbreitet hätten. Wie mir ſcheint, wird dieß zu vollſtändiger Gewißheit erhoben durch die Inſchrift, welche ſich in den Trümmern derjenigen babyloniſchen Ruine gefunden hat, die den meiſten

---

[1]) Ebdſ. *Τέως δὲ ὄντας ὁμογλώσσους ἐκ θεῶν πολύφροον φωνὴν ἐνείκασθαι.*

ja wohl einzig den Anſpruch darauf machen kann, Ueberreſt des babyloniſchen Thurmes zu ſein. Wie man auch im Einzelnen über die bisher aufgeſtellten Erklärungen der babyloniſchen Keilinſchriften denken mag, ſo wird man doch zugeſtehen müſſen, daß die wiſſenſchaftliche Behandlung durch die geiſtvollen und ſcharfſinnigen Forſcher, welche ihr den größten Theil ihrer Zeit gewidmet haben, ſo weit gediehen iſt, daß nicht wenige Reſultate derſelben volles Vertrauen verdienen.

Die Inſchrift, auf welche ich mich hier beziehe — es iſt die der Thoncylinder, welche in den Ruinen des Birs Nimrud gefunden ſind — iſt von Oppert[1]), Rawlinſon[2]) und Talbot[3]) behandelt und zwar wie deren herb ausgedrückte Anſprüche auf Priorität an den in den Anmerkungen angezeigten Stellen darthun, ziemlich ja faſt ganz unabhängig von einander. Es iſt bei den großen Schwierigkeiten, mit welchen die Erklärung der babyloniſchen Keilinſchriften verknüpft iſt, nicht zu verwundern, daß die Forſcher auch bei dieſer Inſchrift ſtark von einander abweichen; um ſo mehr Vertrauen verdienen aber die Erklärungen, in welchen alle drei mit einander übereinſtimmen und dieſes iſt der Fall in Bezug auf die Stelle, welche für uns von Wichtigkeit iſt. Oppert überſetzt ſie an dem zuletzt angeführten Orte (S. 213) folgendermaßen[4]): Nous disons, pour l'autre, qui est cet *édifice*-ci, le temple *des sept lumières* de la terre, et auquel remonte le plus ancien souvenir de *Borsippa; un roi antique le bâtit* (on compte de là quarante-deux vies humaines),

---

[1]) Im Journal asiatique. Paris 1857. T. IX., S. 497 ff. und X., 503; vgl. 1860, T. XV. 445, ſo wie Expédition scientifique en Mésopotamie. T. I. pag. 212 ff. Par. 1863.

[2]) Im Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. T. XVIII. p. 1 ff. 1861 (aber ſchon 1855 in der Sitzung dieſer Geſellſchaft vorgetragen).

[3]) Ebdſ. p. 35 ff.

[4]) Die Uebereinſtimmungen der drei Ueberſetzer habe ich durch Curſivſchrift bezeichnet.

mais il n'en éleva pas le faîte. Les hommes l'avaient abandonné depuis le jour du déluge, en désordre proférant leurs paroles. Le tremblement de terre et le tonnerre avaient ébranlé *la brique crue*, avaient fendu la brique cuite des revêtements; la brique crue des massifs s'était eboulée *en formant des collines. Le grand Dieu Mérodach a engagé mon coeur à le rebâtir.* Je n'en ai pas changé *l'emplacement*, je n'en ai pas altéré *les fondations.* Dans *le mois* du salut, *au jour* heureux, j'ai percé par des arcades *la brique* crue des massifs et la brique cuite des revêtements. J'ai ajusté les campes circulaires; j'ai inscrit la gloire de mon nom dans la frise des arcades. J'ai mis la main à reconstruire la tour et à en élever le *faîte: comme jadis* elle dut être, *ainsi je l'ai refondue et rebâtie; comme elle* dut être *dans les temps éloignés, ainsi j'en ai élevé le sommet.*

Bei Rawlinſon S. 31 lautet die Ueberſetzung: Now the *building* named 'the Stages *of the seven Spheres*' which was the tower of *Borsippa, had been built by a former king.* He had completed forty two cubits (of the height), *but he did not finish its head;* from the lapse of time it had become ruined; they had nod taken care of the exits of the waters, so the rain and wet had penetrated into the *brickwork;* the casing of burnt brick had bulged out and the terraces of crude brick lay scattered *in heaps;* then (*Merodach*) *my great Lord inclined my heart to repair the building.* I did not change its *site,* nor did I destroy its *foundation platform;* but, in a fortunate *month* and upon *an auspicious day*, I undertook the rebuilding of the crude *brick* terraces and the burnt brick casing (of the temple). I strengthened its foundation, and I placed a titular record in the part that I had rebuilt. I set my hand to build it up and to finish its *summit. As it had been in ancient*

times, so I built up its structure; as it had been in former times, so I exalted its head.

Talbot überſetzt a. a. O. S. 41 folgendermaßen: And by his favour also, I rebuilt the *temple of the Seven Spheres*, which is the Tower of *Borsippa*, *which a former king had built* and had raised it to the height of 42 cubits, *but had not completed its* crown or summit. From extreme old age it had crumbled down. The watercourses which once drained it had been entirely neglected. From their own weight its *bricks* had fallen down: the finer slabs which cased the brickwork were all split and rent, and the bricks which had formed its mound lay scattered in *ruins*. Then *the Great Lord Marduk moved my heart to complete this temple*; for its *site*, or *foundation*, had not been disturbed, and its timibel or sacred foundation stone, had not been destroyed. In the *month* Shalmi, on *a festival day*, I replaced and renewed both the *bricks* of its mound and the finer slabs of its revêtement. Then I firmly fixed up its mikitta and I placed upon its new crown the sculptured inscription of my name. For its summit and its upper story I made.... *like the old ones. I rebuilt entirely* this upper portion and *I made its crown or summit* as it had been plann'd in former days.

Nebukadnezar, welche dieſe Inſchriften abfaſſen und ſetzen ließ, meldet demnach, daß ein alter König das Werk, welches als Thurm von Babel berühmt iſt, begonnen und bis zu einer bedeutenden Höhe geführt, aber nicht vollendet hatte, daß es bis auf ſeine eigne Zeit in Trümmern lag, daß er ſelbſt es wieder hergeſtellt und vollendet habe. Und dieſe Angabe findet in den Trümmern ſelbſt, welche entſchieden zwei Perioden, vielleicht ſogar dreien angehören, bekanntlich ihre Beſtätigung. War aber in einer ſo großen, reichen und mächtigen Stadt, wie Babylon, in welcher wegen ihrer eigenthümlichen Lage und großen Handels

eine Menge Menſchen zuſammentrafen, die den verſchiedenſten Sprachen und Sprachſtämmen angehörten (den ſemitiſchen, indogermaniſchen, ägyptiſchen, afrikaniſchen, ſcythiſchen und wohl noch andern), ſeit langer Zeit ein ſolcher rieſiger Trümmerberg vorhanden, ſo mochte er leicht in Verbindung mit jenem ununterbrochenen Sprachenwirrwarr und andern Umſtänden, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde, zur Bildung der Sage veranlaſſen, welche uns in der Bibel und bei heidniſchen Schriftſtellern entgegentritt.

Nach allem dieſen werden wir keinen Zweifel hegen dürfen, daß die Sage in Babylon entſtand, und ſich bei der hohen centralen Stellung, welche dieſes Reich einſt für alle Länder zwiſchen dem Mittelmeer, dem Indus, der ſcythiſchen Steppe und den afrikaniſchen Wüſten einnahm, auch den Juden, ſpeciell dem Verfaſſer des augenſcheinlich nicht zum urſprünglichen Beſtand der Geneſis gehörigen, ſondern erſt ſpäter gewiſſermaßen als Excurs zu I. 10, 25 eingeſchobenen[1]) elften Capitels derſelben bekannt wurde; daß dieſer ſchwerlich in Babylon ſelbſt lebte, folgt, wie Grotefend richtig hervorhebt[2]), aus der etymologiſchen Erklärung dieſes Stadtnamens, die an Ort und Stelle, wo man die Bedeutung dieſes Namens in vielen Inſchriften vor Augen ſah, nicht in Ernſt gegeben werden konnte.

Warum der Verfaſſer dieſes Capitels der Sage diejenige Faſſung gab, welche, wie geſagt, bei jedem Unbefangenen Anſtoß

---

[1]) Abgeſehen von anderen Gründen erwäge man nur das ſonderbare Verhältniß, in welches dieſe Sage zur bibliſchen Chronologie tritt. Nach I. 10, 25 fand die hier mit der Sprachverwirrung verbundene Zerſtreuung der Menſchen zur Zeit Pelegs Statt, welchem ein Alter von 239 Jahren gegeben wird. Dieſen überlebt aber Noah noch um 10 Jahr, ſo daß die Sprachverwirrung noch in die Lebenszeit des Vaters der regenerirten Menſchheit fällt und dieſer ſich mit ſeinen eignen Nachkommen nicht mehr hätte verſtändigen können.

[2]) In der 'Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft'. VIII, 790.

erregen muß, läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit erkennen; doch liegt das unſrer Aufgabe zu fern. Für uns genügt es, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß wir ſie für eine urſprünglich babyloniſche anzuſehen haben. Damit erhalten wir einen Maßſtab für die Beurtheilung des Einfluſſes auf die Entwickelung, die Forſchungen und Reſultate der Sprachwiſſenſchaft, welchen man für ſie lange Zeit in Anſpruch genommen hat und von vielen Seiten her ſelbſt jetzt noch in Anſpruch nimmt.

Daß in den großen Weltmonarchien der nach vielen Richtungen hin hochcultivirten Aſſyrier, Babylonier, Meder, Perſer, ſo wie in dem noch früher beginnenden Reich der Aegypter, welche ſo viele verſchiedenſprachige Völker umfaßten und mit vielen andern in kriegeriſche und friedliche Berührung kamen, mancherlei Veranlaſſungen exiſtirten, ſich mit Sprachen zu beſchäftigen und darauf bezügliche Fragen zu erwägen und zu erörtern, darf ſchon an und für ſich kaum bezweifelt werden. Spuren dieſer Thätigkeit ſind uns in ſehr werthvollen Reliquien des aſſyriſchen Alterthums erhalten, welche, von Layard entdeckt, im britiſchen Muſeum bewahrt werden. Es ſind dieß Ueberreſte einer aus Thontafeln beſtehenden Bibliothek, welche etwa aus der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts vor unſrer Zeitrechnung herrühren ſollen. Einige enthalten Syllabarien, welche zur Erklärung der ſehr complicirten aſſyriſchen Keilſchrift dienen, andre ſind gewiſſermaßen grammatiſchen und lexikaliſchen Inhalts, indem ſie Formen und Wörter der einen, mit Keilſchrift geſchriebenen Sprache, welche man gewöhnlich für ſcythiſch hält, durch entſprechende aſſyriſche erklären[1]). Proben dieſer Tafeln ſind mitgetheilt von Oppert in der Expédition en Mésopotamie[2]) und von Hincks[3]); voll-

[1]) vgl. insbeſondere Oppert in der Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft, X, 288.

[2]) Tome II. p. 53; 62; 96 vgl. 92.

[3]) Zeitſchr. d. D. m. G. X, 516 ff.

ſtändig werden ſie im 2. Bande der Cuneiform Inscriptions of Western Asia, prepared for publication by M. G. Rawlinson assisted by Edw. Norris veröffentlicht ſein[1]), welcher mir noch nicht zugänglich iſt.

Die Sage über das Verfahren, durch welches der ägyptiſche König Pſammitich herausgebracht haben ſoll, daß die Phrygier das älteſte Volk ſeien[2]), würde kaum zu erwähnen ſein, wenn ſie nicht einerſeits durch die ihr zu Grunde liegende Anſchauung über die Entſtehung der Sprache eine gewiſſe Bedeutung erhielte, andrerſeits ein Moment überliefert hätte, welches mit dazu dient, den indogermaniſchen Charakter der phrygiſchen Sprache feſtzuſtellen. Er ließ zwei eben geborne Kinder ſo aufziehen, daß ihnen kein menſchlicher Ton zu Ohren kam; nach zwei Jahren empfingen ſie ihren Ernährer mit dem Worte *βεκός* und als der König erfährt, daß die Phrygier mit dieſem Worte 'Brod' bezeichnen, hält er ſich überzeugt, daß dieſe die erſten Menſchen ſeien. Die Grundlage dieſer Sage bildet augenſcheinlich der Gedanke einer urſprünglich ſo ſtricten Naturnothwendigkeit der menſchlichen Sprache, daß ſie — wenn alle hiſtoriſchen Einflüſſe fern gehalten werden — in den dazu befähigten ganz in derſelben Weiſe entſtehen müſſe, wie ſie bei den erſten, von keiner exiſtirenden Sprache beeinflußten, Menſchen entſtand. Dieſelbe Anſchauung tritt auch bei den Buddhiſten hervor, welche die Sprache von Magadha in Indien, ihr heiliges Pâli, in welchem die buddhiſtiſchen Schriften abgefaßt ſind, für die Urſprache erklären und behaupten, daß ein Kind, welches die Sprache ſeiner Eltern nicht höre, oder eine Perſon, die in einem unbewohnten Walde lebe, wo ſie keine Sprache hört, jenes zuerſt, dieſe überhaupt, Mâgadhî

---

[1]) Journal of the Royal Asiatic Society of Gr. Br. a. Jr. 1860. T. XVII, Proceedings 14 May 1859, p. IX.

[2]) erzählt von Herodot, II. 2.

ſprechen würde[1]). Was aber das phrygiſche Wort *βεκός* betrifft, an deſſen Richtigkeit und richtig angegebner Bedeutung doch wohl kaum zu zweifeln, ſo ſchließt es ſich eng an das ſanſkritiſche **bhaj* (in *bhakta*, d. i *bhaj* + *ta* *gekocht und 'Speiſe' und **bhâjaya* 'kochen'), welchem nordiſch *baka* angelſ. *bacan*, ahd. bachan (eigentlich der Lautverſchiebung entſprechender mit *p* in pachanne und vielen andren bei Graff Althochdeutſcher Sprachſchatz III, 24), griechiſch *φώγειν* entſprechen, und bildet ſo ein Beweismittel für die Verbindung des Phrygiſchen mit dem Indogermaniſchen Sprachſtamm.

II.

Indiſche Sprachwiſſenſchaft.

Die erſte, wahrhaft ſprachwiſſenſchaftliche, Geiſtesthätigkeit, tritt uns bei einem Volke indogermaniſchen Stammes entgegen, dieſes Stammes, welcher mit den mannigfaltigſten und tiefſten Anlagen ausgeſtattet, in ſeinen vier Hauptzweigen: dem indiſchen, griechiſchen, römiſchen und germaniſchen, alle Triebe des Geiſteslebens, vor allem Kunſt und Wiſſenſchaft, in einer Weiſe entwickelt und entfaltet hat, welche alles überragt, was, ſoweit uns bekannt, die geſammte übrige Menſchheit verſucht hat.

In Bezug auf Sprachwiſſenſchaft ſind es die Inder, — ein Volk, welches wohl an Kunſtverſtand den Griechen, an ethiſcher Kraft den Germanen, aber keinem, weder der verwandten noch fremdſtämmigen Völker an Tiefſinn und ſchöpferiſchem Geiſt nachſteht — welche ſchon im graueſten Alterthum ſie nicht etwa anbahnten, ſondern eine Hauptſeite derſelben — die wiſſenſchaftliche Behandlung einer Einzelſprache — bis zu einer Vollendung führten, die das Staunen und die Bewunderung aller derer erregt, welche

[1]) Alwis an Introduction to Kachchàyana's Grammar of the Pàli language p. CVII. CVIII. Colombo 1863.

genauer damit bekannt ſind, die ſelbſt jetzt noch nicht allein unübertroffen, ſondern ſelbſt noch unerreicht daſteht, die in vielen Beziehungen als Muſter für ähnliche Thätigkeiten betrachtet werden darf, die durch ihre Methode und Reſultate vorzugsweiſe, ja faſt allein es möglich machte, daß die moderne Sprachwiſſenſchaft mit dem Erfolg, den man ihr allgemein zuerkennt, ihre Aufgabe aufnehmen und ihrem Ziele entgegen zu führen vermochte.

Die Einführung des Sanſkrits in die europäiſche Wiſſenſchaft und zwar, wenn auch nicht ſogleich unmittelbar, in der grammatiſchen Darſtellung, welche es den Arbeiten der großen indiſchen Grammatiker verdankt, war es weſentlich, welche die epochemachende Umwandlung herbeiführte, mit welcher eine wahre Sprachwiſſenſchaft erſt ihren eigentlichen Anfang nahm. So ſchließt ſich die allerneuſte Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft aufs allerengſte an die uns bekannte älteſte und Geiſtesthätigkeiten, welche durch einen Zwiſchenraum von mehr als zwei Jahrtauſenden von einander getrennt ſind, treten ſo nahe zuſammen, als ob ſie ſich unmittelbar zuſammenſchlößen.

Aus den Reſultaten der ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit der Inder, wie ſie in ihrer Darſtellung des Sanſkrits vorlag, ließ ſich mit Beſtimmtheit ihre Methode erkennen; dieſe fand um ſo raſcheren Eingang, da ſie der Geiſtesrichtung innig verwandt iſt, welche vorwaltend ſeit dem Anfang unſres Jahrhunderts auch in den übrigen Wiſſenſchaften mit ſtets ſteigender Macht ſich geltend machte.

Es iſt dieß die naturwiſſenſchaftliche, diejenige, welche einen Gegenſtand aus ſich ſelbſt, insbeſondre vermittelſt Zerlegung deſſelben in ſeine Elemente, zu erkennen ſucht. Dieſe Methode betrachtet die Sprache wie eine Naturerſcheinung, deren Weſen ſie durch Zerlegung in ihre Beſtandtheile und Erkenntniß der Funktionen derſelben zu ergründen ſtrebt. Die Sprache iſt für ſie das Gegebne, von ihr aus ſucht ſie die Art und Weiſe zu

erkennen, wie ſie ihren Inhalt ſich vorſtellt und geſtaltet; von der Sprache aus dringt ſie zu dem gedanklichen, oder überhaupt geiſtigen, pſychiſchen Hintergrund, auf dem ſie ruht, aus dem ſie ſich geſtaltet, abgelöſt, verſelbſtſtändigt hat. Sie bewegt ſich gewiſſermaßen von außen nach innen; vermittelſt der Körperformen ſucht ſie den Geiſt zu ergründen, der dieſe geſchaffen, geſtaltet hat.

Einen reinen Gegenſatz zu ihr bildet die philoſophiſche Betrachtung der Sprache, als deren uns bekannte Schöpfer wir die Griechen zu betrachten haben.

Während jene — die naturwiſſenſchaftliche — die Sprache an ſich und durch ſich und auf dieſem Wege den in ihr waltenden beſonderen Geiſt, den Sprachgeiſt, zu erkennen ſucht, geht dieſe — die philoſophiſche — vom Gedanken, vom Geiſt, überhaupt aus, und ſucht zu ergründen, wie er ſich in der Sprache einen lautlichen Körper bildet, geht alſo im Gegenſatz zu jener, die von außen nach innen bringt, gewiſſermaßen von innen nach außen. Während jene ihre Aufmerkſamkeit vorwaltend, ja faſt einzig auf die ſorgfältigſte und minutiöſeſte Erforſchung der ſprachlichen Thatſachen und ihres begrifflichen Werthes richtet, ſucht dieſe zu erklären, warum der Gedanke grade dieſe Verkörperung annimmt; mit einem Worte, wenn jene frägt: *was* iſt die Sprache, frägt dieſe: *warum* iſt ſie ſo oder das, was ſie iſt; wenn jene die Natur der Erſcheinung zu erforſchen ſucht, richtet dieſe ihre Forſchung auf die Gründe derſelben. Wenn dieſe an Tiefe ihres Beſtrebens augenſcheinlich jene überragt, ſo hat jene dafür die Sicherheit einer feſten, gewiſſermaßen handgreiflichen Unterlage voraus; eben ſo die Fähigkeit ſich unabhängig von der philoſophiſchen Richtung zu entwickeln, ja ihre Aufgabe ganz zu erfüllen, während dieſe, ſobald ſie ſicher gehen will, ehe ſie nach den Gründen zu fragen befugt iſt, den Gegenſtand ſelbſt erkannt haben muß, alſo der naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſſe als Grundlage bedarf.

Erwähnen wir neben dieſen beiden überlieferten Methoden

noch derjenigen, welche weſentlich der germaniſche Geiſt und zwar erſt in jüngſter Zeit geſchaffen, die geſchichtliche und vergleichende, jene unabhängig faſt ganz ſelbſtſtändig, dieſe mehr im Anſchluß an die naturwiſſenſchaftliche, ſo haben wir damit ſchon hier die vier Grundſäulen bezeichnet, auf denen die neuere Sprachwiſſenſchaft ihr Gebäude zu errichten begonnen hat.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß mit dieſer ethnographiſchen und chronologiſchen Scheidung der ſprachwiſſenſchaftlichen Methoden nur der hervorſtechende Charakter der ſo geſchiedenen ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit angedeutet werden ſoll. Ganz getrennt treten ſie zu keiner der Zeiten hervor, welche wir zu überſchauen vermögen. Selbſt die jüngſt geſchaffene — die vergleichende — macht ſich ſchon in einzelnen Fällen wenigſtens in dialektiſchen Vergleichungen bei den Indern und in ſprachlichen — des Griechiſchen und Lateiniſchen — in keineswegs geringem Umfang bei den Griechen und insbeſondere den Römern geltend.

Außerdem iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß, wie ſchon nach dem allgemeinen Entwickelungsgang der Wiſſenſchaften zu vermuthen ſteht, auch in Indien der naturwiſſenſchaftlichen Richtung eine mehr philoſophiſche vorherging oder zugeſellt war, die ſich aber ſpäter von ihr trennte und in die eigentlich philoſophiſchen und ſpeculativen Erzeugniſſe des indiſchen Geiſtes aufgenommen ward. Bei der Dunkelheit, in welche bis jetzt die Geſchichte der indiſchen Geiſtesentwickelung überhaupt und ihrer Wiſſenſchaften insbeſondere gehüllt iſt, iſt es noch nicht möglich, dieſe Frage zu entſcheiden; auch dürfen wir uns eines näheren Eingehens in dieſelbe und die bis jetzt veröffentlichten ſpärlichen Mittheilungen aus dem Gebiet ihrer ſprachphiloſophiſchen und ſpeculativen Anſchauungen um ſo mehr enthalten, als dieſe, wenigſtens bis jetzt, auf die Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft nicht von Einfluß geweſen zu ſein ſcheinen, überhaupt die großen Verdienſte, welche ſich die Inder um dieſe erworben haben, ſicherlich nicht in dieſer Richtung liegen.

Es iſt keinem Zweifel zu unterwerfen, daß die naturwiſſenſchaftliche Ergründung des Sanſkrit, die weſentlich vollendete Erforſchung ſeines formativen Charakters einen ſehr weſentlichen Vorſchub in der faſt kryſtallklaren Durchſichtigkeit dieſer Sprache fand — wie denn die großen Verdienſte der griechiſchen Grammatiker, um die Syntax insbeſondere, in keinem geringen Grade dem reichentwickelten Satzbau ihrer Sprache verdankt werden — in beiden Fällen jedoch iſt es in erſter Linie der tiefe wiſſenſchaftliche Geiſt, der beide Völker beherrſchte, die Schärfe, Tiefe und Fülle der Gedanken, welche bei beiden hervortritt, und bei den Indern ſpeciell eine ganz beſondere Richtung auf, und Anlage für die Auffaſſung und Durchforſchung ſprachlicher Erſcheinungen, durch welche ſie ſich in Bezug auf die begriffliche und faſt noch mehr die lautliche Seite der Sprache ſeit den älteſten Zeiten, ja ſelbſt heute noch, auszeichnen, denen die großartigen Ergebniſſe, zu welchen ſie in dieſer Wiſſenſchaft gelangt ſind, vorzugsweiſe zuzuſchreiben ſind.

Angedeutet wird dieſe Richtung der Inder gewiſſermaßen ſchon durch die tiefe Ehrfurcht vor der Allmacht des Wortes, der Rede, des Liedes, des Gebets, welche in denjenigen dichteriſchen Geiſteserzeugniſſen lebt, die — wenigſtens zu einem, wahrſcheinlich beträchtlichen Theile — die älteſten, bis auf uns gekommenen, literariſchen Denkmäler nicht bloß des Sanſkritvolkes, der indiſchen Arier bilden, ſondern überhaupt des ganzen indogermaniſchen Stammes, ja höchſt wahrſcheinlich der geſammten Menſchheit. Es ſind dieß die Lieder, welche den Haupt- und, wahrſcheinlich nur mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, älteſten Theil der heiligen Schriften der Inder ausmachen und, im Rigveda insbeſondere geſammelt, wohl drei Jahrtauſende hindurch in Indien mit anerkennenswerther Treue bewahrt ſind.

Wie die ganze indiſche Religion ihre Grundlage in Naturerſcheinungen hat, ſo ging auch die Verehrung des Wortes, im Sanſkrit vâtsch (Nominativ Singularis vâk, lateiniſch vox), von

der gewaltigen Stimme der Natur, dem Donner aus. Als ſolcher tritt vâtsch, die Stimme κατ' ἐξοχήν, in dieſen Liedern nicht ſelten hervor, unter andern in VIII. 89. 10, wo ſie 'die Königin der Götter' genannt wird, die, wenn ſie ſpricht (d. h. donnert), aus allen vier Weltgegenden Stärkung und Waſſerfluthen (den Gewitterregen) melkt'; im folgenden Vers aber iſt ſie dann 'die Göttin vâtsch, welche von den Göttern gezeugt iſt und von den Thieren in allen Geſtalten geſprochen wird', d. h. die Naturſtimme, die an ſämmtliche Geſchöpfe vertheilt iſt, welche fähig ſind, einen Laut von ſich zu geben, eine Anſicht, welche in dieſen Liedern mehrfach wiederkehrt[1]). Weiter wird ſie dann in demſelben Verſe gebeten, 'nachdem ſie ſchön geprieſen, ſich zu nahen, eine Kuh, Labe und Stärkung milchend'! Kuh wird ſie hier und auch ſonſt[2]) als milchende Donnerſtimme genannt, indem das Brüllen des Donners mit dem einer Kuh, der dieſem folgende Regen mit Milch verglichen wird. In andern Stellen erſcheint ſie ſchon als ſelbſtſtändige höchſte Göttin, völlig abgelöſt von der Naturerſcheinung, welcher ſie urſprünglich ihre Perſonification verdankte. So insbeſondere X, 125, in einem Hymnus, welcher ihr ſelbſt zugeſchrieben wird und außer dem Namen ihres Vaters Ambhrina, in welchem das Petersburger Wörterbuch mit Recht eine Erinnerung an die Donnerwolke ſieht[3]), aus welcher

---

[1]) vgl. z. B. Rigveda X. 71, 3. — 125, 3.

[2]) z. B. VIII, 90, 16.

[3]) Auch vergleicht es richtig ὄμβριμος, ὄβριμος, welches in ὀβριμοπάτρη 'die Donnerwolke zum Vater hebend' als Beiſatz der Athene — der Göttin des Blitzes, dann der Weisheit (vgl. meinen Aufſatz über Tritonid Athana in 'Nachrichten von der Geſ. d. Wiſſ. in Göttingen', 1868. S. 36 ff. und beſonders abgedruckt) — erſcheint. An die eigentliche Bedeutung 'Donnerwolke' ſchließt ſich ſſkr. ambhrina als Bezeichnung der Kufen, vermittelſt deren der heilige Somatrank bereitet wird, dieſer irdiſche Reflex des himmliſchen Soma, des Regens, welcher in der Donnerwolke gebraut, alles Leben geſtaltet.

die Donnerſtimme hervorbricht, kaum mehr an dieſe Beſchränkung ihrer Bedeutung erinnert. Hier ſagt ſie von ſich:

'Ich wandle mit den Vaſu's, mit den Rudra's, mit den Aditja's und mit allen Göttern; ich trage beide: Varuna und Mitra, Indra und Agni, trage beide Aſwin's [1]). Den Somatrank, den ſchäumenden, ich trag ihn und auch den Twaſchtar, Puſchan und den Bhaga [1]). Ich ſchenke Schätze dem der Opfer hat gebracht, dem frommen Opfrer, welcher Soma preßt. Ich bin die Kön'gin, Spenderin der Güter, die wiſſende, bin der ehrwürd'gen erſte; vielfach vertheilt, an vielen Orten weilend, vieles durchdringend machten mich die Götter. Wer Einſicht hat, der ſpeiſet durch mich Speiſe; wer athmet, wenn er höret, was ich ſage. Die mein nicht achten, ſolche gehn zu Grunde; hör! höret! ich künde dir zuverläß'ges. Ich ſelber wahrlich, ſelber ſprech ich dieſes, was anerkannt bei Göttern und bei Menſchen. Jedweden, den ich liebe, mach' ich furchtbar, ihn zum Brahmanen, Dichter und zum Weiſen. Ich ſpanne in dem Rudra ſeinen Bogen, daß mit dem Pfeil den Brahmaſeind er tödte. Ich bin's die für das Volk die Schlachten kämpfet und ich durchdring den Himmel und die Erde. Auf ſeinem Haupt [2]) erzeuge ich den Vater [3]); im Meere iſt, den Waſſern [4]), mein Geburtsort. Von da verbreit ich mich durch alle Weſen; mit meinem Leib berühr ich dort den Himmel. Dem Winde gleichend wahrlich ſtürm' ich vorwärts, mit Macht erfaſſend ſämmtliche Geſchöpfe. Weit ob dem Himmel weit hier ob der Erde bin ich ſo groß an Majeſtät geworden'.

Dieſe ehrfurchtsvolle Auffaſſung der gewaltigen Macht des

---

[1]) Die niederen und höheren Götter des indiſchen Olymp.

[2]) d. i. auf der Höhe des Himmels.

[3]) Den Donner ambhrina, ὀμβριμο, den Vater der Stimme (der ὀβριμοπάτρη).

[4]) d. i. in den himmliſchen, der Atmoſphäre, wo der Donner erſchallt.

Worts — auf welchem, als Träger des Lobgeſangs und des Gebets, wie wir ſogleich noch deutlicher ſehen werden, nach indiſcher Anſchauung, alles Heil beruht — erklärt es, wie in nachfolgender Zeit, vâtsch für das Ewige, Erſte (ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος 'im Anfang war das Wort') genommen und mit dem höchſten Brahman identificirt ward[1]), wie vâtschás páti 'der Gebieter des Worts' ſchon im Veda (IX. 101. 5) mit der allnährenden Kraft, dem Soma, identificirt und als der bezeichnet wird, 'welcher über alles mit Macht gebietet', in einer, mir nur aus Pânini (VIII. 3. 53) bekannten Vedenſtelle viçvakarman 'der Schöpfer von allem' genannt wird[2]).

Häufiger noch als vâtsch erſcheint in den Veden die als Göttin perſonificirte Rede unter dem Namen Sarasvatî 'die Flußbegabte', ſo bezeichnet nach der Schönheit einer nicht ſtockenden, ſondern leicht und ununterbrochen gleichſam vom Munde fließenden Rede. Auf derſelben Anſchauung beruht das griechiſche Wort ῥυ-θμός 'Fluß', dann 'Ebenmaß' der Rede. Die Sarasvatî ſpendet Reichthum durch die Schöpfungen des Gedankens (Rigveda I. 3. 10), ſie trägt das Opfer (ebdſ. 11), macht hell alle Erzeugniſſe des Gedankens (12), bringt den Gedanken zur Vollendung (II. 3. 8), beſchenkt den Leſer der Lieder, welche den Soma feiern, mit Milch, Butter, Honig und Waſſer (IX. 67. 32) und wird Göttin genannt (I. 13. 9) u. ſ. w.

Aber nicht bloß das Wort überhaupt und die fließende Rede verehrt der vediſche Dichter als Gottheiten, ſondern auch die Schöpfungen derſelben ſind ihm heilig und er ſchreibt ihnen eine Macht zu, welche der göttlichen in Nichts nachſteht. Die Namen der Loblieder sushtuti 'ſchöner Preis' (Rigveda IV. 43. 1), manîshâ 'Gedanke' und deſſen Product 'Lied, Gebet'

---

[1]) ſiehe Muir Sanskrit Texts III. 108.

[2]) vgl. auch Sâmaveda II. 5. 2. 5. 6, wo der Rigveda (IX. 27. 5) abweicht.

(VII. 34. 1), dhî 'Gedanke, Andacht, Gebet' (III. 18. 3; VII. 34. 9; VIII. 27. 13; IX. 176. 2) erhalten unter andern glänzenden Beisätzen auch das Attribut deva 'göttlich'. Die fast am häufigsten vorkommende Bezeichnung des Liedes mati eigentlich ebenfalls 'das Denken, Gedanke' hat die erhabensten Epitheta, z. B. svaryu 'himmelstrebend' (Rigveda X. 43. 1), aber, so viel ich bemerken konnte, nicht den Beisatz 'göttlich', was um so auffallender, da sie im griechischen Reflex ihrer organischen Form *Μοῦσα*[1]) zur Gottheit der Dichtkunst personificirt ist, jedoch auch in ihrer ursprünglicheren Bedeutung 'Lied' gebraucht wird.

Den Liedern, welche uns im Rigveda erhalten sind, wird überaus oft nachgerühmt, daß sie die Götter stärken (z. B. I. 11. 1; 52. 7), deren Kraft vermehren (VII. 33. 4); durch diese und die Opfer werden sie befähigt, ihre Thaten zum Heil der Welt zu verrichten (V. 31. 4 und sonst). Sie eilen zu den Göttern (I. 25. 16) und rufen sie herbei; stimmen sie zu Gnade, Vergebung der Sünden (I. 25. 3 und sonst). Ohne sie erreicht kein Opfer seinen Zweck (I. 18. 7). Die Sänger bewegen die

---

[1]) Beide Formen beruhen nämlich auf ursprünglichem man-tyâ (von man 'denken'), welches fast am treuesten im lateinischen ment für men-ti bewahrt ist; antyâ wird sskr. atî, und mit Verkürzung des Auslauts ati (vgl. yuvati für und neben yuvatî u. aa.) und griechisch *ουσα* z. B. organisch yantyâ (Feminin des Ptcp. Präs. von i 'gehen') sskr. yatî, griechisch *ἰοῦσα*. Die Erhebung des im Sanskrit appellativ gebrauchten Wortes zum Eigennamen einer Göttin hat mehrere Analogien, z. B. mahî (für organisch mahyâ) im Sanskrit eigentlich 'die große', und urvî (für varvyâ) 'die breite', welche als Substantive die appellativische Bedeutung 'Erde' haben, sind im Griechischen, in der Gestalt *Μαῖα Ῥεῖα* (für *Μαhια ϝαρεϝια* vgl. *εὐρεῖα*) die Göttinnen der Erde geworden. Die Identität von sskr. mati und *Μοῦσα* zeigt, daß jenes Wort schon vor der Sprachtrennung aus seiner etymologischen in diese ihm scheinbar so fern liegende Bedeutung übergegangen war. Dieß ist aber sogar mit einem Worte der Fall, dessen etymologische Bedeutung noch viel allgemeiner ist; sskr. sumná, eigentlich nur 'angenehmes', bedeutet im Sanskrit und in seinem griechischen Reflex *ὕμνο* 'Loblied der Götter'. Wir können daraus schließen, daß die Abfassung von Lobliedern auf die Götter schon in der ältesten indogermanischen Zeit nichts seltenes war.

Götter den Opfern Erfolg zu verſchaffen (VIII. 6. 3). Wenn das Lied ihnen gefällt, bezeugen ſie es durch Spenden (I. 48. 14), machen den Dichter durch die Wirkſamkeit ſeiner Lieder berühmt (I. 31. 8), thun was er begehrt (I. 30. 15). Durch die Lieder der Angiraſiden bewogen, hat Indra vermittelſt der Morgenröthe, der Sonne und ihrer Strahlen die Finſterniß zerſpalten, die Fläche der Erde ausgebreitet und des Himmels Luftreich befeſtigt (I. 62. 5), ſo daß der Macht der Lieder die geſammte Schöpfung verdankt wird. Auf den Ruf der Kanviden erſcheint die Morgenröthe (I. 49. 4). Wenn Uçanas' Lieder Indra's Gefallen erregen, dann entſendet er die Wolke zum Regnen, zerſchmettert die Burgen des Dämons der Dürre (I. 51. 11), d. h. die Wolkenmaſſen, welche auf den Bergen lagern, ohne ſich ihrer alles ernährenden und erhaltenden Bürde zu entledigen, ſo daß alſo das Lied auch gewiſſermaßen die Welt erhält. Durch ihre Lieder und Opfer bewirken die hervorragenden Sänger und Prieſter, daß die Götter zu ihnen eilen, ohne ſich um andre zu kümmern, welche ſie ebenfalls preiſen[1]). So wie Indra in der Schlacht des Vaſiſchtha Lobſang hört, ſchafft er dem Stamme, deſſen geiſtlicher Führer dieſer Dichter iſt, weiten Raum, d. h. treibt ſeine Feinde in die Flucht (VII. 33. 5). Der geiſtliche Führer der Gegner dieſes Stammes, der Dichter Viçvamitra, bewirkt durch ſein Lied, daß die Fluthen der Vipâç — des heutigen Beyah — und der Çutudrî — des heutigen Setledj — ſich ſenken und ſeinen Stamm unverletzt durchziehen laſſen (III. 33 durchweg, insbeſondre Vs. 5. 11. 12), ähnlich wie — jedoch in materieller und gröberer Auffaſſung — vor Moſes ausgeſtrecktem Stab das rothe Meer ſich ſpaltet und die Kinder Israels durchziehen läßt. Solche und ähnliche Gewalt wird den Liedern noch an vielen andern Stellen nachgerühmt und ihnen, gleichwie dem Himmel und der Erde, dem Feuer und

[1]) Rigveda V. 75. 7. VIII. 34. 10. — 55, 12. X. 89. 16 u. ſonſt.

den Sturmgöttern das Beiwort viçvaminva 'alles beherrſchend' ertheilt [1]).

Auch das Gebet brahman wird auf ähnliche Weiſe gefeiert; des Betenden Thätigkeit iſt zu einer Gottheit bráhmanas páti und bribás páti perſonificirt, welche aufs höchſte geehrt und mit den höchſten Kräften ausgeſtattet wird [2]). Die, welchen dieſe Lieder und Gebete zugeſchrieben werden, ſind gewiſſermaßen die vertrauten und geliebten Freunde der Götter. So entſendet Vaſiſchtha Gebete, um Indra wie eine Kuh zu melken [3]), d. h. um Wohlthaten von ihm zu gewinnen; wo die Kanviden ſingen, da trinken die Aſwin's ſtets den Somatrank [4]), d. h. die Opfer, bei denen die Kanviden Loblieder vortragen, werden von den Aſwin's nie verſchmäht.

Doch genug dieſer Anführungen! Was hier gegeben iſt, iſt verhältnißmäßig nur ſehr gering; Stellen ähnlichen Inhalts ließen ſich noch in großer Fülle aus den Veden beibringen. Doch ſchon dieß zeigt genügend, wie tief die Macht und der Zauber des Worts von den Indern und ihren Dichtern ſchon in älteſter Zeit gefühlt ward, wie hoch die Verehrung war, die ihm und ſeinen Erzeugniſſen gewidmet wurde. Dieſe Anſchauung überlebte nicht bloß die Zeit, in welcher die vediſchen Hymnen gedichtet wurden, ſondern wurde durch theoſophiſche, ſpeculative und abergläubiſche Richtungen immer mehr verſtärkt. Das Gebet, ſowohl als geſtaltetes, bráhman, im Neutrum, wie als Götter bewegendes und dadurch Leben und Heil gewährendes, brahmán, im Masculinum, wurde zum höchſten Princip des ganzen Weltlebens, zum höchſten Gott erhoben; das 'Wort', vâtsch, insbeſondre in

---

[1]) I. 61. 4.

[2]) vgl. die hieher gehörigen Stellen im Petersburger Wörterbuch unter bráhmanaspáti und bribáspáti.

[3]) Rigv. VII. 18. 4.

[4]) ebdſ. I. 47. 10.

ſeinem rhythmiſchen Fluß, sarasvatî, zu deſſen Gattin, ſogar ganz mit ihm identificirt[1]).

Ein Volk, welches eine ſo hohe Achtung und Ehrfurcht vor dem Worte und deſſen Schöpfungen zeigt, möchte ſchon allein dadurch vom Schickſal prädeſtinirt ſcheinen, auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft eine bedeutende Rolle zu ſpielen und es läßt ſich ſchwerlich verkennen, daß dieſe Gefühle auf die gewiſſenhafte, ernſte, tiefe und ehrfurchtsvolle Forſchung im Gebiete des Wortes, wie ſie uns in den grammatiſchen Werken der Inder entgegentritt, von keinem geringen Einfluß waren. Allein zwiſchen Begeiſterung für einen Gegenſtand und deſſen wiſſenſchaftlicher Behandlung liegt eine Kluft, deren Ueberbrückung nicht ſelten erſt äußerlich hinzutretenden Momenten verdankt wird.

In der That waren es wohl unzweifelhaft dieſe alten Lieder, welche die erſte Veranlaſſung zu der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung gaben, keineswegs aber, wenigſtens nicht unmittelbar, durch die in ihnen ausgeprägte Verehrung des Wortes, ſondern durch Umſtände, die an und für ſich weit entfernt ſprachwiſſenſchaftliche Erkenntniß zu begünſtigen, vielmehr des ganzen Muths, der Kraft, Ausdauer und Energie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes bedurften, um überwunden und der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung dienſtbar gemacht zu werden.

Jene zum größeren, wahrſcheinlich größten, Theil im höchſten Alterthum und, mit wenigen Ausnahmen, zu religiöſen Zwecken gedichteten Lieder ſtiegen, insbeſondre wegen ihres religiöſen Gebrauchs, zu immer höherem Anſehn und größerer Heiligkeit. Allein weder dieſes Anſehn, noch dieſe Heiligkeit konnte es verhindern, daß ſie den folgenden Geſchlechtern immer unverſtändlicher wurden. Daß dieß der Fall war, wird vollſtändig erwieſen zunächſt durch die irrigen, ſchwankenden und verſchiedenartigen

[1]) vgl. Ballantyne, Christianity contrastad with Hindu philosophy, London 1859. p. 193.

Auffaſſungen in Bezug auf Form und Bedeutung vediſcher Wörter, welche uns ſelbſt noch in der Zeit begegnen, wo die indiſchen Grammatiker für das Verſtändniß der heiligen Schriften ſchon ſo viel gethan hatten[1]). Ferner aber auch durch die ganze Art und Weiſe, wie von den älteſten uns bekannten Zeiten an das Verſtändniß dieſer Lieder verſucht wird, wieder erweckt zu werden; denn die etymologiſche Erklärung ſpielt darin eine ſo entſcheidende Rolle, daß man deutlich ſieht: ſie dient nicht als Hülfsmittel zur Bekräftigung einer etwaigen Ueberlieferung, ſondern iſt vielmehr weſentlich das einzige Mittel zum Verſtändniß, welches in der Ueberlieferung höchſtens eine verhältnißmäßig ſehr dürftige Unterſtützung fand[2]). Endlich entſcheidet dafür der Ausſpruch eines der älteſten und auf jeden Fall höchſt bedeutenden — denn ſonſt würde ihn Yâska ſicherlich nicht angeführt haben — indiſchen Gelehrten Kautsa, welcher uns an der Schwelle der indiſchen Grammatik begegnet, in dem zweitälteſten der bis jetzt publicirten ſprachwiſſenſchaftlichen Werke der Inder, dem Nirukta — einer Art Commentar zu Vedenſtellen — des eben erwähnten Yâska. Wir wiſſen bei der Dunkelheit, in welche die Geſchichte des indiſchen Geiſteslebens gehüllt iſt, zwar weder ſeine Zeit noch die des Werkes, in welchem er angeführt wird, genau zu beſtimmen, allein das Verhältniß des Pânini zu Patandschali, ſeinem Haupterklärer, welcher höchſt wahrſcheinlich im zweiten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung lebte[3]) und dem jener wohl

---

[1]) Einige Beiſpiele dieſer Art aus dem Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya, einer Art Vedengrammatik, habe ich in den Göttinger Gelehrten-Anzeigen 1858 S. 1606—8 angeführt; viele andre bieten die älteſten und neueſten indiſchen Erklärungen, die des Yâska und Sâyana in Bezug auf jede nur irgend ſchwierigere Stelle. Oft ſind hier geradezu entgegengeſetzte Auffaſſungen zur Auswahl hingeſtellt.

[2]) vgl. Gött. Gel.-Anz. 1858, S. 1608 ff.

[3]) Th. Goldſtücker: Pânini: his place in Sanskrit literature. London 1861, S. 234.

ſicherlich um einige Jahrhunderte vorhergegangen ſein muß[1]), die nicht unbeträchtliche Anzahl bedeutender Grammatiker, welche zwiſchen Pâṇini und Yâska erwähnt werden und manche innere Verhältniſſe der grammatiſchen Entwickelung verſtatten kaum, Yâska tiefer als das fünfte Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung hinabzurücken, ſprechen vielleicht ſogar dafür, ihm eher ein noch höheres Alter anzuweiſen. Kautsa nun, in welchem wir einen Zeitgenoſſen oder noch wahrſcheinlicher einen Vorgänger des Yâska zu erkennen haben, nennt die Lieder geradezu 'ſinnlos' (anarthaka) und führt als Beleg dieſer Behauptung unter andern an, daß ſie Wörter enthalten, deren Bedeutung dunkel ſei (avispashtârtha)[2]). Mag man der Bezeichnung 'ſinnlos' auch noch ſo viel Uebertreibung zuſchreiben, ſie konnte nicht gebraucht werden, wenn das Verſtändniß der Vedenlieder durch irgend eine verläßige Tradition in jener alten Zeit geſichert war.

Es drängt ſich hier unabweislich die Frage entgegen, wie es gekommen ſei, daß das Verſtändniß dieſer Lieder, trotz ihres hohen Anſehens, ſo ſehr leiden konnte, daß es weſentlich nur vermittelſt grammatiſcher und etymologiſcher Hülfe wieder zu gewinnen war. Dieſer Vorgang reicht aber in ein ſo hohes Alterthum hinauf, daß es — zumal bei der Dunkelheit der indiſchen Geſchichte — ſchwerlich je möglich ſein wird, eine vollſtändig

---

[1]) Man ſetzt Pâṇini gewöhnlich etwa um 330 vor unſrer Zeitrechnung (vgl. Laſſen Indiſche Alterthumskunde, 2. Aufl. I. 864). Da er unzweifelhaft aus der Nähe des Indus ſtammt (ſ. Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen Thsang von Stan. Julien I. 125), alſo aus der Gegend, wo ſeit dem Zuge Alexander des Großen die Griechen hinlänglich bekannt waren, ſo hat die Erwähnung griechiſcher Schrift in ſeiner Grammatik (IV. 1. 49) nichts Auffallendes. Iſt dieſe etwa 320 abgeſchloſſen, ſo hatte Pâṇini ſchon ſechs Jahr Gelegenheit, griechiſche Schrift in nächſter Nähe und ohne Unterbrechung kennen zu lernen, da bekanntlich Alexander in Indien ſelbſt und ihm zunächſt Satrapien einrichtete.

[2]) Yâska Nirukta I. 15, vgl. Muir Sanskrit Texts, II. 181 ff.

überzeugende Antwort darauf zu geben. Wenn ich mir dennoch im Folgenden einige Worte darüber erlaube, ſo bitte ich im Voraus, ihnen keinen größeren Werth einzuräumen, als den einer vielleicht nicht ganz unwahrſcheinlichen Hypotheſe.

Darüber herrſcht kein Zweifel, daß die Zeit, in welcher die wirklich alten vediſchen Lieder — denn daß einige auch einer ſpäteren Periode angehören, iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich — gedichtet ſind und die, in welcher ſie angefangen wurden grammatiſch und etymologiſch erklärt zu werden, weit von einander entfernt ſind. Unter gewöhnlichen Umſtänden würde der Zwiſchenraum — den wir zwar nicht nach Jahren zu beſtimmen vermögen, aber aus mancherlei Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, über mehrere Jahrhunderte ausdehnen müſſen — hinlänglich genügen um den Verluſt eines ſichren Verſtändniſſes dieſer Lieder zu erklären. Allein die Umſtände ſind hier ungewöhnliche. Das Anſehen der Lieder zunächſt macht es wahrſcheinlich, daß ſie in keiner Zeit vernachläßigt wurden, daß, wie man ihren Text bewahrte, man, ſo weit es möglich war, auch ſich Mühe gegeben haben wird, ihr Verſtändniß zu bewahren. Ferner die Sprache, in welcher ſie gedichtet ſind, iſt von der, welche ſpäter zur etymologiſchen und grammatiſchen Erklärung derſelben das Haupthülfsmittel abgab, dem Sanſkrit κατ' ἐξοχήν, keineswegs bedeutend verſchieden. In dem eigentlichen Sanſkrit, deſſen älteſte Probe für uns bis jetzt Yâska's Nirukta bildet, ſind zwar eine Menge grammatiſcher Formationen, welche in den Vedenliedern erſcheinen, ſo wie auch viele Wörter derſelben ungebräuchlich, allein im Ganzen iſt es weſentlich mit der Vedenſprache gleich: die Lautgeſetze, der phonetiſche Charakter ſind, faſt ausnahmslos, in beiden dieſelben, die grammatiſchen Formationen, die es gebraucht, erſcheinen ſämmtlich auch in der Vedenſprache; nur der Wortſchatz deutet auf eine weitere Entwickelung, beruht aber zum überwiegenden Theil auf denſelben Elementen und iſt nach denſelben Geſetzen gebildet. Nehmen wir die Sprache hinzu,

welche in den, zum großen Theil, vielleicht durchweg, älteren Brâhmana's (den proſaiſchen Theilen der Veden) erſcheint, in Formen und Wörtern der der Vedenlieder um vieles näher ſteht und die Vermittelung zwiſchen dieſer und dem eigentlichen Sanſkrit bildet, ſo tritt uns auf den erſten Anblick eine ſo weſentlich gleiche, einzig durch innre Umgeſtaltung und zwar verhältnißmäßig ſehr wenig variirte Sprache entgegen, daß man ſich gar nicht vorſtellen kann, daß, wenn dieſe Entwickelung eine volksthümliche geweſen wäre, das Verſtändniß der alten Lieder ſo hätte leiden können, wie es wirklich gelitten haben muß. Man hat ſich nämlich das Verhältniß dieſer drei Entwickelungen nicht etwa ſo vorzuſtellen, wie das des Althochdeutſchen, Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen, ſondern faſt nur wie die Umwandlungen, welche etwa ſeit Luther's Bibelüberſetzung im Neuhochdeutſchen ſtattgefunden haben[1]). Das ſpätere Sanſkrit iſt im Verhältniß zum vediſchen in grammatiſcher Beziehung durchweg verarmt, in lexikaliſcher dagegen theils verarmt theils bereichert; eine epochebildende Umgeſtaltung, wie ſie in der Geſchichte der Sprachen durch den Eintritt und die Entwickelung neuer phonetiſcher oder formativer Principien oder beider zugleich herbeigeführt wird, iſt auch nicht im Entfernteſten zu erkennen.

Ich glaube deßhalb, daß dieſer Zuſammenhang zwiſchen der Sprache der Vedenlieder, der der Brâhmana's, oder überhaupt der ſpäteren Vedenliteratur, und dem eigentlichen Sanſkrit, kein gewiſſermaßen naturwüchſiger, kein auf einer volksthümlichen Entwickelung beruhender iſt, ſondern ein mehr künſtlicher. Haben doch die Griechen lange nach dem Untergang des Altgriechiſchen bis auf den heutigen Tag eine Culturſprache in ihrer Literatur

---

[1]) Sehr richtig bemerkte ſchon Kumârila, ein berühmter Lehrer der Mîmâṁsâ-Philoſophie (um 680 unſrer Zeitrechnung), daß 'die Sprache der Veden, trotz einiger Abweichungen, weſentlich mit dem gewöhnlichen Sanſkrit gleich ſei' (Colebrooke, Essays I. 316).

angewendet, die ſich faſt ebenſo zu dem Altgriechiſchen verhält, wie das Sanſkrit zu der Sprache der Vedenlieder; hat doch das ganze Mittelalter im weiteſten Umfang und in beſchränkterem ſelbſt noch eine ſpätere Zeit das Latein als Culturſprache benutzt; haben doch die Juden in letzter Inſtanz im Anſchluß an das älteſte Hebräiſch eine Art hebräiſche Schriftſprache entwickelt, welche trotz der Zerſtreuung unter alle Völker ſelbſt bis in ziemlich neue Zeiten von ihnen gebraucht ward, in Rußland und den einſt polniſchen Provinzen ſogar noch heute. Warum ſollten nicht auch die Weiſen und Gelehrten unter den Indern, nach Untergang der vediſchen Sprache als Volksſprache, in Folge des fortdauernden Anſehens der geiſtigen Erzeugniſſe derſelben, deren Umfang einſt ſicher beträchtlicher war, als das was uns erhalten iſt, in ihren Speculationen über ſie und über das was durch ſie und andre geiſtige Entwickelungen angeregt war, ſich einer Sprache bedient haben, die ſich an dieſe heilig gehaltene anſchloß, dadurch ſelbſt als heilige, als Götterſprache (daivî vâk) angeſehen[1]), nach und nach das Vehikel der ganzen höheren Cultur ward und mit Verbreitung von dieſer ſich ebenfalls immer weiter verbreitete?

Iſt dieſe Annahme wahrſcheinlich — und dafür giebt es in der That noch mehrere Gründe, deren Ausführung jedoch nicht hieher paſſen würde — ſo erklärt ſich dadurch zunächſt die Erſcheinung, daß die Vedenſprache weſentlich auf etymologiſchem Wege aus dem Sanſkrit erklärt werden mußte.

Allein die Schwierigkeiten, welche in den Wörtern der Vedenſprache liegen, ſind weit entfernt die einzigen zu ſein, welche der Erklärung der Lieder hemmend entgegentreten. Es liegen deren noch mehr in den Wendungen, die oft ſehr abgeriſſen ſind, und

[1]) Bei Lassen Institutiones linguae Pracriticae, p 33; James d'Alwis, An Introduction to Kachchàyana's grammar of the Pàli language, Colombo 1863, p. LXXVII ff. — Daraus erklärt ſich auch Nirukta XIII. 9, wonach die Brahmanen beide Sprachen ſprechen: 'die göttliche (yâ cha devânâm) und die menſchliche (yâ cha manushyânâm)'.

viel mehr ſogar in den Anſchauungen, welche den Liedern nicht ſelten zu Grunde liegen und von den Dichtern bei ihren Zeitgenoſſen als bekannt vorausgeſetzt wurden. Von dieſen wiſſen die Erklärer der Veden — wie man mit Entſchiedenheit nachweiſen kann — durch Ueberlieferung abſolut nichts; was ſie derartiges geben, iſt — faſt durchweg nachweislich — aus dem Zuſammenhang oder der Vergleichung von andern Stellen errathen, oft mit kühner Phantaſie zu einem luftigen Hirngeſpinſt erweitert, nicht ſelten durch Anſchauungen, die der eignen Zeit und Entwickelung entlehnt ſind und den vediſchen ganz fern ſtehen, ergänzt und entſtellt, oder auch grabezu aus ſolchen entlehnt. Lieſt man die Erklärungen der Vedenlieder, wie ſie in der ſpäteren vediſchen Litteratur und den Commentaren uns überliefert ſind, unbefangen durch, ſo erhält man faſt den Eindruck, als ob ſie ſich mit einem Buch beſchäftigten, welches lange vor ihrer Zeit abgefaßt, lange verſchollen, plötzlich wieder gefunden ward und faſt einzig mit Hülfe der Mittel, welche in ihm ſelbſt und im Sanſkrit liegen, zum Verſtändniß gebracht werden ſoll. Die Zahl deſſen, was ſich als traditionell anſehen ließe, z. B. die Ueberſetzung obſoleter Wörter, wie ſie in einer alten Sammlung von Vedengloßen gegeben wird, iſt außerordentlich gering und ſelbſt da begnügt ſich die Erklärung nicht mit der Tradition, ſondern ſucht ſie grammatiſch und exegetiſch zu begründen und iſt nicht ſelten ſelbſt hier völlig eben ſo ſchwankend und zweifelnd, wie bei Wörtern, die ſie bloß auf grammatiſchem Wege erklärt.

Durch dieſe Betrachtungen werden wir auf die Vermuthung geführt, daß zwiſchen der Zeit, in welcher die vediſchen Lieder im Volke lebten und der grammatiſch-exegetiſchen Wiedererweckung ihres Verſtändniſſes kein ungeſtörter continuirlicher Zuſammenhang herrſchte, ſondern ein Bruch eingetreten ſei, in welchem das traditionelle Verſtändniß derſelben im Weſentlichen zu Grunde ging. Auch darüber wage ich noch einige Worte hinzuzufügen, natürlich mit dem ſchon oben gemachten Vorbehalt.

Daß die Sprache, in welcher die wirklich alten Vedenlieder gedichtet ſind, einſt die Volksſprache eines oder mehrerer ariſch-indiſcher Stämme war, iſt als ſicher anzunehmen. Mir iſt nun aus manchen Gründen wahrſcheinlich, daß unter dieſen der Stamm der Bharata's, welcher in den Veden eine nicht unbedeutende Rolle ſpielt[1]), der bedeutendſte war oder wurde, ja daß es eine Zeit gab, wo die vorherrſchende Sprache, die Sprache der vediſchen Lieder, nach ihnen Bhâratî genannt ward (nach demſelben Geſetz, wie auch in ſpäterer Zeit Sprachnamen gebildet wurden, z. B. die der Magadha's Mâgadhî heißt), ein Name, der ſich als Bezeichnung der Göttin der Sprache (Perſonification der Volksſprache) mehrfach, auch neben der Sarasvatî, in den Veden findet und in der Folgezeit mit vâtsch 'Rede' und sarasvatî 'Göttin der Rede' identificirt ward[2]). Mit der Verbreitung der Herrſchaft oder Hegemonie dieſes Stammes, an welche die Bezeichnung Indiens als Bhâratavarsha oder Bhârata, als 'Land der Bharatiden', die Erinnerung bewahrt hat, dehnte ſich dieſe Sprache, — abgeſehen von den Bharata's ſelbſt, jedoch nur als Religions- und Culturſprache — ſo weit aus, als jene reichte. Neben ihr beſtanden noch andre Stamm- oder Volksſprachen, welche zwar — abgeſehen von den nicht-ariſchen — auf demſelben Grunde wie die Vedenſprache — die Bhâraṭî — beruhten, aber doch einen in vielen Beziehungen abweichenden Entwickelungsgang eingeſchlagen hatten. Dürfen wir die Sagen vom großen Kampf und Untergang der Bharata's auf dieſe ihre einſtige Herrſchaft oder Hegemonie beziehen, was trotz der Umwandlungen derſelben durch ſpätere Einflüſſe wohl unbedenklich iſt, ſo endete dieſe nicht ohne große kriegeriſche Bewegungen, welche natürlich auch auf alle übrigen Verhältniſſe von bedeutendem Einfluß ſein mußten.

---

[1]) vgl. einiges hieher gehörige bei Roth, zur Literatur und Geſchichte des Weda, S. 87 ff. insbeſondere 112.

[2]) vgl. die Stellen im Petersburger Wörterbuch unter bhârata.

Der Untergang des Bharata-Reiches führte zunächſt auch das Ausſterben ihrer Sprache mit ſich; die Stämme, welche ſie als Mutterſprache ererbt hatten, hatten, wie das in den alten Reichen zu geſchehen pflegte, ihre Macht im Verhältniß zu ihrer geringen Volksmenge zu weit ausgedehnt; ſie ſtanden zu vereinzelt unter der Menge, welche als Mutterſprache verwandte und ſelbſt unverwandte Sprachen beſaß; ſo wie ihre politiſche Macht vernichtet war, mußten ſie ſich den in ihrer Umgebung herrſchenden Volksſprachen fügen. Auch der damalige Culturzuſtand überhaupt ſcheint durch den Sturz der Bharata-Macht, der heroiſchen Zeit des indiſchen Alterthums, bedeutend geſtört, in ſeiner Entwickelung unterbrochen, durch neu auftauchende Elemente verändert worden zu ſein[1]). In dieſer und der ſich daran ſchließenden Zeit hörten die alten Lieder auf dem Volke in ſeiner Geſammtheit verſtändlich zu ſein und die Sprache derſelben mußte ihm immer fremder werden. Die Prieſter- und Sänger-Geſchlechter, welche ſie im Gedächtniß bewahrten, waren der Verbreitung der Bharata's gefolgt und befanden ſich nun größtentheils ebenfalls vereinzelt unter den Maßen, die eine andre Sprache ſprachen. Hielten ſie auch in der erſten Zeit das Verſtändniß ihrer heiligen Lieder aufrecht, ja in ihren Familien, ſo weit als dieſes möglich war, ſelbſt die alte Sprache, in der ſie gedichtet waren, ſo mußten ſie doch auch die Sprache des Stammes, unter welchem ſie lebten, ſich aneignen und in vielen Familien wird dieſe nach und nach die herrſchende geworden ſein. Schon ein ſolches Verhältniß mußte dahin wirken, daß die Lieder in vielen Familien trotzdem, daß ſie ihrer Heiligkeit und ihres religiöſen Gebrauchs wegen wörtlich auswendig gelernt und von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wurden, zum größten Theil, oder ſogar ganz, unverſtändlich wurden. Dieſe Unverſtändlichkeit, ganz abgeſehen von den viel-

[1]) vgl. auch Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature, 1859, S. 432.

ſachen Umſtänden, welche im Allgemeinen dahin wirken, literariſche Erzeugniſſe, zumal wenn ſie nur im Gedächtniß bewahrt werden, nach und nach umzuwandeln, mußte zugleich eine bedeutende Maſſe von Veränderungen, ja Corruptionen in die Lieder bringen[1]) und dadurch dem Verſtändniß noch weitere und ſchwerere Hinderniſſe bereiten.

Zu dieſen Gründen mehr allgemeinen Charakters kommen aber noch zwei beſondere, welche zur Verdunkelung des Sinnes dieſer Lieder nicht wenig beitragen mußten. Es ſind dieß aber zugleich dieſelben, welche den Hauptanſtoß zur Entwickelung der indiſchen Sprachwiſſenſchaft gegeben zu haben ſcheinen. Ueberhaupt dürfen wir es nicht unbemerkt laſſen, daß, ſo ſehr die Verdunkelung des Verſtändniſſes dieſer Lieder von vielen Geſichtspunkten aus zu bedauern iſt, ſo viel wir auch dadurch, vielleicht unwiederbringlich verloren haben mögen, die bewunderungswerthen Thaten der Inder auf dem Gebiete der Grammatik doch weſentlich ihr verdankt werden; an der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche ſich der Wiedererweckung des Verſtändniſſes dieſer Lieder entgegenſtemmten, erſtarkten ſie zu der Kraft, welche ſich in der Geſtaltung der Sanſkrit-Grammatik bis zu einem ſo hohen Grade entwickelte und ſie zur grammatiſchen Bearbeitung verwandter und ſelbſt unverwandter Sprachen befähigte.

---

[1]) Obgleich die indiſchen Diaſkeuaſten keine Varianten für die Liederſammlungen in ihrer Beſonderheit kennen — ſie würde den Glauben an die wunderbare Entſtehung des Veda (vgl. Muir Sanskrit Texts IV, 14) und deſſen Ewigkeit (ebdſ. 11) unmöglich gemacht haben — ſo ſieht man doch aus vielen Umſtänden, insbeſondre aus der ſo ſehr verſchiedenen Form, in welcher dieſelben Verſe im Rigveda und Sâmaveda erſcheinen, daß auch dieſe Lieder trotz ihrer Heiligkeit, dem Schickſal der profanen Literatur nicht entgingen, ja vielleicht grade wegen derſelben — natürlich aber auch in Folge ihrer langen bloß mündlichen Tradition — noch bei weitem mehr als dieſe von ihrer urſprünglichen Geſtalt eingebüßt haben. Sie mochte z. B. die Sammler und Diaſkeuaſten abgehalten haben, eine genaue Kritik zu üben, zu der die Umſtände ihrer Zeit und ihre philologiſche Anlage ſie wohl befähigt haben würden.

Der erſte der angedeuteten Gründe hatte ſich durch die Art gebildet, wie die überlieferten Lieder theils gedichtet waren, theils vorgetragen wurden.

Wie durch die Herrſchaft des Rhythmus, oder Verſes überhaupt, bei allen Völkern auslautende Vokale und auch, wenn gleich ſeltener, Conſonanten eines Wortes, durch Einfluß folgender Anlaute verändert werden, ſo waren auch ſchon von den Dichtern der Vedenlieder mancherlei Veränderungen, insbeſondere Zuſammenziehungen zuſammentreffender Vokale — z. B. faſt ausnahmslos eines auslautenden a mit nachfolgendem anlautenden a, i und u — angewendet, ferner unter dem Einfluß des Metrums nicht ſelten ungrammatiſche Dehnungen und Verkürzungen. Im Vortrage dieſer Lieder, wie er ſich ſicherlich ſchon ſeit ſehr alter Zeit feſtgeſetzt hatte und im Weſentlichen in den uns überlieferten Texten wiederſpiegelt, ging man aber darin viel weiter; man verſchlang die Wörter eines Halbverſes — zweier Versglieder — vielfach gegen die Intention der urſprünglichen Verfaſſer, wie man aus dem Metrum mit Entſchiedenheit erkennen kann — durch phonetiſche Umwandlung der Aus- und Anlaute der Wörter ſo innig mit einander, daß ſie faſt ein Wort bildeten. Das Erkennen und Verſtehen der einzelnen Wörter und ſomit der ganzen Verſe mußte dadurch allen denen, welche als ihre Mutterſprache Volksſprachen hatten — und dazu gehörte, wie ſchon bemerkt, im Fortgange der Zeiten gewiß auch eine Menge der Prieſterfamilien, in denen die Lieder ſich fortpflanzten — da dieſe Volksſprachen, und zwar ſelbſt diejenigen, welche der Vedenſprache innig verwandt waren, dieſe euphoniſchen Verſchlingungen nicht kannten, mehr oder weniger ja faſt ganz unmöglich werden. Man denke ſich z. B. Vergil. Aen. I. 25 hätte ſich in die Zeit der romaniſchen Sprachen in der Geſtalt necdetiam causirarum (ſtatt necdum etiam causae irarum) fortgepflanzt, oder 98 in tuaquanimanc (ſtatt tuaque animam hanc) und andre in ähnlicher Weiſe, welche Schwierigkeiten

würden ſich einer grammatiſchen Erkenntniß der einzelnen Wörter entgegengeſtellt haben? Und doch betreffen hier die Veränderungen nur einzelne Fälle, während der Vortrag der Veden nicht ſelten auch nicht ein einziges Wort im Zuſammenhang in der Geſtalt ließ, die es hat, wenn es einzeln gebraucht wird.

Der zweite Grund liegt in einer eigenthümlichen Richtung, welche die abergläubiſche Verehrung dieſer Lieder nahm. Schon ſeit ſehr alter Zeit ſcheint man es als eine Art von Schändung derſelben betrachtet zu haben, einzelne Wörter aus ihrem Context hervorzuheben. Während z. B. der ſchon erwähnte tiefſinnige Commentator des Pânini, Patandschali, Nomina der weltlichen Sprache in ihrem Nominativ aufführt, z. B. açvah 'Pferd', führt er aus den Veden nur mehrere Wörter zugleich an und zwar in der Ordnung und Geſtalt, in welcher ſie an einer beſtimmten Stelle der Veden vorkommen, z. B. agnim île purohitam, welches den Anfang des Rigveda bildet; dazu bemerkt der Scholiaſt: 'Er (nämlich Patandschali) führt nur einzelne Wörter an, wie Ochs, Pferd, da die Worte des gewöhnlichen Lebens nicht, wie die des Veda, an eine beſtimmte Reihenfolge gebunden ſind. In dem Veda ſind die Worte an eine beſtimmte Reihenfolge gebunden und deßhalb führt er hier ganze Sätze an'[1]). Dieſelbe Anſchauung kennt auch ſchon der Vorgänger des Yâska, der oben erwähnte Kautsa; unter den Gründen für die Sinnloſigkeit der Vedenlieder zählt er gleich zuerſt den auf, daß die Lieder 'Sätze ſind, in denen die Wörter und ihre Reihenfolge feſt beſtimmt ſind', d. h. die Wörter und ihre Reihenfolge nicht verändert werden dürfen. Durfte man kein einzelnes Wort aus dem Zuſammenhang hervorheben und ſo ausgeſondert durch Analyſe oder Ueberſetzung in die dem Unkundigen geläufige Volksſprache erläutern, durfte man an die Stelle der beſtimmten oft ſehr kühnen Wortfolge

[1]) Max Müller in der 'Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft', VII 164—166.

nicht die ſyntaktiſche Verbindung ſetzen, ſo war in der That kein Sinn in die Veden zu bringen. Nun finden wir zwar dieſe Beſchränkung in den älteſten Werken nicht; wir werden gleich ſehen, daß das allerälteſte der auf uns gekommenen grammatiſchen Werke einzelne Vedenwörter zuſammenſtellt und in Yâska's Nirukta, dem zweitälteſten, werden zwar die zu erklärenden Wörter im Zuſammenhang aufgeführt, aber doch einzeln erklärt und die Reihenfolge derſelben nicht ſelten in die ſyntaktiſche umgeſetzt; in größerem Umfang geſchieht dieß in dem über tauſend Jahr jüngeren Commentare des Sâyana. Allein was die alten betrifft, ſo gab es, wie ſchon der ungläubige Kautsa zeigt und viele andre Momente ſchließen laſſen, in Indien eine Zeit, wo nicht alle mit gleicher Ehrfurcht die heiligen Schriften betrachteten. Freiſinnigere wenn auch im übrigen gläubige Männer mögen Aushülfen oder Ausreden gefunden haben, die ihnen verſtatteten, ſich im Einzelnen über die ſtrengen Conſequenzen jener Auffaſſung hinwegzuſetzen und ſpätere, durch ihre Autorität geſchützt, folgten dieſem Vorgang; im großen Ganzen ſcheint ſie aber doch zu allen Zeiten herrſchend geweſen zu ſein. Denn nur daraus möchte es ſich erklären laſſen, daß die großen indiſchen Grammatiker, während ſie alle literariſch verwandten Volksſprachen beſonders behandelten, keine beſondre Vedengrammatik abgefaßt haben; denn das vediſche, was Pânini giebt, iſt äußerſt ſpärlich und möchte ſich vielleicht nur auf diejenigen Stücke der vediſchen Lieder beziehen, welche in der Literatur vorkamen, die vorzugsweiſe das Material für ſeine Grammatik lieferte, und ſchon von dem Vorgänger des Yâska, dem Grammatiker Çâkatâyana, wird ausdrücklich überliefert, daß er die vediſchen Eigenheiten aus ſeiner Grammatik ausgeſchloſſen hatte[1]). Zum Erſatz für dieſen Mangel

[1]) ſ. Max Müller in 'Zeitſchrift d. d. m. G.', VII. 168. Uebrigens iſt nicht zu übergehen, daß vieles Vediſche in den alten Bemerkungen zum Pânini, den ſogenannten vârttika's ergänzt wird. Dieſe werden größtentheils

ſcheint man mit deſto größerer Sorgfalt die Grammatik des Sanſkrit ausgebildet zu haben, in der, dem oben bemerkten gemäß, im Ganzen richtigen Ueberzeugung, daß wer gut Sanſkrit verſtehe, in Bezug auf den Wortſchatz und die grammatiſchen Formationen in den vediſchen Liedern keine zu große Schwierigkeit finden werde. Die kleinen Schriften, welche aus dem Alterthum auf uns gekommen ſind und häufig als eine Art Vedengrammatiken bezeichnet werden, die Prâtiçâkhya's, ſind eigentlich nur Anweiſungen zum richtigen Vortrag der Veden, ſtreifen aber bei der Gründlichkeit der Inder bisweilen in die eigentliche Grammatik hinüber.

Ueber die Art wie das eigentliche, oder, wenn man auch die Vedenſprache dazu rechnet, das ſpätere Sanſkrit entſtanden ſei, habe ich ſchon meine Anſicht angedeutet. Danach haben angeſehene Mitglieder der Prieſter- und Sängerfamilien, welche wir uns als Bewahrer der alten Erzeugniſſe der Vedenſprache nach dem Untergange derſelben als Volksſprache vorzuſtellen haben, ſich bei ihren auf dieſe bezüglichen Lehren und Erörterungen, wohl auch in ihrem Leben überhaupt, zunächſt derſelben Sprache, ſo weit es möglich war, bedient; ähnlich wie in noch viel ſpäterer Zeit — etwa um das 7. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung[1]) — Kumârila vorſchreibt, daß die Brahmanen ſich des Sanſkrits, nicht, wie die Buddhiſten und Ketzer, der Volksſprachen bedienen ſollen[2]). Indem dieſe Studien und der Antheil daran immer zunahm, behauptete und verbreitete ſie ſich als Religions- und Cultur-, oder überhaupt als heilige Sprache immer weiter, wurde von denen, welche ſich an jenen Studien betheiligen wollten, neben ihrer volksthümlichen Mutterſprache

---

dem Kâtyâyana zugeſchrieben. War dieſer, was nicht unwahrſcheinlich, ein Buddhiſt, ſo erklärt es ſich, wenn er derartigen abergläubiſchen Vorurtheilen fremd war.

[1]) Um 680 nach Laſſen, Indiſche Alterthumskunde IV. 662. 834.

[2]) ſiehe Colebrooke Essays I. 315.

erlernt, konnte aber nicht umhin, im Fortgang der Zeit, diejenigen Veränderungen zu erleiden, welchen eine ausgeſtorbene Volksſprache, wenn ſie ſich als Culturſprache behaupten will, nicht entgehen kann.

Da dieſes eben nur eine Anſicht iſt, ſo will ich nicht unbemerkt laſſen, daß vielleicht auch nach Untergang des Bharata-Reiches die Vedenſprache ſich in einem kleinen Theile deſſelben als Volksſprache[1]), oder in hervorragenden Brahmanenfamilien als Familienſprache erhalten hatte und von da aus mit dem lebendigeren Erwachen und der Verbreitung religiöſer und wiſſenſchaftlicher Studien ihre Ausdehnung als Sanſkrit und Culturſprache gewann.

Feſthalten müſſen wird man aber daran, daß ſie auf jeden Fall — denn nur ſo wird die Geſchichte der ariſch-indiſchen Sprachen, und die Entwickelung der Sanſkrit-Grammatik einigermaßen begreiflich — nach Eintritt des Bruchs in der indiſchen Entwickelung zunächſt nur auf einen kleinen Kreis beſchränkt war, während die überwiegende Maſſe derer, welche ſich mit dieſen Studien beſchäftigen wollten — ſich ſpeciell nicht damit begnügten, die alten Lieder, welche vielleicht unverſtanden in ihren Familien bewahrt waren, herzuplappern, ſondern ſich beſtrebten ſie auch zu verſtehen — die als Hauptmittel zu ihrem Verſtändniß dienende Sprache nicht als Mutterſprache beſaß, ſondern erſt erlernen mußte.

Diejenigen, bei denen ſich die Kenntniß der alten Sprache fand — mögen ſie ſie nun ererbt, oder ebenfalls bei älteren Lehrern erlernt haben — hielten ſich ohne Zweifel und galten auch für Kenner der heiligen Lieder.

Demgemäß waren ſie natürlich die Lehrer, an welche man ſich wenden mußte, um Sanſkrit und vermittelſt deſſelben die

---

[1]) Dafür kann man vielleicht die Angabe bei Weber 'Akademiſche Vorleſungen über Indiſche Literaturgeſchichte' S. 65 benutzen.

heiligen Lieder verſtehen zu lernen. Wie ſie aber — wenigſtens in älteren Zeiten — das Sanſkrit zum Verſtändniß der Lieder benutzten, zeigen eine Menge Stellen der Brahmanas, in denen ſie, weit entfernt die Lieder ihrer Natur gemäß zu erfaſſen, ganz ungehöriges hineintragen, und nicht zufrieden das dunkle noch mehr zu verdunkeln, ſelbſt das einfachſte verwirren, ſo daß dieſen Verſuchen gegenüber Kautsa's Ausſpruch eine noch größere Berechtigung erhält. Erſt mit der Nothwendigkeit, dem Unterricht im Verſtändniß der alten Literatur einen Unterricht im Sanſkrit vorauszuſchicken, oder ihn damit zu verbinden, ſcheint eine Einſicht in das grammatiſche und lexikaliſche Verſtändniß der Lieder angebahnt zu ſein, ſo daß alſo die, welche auch des Sanſkrits unkundig waren, die Hauptveranlaſſung für ein ſichreres Verſtändniß der Veden wurden.

Dieſe Auffaſſung erhält eine nicht geringe Beſtätigung zunächſt dadurch, daß einer der älteſten und angeſehenſten Lehrer bei Yâska und in allen vediſchen Schriften in einer Namensform genannt wird, welche entſchieden volksſprachlich iſt, nämlich Çâkapûni, und erſt in den Purânas die ſanſkritiſche Form Çâkapûrni erſcheint[1]); eine noch größere aber dadurch, daß das älteſte der auf uns gekommenen ſprachwiſſenſchaftlichen Werke einen Titel führt, welcher nicht aus dem Sanſkrit, ſondern ebenfalls aus einer der Volksſprachen ſtammt. Auffallend iſt dabei, daß weder Yâska, welcher in ſeinem Werke jenes erläutert, noch Aupamanyava, des letzteren Vorgänger und Hauptautorität in etymologiſchen Fragen, die richtige Erklärung des Titels angeben[2]). Kannten ſie ſie wirklich nicht, ſo würde dies für ein ſehr hohes Alter des Werkchens ſprechen, das vielleicht auch daraus erſchloſſen

---

[1]) vgl. Roth, Yâska S. 222; Weber Berliner Handſchriften Nr. 127; 366, Sâyana Commentar zum Rigveda vielfach, Prâtiçâkhya's u. ſ. w. — Dagegen mit r, Wilson Vishnu Purâna, 277 und Anmerk. 9.

[2]) Yâska Nirukta I, 1.

werden kann, daß es von Yâska[1]) an der Spitze der älteſten zum Verſtändniß der Veden dienenden Literatur aufgeführt wird. Nicht unmöglich wäre übrigens, daß ſie, wie ſicherlich die ſpäteren indiſchen Sprachlehrer, von dem Gedanken beherrſcht waren, daß kein in einem Sanſkritwerk eingebürgertes oder in das heilige Sanſkrit aufgenommenes Wort aus einer Volksſprache ſtammen oder entlehnt ſein könne, ſondern vielmehr, wie ja auch mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen richtig iſt, die Wörter der mit dem Sanſkrit verwandten Volksſprachen aus jenem ſtammen, und ſich deßwegen für berechtigt hielten, auch dieſes Wort, ſelbſt wenn es ihnen als eigentlich volksſprachliches bekannt war, ohne die Entſtehung ſeiner volksſprachlichen Geſtalt zu berückſichtigen, unmittelbar aus dem Sanſkrit zu erklären.

Der Titel lautet in der Form, welche Roth aufgenommen hat Nighantavas, d. i. Nominativ des Plurals von einem Thema nighantu[2]); dieſes iſt eine volksſprachliche, oder vielleicht gradezu unregelmäßige Pâli-Umwandlung[3]) des ſanſkritiſchen nirgrantha,

---

[1]) Yâska Nirukta I, 20.

[2]) Im Lalitavistara, XII. p. 179 in der volleren Form nirghantu, woran ſich die im Sanſkrit ebenfalls erſcheinende Form nirghanta ſchließt, in welcher der urſprüngliche Auslant des Themas a bewahrt, nicht wie ſonſt im Pali ſo oft, in u verwandelt iſt.

[3]) Ich wage die Form nicht eine ganz pâliſche zu nennen, weil ſie mit den uns bekannten Lautgeſetzen dieſer Sprache nicht ganz ſtimmt. Dieſe hätten als Reflex von ſſkr. rgr pâliſch gg für nth wohl nth erwarten laſſen; allein daß grabe in einer Volksſprache ſſkr. grath zu ghat wird, zeigt unwiderſprechlich das ins Sanſkrit aufgenommene Verbum ghat, welches wie ſeine Bedeutung zeigt, nichts weiter iſt, als eine Umwandlung von grath 'knüpfen', vgl. z. B. Cauſale ghataya und 10. Conjugations-Claſſe ghâtaya 'an einander fügen', 'verbinden' u. aa. Ferner ſpricht dafür der auch im Pali häufige aſpirirende Einfluß des r (z. B. kr wird neben kk auch kh; tr neben tt auch tth u. aa.); dieſes nighantu ſelbſt erſcheint auch im eigentlichen Pali ſowohl mit unaſpirirtem als aſpirirtem g in den Formen nigandu und nighandu in der Bedeutung 'Lexikon' (bei Alwis, an Introduction to Kachchâyana's Grammar p. LXX. und p. VIII. 9). Was den Mangel der Aſpiration des Cerebralen (für ſſkr. th) ſowohl in nighantu als

welches bedeutet 'aus dem Texte heraus gelöſt'[1]); damit iſt auch

---

nigandu und nighandu betrifft, ſo wie die Erweichung in beiden letzteren Formen, ſo iſt in Bezug auf letztre zunächſt die pâliſche Erweichung in gandha neben gantha (beide entſprechend ſſkr. grantha) zu erwähnen (Alwis a. a. O. p. XXV.); ferner zu bemerken, daß in den aus den Volksſprachen in das Sanſkrit übernommenen Wörtern mit Cerebralen Härte und Weichheit, ſo wie Aſpiration und Mangel derſelben ſo ſehr ſchwanken, daß man deutlich ſieht, daß dieſe Unterſchiede in dieſen in der Volksſprache aus ſſkr. Wörtern entwickelten Formen einſt ſehr unbeſtimmt ins Ohr fielen, oder topiſch verſchieden waren, es daher nicht auffallen kann, wenn bei der Uebernahme derartiger Wörter ins Sanſkrit bald dieſe bald jene Modification ſich geltend machte, bald mehrere zugleich. Man vergleiche z. B. yaut und yaud 'verbinden' aus vediſchem yos mit dhâ, wie das entſprechende zendiſche yaozh-dâ zeigt; dagegen nur mard eigentlich 'verzeihen' aus marsh und dhâ wie zendiſch marez-dâ erweiſt; ferner çaut und çaud 'ſtolz ſein'; vant und vand 'theilen'; sphut und sphund 'aufblühen'; tad tat beide aus tard u. aa. In Bezug auf den Wechſel der Aſpiration und Nichtaſpiration vergleiche man çath und çâd 'loben', beide aus ſſkr. çaṁs 'preiſen', und unzweifelhaft Denominativa aus ſſkr. çasta, welches in den uns bekannten älteſten Volksſprachen (den prakritiſchen und dem Pâli) st in tth hätte verwandeln müſſen und alſo in jenen Verben außer dem Uebergang in die Cerebralen noch Einbuße eines Conſonanten (deßhalb in der einen Form Dehnung) zeigt; vergleiche ferner rat 'ſchreien' und rath 'ſprechen', beide ſicherlich aus ſſkr. ras-ta von ras 'tönen'; daneben vat 'kleiden' von vas in derſelben Weiſe nur mit t, und lad lascivire ebenſo von las nur mit d; hath 'gewaltſam handeln' von hasta 'Hand' (vgl. ſſkr. hatha 'Gewalt') nur mit th. Von spashta 'deutlich' deſſen sht regelrecht tth werden müßte, erſcheint path 'recitiren' mit Einbuße des t, von pishta 'zerſtampft' dagegen ohne Aſpiration pittaya (Denominativ) 'feſtſtampfen' 'platt drücken', und ſicherlich gehört dazu mit Erweichung, Einbuße des einen Conſonanten und Dehnung des Vokals pîd 'drücken'; nach Analogie des letzten iſt îd aus ish zu erklären (von ishta oder ishti). In vath 'fett, ſtark ſein' iſt eine Umwandlung vom ſſkr. vardh 'wachſen, zunehmen' zu erkennen und ſo könnte ich noch viele Beiſpiele erwähnen, in denen ſich ein regelloſer Eintritt und Wechſel der Cerebralen zeigt. Es iſt daher die Annahme, daß nighantu deſſen u für a (vgl. die Nebenformen nighanta und nirghanta) ganz an das Pâli erinnert aus einer dieſem ſehr nahe ſtehenden Volksſprache, einem topiſchen Dialekt derſelben ins Sanſkrit übergegangen ſei, ſchwerlich auch nur im Entfernteſten zu bezweifeln.

[1]) Wie die indiſchen Grammatiker annehmen würden, für nishkrântaṁ granthât, vgl. Vârt. 8 zu Pâṇini II. 2. 18. und Pân. I. 2. 44. VI. 2. 2. Sch.

der Charakter des Werkchens genau beſtimmt. Es beſteht nämlich aus einer Sammlung von vediſchen Wörtern, welche im Gegenſatz zu dem oben berührten Aberglauben, in der That aus ihrem Context herausgelöſt[1]) und zum größten Theil, wenn Nomina, im Nominativ Singular, wenn Verba, in der 3. Perſon des Singular Präſentis aufgeführt ſind — d. h. ſchon ganz in der Weiſe, wie auch die ſpäteren Grammatiker Nomina und Verba zu bezeichnen pflegen, ein Verfahren, welches der viel ſpätere Patandschali auf vediſche Wörter, wie wir geſehen, nicht anzuwenden wagte. In den drei erſten Abſchnitten ſind auf dieſe Weiſe ſynonymiſche Wörter zuſammengeſtellt und am Schluſſe der Zuſammenſtellung iſt die Anzahl der aufgeführten Wörter und ihre gemeinſame Bedeutung angegeben, z. B. 'ein und zwanzig Namen der Erde (I. 1)' 'hundert und zwei und zwanzig, welche die Handlung des Gehens bezeichnen (II. 14)'. Die zwei letzten Abſchnitte enthalten bloß einzelne Wörter; auch dieſe zerfallen in kleinere Abſätze, an deren Schluß zwar die Anzahl der in ihnen aufgeführten Wörter bemerkt wird, aber ohne Angabe der Bedeutung, z. B. 'zwei und ſechzig Wörter (IV. 1)'.

Daraus, daß dieſe kleine Wortſammlung einen volksſprachlichen, oder Pâli-artigen Namen führt, dürfen wir wohl ſchließen, daß ſie wahrſcheinlich von Jemand abgefaßt iſt, deſſen Mutterſprache Sanſkrit nicht war, und höchſt wahrſcheinlich zunächſt im Intereſſe von ſolchen, die ſich in ähnlicher Lage befanden.

Insbeſondere die zwei letzten Abſchnitte, in welchen den Wörtern gar keine Erklärung beigefügt iſt, zeigen wohl unzweifelhaft, daß das kleine Gloſſar zum mündlichen Unterricht beſtimmt war und in den Brahmanen-Schulen wohl auf ähnliche Weiſe behandelt ward, wie von Yâska in ſeinem ſich daran ſchließenden grammatiſch-exegetiſchen Commentar.

---

[1]) Yâska ſagt ſelbſt 'eines nach dem andern herausgelöſt' (samâhrityasamâhritya).

Das Werkchen ſelbſt ſetzt die Vorarbeit, durch welche ein Verſtändniß der Veden — zumal für die, deren Mutterſprache Sanſkrit nicht war — überhaupt erſt möglich gemacht ward, — nämlich die Scheidung eines Satzes oder Verſes in ſeine einzelnen Wörter, — im Weſentlichen als vollendet voraus. Ueber einzelne Fälle war man zwar ſelbſt in ſpäteren Zeiten noch zweifelhaft, wie die Wörter zu trennen ſein [1]), aber im großen Ganzen war — wie ſchon aus dieſem Gloſſar und noch mehr aus Yâska's Commentar zu erkennen iſt — die Scheidung der Wörter ſchon in dieſer alten Zeit weſentlich in derſelben Weiſe vollzogen, wie ſie uns überliefert iſt.

Auch dieſe Wortſcheidung ſcheint mir wenigſtens urſprünglich im Intereſſe derer begonnen zu ſein, welche das Sanſkrit erſt erlernen mußten. Denn für die, die es von Kindheit auf ſprachen, deren Mutterſprache es wirklich war, oder gleichſam geworden war, konnte ſie im Allgemeinen keine ſo großen Schwierigkeiten haben, daß dadurch Veranlaſſung gegeben wäre, den ganzen Text der Lieder auch in einer Form darzuſtellen, in welcher die Wörter getrennt und in derjenigen Form erſcheinen, welche ſie, nach Aufhebung der, bei ihrer ſatzlichen Verknüpfung eingetretenen,

---

[1]) So ſchreibt Yâska Nir. V. 21 in Rigv. I. 105, 18 mâsakrit, während die uns überlieferte, dem Çâkalya zugeſchriebene Abtheilung mâ sakrit lautet, wobei zu bemerken, daß dieſe letztre in unſerm Text des Yâska gar nicht erwähnt wird. Eben derſelbe hat VI. 28 in Rigveda X, 29, 1. vâyó als ein Wort, während es Çâkalya in vâ yó theilt, was aber Yâska hier nicht unbemerkt läßt. I. 7 ſchlägt er vor simatas (im Sâmav. I. 4. 1. 3. 9. Vâjasaneyi-Saṁhitâ 13, 3. Atharvav. IV. 1. 1) als ein Wort oder als zwei Wörter sim atas zu nehmen; IV, 4 die Wörter mehánâsti als zwei | mehánâ | ásti |, oder in vier ma ihá ná ásti zu zerlegen; jenes geſchieht im Rigveda V. 39, 1; dieſes im Sâmaveda I. 4. 1. 2. 4, was aber von Yâska nicht erwähnt wird. Ueberhaupt finden in Bezug auf Worttrennung, Verbindung und Auflöſung zwiſchen den Padatexten des Rigveda und Sâmaveda ſtarke Verſchiedenheiten Statt. Ich habe deren mehrere in meiner Vorrede zum Sâmaveda mitgetheilt; ich bedaure jetzt, nicht noch vollſtändiger geweſen zu ſein.

lautlichen Veränderungen erlitten hatten. Dieſes iſt aber von den Indern geſchehen und in Folge davon der Text der vediſchen Lieder in zwei Geſtalten auf uns gekommen: in der, wie ſie im Zuſammenhang vorgetragen werden und in der, in welcher die einzelnen Wörter getrennt und in ihrer grammatiſchen, von den phonetiſchen Einflüſſen befreiten, Form erſcheinen.

In dieſer Scheidung liegt wohl der Anfang der indiſchen Grammatik überhaupt und zugleich eine ihrer bedeutendſten Thaten. Im Verlauf der Arbeit erweiterte ſich der urſprünglich wahrſcheinlich rein praktiſche Zweck, Dank dem wiſſenſchaftlichen Sinn der Inder, nach und nach und immer mehr zu einem wiſſenſchaftlichen.

Diejenigen, welche ſich mit dieſer Wortſcheidung beſchäftigten, wurden zunächſt mit Nothwendigkeit dahin geführt, ſich die im Sanſkrit und in dieſen Liedern herrſchenden phonetiſchen Geſetze zum vollen Bewußtſein zu bringen. Die große Sorgſamkeit in der Bewahrung wohl auch weiteren Ausbildung des überlieferten richtigen Vortrags der heiligen Lieder erregte zugleich die größte Aufmerkſamkeit auf die Lautlehre und wurde Veranlaſſung zu Forſchungen auf dieſem Gebiet, deren Reſultate ſelbſt heute noch die allergrößte Beachtung verdienen und auch erhalten haben[1]).

Außerdem aber — was noch wichtiger war — traten ihnen dabei die grammatiſchen Formen und ihre Geſetze entgegen; ſie konnten nicht umhin, auf die Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit des vediſchen und des von ihnen geſprochenen Sanſkrit aufmerkſam zu werden, die allgemeinen Geſetze und die beſonderen auf mehr oder weniger Fälle beſchränkten Ausnahmen zu erkennen,

---

[1]) Sie ſind insbeſondere in den kleinen ſchon erwähnten Schriftchen, den Prâtiçâkhya's, niedergelegt und behandeln die Hervorbringung der Sprachlaute, überhaupt ihre richtige Ausſprache, Eigenthümlichkeit und Claſſificirung. Ihr hoher phonologiſcher Werth iſt den Phyſiologen, welche ſich mit Phonologie beſchäftigen, insbeſondre Brücke, einem der ausgezeichnetſten unter ihnen, keineswegs entgangen.

eine wahre grammatiſche Schule des alten und gleichzeitigen Sanſkrit durchzumachen; die tiefere Erkenntniß des letzteren wurde zugleich wahrſcheinlich auch dadurch nicht wenig gefördert, daß es den in Volksſprachen erzogenen gelehrt werden mußte.

So finden ſich denn ſchon in dem Text, welcher die Wörter beſondert hat, eine nicht unbeträchtliche Anzahl grammatiſcher Reſultate niedergelegt. Nicht bloß in Bezug auf Auslaut und Anlaut ſind die Wörter in ihre grammatiſche Form gebracht, ſondern auch Umwandlungen im Inlaut, welche dem Metrum oder dem Vortrag zu Lieb eingetreten waren, oder zu ſein ſchienen, ſind wieder aufgehoben, Wörter mit ſtark abweichenden Umwandlungen ſind durch ein 'ſo!' (sic) bezeichnet, wohl urſprünglich, um daran Erörterungen zu knüpfen, weiter dann, um dadurch die Erörterung in das Gedächtniß zurückzurufen; Zuſammenſetzungen ſind in zwei Glieder getheilt und anderes. Alles dieſes konnte nicht ohne ganz eigentlich grammatiſche Betrachtungen ausgeführt werden und es iſt daher natürlich, daß von denen, welchen die Abfaſſung des wortheilenden Textes des Rigveda und Sâmaveda zugeſchrieben wird — Çâkalya und Gârgya[1]) — auch grammatiſche Arbeiten angedeutet werden. So von Çâkalya eine etymologiſche Erklärung[2]), ſonſt mehrfach phonetiſche Regeln[3]); von Gârgya ſeine Anſicht über das etymologiſche Verhältniß der Nomina zu den Verben[4]), über die Bedeutung der Präfixe[5]); eine Definition des Begriffs 'Vergleichung'[6]), eine einzelne grammatiſche Regel[7]) und mehrere phonetiſche[3]).

---

[1]) Roth zu Yâska's Nirukta S. 222.
[2]) Bei Sâyana zum Rigveda I. 116. 1.
[3]) In den Prâtiçâkhya's und bei Pânini.
[4]) Von Yâska im Nirukta I. 12.
[5]) ebdſ. I. 3.
[6]) ebdſ. III. 13.
[7]) Bei Pânini VII. 3. 99.

Dieſe und im Verein mit ihnen oder im Anſchluß an ſie andre Männer von großem grammatiſchen Talent — es ſind uns nicht weniger als 64 Namen von Vorgängern des Pânini, den wir in das vierte Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung ſetzen zu müſſen glauben, bewahrt[1]) — haben ſchon früh nicht allein die einzig richtige Methode zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß einer Sprache — die Scheidung der Wörter in die Begriffsexponenten, aus welchen ſie beſtehen — gefunden, ſondern ſchon vor der Zeit des Yâska die ganze Sanſkrit-Grammatik auf jeden Fall in ihren Hauptzügen, wahrſcheinlich ſogar in faſt allen weſentlichen Einzelheiten zu einer hohen Vollendung gebracht. Nach jener Methode des Sonderns, Zerlegens, welche durch das mit den Präfixen vi auseinander und â an verbundene Zeitwort kri 'machen' bezeichnet wird, nannten ſie die Grammatik mit einem davon abgeleiteten Namen vyâkarana, gewiſſermaßen 'Analyſe', und die, welche ſich damit beſchäftigten, vermittelſt einer ſekundären Ableitung von dieſem Namen, vaiyâkarana's 'Grammatiker'. Yâska führt deren mehrere namentlich auf, gewöhnlich aber nennt er vaiyâkaranâs 'die Grammatiker' im Plural, woraus wir auf eine beträchtliche Anzahl derſelben ſchließen dürfen, die ſchon vor und neben ihm blühten. Wenn der Inhalt der von Bühler zuerſt theilweis veröffentlichten[2]) Bearbeitung der Grammatik des Çâkatâyana, welchen Yâska an drei Stellen erwähnt, wirklich von dieſem, auch durch Pânini's und andrer Citate als höchſt bedeutend hervortretenden, Grammatiker herrührt, was zwar höchſt wahrſcheinlich iſt, aber erſt durch Veröffentlichung des ganzen Werkes zur Gewißheit erhoben zu werden vermag, ſo war ſchon von ihm die ganze Sanſkrit-Grammatik zum Abſchluß gebracht und das Werk des Pânini, welchem man bis jetzt dieſen

---

[1]) Sie ſind aufgezählt bei M. Müller, A history of ancient Sanskrit Literature p. 142. 143.

[2]) In 'Orient und Occident' II. 691—706, vgl. III. 182—184 u. 192.

Ruhm zuſprechen zu müſſen geglaubt hat, genau genommen nur eine verbeſſerte Ueberarbeitung deſſelben. Darüber wollen wir bis zur Veröffentlichung des ganzen Werkes die Entſcheidung ausſetzen. Allein ſchon jetzt müſſen wir es zum Ruhm dieſes großen Grammatikers ausſprechen, daß er nicht allein die eigentliche Grundlage der Sanſkrit-Grammatik entdeckte und feſtſtellte, ſondern damit auch das ganze Princip ausſprach, welches die indogermaniſche Wortbildung in derjenigen Entwickelungsphaſe beherrſcht, welche bis jetzt unſrer Forſchung zugänglich iſt. Er war es, der nach Yâska's Zeugniß [1]) die Behauptung ausſprach, daß die Nomina aus den Verben entſtanden ſind; und auch ſeine Gegner, an deren Spitze der ſchon erwähnte Gârgya genannt wird, beſtritten dieſe keineswegs im Ganzen, ſondern nur für einzelne Fälle: 'nicht alle' antworteten ſie, ſuchten aber dennoch durch allgemeine, der Sprachphiloſophie entnommene, Gründe die Theorie ſelbſt zu erſchüttern; ihnen wurden andre auf derſelben Baſis ruhende entgegengeſetzt und innerhalb des Kreiſes der eigentlichen Grammatiker trug Çâkatâyana's Behauptung den Sieg davon. Ihr ſchließt ſich ſchon Yâska an und ſie bildet die Grundlage der Pânini'ſchen Grammatik, deren Auffaſſung für die Folgezeit die herrſchende ward. Es kann hier nicht der Ort ſein uns auf die Art, wie dieſer Streit geführt wurde, näher einzulaſſen [2]); wir beſchränken uns darauf, einige Folgerungen für die Geſchichte der Grammatik daraus zu ziehen.

Zunächſt ergibt ſich daraus mit Entſchiedenheit, daß die etymologiſche Verarbeitung des ſanſkritiſchen Sprachſchatzes faſt in ſeiner vollſtändigen Geſammtheit und zwar in analytiſcher

---

[1]) Nirukta I. 12—14.

[2]) vgl. darüber Roth, Erläuterungen in ſeiner Ausgabe des Nirukta zu den angeführten Stellen. — Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature, 164. — Aufrecht, in der Vorrede zu der Ausgabe des Ujjvaladatta, p. VI. — Goldſtücker, Pânini, p. 171.

Weiſe abgeſchloſſen geweſen ſein mußte, ehe eine derartige Behauptung aufgeſtellt werden konnte und bezüglich ihres thatſächlichen Inhalts ſelbſt von den theoretiſchen Gegnern mit ſo unbedeutenden Beſchränkungen zugegeben werden mußte.

Denn ſie konnte ſich weſentlich nur auf Thatſachen ſtützen, theoretiſche Betrachtungen konnten ihr höchſtens zu Hülfe kommen, waren aber, wenn die Thatſachen nicht mächtig überwiegend für ſie ſprachen, faſt völlig unerheblich. Es mußten demnach die Nomina allſammt oder zum allergrößten Theil in analytiſch-etymologiſcher Methode wirklich auf Verba zurückgeführt ſein; die Mittel, durch welche ſie aus den Verben entwickelt waren — Suffixe, Reduplication, innre Lautumwandlung, phonetiſche Aenderungen beim Zuſammenſchluß der Elemente, welche die Nomina oder Wörter überhaupt conſtituiren — mußten nachgewieſen ſein, ehe ein Mann von der Bedeutung wie uns Çâkaṭâyana in den von ihm erhaltenen und ſchon bekannten Fragmenten entgegentritt, eine ſo kühne und zugleich ſo wahre Behauptung auszuſprechen veranlaßt ſein und ſich berechtigt fühlen konnte. Und daß dieß wirklich der Fall war, zeigen eine Menge Stellen in Yâska's Nirukta, aus denen hervorgeht, daß man ſich der Verbindung eines einfachen Wortes aus einem Exponenten des Begriffs im Allgemeinen, einem materiellen Theil, und einem oder mehreren Bildungs-, formativen Elementen vollſtändig bewußt war, eben ſo daß man die beim Zuſammenſchluß beider in ihnen und in ihrer Beſonderheit eintretenden Lautumwandlungen erforſcht, ſie aus dieſer ihrer bedingten Geſtalt herausgelöſt und in ihrer unbedingten zur Erkenntniß gebracht hatte; daß man z. B. wußte, daß in den Participiis Perfecti Paſſivi buddha, gûḍha, dvishṭa die auslautenden dha, dha, ta nur phonetiſch bedingte Umwandlungen des in bhû-ta erſcheinenden ta ſind und dieſe Form als das (für die Erforſchung der ſprachlichen Thatſachen letzterreichbare) unbedingte Bildungselement der hieher gehörigen Wörter aufzuſtellen iſt.

Yâska führt das hieher gehörige nur gelegentlich an, da ſein Werk keine grammatiſchen Darſtellungen enthält; dabei aber bedient er ſich zugleich ſchon weſentlich derſelben grammatiſchen Terminologie, wie Pânini. So kennt er die ſogenannten Wurzeln — genauer im indiſchen und wiſſenſchaftlich indogermaniſchen Sinn — diejenigen Laute oder Lautcomplexe in Verbalformen, welche die Träger des allgemeinen, nicht durch beſondre Bildungselemente oder Wörter modificirten oder differenziirten, Begriffs dieſer Verba ſind (z. B. i 'Zuſtand oder Thätigkeit des Gehens' in i-más, oder úd i-mas, wo dort das modificirende, den Begriff auf die erſte Perſon Pluralis Präſentis beſchränkende Bildungselement mas hinzugetreten iſt 'wir gehen', hier zugleich das den Begriff differenziirende Wort, Präfix, ud 'auf', ſo daß es nun bezeichnet 'wir gehn auf'); zur Bezeichnung derſelben bedient er ſich, wie Pânini, des Wortes dhâtu 'Grundlage'; er kennt die primären Suffixe, d. h. diejenigen, durch welche Nominalableitungen unmittelbar aus Verben vollzogen ſind, z. B. φυ-σι vom Verbum φυ, ſo wie die ſecundären, durch welche Nomina aus Nominibus abgeleitet ſind, z. B. φυσι-κο von φυσι; auch hier hat er ſchon dieſelben Kunſtausdrücke, wie Pânini, jene nennt er, wie dieſer, krit, dieſe taddhita. Doch es würde uns hier zu weit führen und iſt auch gar nicht nöthig, Yâska in dieſer Beziehung weiter zu berückſichtigen, da, wie ſchon angedeutet, das von Bühler in Ausſicht geſtellte Werk aller Wahrſcheinlichkeit nach uns vollen Aufſchluß über Çâkatâyana's Grammatik ſelbſt geben und den entſchiedenen Beweis liefern wird, daß in Bezug auf grammatiſche Analyſe oder überhaupt die Reſultate der grammatiſchen Forſchung Çâkatâyana eben ſo weit wie Pânini war, daß ſelbſt ihre Auffaſſung und Darſtellung der grammatiſchen Thatſachen weſentlich übereinſtimmte und der Unterſchied zwiſchen beiden nur in Einzelheiten hervortrat. Wer aber weiß, mit welcher Schwierigkeit und Langſamkeit eine ſo treffende — zumal ſo detaillirte — wiſſenſchaftliche Terminologie, wie ſie in der

indiſchen Grammatik hervortritt, ſich zu entwickeln pflegt, welche umfaſſende, tief eindringende, vielſeitig ordnende Forſchung und Darſtellung ſie vorausſetzt, der kann nicht umhin, für die dem Yâska oder ſelbſt Çâkatâyana vorhergegangene grammatiſche Thätigkeit entweder eine kaum denkbare Intenſivität anzunehmen, oder ihr eine ſchon ſehr lange Dauer zuzuſprechen.

Den hervorſtechenden Charakter dieſer grammatiſchen Thätigkeit bildete zwar die formative Seite der Sprache und deren Reſultate ſind es, die vorzugsweiſe, ja faſt allein bewahrt oder bis jetzt genauer bekannt ſind. Daß jedoch auch eine mehr auf die begriffliche Seite gerichtete, gewiſſermaßen philoſophiſche Behandlung ſprachlicher Fragen vielleicht voraus, auf jeden Fall nebenher ging, läßt ſich aus vielen Spuren erweiſen. So wurde, wie ſchon bemerkt, die Behauptung des Çâkatâyana in Bezug auf die Entſtehung der Nomina aus den Verben mit philoſophiſchen Gründen bekämpft und vertheidigt; die Frage, ob Wörter auf onomatopoietiſchem Wege entſtanden ſeien, die in dem älteſterhaltenen ſprachwiſſenſchaftlichen Werk Europas, dem platoniſchen Kratylos, hervortritt und bis auf den heutigen Tag einen der wichtigſten Streitpunkte bildet, ward auch ſchon von den älteſten indiſchen Sprachforſchern in Erwägung gezogen und der von Yâska am meiſten angeführte Aupamanyava hatte ſich dagegen erklärt[1]). Die Bedeutung der ſprachlichen Categorien war ſchon vor Yâska zum Bewußtſein gebracht und ſcharf ausgeſprochen; die Redetheile waren dem Geiſte des Sanſkrits gemäß geſchieden und begrifflich beſtimmt[2]). Pânini, obgleich ihm jede philoſophiſche Behandlung fern liegt und er ſich rein auf das Thatſächliche beſchränkt, giebt doch durch einzelne Stellen, ſo wie ſeine Behandlung des Ganzen nach Inhalt und Form hinlänglich zu erkennen,

---

[1]) Yâska, Nirukta II. 18.

[2]) vgl. Yâska a. a. O. I. 1 ff. über die Bedeutung des Nomen und Verbum.

welch großartige auf allgemein ſprachliche Fragen gerichtete Forſchungen von denen, welche ihm und wohl auch Çâkaṭâyana vorausgegangen waren, vollendet waren. So zeigen die kurzen Regeln I. 2. 51 bis 55 wie tief man darüber nachgedacht hatte, wie die Wörter zu ihren Bedeutungen gelangen, was darin dem Gebrauch, was den Bildungselementen zuzuſchreiben ſei, und wie man daraus Folgerungen für die Aufgabe der Grammatik zog. Ueberhaupt legt die Kürze, mit welcher er die Bedeutungen der verſchiedenen Categorien behandelt, z. B. die des Paſſivs (I. 3. 13. III. 1. 87), die des Medium (Âtmanepadam I. 3. 72—74; ebdſ. 67), die Caſuslehre (II. 3. 2 ff.) u. aa., Zeugniß dafür ab, daß eine erſchöpfende Erforſchung der Bedeutung aller Redetheile in ihren ſpeciellſten Abſtufungen ſchon lange vor ihm in jeder weſentlichen Beziehung abgeſchloſſen geweſen ſein mußte. Dafür ſpricht auch was er I. 2. 56. 57 von ſeinen Vorgängern anführt. Am ſchlagendſten aber würde ſich die ältere eben ſo ſehr die begriffliche Seite als die formative ins Auge faſſende Behandlung des Sanſkrit von Seiten der Grammatiker durch eine genauere Betrachtung der von Pâṇini gebrauchten Kunſtausdrücke erweiſen laſſen. Es läßt ſich nämlich faſt mit evidenter Gewißheit zeigen, daß dieſe bei den älteren Grammatikern größtentheils begrifflichen Categorien entſprachen, in der Pâṇini'ſchen Grammatik aber, wo faſt das ganze Gewicht auf die Formationsgeſetze gelegt iſt, der begriffliche Werth im Allgemeinen als bekannt vorausgeſetzt wird, von dieſem Standpunkt aus bald Erweiterungen bald Beſchränkungen erlitten haben, um die unter ihnen zu ſubſumirenden formativen Regeln zu decken So z. B. iſt nicht zu bezweifeln, daß pada, wie in den danach benannten worttrennenden Vedentexten, urſprünglich der Kunſtausdruck für 'Wort', genauer im indiſchen Sinne, für einen mit Caſus- oder Perſonal-Endung oder deren Subſtituten verſehenen Lautcomplex war. Da aber für Baſen in einigen Fällen bei Anſchluß von Affixen dieſelben Geſetze wie im Wortende gelten, ſo wurden ſie

in dieſen Fällen — wegen der Gemeinſchaftlichkeit der Formationsgeſetze — ebenfalls pada genannt, alſo die alte Bedeutung des Kunſtausdrucks erweitert. Außerdem erſcheinen als techniſche Bezeichnung der Baſen bei Pânini noch drei Kunſtausdrücke: aṅga, prâtipadika und bha; von dieſen iſt es wahrſcheinlich, daß früher nur die beiden erſten, urſprünglich wohl nur der erſte allein als terminus technicus für die grammatiſche Baſis irgend einer weiteren Formation galt (z. B. für die ſogenannte Wurzel als Baſis der Verbalformen und primären Nominalthemen, für primäre Nominalthemen als Baſen von ſekundären, für Nominalthemen überhaupt als Baſen der Caſusformen); dann wurde aṅga auf die primären Baſen beſchränkt, während prâtipadika die vor ſekundären Affixen und die vor Caſusendungen bezeichnete. Als man aber dieſe termini, welche urſprünglich grammatiſche Categorien vom Standpunkt ihres begrifflichen Charakters bezeichneten, zur Unterſcheidung oder überhaupt zur Darſtellung der formativen Geſetze benutzte, ſah man ſich veranlaßt, noch den Kunſtausdruck bha hinzuzufügen, um diejenigen Fälle zu bezeichnen, in denen Caſuszeichen und ſekundäre Affixe den Formationsgeſetzen primärer Affixe folgen. So hat die Panini'ſche Grammatik für die Baſis vier termini technici erhalten, von denen der erſte: pada, eine Erweiterung, der zweite: aṅga, eine Beſchränkung ihrer eigentlichen Bedeutungen erlitten haben; beide aber ſammt dem dritten: prâtipadika, aus urſprünglich begrifflichen Unterſcheidungen zu formativen herabſanken und dadurch die Erfindung des vierten, bha, nöthig machten.

Man kann ſchon hieraus einigermaßen erkennen, in welchem Verhältniß das Pânini'ſche Werk, in welchem die indiſche Grammatik auf uns gekommen iſt, zu den Arbeiten der vorhergegangenen Grammatiker geſtanden haben mag. Man kann es gewiſſermaßen als eine faſt überreife Frucht derſelben betrachten, in welchem alles, was die großen Vorgänger geleiſtet hatten, zu einem praktiſchen Zweck verarbeitet wurde, nämlich zu dem Zweck:

die Bildung und den Gebrauch des Sanſkrit in der umfaſſendſten Weiſe darzuſtellen. Dabei iſt, Dank den tiefſinnigen Arbeiten der indiſchen Grammatiker, ſo unendlich viel für die wiſſenſchaftliche Einſicht in das Weſen des Sanſkrit geleiſtet, wie bis faſt auf die jüngſte Zeit für keine andre Sprache der Welt, ſo daß in dieſer und mancher andern Beziehung Pânini's Grammatik ſelbſt heute noch als Muſter betrachtet werden darf.

Da das Gedächtniß als weſentlichſtes ja wohl einziges Mittel der Erlernung zu der Zeit wo dieſes Werk abgefaßt ward betrachtet wurde, ſo iſt die ganze Darſtellung darauf berechnet, ihm durch größtmöglichſte Kürze ſeine Aufgabe ſo weit als möglich zu erleichtern[1]). Dieſe Kürze konnte aber nicht erreicht werden, ohne daß eine Menge von gewiſſermaßen algebraiſchen Zeichen an die Stelle von ſatzlicher Darſtellung trat; ſo werden z. B. Operationen, welche an vielen verſchiedenartigen grammatiſchen Elementen zu vollziehen ſind, anſtatt ſie jedesmal von neuem zu erwähnen, durch einen an dieſe Elemente gefügten Buchſtaben bezeichnet. Ich erlaube mir einen Fall der Art anzuführen. Pânini ſtellt diejenige Regel, welcher die Majorität der unter eine grammatiſche Categorie fallenden Bildungen folgt, als allgemeine hin; ſo lehrt er z. B. 'alle Affixe haben Acut auf ihrer erſten Sylbe'; von dieſer Regel giebt es nun eine Menge Ausnahmen; von dieſen werden einige in Worten aufgeführt; die meiſten aber dadurch bezeichnet, daß an das von der Regel abweichende Affix ein Buchſtabe gehängt wird, durch welchen die damit verbundene Accentuation bezeichnet iſt; ſo z. B. wird an das Affix der erſten Perſon des Singular im Präſens Activi, welches mi lautet, ein p geſetzt, ſo daß es in der grammatiſchen

[1]) Nicht ganz unmöglich wäre auch, was Goldstücker (Pânini p. 25. 26) geltend macht, daß die Seltenheit des Schreibmaterials dazu beitrug, die ohne Commentare faſt unverſtändliche Kürze herbeizuführen, welche ſo viele ältere wiſſenſchaftliche Werke der indiſchen Literatur kennzeichnet.

Terminologie mip lautet; dieſes p bezeichnet, daß es nie den Accent haben kann; dem damit gebildeten Wort bleibt dann der Accent, welchen das Thema hat, dem dieſes mi angeſchloſſen wird, z. B. dvish 'haſſen', welches in dieſer Form zugleich ſein i in e verändert, bildet dvéshmi 'ich haſſe'; das Suffix der erſten Perſon Pluralis mas dagegen hat dieſes p nicht, daher die allgemeine Regel hier fort gilt und das Wort dvishmás lautet. Daſſelbe p erſcheint hinter dem Affix tara, durch welches der Comparativ gebildet wird, z. B. aus prithú 'breit' entſteht in Folge davon prithútara (nicht nach der allgemeinen Regel prithutára).

Dieſe und ähnliche Zeichen erſparten natürlich eine ganz außerordentliche Menge von Regeln, uns aber zeigen ſie, insbeſondre wenn man die Art ihrer Verwendung genauer verfolgt, wie ſorgſam und in welchem Umfang der ganze ſanſkritiſche Sprachſchatz nach allen Seiten hin verarbeitet und unter allgemeine Geſichtspunkte geordnet war, ohne daß dabei — faſt kann man ſagen — auch nur eine einzige Ausnahme unbeachtet geblieben wäre.

Durch die Anwendung dieſer und ähnlicher mnemoniſcher und andrer Hülfsmittel — z. B. in der Anordnung, indem nämlich verwandte Regeln hinter einander geſtellt und unter ein Stichwort (adhikâra im Sanſkrit) gebracht wurden — iſt es Pânini möglich geworden die vollſtändigſte Grammatik der reichſten Sprache in dem denkbar — oder für den, welcher die Aufgabe kennt, vielmehr faſt undenkbar — kleinſten Umfang auszuführen.

Das Werk zerfällt in acht Bücher von je vier Abſchnitten, welche in lauter kleine Regeln (sûtra) getheilt ſind, deren bei weitem größte Anzahl nicht eine halbe Zeile gewöhnlichen Drucks bildet. Dieſer Regeln ſind etwa 4000[1]); würden ſie unabgetheilt

[1]) Siehe Böhtlingk's Ausgabe dieſes Werkes (Pânini's acht Bücher grammatiſcher Regeln. Zwei Bände. Bonn 1839. 1840), Bd. II. Vorr. p. XIX.

ſelbſt mit großer Sanſkrit-Schrift gedruckt, ſo würden ſie doch kaum mehr als 150 Seiten füllen; in unſre lateiniſche Druckſchrift transſcribirt, etwa in der Weiſe, wie in der Ausgabe des Kathâ-saritsâgara von Hermann Brockhaus, zwiſchen 75—100. Und was umfaßt dieſes kleine Werkchen all! Nicht etwa, worauf ſich ſo lange Zeit faſt alle europäiſchen Grammatiker aller Sprachen beſchränkten, nur die Geſetze der Flexion: Deklinazion, Conjugazion, Adverbia und Partikeln, ſowie der Syntax, ſondern — mit einer einzigen Ausnahme, die aber in einem Anhang behandelt war, deſſen Kenntniß Pânini vorausſetzt[1]) — die grammatiſchen Geſetze, welche bei der Bildung und dem Gebrauch des ganzen Wortſchatzes, ſämmtlicher Formationen, des Sanſkrits walten.

Es iſt dieß eine ſo vollſtändige Grammatik, wie ſie außer dem Sanſkrit keine Sprache der Welt, ſelbſt trotz der ſtaunenswerthen Grimm'ſchen Arbeiten unſre Mutterſprache nicht aufzuweiſen hat. Die Aufgabe einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Grammatik, alle Sprachgeſtalten vom grammatiſchen Standpunkt aus zu behandeln und darzuſtellen, iſt wenigſtens ausnahmslos verſucht und, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, doch im Ganzen gelungen. Wo ſie mißlungen, liegt es faſt nur daran, daß die naturwiſſenſchaftliche und ſtatiſtiſche Methode, welche die indiſchen Forſcher leitete, zu der damaligen Zeit nicht von der hiſtoriſchen und vergleichenden begleitet war, oder vielmehr ſein konnte, unendlich weniger daran, daß ihnen nicht eine ſprachphiloſophiſche zur Seite trat. Aber trotz der Mängel, welche in Folge davon den Reſultaten ihrer Forſchung anhaften, erkennt man mit Staunen und Bewunderung, welch einen ungeheuren Stoff ſie zur Bewältigung angeſammelt und mit welchem wunderbaren, wahrhaft genialen Geſchick ſie ihn nach allen Seiten

---

[1]) Die ſogenannten Unnâdi-Affixe, durch welche mehr ſporadiſch und mit größerer Unregelmäßigkeit Nomina aus Verben gebildet ſind.

geſichtet, geordnet und im Weſentlichen richtig betrachtet und dargeſtellt haben.

Der ganze ſanſkritiſche Sprachſchatz iſt auf diejenigen Lautcomplexe zurückgeführt, welche den allgemeinen Begriff eines unabgeleiteten Verbum bezeichnen (die ſogenannten Wurzeln, dhâtu). Dieſe waren in einem Verzeichniſſe geſammelt, welches Panini als bekannt vorausſetzt. Dieſes iſt uns glücklicherweiſe bewahrt und in Verbindung mit mehreren andren trefflich von Weſtergaard bearbeitet[1]). Obgleich es in einigen unbedeutenden Einzelheiten von dem, welches Panini vorausſetzt, abweicht, ſo läßt ſich doch mit Sicherheit nachweiſen, daß es nicht bloß in der Hauptſache, ſondern auch in allen irgend weſentlichen Punkten mit dem, welches Pânini vorlag, übereinſtimmt und wahrſcheinlich ſchon aus älterer Zeit überkommen, von ihm ſelbſt in der einen oder andern Beziehung umgearbeitet war, um in Harmonie mit ſeiner Grammatik zu ſtehen.

Auf dieſe Wurzeln ward — vielleicht mit einigen Ausnahmen — natürlich nicht ſelten mit einer Kühnheit, die keineswegs zu billigen, aber bei iſolirter — d. h. auf eine Sprache, ohne Vergleichung der verwandten, beſchränkter — etymologiſcher Forſchung kaum zu vermeiden iſt, der ganze Sprachſchatz zurückgeführt. Das Glück, welches die indiſchen Etymologen bei dieſem kühnen Unternehmen im Ganzen begleitete — ein keineswegs unverdientes, da es weſentlich Folge ihres methodiſchen Verfahrens war — verfehlte nicht, ebenſo auf ſie zu wirken, wie auf alle vom Glück begünſtigte Menſchen; auch ſie ließen ſich über das richtige Maß hinaus führen. Indem ſie aus der unendlichen Majorität der Fälle, in denen die Reduction auf Verba gelungen war, wie ſchon bemerkt, zu dem richtigen Schluß gelangten, daß

---

[1]) In ſeinem Werke: Radices linguae Sanscritae. Bonn 1841, welches auch heute noch unter den bedeutendſten Arbeiten, die aus den Sanſkritſtudien hervorgegangen ſind, eine hohe Stelle einnimmt.

das Sanſkrit nur Worte enthalte, welche in letzter Inſtanz aus Verben hervorgegangen ſind — ein Schluß, welcher, ſicherlich mit verhältnißmäßig nur ſehr wenigen Ausnahmen, für ſämmtliche indogermaniſchen Sprachen bezüglich der Phaſe derſelben, welche unſrer Erkenntniß bis jetzt zugänglich iſt, ſeine Gültigkeit hat — wagten ſie es für diejenigen Wörter, denen ſie trotz halsbrechender etymologiſcher Künſte, an denen ſie es, wie ſo ziemlich die meiſten Etymologen, nicht fehlen ließen, im bekannten Sprachſchatz keine verbale Grundlage nachzuweiſen vermochten, ohne weitres Wurzelverba zu fingiren. Sie überſahen dabei, daß Verba im Laufe der Sprachgeſchichte eingebüßt ſein konnten, während Ableitungen, welche zur Zeit ihrer Exiſtenz gebildet waren, fortbeſtehen blieben, daß ferner die Verba, aus denen ſie entſtanden waren, in Bezug auf Laut oder Bedeutung, oder beides, von ihnen ſo verſchieden geworden ſein konnten, daß die aus ihnen entſprungenen Ableitungen nicht mehr zu erkennen waren und manches andre, was zur Erklärung derartiger Erſcheinungen dient. Doch ſtehen ſie auch in Bezug auf dieſen Fehler keineswegs allein; ſelbſt die ſorgſamſten Etymologen, zumal wenn ſie eine Sprache nur aus ſich ſelbſt zu erklären ſuchten, haben dieſer Klippe nicht immer auszuweichen vermocht. Die Anzahl der von den indiſchen Grammatikern in dieſer Weiſe erfundenen und von den übrigen durch eine beſondre Bezeichnung (sautra, gewiſſermaßen 'grammatiſche') geſchiedenen Verba iſt übrigens ſehr gering, allein es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß in ihren Verbalverzeichniſſen ſich auch einige der Art befinden, welche jener unterſcheidenden Benennung entbehren; doch wird es kaum möglich ſein, darüber zu vollſtändiger Sicherheit zu gelangen, da die Sanſkritliteratur ungeheure Einbußen erlitten hat und wir demnach auf die Hoffnung verzichten müſſen, jemals das ganze Sprachmaterial wieder zu gewinnen, über welches die indiſchen Grammatiker bei ihren Forſchungen und Darſtellungen zu gebieten vermochten.

Aus der Art, wie die Sprache aus dieſen unabgeleiteten Verben von Pânini im Anſchluß an ſeine Vorgänger gewiſſermaßen aufgebaut wird, können wir mit Sicherheit den Weg erſchließen, auf welchem ſie zur Auffindung dieſer Verba gelangt waren. Es war dieß der analytiſche. Vermittelſt Abſcheidung der flexiviſchen Elemente — der Caſuserponenten und Adverbialaffixe bei den Nominibus, der Perſonal-, Temporal- und Modalexponenten bei den Verbis — gelangten ſie zunächſt zu den Themen; indem ſie auch von und aus dieſen alle Elemente abſchieden, welche ſich durch ihre ganz oder weſentlich gleiche Wiederkehr unter denſelben oder weſentlich denſelben Begriffsmodificationen als formative Exponenten auswieſen, erreichten ſie die Grundverba, welche ſie, da ſie keine regelmäßigen Formationselemente in ihnen zu erkennen vermochten, als unableitbare Grundlagen ihres Wortſchatzes aufſtellten.

Es iſt auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft keinem Zweifel unterworfen, daß ſie hier vielfach ihrer Forſchung eine unberechtigte Gränze ſetzten, daß in außerordentlich vielen Fällen ſich auch in denjenigen Verben Formationselemente erkennen laſſen, welche ſie als unableitbare zu Grunde legen. Allein entweder das gefundene Princip ſelbſt, oder vielleicht auch eine gewiſſe praktiſche Rückſicht, möglicherweiſe auch eine Art wiſſenſchaftlichen oder unwiſſenſchaftlichen Aberglaubens, daß die Sprache ſich vollſtändig aus ihrem thatſächlichen Beſtand erklären laſſe, beſtimmte ſie mit den angedeuteten geringen Ausnahmen nicht über die wirklich gebräuchlichen Verba hinauszugehen. Selbſt die Exegeten, die man als die eigentlichen Etymologen betrachten darf — denn wie man aus Yâska's Nirukta II. 1 [1]) zu ſchließen

[1]) Hier wird in Bezug auf Worterklärung vorgeſchrieben: 'Iſt in Wörtern Accent und Wortbildung in Uebereinſtimmung mit der Grammatik und enthalten ſie eine ſich an eine Wurzel ſchließende Bedeutung, ſo ſoll man ſie demgemäß erklären; iſt die grammatiſche Formation dunkel

berechtigt iſt, glaubten ſie unter allen Bedingungen, gewiſſermaßen per fas et nefas, etymologiſiren zu müſſen — ſcheinen dieſe Beſchränkung auch bei ihren kühnſten Combinationen als Richtſchnur eingehalten zu haben[1]) und man muß zugeſtehen, daß die im Ganzen ſo ſichre Darſtellung der Sanſkritſprache, wie ſie in der Grammatik auftritt, ihr nicht zum wenigſten verdankt wird. Denn ein weitrer Fortſchritt auf dem Wege der Analyſe war nur vermittelſt der Vergleichung mit den verwandten Sprachen möglich; ohne dieſe wäre er mit ſo vielen Gefahren verbunden geweſen, daß dadurch vielleicht alle Reſultate der methodiſchen Forſchung, ſoweit ſie mit Hülfe des Sanſkrits allein von der indiſchen Grammatik zu erreichen waren, in Frage geſtellt ſein würden.

Die Mittel, durch welche die Sprache ihren Wortſchatz aus dieſen Grundlagen bildete, werden von Pânini vollſtändig ſowohl der Form als Bedeutung nach aufgeführt. Er giebt die Exponenten, welche zur Ableitung von Verben aus Verben und aus Nominibus dienen, an, zugleich mit der Bedeutung, welche die

---

und enthält die Form kein Wurzelwort, dann ſoll man es mit einer ähnlichen Form verſuchen; fehlt auch dieſe, dann erkläre man ſelbſt vermittelſt ähnlicher Silben und Buchſtaben: aber nimmermehr laſſe man ab vom Erklären. Man beachte die grammatiſchen Formationsgeſetze nicht; denn es giebt anomale Bildungen'.

[1]) So hat Çâkapûni — unzweifelhaft einer der älteſten Erklärer der Veden (vgl. die Legende von ihm in Yâska's Nirukta II. 8), der überaus häufig von Yâska citirte Vorgänger deſſelben, dem ebenfalls ſchon ein Nairukta zugeſchrieben wird (Wilson Vishnu Purâna 277 und Anmerk. 9) — den Namen des Gottes des Feuers: Agni (lateiniſch ignis) nach der Buchſtabenähnlichkeit erklärt (vgl. die vorige Anmerkung), das anlautende a aus dem Worte ayana von i 'gehn', das folgende g entweder aus dem k im Worte akta vom Verbum anj 'ſalben', welches zu g geworden ſei, oder aus dem Worte dagdha von dah 'brennen', und ni aus dem Verbum nî 'führen', alſo bei aller Willkürlichkeit doch aus gebräuchlichen Zeitwörtern (Yâska Nirukta VII. 14, vgl. Sâyana in ſeinem Commentar zum Rigveda T. I. p. 45 der Ausgabe von Max Müller).

Bildungen dadurch erhalten und mit den phonetiſchen Umwandlungen, welche beim Zuſammenſchluß des materiellen und formativen Elements eines von dieſen oder beide erleiden. Eben ſo führt er die Exponenten auf, durch welche Nomina aus Verben und aus Nominibus oder Indeclinabilien abgeleitet und die verſchiedenen Geſchlechter gebildet werden; auch dabei verſäumt er nicht die Bedeutungen, wo es nöthig iſt, ſelbſt ſehr ins Specielle eingehend, und die phonetiſchen Regeln mitzutheilen. In derſelben Weiſe giebt er auch die flexiviſchen Geſetze an; auch hier werden die Flexionsexponenten — Caſuszeichen, Perſonalzeichen, Tempus- und Modusharaktere in den verſchiedenen Verbalarten — aufgeführt, ihre Bedeutungen, wenn auch oft nur ſehr allgemein, und die bei ihrem Anſchluß waltenden Geſetze auseinandergeſetzt. Hierbei iſt nichts verſäumt, was für das Sanſkrit als weltliche — nicht vediſche — Sprache von Bedeutung war: der Wortaccent iſt mit großer Sorgfalt behandelt und ſelbſt eigenthümliche Betonungen bei Fragen, Zweifel, Ruf[1]) u. ſ. w. ſind nicht übergangen. Wie vollſtändig dieſe Grammatik iſt, zeigt z. B. die Lehre von der Bildung der ſekundären Abſtracte, d. h. der Themen, welche zur Bezeichnung eines Zuſtandes oder einer Thätigkeit aus einem andern Nomen gebildet ſind, z. B. 'Kaufmannſchaft' von 'Kaufmann'. Vorherrſchend dienen im Sanſkrit dazu die Affixe tva ntr, tâ fem., iman msc. und ya ntr. oder fem., und die Grammatik läßt uns über die verſchiedene Verwendung derſelben ſo wenig rathlos, daß wir vielmehr genau anzugeben wiſſen, welches oder welche von ihnen bei jedem einzelnen Nomen, aus welchem ein Abſtract gebildet werden ſoll, gebraucht werden muß. Man vergleiche damit unſre vollſtändigſten Grammatiken in Bezug auf den Gebrauch der Abſtractaffixe 'heit' und 'ſchaft' und man wird begreifen, was eine ſolche Genauigkeit bedeutet und ſie hier und in allen ähnlichen Fällen um ſo mehr bewun-

[1]) Pânini VIII. 2. 98; I. 2. 33.

dern, da ſo umfangreiche Vorarbeiten, wie wir uns jetzt zu ſolchen Unterſuchungen bedienen können, generelle und ſpecielle Wörterbücher, und eine Fülle von leicht zugänglichen literariſchen Werken, in ſo alter Zeit für das Sanſkrit ſicherlich nicht vorausgeſetzt werden dürfen.

Am ſchwächſten iſt, ſo viel bis jetzt bekannt[1]), die Syntax bedacht; ſehr natürlich, da es überaus ſchwierig iſt, ohne Kenntniß andrer Sprachen und Vergleichung der eignen mit denſelben zum Bewußtſein der ſyntaktiſchen Eigenthümlichkeiten ſeiner Mutterſprache zu gelangen. Was ſich ohne eine derartige Vergleichung erkennen läßt, ſind faſt nur Abweichungen in der Verbindung der flectirten Formen oder der fertigen Wörter überhaupt von dem durch die größte oder größere Majorität der Fälle geſetzlich ſcheinenden Gebrauch. In Bezug auf dieſen Theil der Syntax finden wir denn auch bei Pâṇini eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Regeln, z. B. über den unregelmäßigen Gebrauch der Numeri, der Perſonen, der Genera, des Verbum, der Tempora und Modi, der Caſus und der Präpoſitionen, in denen Beſonderheiten des Sprachgebrauchs höchſt ſorgfältig angemerkt ſind[2]).

---

[1]) Colebrooke zählt in ſeiner Grammar of the Sanscrit language p. VIII. IX. mehrere Werke über Syntax auf; doch iſt bis jetzt nichts genaueres über ſie bekannt.

[2]) z. B. der ironiſche Gebrauch der erſten Perſon des Singularis von man 'meinen', nach der 4. Conjugations-Claſſe, ſtatt der zweiten Perſon aller drei Numeri und der zweiten des damit in Verbindung ſtehenden Verbum ſtatt der erſten (Pân. I. 4. 106); der Gebrauch des Dativs von trina neben dem Accuſativ bei demſelben Verbum (II. 3. 17) und vieles andre der Art, welches die allerfeinſte Durchforſchung des ſyntaktiſchen Sprachgebrauchs bezeugt. In der Siddhânta Kaumudî 37ᵇ finden wir auch z. B. bemerkt, wann der Dativ und wann der Accuſativ bei Verbis ſteht, die 'begehren' bedeuten. Uebrigens findet ſich manches, was wir zur Syntax rechnen, in rhetoriſchen und philoſophiſchen Schriften beſprochen (ſ. Colebrooke's Grammar p. IX.), z. B. über Ellipſen Sâhitya Darpana § 15a und Vedântasâra in meiner Chreſtomatie p. 213, 19 ff.

Allein was die Haupteigenthümlichkeiten der ſanſkritiſchen Syntax bildet, ja die charakteriſtiſchſten Eigenthümlichkeiten jeder Sprache überhaupt: Satzbau und Anordnung der Wörter und Satztheile im Satz, das iſt ſo ſehr Ausfluß des ſprachlichen Denkens eines Volkes, im Sanſkrit der Inder, daß die Beſonderheit derſelben den indiſchen Grammatikern kaum auffallen konnte. Erſt die europäiſche Wiſſenſchaft, indem ſie die indiſche Syntax mit der in andren Sprachen hervortretenden vergleicht, bemerkt, daß der Satzbau des Sanſkrit weſentlich parataktiſch iſt, indem faſt nur Participia, Nomina agentis, Abſolutiva (Gerundien) von Verben und Locativi abſoluti die Theile eines mehrgliedrigen Satzes bilden und verknüpfen, ſo daß die Glieder desſelben, der allgemeinen Bedeutung dieſer Sprachformen gemäß, coordinirt erſcheinen, eine Schattirung des Satzes durch Vortreten des oder der Haupttheile und Zurückweichen der untergeordneten, durch nähere Beſtimmung des logiſchen Verhältniſſes, in welchem ſie zu einander ſtehen, z. B. ob ein Satzglied eine Bedingung, Abſicht, Grund u. ſ. w. ausdrücken ſoll, faſt ganz fehlt. Dieß allgemeine Geſetz fiel den Indern nicht auf, doch bemerkten ſie, aber nur in ſehr wenigen Fällen, daß die Coordination nur ſcheinbar iſt, in Wirklichkeit aber eine Subordination ausdrückt, z. B. daß das Particip bisweilen das Ziel oder die Urſache der damit in Verbindung geſetzten Handlung bezeichnet[1]). Daß in ähnlicher Weiſe faſt alle coordinirt ſcheinenden Satztheile als einander ſubordinirt aufzufaſſen ſind, konnte ebenfalls erſt die europäiſche Wiſſenſchaft erkennen und zwar dadurch, daß ſie das Geſetz der indiſchen Wort- und Satz-Ordnung auffand. In

[1]) Pânini III. 2. 126. vgl. Siddhânta-Kaumudî, 1811, Querfolio, S. 373a, z. B. der Satz, welcher nach der etymologiſchen Bedeutung der Formen überſetzt, heißen würde: 'erwerbend wohnt er', bedeutet 'er wohnt um zu erwerben'; ähnlich iſt: 'Hari ſehend wird er erlöſt' zu faſſen 'dadurch, daß er Hari erblickt, wird er erlöſt' (von allen Leiden weltlicher Exiſtenz).

Bezug darauf hat uns die indiſche Grammatik gar nichts überliefert und daran mag außer dem allgemeinen ſchon angegebenen Grund auch der Umſtand Schuld ſein, daß dieſe Ordnung in ihrer ganzen Strenge, ſo weit mir bekannt, ſich erſt in verhältnißmäßig ſpäten Schriften, den proſaiſchen Behandlungen der Philoſophie (wie z. B. dem Vedântasâra 'Eſſenz der Vedânta-Philoſophie') und der poetiſchen Proſa (z. B. dem Daçakumâracharita 'Abentheuer der zehn Jünglinge') geltend macht, denen die Vollendung der indiſchen Grammatik lange vorhergegangen war. Die proſaiſchen Schriften der älteren Zeit, welche wenigſtens theilweis ſchon vor dem Abſchluß der indiſchen Grammatik abgefaßt ſein mögen, ſind theils in überaus einfachem Satzbau geſchrieben, theils in einem überaus künſtlichen Lakonismus, von denen jener die Anwendung des Princips in ſeiner ganzen Strenge nicht erheiſchte, dieſer wohl ſogar abſichtlich vermied. Hier ſowohl als in den metriſchen Compoſitionen mochten auch manche Einflüße des Effects, der Schönheit, des Metrums ſich ihm gegenüber geltend machen, was in dem alten einfachen Satzbau das Verſtändniß um ſo weniger gefährden konnte, da im Sanſkrit jedes Wort durch ſeine grammatiſche Form ſo genau gekennzeichnet iſt, daß man, welche Stelle es auch einnimmt, über ſein conſtructives Verhältniß in einem einfachen Satz kaum in Zweifel gerathen konnte. Erſt in der ſpäter entwickelten complicirten Proſa, in welcher das richtige Verſtändniß ganz von der Wortfolge bedingt iſt, galt es das Princip mit der größten Strenge — faſt ausnahmslos — durchzuführen; daß es aber in dieſer nicht erſt neu eingeführt iſt, zeigt die Vergleichung mit der Wortfolge in der alten Sanſkrit-Literatur und überhaupt in der alten Phaſe der indogermaniſchen Sprachen. Denn durch dieſe iſt es nicht ſchwer zu beweiſen, daß daſſelbe Princip ſchon die ganze für uns älteſte Geſtalt der indogermaniſchen Sprachen beherrſchte und die große Strenge, in welcher es in der ſpäteren Sanſkrit-Literatur hervortritt, weſentlich nichts weiter iſt als eine Complication und

Verſchärfung deſſelben. Die Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht darin, daß diejenigen Elemente des Satzes, durch welche etwas allgemeineres ſpecialiſirt wird, überhaupt die beſtimmenden, determinirenden, den durch ſie determinirten faſt ausnahmslos vorausgeſchickt werden. Es iſt alſo weſentlich daſſelbe Geſetz, nach welchem in dem lateiniſchen Satztheil Marci filius gleichwie in unſerm 'Euripides' Sohn' der allgemeine Begriff filius 'Sohn' durch den Namen des Vaters ſpecialiſirt, determinirt wird, nach welchem in der ſchon im alten Sanſkrit herrſchenden Vorausſendung relativer Satztheile, wie z. B. 'welche nur des Mannes Wohl wünſcht, die iſt eine Frau (im wahren Sinne des Wortes)', die Beſchreibung, Definition eines Begriffs ihm als deſſen nähere Beſtimmung vorausgeſchickt wird. Dieſes Geſetz findet nun wie geſagt in der ſpäteren complicirten Proſa dadurch ſeine Anwendung, daß jedes Wort oder jeder Satztheil, welcher zur näheren Beſtimmung eines andern dient, ihm vorausgeht. Die Folge der Satztheile ſcheint auf den erſten Anblick nur eine Zeitfolge, indem das was in der Zeit vorhergeht, dem zeitlich folgenden vorausgeſandt wird; allein auch alle übrigen näheren Beſtimmungen, z. B. Grund, Abſicht u. ſ. w. werden im Allgemeinen ſo aufgefaßt, als ob ſie in einem zeitlichen Verhältniß ſtänden, z. B. der Grund als das was dem dadurch begründeten der Zeit nach vorhergeht. Welcher Art aber dieſe näheren Beſtimmungen in einem beſonderen Satz ſind, iſt mit ziemlicher Leichtigkeit aus dem logiſchen Verhältniß der Satztheile unter einander und zu dem ganzen Satze zu erkennen. Betrachtet man die indiſchen Sätze von dieſem Geſichtspunkt, ſo ergiebt ſich, daß die oben angeführte Bemerkung der indiſchen Grammatiker über den Gebrauch der Participia zu erweitern, d. h. auch auf den Ausdruck andrer begrifflicher Beſtimmungen und den ganzen parataktiſch auftretenden Satzbau anzuwenden iſt: mit andern Worten, daß ihrem inneren Weſen nach die Satztheile keineswegs immer coordinirt gedacht ſind, ſondern vielmehr größtentheils ſubordinirt und

trotz der parataktiſchen Form Perioden bilden, welche, insbeſondre den lateiniſchen ſehr ähnlich, durch ein noch viel ſtrengeres Gefüge charakteriſirt ſind.

Erfahren wir von den indiſchen Grammatikern wenig über die Syntax des Sanſkrit, ſo finden wir dagegen die phonetiſchen Sprachgeſetze mit einer Sorgfalt entwickelt, wie ſie in der Grammatik keiner anderen Sprache erſcheint. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in zwei ſchon angedeuteten Momenten. Im Sanſkrit treten phonetiſche Umwandlungen nicht bloß innerhalb eines Wortes ein, ſondern auch durch den gegenſeitigen Einfluß der aufeinander folgenden Wörter im Satz. Jeder Satz verwandelt ſich durch den engen Zuſammenſchluß der darin enthaltenen Wörter gewiſſermaßen in ein einziges Wort, und führt dadurch in Bezug auf die urſprünglichen Accente und Laute der Wörter, aus denen er beſteht, mancherlei Veränderungen herbei. Dieß war das eine Moment; das andre lag darin, daß man mit der allergrößten Sorgſamkeit den richtigen Vortrag der Veden feſtzuſtellen geſucht hatte; denn die Wirkung derſelben bei ihrer Verwendung in Opfern und zu Anrufungen hing, dem indiſchen Glauben gemäß, weſentlichſt von dem richtigen Vortrag ab; ein Fehler im Accent konnte bewirken, daß man das umgekehrte von dem ſagte, was man im Sinne hatte; ſprach man z. B. Indraçatru mit einem andern Accent als Acut auf der erſten Sylbe, ſo war es nicht mehr Bezeichnung 'des vom höchſten Gott überwältigten' [1]), ſondern vielmehr 'eines Ueberwältigers deſſelben', alſo eine Gotteslästerung [2]).

So ſtellt die Panini'ſche Grammatik in größter Vollſtändigkeit alles dar, was zu einem mit wiſſenſchaftlicher Einſicht in den Sprachbau, ſo weit der iſolirte Standpunkt der indiſchen Forſchung ſie zu gewinnen vermochte, verbundenen Gebrauch

[1]) Yâska, Nirukta II. 16.

[2]) vgl. Petersburger Wörterbuch unter d. W. indraçatru.

dieſer Sprache nothwendig iſt. Dagegen iſt, wie ſchon angedeutet, alles ausgeſchloſſen, was auch nur entfernt an eine ſprachphiloſophiſche Auffaſſung anklingen könnte; keine Spur der Behandlung allgemeiner Fragen, wie z. B. über Entſtehung der Sprache überhaupt, über das Weſen derſelben, über ihr Verhältniß zu den durch ſie bezeichneten Dingen, zum Denken, Vorſtellen u. ſ. w., keine Frage, warum ſie im Ganzen und im Einzelnen grade ſo beſchaffen iſt, keine über das Verhältniß der Bedeutung zu den dieſe bezeichnenden Lauten oder Lautcomplexen im Allgemeinen und Beſonderen, kurz nichts von alledem, was insbeſondre Philoſophen und Grammatiker des Occidents ſeit dem erſten Aufleuchten der Sprachwiſſenſchaft dieſſeits des Bosporus ſo vorzugsweiſe beſchäftigte, vielen für die höchſte und wichtigſte Aufgabe dieſer Wiſſenſchaft galt.

Wir haben ſchon unſre Unfähigkeit erklärt mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, ob der ſich einzig auf die Erkenntniß ihres Objects durch ſich ſelbſt beſchränkenden, der gewiſſermaßen naturwiſſenſchaftlichen Entwickelung der indiſchen Grammatik philoſophiſche Betrachtungen ähnlicher Art vorhergingen. Dagegen glauben wir mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß ſie zu der Zeit des Panini, wenn gleich ſein Werk kein Zeugniß dafür ablegt, weder den indiſchen Philoſophen, noch Grammatikern unbekannt waren. Sie treten in Werken, welche wahrſcheinlich eben ſo alt oder nicht viel jünger ſind, und weiter dann in mehr oder weniger jüngeren in einem ſolchen Umfang und ſo entwickelt hervor, daß wir auch für ihre Erörterung wenigſtens eine ziemlich alte vielſeitig durchdachte und geſtaltete Behandlung mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthen dürfen.

In den philoſophiſchen Schriften — deren Inhalt, wie der ganze Charakter derſelben zeigt, ſicherlich auf einer lange vorhergegangenen Discuſſion beruht, mag ihre ſchließliche Abfaſſung auch verhältnißmäßig ſpät ſein — treten uns z. B. Erörterungen über dieſelbe Frage entgegen, welche die Veranlaſſung zu Platon's

Kratylos bildet: ob die Sprache auf einem natürlichen Zuſammenhang zwiſchen Wort und Ding (Lautkörper und begrifflichem Inhalt) oder conventioneller Bezeichnung beruhe[1]). Bei dem älteſten Commentator des Pânini, dem mehrfach erwähnten Patandschali, welcher wohl unzweifelhaft dem zweiten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung angehört, wird die Frage erörtert, was ein Wort ſei[2]). 'Was iſt z. B. 'Wort' in gauh 'Ochs'? Iſt etwa das das Wort, was die Geſtalt des Dinges hat, welches mit Wamme, Schwanz, Buckel, Huf und Horn verſehen iſt? Nein! das iſt die Subſtanz. Iſt alſo etwa die Art, wie es ſich rührt, regt, die Augen ſchließt (das was unter dem Begriff) Wort (zu verſtehen)? Nein! das iſt die Handlung. Iſt alſo etwa dasjenige Wort, was hell, dunkel, braun, grau? Nein! das iſt die Eigenſchaft. Iſt alſo etwa das, was bei der Trennung untrennbar, bei der Vernichtung unvernichtbar, was (gleichſam) das Allgemeine iſt (iſt dieſes etwa) das Wort? Nein! das iſt die Erſcheinung (die Art wie es erſcheint, deſſen Idee). Was iſt denn nun Wort? Das, durch deſſen Ausſprache die Erkenntniß der mit Wamme, Schwanz, Buckel, Huf und Horn verſehenen (Dinge) entſteht. Doch im gewöhnlichen Leben heißt ein mit anerkannter Bedeutung verſehener Laut 'Wort'.'

Aus den Scholien des Kaiyata zu dieſer Stelle erſehen wir, daß die Inder auch den Streit über den, ſo viel uns bekannt, zuerſt von Platon (im Kratylos) behaupteten begrifflichen Werth der Laute kannten[3]).

---

[1]) ſiehe bei Ballantyne, Christianity contrasted with Hindu Philosophy, p. 180 ff.

[2]) Mahâbhâshya, Mirzapoor 1855 p. 6 ff. vgl. Max Müller in 'Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft' VII, 164 ff.

[3]) im Mahâbhâshya p. 10; überſetzt von Ballantyne, in der engliſchen Ueberſetzung des Anfangs von dieſem Werk, und in Christianity contrasted p. 190. 191, ſo wie von M. Müller a. a. O. p. 167. Man vergleiche auch die Stellen in Muir, Original Sanskrit Texts, III. 53 und die

Bei Pânini tritt uns, wie geſagt, auch nicht die geringſte Spur derartiger Unterſuchungen entgegen. Was Sprache, was Wort, was Laut iſt, wird als bekannt vorausgeſetzt, eben ſo die Sprachlaute ſelbſt; denn die ſyſtematiſch geordnete Lauttabelle, welche ſich zwiſchen der 9. und 10. Regel des 1. Capitels im 1. Buche befindet, rührt nicht von Panini her, ſondern iſt nur zum leichteren Verſtändniß der Grammatik hinzugefügt. Selbſt das in eigenthümlicher Anordnung an die Spitze der Grammatik geſtellte Verzeichniß der Sprachlaute ſoll nicht dazu dienen, dieſe an und für ſich kennen zu lernen, ſondern um die Regeln zu verſtehen, welche über ſie — als Theile der Themen und Wortbildungen — gegeben werden. Alles was die Laute an und für ſich betrifft, wird als bekannt vorausgeſetzt, wie denn die erwähnten Werkchen über den Vortrag der Veden, die Prâtiçâkhya's, ſo wie eine Fülle von Ausführungen in den Commentaren zu Pânini zeigen, daß es mit der größten Sorgfalt erörtert war. Die Aufgabe der Panini'ſchen Grammatik iſt zu zeigen, wie aus den von den Grammatikern durch Analyſe abſtrahirten und als Begriffsausdrücke gefaßten primären Verbalthemen vermittelſt von ihnen ebenfalls durch Analyſe gefundener Laute und Lautcomplexe, welche Begriffsmodificationen ausdrücken, zunächſt grammatiſche Themen und weiter die wirklichen Wörter der Sprache gebildet werden.

Es liegt hier alſo in praktiſcher und hoch vollendeter Geſtalt das ſo bedeutende Reſultat vor uns, zu welchem kaum die neuere Sprachwiſſenſchaft durchgedrungen iſt: die Pânini'ſche Grammatik ruht auf der Erkenntniß, daß ſie ſich weſentlich nur mit denjenigen Erſcheinungen zu beſchäftigen habe, in denen Laut und Begriff ſich zu einer Einheit verbunden haben; es lebt in ihr

daſelbſt folgenden Speculationen über die Ewigkeit des Lauts, S. 55 ff. Windiſchmann, Geſchichte der Philoſophie 1761 und meinem Artikel 'Indien' in Erſch und Gruber's Encyclopädie 358.

das Bewußtſein, daß beide Elemente in ihrer Beſonderheit dem Bereich andrer Wiſſenſchaften angehören. Wer ſich daran erinnert, wie lang es gedauert hat, daß die occidentaliſche Sprachwiſſenſchaft, deren ſichtlicher und keineswegs kraftloſer Anfang ſchon in Platon's Kratylos und beiläufig in andern Werken dieſes tiefen Denkers ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden vorlag, bis zu dieſer Erkenntniß durchdrang, wird ſich ſelbſt ſagen, daß, welche Unterſtützung auch die indiſchen Grammatiker in der faſt kryſtallklaren Durchſichtigkeit ihrer Sprache gefunden haben mögen, doch ſicherlich gewaltige und lange dauernde Geiſtesarbeiten vorangegangen ſein mußten, ehe dieſe nüchterne, ſich innerhalb der eigentlichen Aufgabe beſchränkende, Auffaſſung der Grammatik, ſich mit ſolcher, im Allgemeinen wahrhaft wiſſenſchaftlicher, Praxis geltend zu machen vermochte.

Die durch die ſchon erwähnten Umſtände nothwendige, vielleicht auch der wiſſenſchaftlichen Neigung und Richtung entſprechende, allzugroße Kürze der Darſtellung ſcheint, wie vieles andre, ſo auch die Erkenntniß der wiſſenſchaftlichen Einſicht in die Sprache, zu welcher Pânini's Zeit gelangt war, nicht wenig verdunkelt zu haben. So z. B. treten in ſeiner Darſtellung alle Bildungselemente eines Wortes — ähnlich wie es auch heute in vielen ſich für wiſſenſchaftlich ausgebenden Grammatiken der Fall iſt — coordinirt hervor, während ſie größtentheils einander ſubordinirt ſind; das natürliche Syſtem der Sprache iſt von dem künſtlichen der Darſtellung faſt vollſtändig verhüllt, verdunkelt; z. B. mridvyâ der Inſtrumental-Singular des Femininum von mridu wird durch die coordinirt aufgefaßten Elemente î und â gebildet, während das natürliche Verhältniß lehrt, daß dieſe Form aus mridvî durch â gebildet iſt, und dieſes aus mridu durch î, daß dieſe letztere Bildung fertig war, ehe jene vollzogen werden konnte, daß mridvyâ aus mridvî entſtand, dieſes zur Vorausſetzung hat. Allein dieſer die wahre Einſicht ſtörende Mangel ſcheint mir nur eine Folge der Kürze; die Grammatik betrachtet alle Bildungs-

elemente coordinirt, weil ſie dadurch in den Stand geſetzt wird, eine Regel, die mehrere derſelben, mögen ſie auch den verſchiedenſten Categorien angehören, betrifft, anſtatt ſie mehrfach zu wiederholen, nur einmal hinzuſtellen; ſie opfert die Einſicht in die Sprache der Kürze, d. h., wenigſtens wie ſie glaubt, der Erleichterung für den Lernenden auf; ſie hat, wie das mehr oder weniger in allen praktiſchen Grammatiken der Fall iſt, die Theorie der Praxis untergeordnet. Wenn ſie hierin viel weiter gegangen iſt, als irgend eine andre, ſo ruht ſie dafür auch auf einer Theorie, die alles überragt, was vor Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft im Gebiete derſelben geſchehen war. Wie tief dieſe theoretiſche Einſicht war, zeigen vor allem die Fülle und genaue Beſtimmung der termini technici und der ganz wie dieſe dienenden Bezeichnungen grammatiſcher Elemente und Operationen durch einzelne oder mehrere Buchſtaben und Accentzeichen. So z. B. drückt der Buchſtabe l alle Perſonalendungen des Verbum aus; ein hinzutretendes ṫ die der Haupttempora (Präſens, Perfectum, Futurum) und der mit ihnen vorwaltend verwandten Modi (Conjunctiv und Imperativ), ein hinzutretendes ṅ dagegen die der Nebentempora (Imperfect Aoriſt und Conditional) und der mit ihnen verwandten Modi (Potential und Precativ). Die beiden Laute werden durch einen Vokal verbunden, deſſen Verſchiedenheit dann das Tempus oder den Modus ſpeciell bezeichnet, alſo laṫ = Präſens, liṫ = Perfectum, luṫ = Futurum I., lriṫ = Futurum II., leṫ = Conjunctiv, loṫ = Imperativ; dagegen laṅ = Imperfect, liṅ = Potential und Precativ, welchen die Grammatiker ſo gut wie den Conjunctiv mit Recht als eine Form faſſen, luṅ = Aoriſt, lriṅ = Conditional. Man kann Ordnung, Gattung und Art wohl kaum kürzer und zugleich beſtimmter bezeichnen; laṫ und laṅ ſind z. B. durch das l als Verbalformen bezeichnet, jenes durch das ṫ als ein Haupttempus dieſes durch ṅ als ein Nebentempus, beide durch a als erſte Formen der beiden Gattungen, d. h. Präſens und Imperfect.

Wie tief die indiſchen Grammatiker in die Geſtaltungsgeſetze des Sanſkrits und damit zugleich, ohne es zu ahnen oder zu wollen, in die der indogermaniſchen Sprachen eingedrungen waren, zeigt auch das in ihrer Darſtellung herrſchende Princip, das Bildungselement aller zu derſelben Species gehörigen Wörter auf eine einzige Grundform zu reduciren, nur z. B. eine Deklination aller Nomina anzuerkennen. Zu einem ſolchen Princip konnten ſie nicht gelangen, ohne wenigſtens das Weſentliche deſſen was in ihm wahr iſt, durch tiefe grammatiſche Forſchungen erkannt zu haben, wie dieß denn auch aus ihrer Darſtellung aufs überzeugendſte hervorgeht: durch faſt alle Verkappungen hindurch haben ſie die Grundform einer grammatiſchen Categorie erkannt und ſind im Stande geweſen die Geſetze, durch welche dieſe Verkappungen herbeigeführt ſind, klar und im Weſentlichen richtig darzulegen. Die in dem Charakter der Inder liegende Neigung zu generaliſiren, vielleicht zugleich die Ermöglichung eines noch größeren Lakonismus durch Aufnahme dieſes, auch in der neueren Sprachwiſſenſchaft mit wenigen Ausnahmen als richtig anerkannten, Princips in die Darſtellung hat ſie unzweifelhaft über die berechtigten Gränzen deſſelben hinaus und zu der Identification mancher urſprünglich verſchiedener Bildungselemente und Geſetze geführt, ſo daß wir bei Würdigung derſelben bei einzelnen Fällen in Zweifel ſein können, ob ſie auf wirklich wiſſenſchaftlicher Erkenntniß derſelben beruht, oder bloß auf der Anwendung des Princips überhaupt. Allein wenn wir ſehen, wie ſie z. B. den Mangel des Exponenten im Nominativ des Singulars hinter conſonantiſch auslautenden Themen als Abfall deſſelben faſſen, was die neuere Sprachwiſſenſchaft als vollſtändig richtig erkannt hat, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß ſie entweder durch wahrhaft wiſſenſchaftliche Forſchung zu dieſem Reſultat gelangt ſind, oder das von ihnen aufgeſtellte Princip ſie hier, wie in den meiſten Fällen, richtig leitete. Zu einem in ſolchem Umfang wahren Princip kann aber ſchwerlich eine unrichtige Methode führen;

wir dürfen vielmehr auch darin einen Beweis für die Richtigkeit der Bahn erkennen, welche ihre Forſchung eingeſchlagen hatte und die zu weite Ausdehnung des im Ganzen richtigen Princips der allzugroßen Kürze zuſchreiben, welche aus praktiſchen Rückſichten erſtrebt ward.

Zur Vergleichung der indiſchen mit den griechiſchen Grammatikern mag eine der bedeutendſten Entdeckungen der erſteren dienen, die eine ſo hervorragende Stellung in der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft einnimmt, daß ſelbſt der terminus technicus, mit welchem die Inder dieſe Erſcheinung bezeichnen, in die meiſten linguiſtiſchen Werke der neueſten Zeit übergegangen iſt. Erſcheinungen wie ἔλιπον, λείπω, λεῖμμα, λέλοιπα, λοιπός, ἔφυγον, φεύγω konnten ſchwerlich den Griechen entgehn; was haben ſie aber damit anzufangen gewußt? was die Römer mit dīc in ju-dīc-is neben altem deico, ſpäteren dīco? Die indiſche Grammatik hat ſich durch geduldige und wahrhaft wiſſenſchaftliche Durchforſchung der in den Flexions- und Themen-Bildungen hervortretenden Lautverhältniſſe, zu der Erkenntniß erhoben, daß dieſer Lautwandel, die Umwandlung von kurzem und poſitionsloſem i und u zu ai, au, welcher ſich im Sanſkrit in aricham, riraicha, raika; bhuj, bhauja; diç, didaiça wiederſpiegelt, bei faſt allen primären Bildungen, d. h. bei denen aus Verben, die Regel iſt (Pânini VII, 3. 84) und die Ausnahmen davon beſonders bezeichnet. Sie hat damit eine Erſcheinung feſtgeſtellt, die nicht bloß für das Sanſkrit, ſondern für alle indogermaniſchen Sprachen von der höchſten Bedeutung iſt und hätte ſich damit wohl das Recht erworben, daß der von ihr dafür gebrauchte Ausdruck: guna für alle Zeiten bewahrt würde, wenn nicht die zu große Ausdehnung, die ſie ihm gab, manches Mißliche mit ſich führte. Ihre wunderbar großen Entdeckungen auf dem Gebiete der indiſchen Grammatik bedürfen keines ſo ſchwachen äußeren Zeichens. Sie werden auch ohne dieß ewig eine der glänzendſten Stellen in der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft

einnehmen. Denn in der That, es giebt faſt kein Gebiet der formativen Grammatik, welches von ihnen nicht in einer bedeutenden die Erkenntniß in hohem Maße fördernden Weiſe behandelt wäre; ſo iſt auch mit Recht ihre Behandlung der Compoſitionslehre angeſtaunt; manche neuere Linguiſten haben auch hier ihre Eintheilung ſowohl als termini technici angenommen und die, welche ihre Abhängigkeit von der indiſchen Faſſung nicht ſo weit treiben, geben ſie auf manche andre Weiſe kund. Faſt ganz eben ſo iſt es mit der Eintheilung der Verba nach ihren Präſensthemen, z. B. λείπω im Verhältniß zu λιπ, δείκνυμι zu δικ u. ſ. w.; auch hier wie in noch andern Fällen iſt das Verfahren der indiſchen Grammatiker für die neuere Sprachwiſſenſchaft mehr oder weniger maßgebend geworden.

Schließlich will ich noch ein Princip der indiſchen Grammatik hervorheben, welches ebenfalls im Weſentlichen eine der Hauptgrundlagen der indogermaniſchen Wortgeſtaltung bildet, aber, gleichwie ein ſchon früher erwähntes, dort eine zu große Ausdehnung erhalten hat und dadurch die Erkenntniß eines andern Princips hinderte, welches gewiſſermaßen das Gegengewicht dazu bildet. Doch zum Lobe Pâṇini's darf nicht unbemerkt bleiben, daß er es an einigen Stellen — die zu den wenigen gehören, in denen er ſeine Darſtellung durch Polemik gegen ſeine Vorgänger unterbricht — bekämpft; wenn er ſich an andern ihm fügt, ſo mag der Einfluß der früheren Grammatiker oder auch Rückſicht auf leichtere Erlernung dafür entſcheidend geweſen ſein.

Das richtige Princip, welches ich im Sinne habe, iſt die Erkenntniß, daß jede begriffliche Modification auch ihren lautlichen Exponenten hat. In Folge der Erkenntniß dieſes Princips nehmen die Grammatiker oft mit vollem Recht an, daß wo der lautliche Exponent fehlt, er eingebüßt ſei. So z. B. kann im Sanſkrit jedes Verbum ohne Zutritt eines Suffixes das hintere Glied eines Compoſitum im Sinne eines nomen agentis (gewiſſermaßen eines Participii Präſentis des Activ) ſein, z. B. sarva

'alles' und çak 'können' kann zum Compoſitum sarvaçak werden und 'alles vermögend' bedeuten. Die indiſche Grammatik nimmt zur Erklärung der Bedeutung die Einbuße eines Suffixes an und drückt ſich dabei etwas ſeltſam ſo aus, als wenn wir ſagen wollten: für das Suffix, welches antreten müßte, iſt eine Null ſubſtituirt. Die neuere Sprachwiſſenſchaft hat nun für dieſen Fall nachgewieſen, daß in der That in älterer Zeit ein Suffix antrat, welches in vielen dazu gehörigen Bildungen ſeine Reſte zurückgelaſſen hat, daß es in den meiſten aber zuerſt auf rein phonetiſchem Weg eingebüßt ward und durch dieſe — nun ſuffixloſen — Formen im Sprachbewußtſein das Gefühl herrſchend wurde, daß dieſe Begriffsmodification in derartigen Fällen ohne Antritt eines Suffixes überhaupt erzielt werde, in Folge deſſen analoge Bildungen auch ohne dieſes ſich geſtalteten. In andern Fällen wo die Sanſkrit-Grammatik ebenfalls eine derartige Subſtitution einer Null annimmt, iſt die Bildung nachweislich nicht durch ein beſondres Suffix vollzogen, ſondern der Gebrauch hat in ähnlicher Weiſe wie er die materielle Bedeutung eines Wortes zu erweitern und umzugeſtalten vermag, auch die von formativen Exponenten auszudehnen und überhaupt umzugeſtalten gewußt, wie das Panini ſelbſt I. 2. 51—55 nachweiſt. Trotzdem giebt er Regeln, die auf der falſchen Anwendung dieſes Princips ſelbſt in den von ihm bekämpften Fällen beruhen (IV. 2. 81—83), und zwar inſofern mit Recht, als in der Grammatik der Gebrauch von Wörtern in Bedeutungen, die über ihre Bildungs-Exponenten hinübergreifen, nicht unerwähnt bleiben durfte; zu tadeln iſt nur, daß er dieſe Fälle nicht unter einen andern Geſichtspunkt brachte, ſondern dazu beitrug, den von ihm ſelbſt bekämpften auch fernerhin feſtzuhalten.

Es ließen ſich noch viele andre Beiſpiele hervorheben, wo die indiſche Grammatik ſprachliche Erſcheinungen in einer Weiſe auffaßt, die durch die Forſchungen der neueren Sprachwiſſenſchaft nicht bloß für das Sanſkrit, ſondern für die indogermaniſchen

Sprachen überhaupt als richtig nachgewieſen iſt. Ich will nur noch eines erwähnen, wo ſelbſt die letztre bis jetzt noch nicht zu dem Reſultat gelangt iſt, welches der indiſchen Darſtellung zu Grunde liegt und deſſen Richtigkeit ich an einem andern Orte beweiſen werde. Es betrifft dieß den Vokativ. Dieſen ſtellt die indiſche Grammatik als eine unſelbſtſtändige Form dar, als eine bloße Verwendung des Nominativs in einer beſonderen Bedeutung, in welcher dann der Accent ſtets auf die erſte Sylbe des Wortes rückt und Acut wird, wenngleich er im Nominativ auch auf irgend einer andern ſteht oder ein andrer iſt, z. B. Nominativ Dualis agní aber Vokativ ágni, Nom. Plur. agnáyas, Vokativ ágnayas, Nominativ Dualis vadhvàu (mit dem ſelbſtſtändigen Nachton), aber Vokativ vádhvau, Nominativ Pluralis vadhvàs, Vokativ vádhvas; dagegen índrau Nominativ und Vokativ Dualis zugleich und índrâs Nominativ und Vokativ Pluralis, — weil índra überhaupt Acut auf der erſten Sylbe hat. Nur im Vokativ Singularis zeigt ſich außer der Accentverſchiedenheit mehrfach auch eine oder die andre Lautveränderung — und zwar wohl in der bei weitem größten Anzahl der Wörter, nicht aber in der größeren, ſondern der bei weitem geringeren der Nominalclaſſen, z. B. alle Themen auf a fügen im Nominativ msc. ein s im ntr. m an, während ſie im Vokativ unverändert bleiben und ihre Anzahl iſt die unendlich größte; dagegen die Nomina auf â nur zum Theil eine andre Form im Vokativ haben, als im Nominativ, die conſonantiſch auslautenden Themen faſt durchweg den Nominativ Singularis ohne weiteres auch als Vokativ verwenden; eben ſo die auf Diphtonge und andre. Die Formverſchiedenheit, welche im Singular einiger Nominalclaſſen eintritt, betrachtet die indiſche Grammatik nur als phonetiſche Umwandlung des entſprechenden Nominativs und es wird ſich zeigen, daß dieſe Auffaſſung ganz richtig iſt, daß die Lautumwandlungen nur Folge der in allen Fällen eingetretenen Vorziehung des Accents ſind, welche urſprünglich auch in den übrigen

indogermaniſchen Sprachen Statt fand. Auch hier muß man anerkennen, daß im Fall die indiſchen Grammatiker den Grund der Veränderungen nicht erkannten — ſie ſelbſt geben die Gründe ihrer Auffaſſung nie an — ſondern bloß durch ihre Forſchung oder Methode überhaupt zu dieſer Auffaſſung geführt wurden, dieſe Methode eine überaus ſachgemäße und ſicher leitende geweſen ſein muß, eine Methode, deren Richtigkeit ſich an dem Hauptſchiboleth alles menſchlichen Thuns und Erkennens, an ihren Früchten kund giebt.

Die in Panini's Darſtellung herrſchende Ordnung hat an und für ſich, da ſie, wie ſchon bemerkt, weſentlich unter Einfluß nicht-wiſſenſchaftlicher Zwecke entſtanden iſt, für uns kein Intereſſe. Sie ſcheint in Folge davon das reine Widerſpiel einer Ordnung, man möchte faſt ſagen eine methodiſch durchgeführte Unordnung. Doch iſt dieß nur Schein. Zu Grunde liegt vielmehr eine Gliederung in vier Theile, welche aber aus Rückſicht auf Kürze und Erleichterung des Auswendiglernens faſt jeden Augenblick unterbrochen wird. Der erſte Theil (I. und II. Buch) iſt eigentlich der Aufführung grammatiſcher Ausdrücke gewidmet. Dabei werden ſolche termini, deren Bedeutung nicht allgemein bekannt, erklärt (z. B. was guna und vriddhi iſt) und ihr Gebrauch wo er nöthig iſt erörtert (z. B. der Gebrauch der Genera des Verbum, d. h. des Parasmaipada = dem griechiſchen Aktiv κατ' ἐξοχήν z. B. τύπτω im Gegenſatz zum Medium τύπτομαι, und des Âtmanepada = dem griechiſchen Medium, der Gebrauch der Numeri, der Caſus, die Syntax der Präpoſitionen, die Compoſition u. ſ. w.). Im zweiten Theil (III. IV. und V. Buch) folgen die Suffixe in ihrer von phonetiſchen Einflüſſen unabhängigen Geſtalt, zuerſt die primären, welche an Verba treten, dann die an Nomina und Indeclinabilia ſich ſchließenden oder ſecundären, die zur Motion dienenden und die Caſusaffixe, zugleich — ausgenommen bei den Caſus, deren Gebrauch ſchon im erſten Theil behandelt iſt — mit Angabe der dadurch erzielten

Bedeutungen. Der dritte Theil (VI. und VII. Buch) hat als Hauptaufgabe die Veränderungen der Baſen und Formationselemente bei ihrem Zuſammenſchluß, inſofern ſie mehr grammatiſcher als phonetiſcher Natur ſind (z. B. Reduplication, Augment, Accent). Der letzte Theil (VIII. Buch) hat als Hauptaufgabe die rein phonetiſchen Regeln.

Dieſe Anordnung ſelbſt, noch mehr aber ihre ſtete Unterbrechung, bewirkt, daß, wie Böhtlingk richtig bemerkt[1]), 'Regeln, die Veränderungen eines und deſſelben Wortes, ja eines und deſſelben Buchſtabens betreffen, häufig ſo weit von einander getrennt ſind, daß der Ueberblick außerordentlich erſchwert wird'. So ſehr dadurch die Möglichkeit erlangt ward, den ganzen Sprachſchatz des Sanſkrit in wunderbarer Kürze mit größter Vollſtändigkeit darzuſtellen, ſo unmöglich wird dadurch der Gebrauch dieſer Grammatik für Anfänger. Für ſolche iſt daher — wahrſcheinlich nicht zuerſt — eine Grammatik im 13. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung von Vopadeva abgefaßt, einem Gelehrten, welchem auch viele andre bedeutende Werke zugeſchrieben werden[2]). Dieſe — von Böhtlingk trefflich herausgegeben[3]) — weicht zwar in den grammatiſchen Bezeichnungen von Pânini faſt vollſtändig ab; allein im materiellen Theil ſtimmt ſie weſentlich mit ihm überein. Hier erſcheint die in Pânini ſelbſt — ohne Hülfe der Commentare unenthüllbare — Grammatik in leichtem faſt europäiſchem Gewand und theils in Folge davon, theils wegen ihres hohen Anſehens und verbreiteten Gebrauchs in Bengalen, dem höchſten Sitz der engliſchen Regierung, war ſie es, durch deren Vermittlung die Sanſkritſprache Europäern in Aſien und Europa zuerſt vorzugsweiſe bekannt wurde. Sie zerfällt in ſechs und

---

[1]) in ſeiner Ausgabe des Pânini, II., Vorrede LV.

[2]) vgl. über denſelben Burnouf in der Ausgabe des, ihm ebenfalls zugeſchriebenen, Bhâgavata Purâna T. I. Préface CI (der Ausgabe in 4.)

[3]) Vopadeva's Mugdhabodha, St. Petersburg 1847.

zwanzig Capitel und befolgt faſt ganz die Ordnung, welche in Europa insbeſondre für indogermaniſche Sprachen herrſcht. Das erſte Capitel erklärt die grammatiſchen Ausdrücke, welche ſich auf die in den ſieben erſten Capiteln behandelten Gegenſtände beziehen (die übrigen, welche das Verbum und deſſen unmittelbare Ableitungen betreffen, werden im Anfange des 8. erklärt). Das zweite behandelt die Lautlehre. Das dritte die Deklinazion. Das vierte die Bildung der Feminina, das fünfte den Gebrauch der Caſus, das ſechſte die Ableitungen aus Nominibus, das ſiebente die Compoſition. Das achte bis zum 25. die Verba und zwar zuerſt die Conjugation der primären (Capitel 8—17), dann die der abgeleiteten (Capitel 18—21); dann den Gebrauch der activen, medialen, paſſiven, imperſonalen und reflexiven Formen (Capitel 22—24); endlich den Gebrauch der Tempora und Modi (Capitel 25). Das letzte Capitel behandelt die unmittelbare Ableitung der Nomina aus Verben, die primären Suffixe.

Ich habe im vorhergehenden mich vielleicht etwas länger bei der indiſchen Grammatik aufgehalten, als für die Aufgabe dieſes Buch angemeſſen ſcheinen möchte. Allein es ſchien mir nicht undienlich, die Verdienſte derſelben ſo hell hervortreten zu laſſen, als ohne zu große Ueberſchreitung der erlaubten Gränzen möglich wäre, damit es begreiflicher werde, wie ſo ſie grade, kaum kennen gelernt, ganz vorzugsweiſe zur Umgeſtaltung ja vollſtändigen Revoluzion der Sprachwiſſenſchaft, wie ſie bis dahin aufgefaßt war, beizutragen vermochte.

III.

Sprachwiſſenſchaft der Griechen und Römer.

Um die Zeit, wo in Indien die Sanſkrit-Grammatik, das Hauptreſultat der dort entwickelten Sprachwiſſenſchaft, entweder ſchon vollendet oder ihrer Vollendung nahe war, tritt in Griechen-

land das erſte ſprachwiſſenſchaftliche Werk auf, welches bis auf unſre Zeiten erhalten iſt: der platoniſche Dialog: Kratylos.

Dem Drang nach Schöpfung und Geſtaltung von Kunſt und Wiſſenſchaft, welcher bei den Griechen von der Zeit des Thales an bis zum Untergang der helleniſchen Selbſtſtändigkeit mit einer Macht und einem Erfolge herrſchte, wie, ſo weit die Geſchichte bekannt, bei keinem andern Volke und zu keiner andern Zeit, verdanken wir, wie die Anfänge und weitreichende Entwickelung faſt aller Wiſſenſchaften, ſo auch die der europäiſchen Sprachwiſſenſchaft. Von der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit der großen Culturvölker, welche ſich vor den Griechen entwickelt haben, wie z. B. der Aegypter, iſt zu wenig bekannt, um mit Sicherheit über ſie urtheilen zu können. Für uns aber ſind die Griechen die erſten, welche die Autonomie des menſchlichen Geiſtes zur Herrſchaft brachten. Selbſt bei den Indern, welche ſo weit wir die Geſchichte der Geiſtesentwickelung zu überſchauen vermögen, von allen alten Völkern den Griechen noch am nächſten ſtanden, iſt die Wiſſenſchaft weſentlich eine retroſpective, nur darauf gerichtet, zu wiſſen, was die vergangenen Geſchlechter gedacht, geglaubt, gemeint — kaum was ſie gewußt hatten. Wiſſen iſt ihnen weſentlich Kennen was war, ſelbſt in der von ihnen ſo hoch entwickelten Sprachwiſſenſchaft nur theilweiſe was iſt, nirgends was ſein ſoll. Erſt unter den Händen der Griechen ward ſie zugleich eine proſpective, ein Streben nach Erkenntniß deſſen, was ſein müßte, was werden ſoll.

Der hohe philoſophiſche Geiſt, der Trieb, die Principien und Gründe der thatſächlichen Erſcheinungen zu erkennen, die ideale Richtung, welche ihnen faſt in allen geiſtigen Fragen das was ſein müßte zum Maßſtab deſſen was iſt machte, dieſe Grundzüge der ganzen wiſſenſchaftlichen Entwickelung der Griechen, auf denen eben ſo ſehr die wunderbaren Vorzüge derſelben als ihre Mängel beruhen, bilden im Weſentlichen auch den Charakter ihrer ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit.

Der hohe Flug ihrer Phantaſie, die an Reichthum von Ideen und Combinationen, an Höhe und Tiefe von Gedanken und Anſchauungen in der Geſchichte der menſchlichen Entwickelungen bisher unübertroffen daſteht, die Kühnheit ihrer Conceptionen, die getragen von den mannigfachſten und kräftigſt entfalteten geiſtigen Mitteln, gehemmt von keinem Vorurtheil, keiner Autorität, die Autonomie des menſchlichen Geiſtes in allen Gebieten des Wiſſens zur Herrſchaft brachte, vor keiner Frage zurückbebend, ſelbſt da Löſungen verſuchte, wo noch alle Vorbedingungen dazu fehlten — die Pyramide gleichſam auf die Spitze ſtatt auf die Baſe ſtellte, ein Wagniß, welches nur einem ſo wunderbar begabten Volke ungeſtraft hinzugehn vermochte — waltet, wie faſt in allen ihren übrigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſo auch auf dem Gebiete ihrer Sprachwiſſenſchaft.

Wie die griechiſche Philoſophie mit der Frage nach der Entſtehung und dem Grundſtoff des Univerſums begann und bald Waſſer bald Feuer u. ſ. w. als dieſen betrachtete, ohne zu wiſſen, noch während des ganzen Verlaufs der claſſiſchen Entwickelung zu erfahren, was Waſſer oder Feuer ſei, ſo begannen auch die ſprachwiſſenſchaftlichen Verſuche der Griechen zu einer Zeit, wo ſie weder Nomen noch Verbum wiſſenſchaftlich zu unterſcheiden vermochten, wo ihnen noch keine einzige einzelne Thatſache der Sprache klar war, mit der Unterſuchung von Fragen, welche eine methodiſche Forſchung weit entfernt als die erſten vielmehr als die letzten der Sprachwiſſenſchaft zu betrachten genöthigt iſt.

Allein ſo ſehr dieſe Kühnheit zu bewundern iſt, die gewiſſermaßen mit dem Ende den Anfang machte, ſo dürfen wir doch nicht verſchweigen, daß, man möchte faſt ſagen, zur Compenſation dafür, die Griechen niemals zu dem eigentlichen Anfang gelangt ſind und in Folge davon, wie ſich von ſelbſt verſteht, eben ſo wenig zu einer irgend richtigen Einſicht in ihre Sprache oder Sprache überhaupt. Die eigentliche Grundlage jeder Sprachforſchung — eine methodiſche Analyſe der Wörter — haben ſie nie

gewonnen; dazu fehlte ihnen ſchon die demüthige, entſagungs- gewiſſermaßen ehrfurchtsvolle Verſenkung in den Gegenſtand der Forſchung, welche allein zu den minutiöſen Beobachtungen, Zuſammenſtellungen, Sichtungen und Anordnungen, vermittelſt deren die richtige Analyſe errungen wird, die nöthige Geduld verleiht. Doch darf zur Entſchuldigung dieſes Mangels nicht verſchwiegen werden, daß auch ihre Sprache nicht mehr in dem Zuſtand war, den Weg zu dieſer Analyſe mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit zu bahnen. Die griechiſche Sprache iſt in ihren phonetiſchen Entwickelungen bedeutend weiter vorgeſchritten, als das Sanſkrit; ſchon der Hinzutritt der Vokale ε (η) und ο (ω) zu den drei urſprünglich indogermaniſchen a, i, u, ſo wie die Einbuße von j und v verringern die etymologiſche Durchſichtigkeit derſelben ſo ſehr, daß man bezweifeln kann, ob ſelbſt dem großen grammatiſchen Geiſt der Inder gelungen wäre, mit dieſem Sprachmaterial daſſelbe Ziel zu erreichen, welches ſie vermittelſt des Sanſkrits in ſo muſtergiltiger Weiſe erreicht haben.

Iſt es den Griechen nicht gelungen, ſich zu einer methodiſchen Analyſe ihres Wortſchatzes hindurch zu arbeiten — d. h. zu der Fähigkeit, ihre Wörter in deren natürliche Glieder zu zerlegen — haben ſie überhaupt für die Erkenntniß der Sprachbildung ſo gut wie gar nichts Bedeutendes geleiſtet, ſo haben ſie dagegen mit, wenn auch nicht muſtergiltigem doch glänzendem, Erfolg die Lehre von dem Gebrauch der ſprachlichen Mittel, die Syntax, nicht bloß geſchaffen ſondern auch bis zu einem hohen Grade vollendet.

Dabei kam ihnen ihre geiſtige Richtung und ihre Sprache faſt in demſelben Maße zu Statten, wie ſie ihnen für die Erkenntniß der Sprachbildung hinderlich waren.

In Folge ihrer vorwaltend logiſchen und dialektiſchen Geiſtesrichtung wandte ſich ihre Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf die Art, wie der Gedanke ſich im Worte verkörpert, wie denn überhaupt die Sprache in ihrer Selbſtſtändigkeit, in ihrer Unabhän-

gigkeit von den allgemeinen Denkgeſetzen von ihnen nie erkannt, ſondern ſtets nur als Dienerin des Gedankens betrachtet wurde, völlig oder faſt völlig denſelben Geſetzen unterworfen wie dieſer.

In Bezug auf den Gedankenausdruck oder überhaupt auf die Wiedergabe des inneren Lebens durch Worte hat aber in der That auch die griechiſche Sprache vor allen andern bis jetzt bekannten die höchſte Stufe erreicht. Das Sanſkrit ſpeciell kann mit ſeinem weſentlich parataktiſchen Satzbau, bei welchem man den inneren Sinn, das eigentliche Verhältniß der Satztheile zu einander nur aus der Wortfolge erſchließen, ja oft nur errathen kann, mit ſeinem ergänzend hinzutretenden trocknen und ſchwerfälligen Gebrauch der Caſus, insbeſondre von Abſtracten, ſtatt in gewiſſermaßen freier Unterwürfigkeit ſich faſt ſelbſtſtändig bewegender Satzglieder, auch nicht im entfernteſten mit dem Griechiſchen in die Schranken treten.

Das Griechiſche hat, wie keine andre Sprache, die Fähigkeit entwickelt, in der Ganzheit eines Gedankens das gegenſeitige Verhältniß der ihn conſtituirenden Glieder oder Elemente überhaupt aufs treueſte wiederzuſpiegeln, ihn gewiſſermaßen ganz der inneren Faſſung gemäß äußerlich hervortreten zu laſſen, überhaupt den ſprachlichen Ausdruck als eine wahre Nachahmung ein wahres Spiegelbild der inneren Geſtalt in Wort und Ton zur Geltung zu bringen. Die wunderbar treue naturgemäße, rein objective von keiner ihm fremden Subjectivität getrübte Reproduction des Gedankens hat ſich wie in allen Werken der Griechen, ſo auch insbeſondre in der Proſa ihrer Meiſter zur Geltung gebracht und was hier erreicht iſt, erkennt man am beſten, wenn man in dieſer Beziehung die römiſche Proſa vergleicht, welche trotz dem, daß ſie nach griechiſchen Muſtern gebildet iſt und unter allen Sprachen ihr noch am nächſten ſteht, doch nie die reine Objectivität, dieſe von jedem Nebenzweck freie Selbſtabſpiegelung des Gedankens zu erreichen vermag, welche der griechiſchen Kunſt auch hier das Gepräge der vollendetſten Natur giebt.

In Bezug auf den Satzbau verdankt die griechiſche Sprache dieſe Vollendung, neben andern ſprachlichen Mitteln, wie z. B. ſelbſt ihren Anakoluthien, nicht am wenigſten ihrem reich entwickelten Verbalſyſtem und der Fülle ihrer Partikeln; dadurch waren die Griechen in den Stand geſetzt, ihren Sätzen die feinſten Schattirungen und Nüancen des Gedankengangs zu verleihen.

Eine ſolche feine Ausgeſtaltung des Gedankens vermittelſt der Darſtellung mußte bei einem Volk von ſo tiefem Gefühl und ſo vielem Sinn für die Angemeſſenheit der Rede und die Erforſchung der Geſetze derſelben nothwendig zu einer eingehenden Betrachtung des Satzbaus, oder des Verhältniſſes der ſprachlichen Darſtellung zum Gedanken überhaupt, führen, und ſo den Weg zur Ausbildung der Syntax bahnen. Allein eine Vollendung derſelben hängt zu ſehr von einer tiefen Einſicht in die Sprachformation ab, als daß es ihm gelingen konnte, ſeine Arbeiten auf dieſem Gebiet zu einem eben ſolchen Abſchluß zu bringen, wie die Inder die ihrigen auf dem von ihnen faſt muſtergiltig behandelten Gebiet der Sprachbildung.

Doch wir können dieſe Betrachtungen hier nicht weiter verfolgen, da ſie uns zu weit von den Anfängen der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft abführen, denen wir noch einige Bemerkungen ſchuldig ſind.

Denn iſt die Richtung, welche die Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen nahm, ſind — trotz aller Mängel — ihre Ergebniſſe — die im Verein mit denen der indiſchen die Hauptgrundlagen der heutigen bilden — bewunderungswerth, ſo ſind es eben ſo ſehr, ja faſt noch mehr, die Anfänge ſelbſt.

Ihre Sprachwiſſenſchaft iſt nicht, wie — ſo weit uns bekannt — bei allen übrigen Völkern aus irgend einer nennenswerthen äußeren Veranlaſſung hervorgegangen, ſondern weſentlich, ja faſt einzig, aus ihrem Trieb nach Wiſſenſchaft, aus ihrer ſteten Richtung auf die Erforſchung der Gründe der Dinge, aus ihrem unermüdlichen 'Warum'.

Nicht wie bei den Indern war es eine Sammlung von heiligen Liedern, deren Verſtändniß theilweis abhanden gekommen und auf wiſſenſchaftlichem Wege theils wiederherzuſtellen, theils für die kommenden Geſchlechter zu befeſtigen war, nicht wie bei den Arabern eine heilige Schrift, deren Sinn und Ausdruck geſichert werden ſollte, nicht wie bei den Römern die nachahmende Uebertragung grammatiſcher Arbeiten, die im Gebiete einer andern Sprache vollendet waren, auf die ihrige — die zum Eindringen in die eigne Sprache und zu ſprachwiſſenſchaftlicher Thätigkeit nöthigte, oder anregte; nein — wie ganz von ſelbſt — tritt die griechiſche Sprachwiſſenſchaft aus der lebendigen Sprache hervor, eine Erſcheinung, die ihres Gleichen bei keinem andern Volke findet und ſchon darum auffallend, je eindringender erwogen, deſto mehr in Erſtaunen ſetzt. Denn je leichter es ſich erklären läßt, wie ein Volk, innig mit ſeiner Sprache verwachſen, ſie, gleichwie die Thätigkeit des Sehens, Gehens, Hörens, übt, ohne, ſelbſt bei einem gewiſſen Grade von Cultur, auf den Gedanken zu gerathen, ſie, ſo zu ſagen, als eine ſelbſtſtändige Schöpfung von ſich abzulöſen und einer beſonderen Betrachtung zu unterziehen, deſto ſchwerer wird es zu begreifen, wie dieſes von den Griechen, bei denen es, ganz in Uebereinſtimmung mit jener Auffaſſung, noch zu Platons Zeit keine Lehrer der Mutterſprache gab[1]), dennoch faſt ohne jede äußere Veranlaſſung ins Werk geſetzt ward. Nur die tief ausgeprägte philoſophiſche Richtung des griechiſchen Volkes giebt uns die Erklärung dafür. Dieſe macht es zugleich begreiflich, daß die griechiſche Sprachwiſſenſchaft ſich ſogleich mit ſo hohen Fragen beſchäftigte; daß ſie zunächſt innerhalb der Philoſophie gewiſſermaßen als ein ſubordinirter Theil derſelben ſich entwickelte, dann zwar unter den Händen der Stoiker ſchon nach einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit zu ringen begann, aber erſt durch die alexandriniſchen Grammatiker ſich zu

[1]) Plat. Protagor. 327, 5.

einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft geſtaltete, daß dieſe endlich ſelbſt in ihrer höchſten Entwickelung — bei Apollonius Dyscolus — vom Einfluß der Philoſophie mächtig und keineswegs ſtets zu ihrem Vortheil beherrſcht blieb.

Schon den bedeutendſten Vorgängern Platon's, dem dunkeln Heraklit, Demokrit, ſogar Pythagoras werden geiſtvolle und tiefſinnige Bemerkungen über die Sprache, ihr Verhältniß zu den durch ſie bezeichneten Dingen und insbeſondre über die Frage zugeſchrieben, ob die Wörter eine naturnothwendige — durch die Gegenſtände, deren Ausdruck ſie ſind, bedingte, — oder eine conventionelle, in letzter Inſtanz willkürliche Bezeichnung ſeien. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, wie weit dieſe Angaben, welche aus verhältnißmäßig ſpäter Zeit herrühren, Vertrauen verdienen, allein ſchon aus dem erſten ſprachwiſſenſchaftlichen Werk, welches uns erhalten iſt, dem ſchon erwähnten platoniſchen Kratylos, tritt unverkennbar die Thatſache hervor, daß das philoſophiſche Nachdenken über Sprache und insbeſondre über die hervorgehobene Frage, die griechiſchen Geiſter ſchon vor Platon vielfach beſchäftigt haben muß. Nur ſo erklärt ſich die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher ſprachliche Gegenſtände in dieſem Dialog behandelt, die Fragen mit großer Präciſion und Gründlichkeit geſtellt und die dafür geltend zu machenden Momente vor- und ausgeführt werden; alles freilich mehr oder vielmehr ganz von einem allgemein-menſchlichen, logiſchen Standpunkt, weniger oder ſo gut wie gar nicht von einem ſpeciell ſprachwiſſenſchaftlichen.

Denn von der Sprache weiß dieſer ganze Dialog faſt weiter nichts, als das allerallgemeinſte, nämlich daß ſie aus einer Menge von Wörtern beſtehe, welche zur Bezeichnung von Gegenſtänden dienen, die in der Wirklichkeit oder der Vorſtellung exiſtiren. Welcher Art dieſe Wörter, daß ſie, ſpeciell im Griechiſchen, in beſtimmte Claſſen zerfallen, davon tritt noch nirgends eine Ahnung hervor. Die ganze Lautmaſſe, welche in der Rede gebraucht wird, zerfällt ihm in Sätze, kleinere eine gewiſſe Selbſt-

ſtändigkeit beſitzende Satztheile (ῥήματα), Wörter (ὀνόματα) und Buchſtaben[1]). Bei dem beſtimmten Zweck, welcher im Kratylos verfolgt wird, ließe ſich zwar daraus allein nicht mit voller Beſtimmtheit ſchließen, daß zu der Zeit als Platon dieſen Dialog abfaßte, die Erkenntniß der griechiſchen Sprache im Weſentlichen noch nicht weiter fortgeſchritten war; denn jener Zweck konnte es dem Verfaſſer unnöthig erſcheinen laſſen, tiefer in die Sprache von Seiten ihres thatſächlichen Beſtandes einzugehen. Allein auch in den übrigen platoniſchen Schriften tritt in Bezug auf Wortclaſſen nur noch eine und zwar mehr logiſche als ſprachliche Erkenntniß des Unterſchiedes zwiſchen Nomen und Verbum hervor und daß eine weitere Sonderung — wenigſtens eine ſchärfere — zu Platons Zeit noch nicht Statt gefunden hatte, haben die Unterſuchungen über die Anfänge und Geſchichte der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft gezeigt, welche in neueren Zeiten von Claſſen, Lerſch, Schömann und andern bis auf Steinthal mit ausgezeichneter Gründlichkeit geführt ſind.

Die Umſtände, unter denen die griechiſche Sprachwiſſenſchaft begann, lagen auch keineswegs günſtig genug um eine eigentlich ſprachwiſſenſchaftliche Betrachtung anzubahnen. In den Schulen beſchränkte man ſich in ſprachlicher Beziehung höchſt wahrſcheinlich auf Leſen und Schreiben und Kenntniß der älteren Dichter, insbeſondre Homers. Jenes gab Veranlaſſung, die Laute der Sprache einer genaueren Betrachtung zu unterziehen und die platoniſchen Schriften zeigen, daß dieß eine Gelegenheit zu ehrenwerthen Leiſtungen ward. Die Sprache der Dichter dagegen ſtand wenigſtens im Allgemeinen der lebendigen, insbeſondre den ver-

[1]) In Bezug auf das, was im Verlauf dieſer Einleitung über den Kratylos bemerkt werden wird, verweiſe ich auf meine Abhandlung 'Ueber die Aufgabe des platoniſchen Dialogs: Kratylos' in den Abhandlungen der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Band XII. 1866; rückſichtlich des eben angeführten vgl. den Excurs dazu (beſondrer Abdruck S. 139 ff.).

wandten Dialekten, welche als Träger bedeutender Werke, den Gebildeten ganz verſtändlich waren, noch ſo nahe, daß darin keine Aufforderung gegeben war, ſie als eine beſondere anzuſehen, ohne deren gründliche Erlernung ein Verſtändniß der darin abgefaßten Werke unmöglich wäre. Was in einem analogen mehr oder weniger dialektartigen Verhältniß zu der gewohnten Redeweiſe ſtand, war entweder unmittelbar verſtändlich, oder höchſtens in die entſprechenden Wörter zu übertragen; wo Reflexe fehlten, übertrug man nach der Ueberlieferung, wie man ſie von einem derſelben kundigen Lehrer erhalten hatte. Derartige Auffaſſungen anzuzweifeln und dadurch zu einer — ſchon grammatiſchen — Vertheidigung derſelben anzuregen, wird in den damaligen einfachen Verhältniſſen — wo von einer eigentlichen Gelehrſamkeit noch nicht die Rede ſein konnte — wohl nur ſelten irgend Jemanden eingefallen ſein. Dennoch mochte es nicht ganz an Bedenken der Art fehlen, und dieſe führten neben andern Veranlaſſungen der verſchiedenſten Art zur Erklärung von Wörtern aus verwandten — zu etymologiſchen Betrachtungen — welche insbeſondre im Kratylos eine ſo hervorragende Stelle einnehmen, daß man ſchon daraus wie auch aus den übrigen platoniſchen Schriften ſchließen kann, daß ſie zur damaligen Zeit ziemlich häufig angeſtellt wurden.

Eine Hauptveranlaſſung dazu, ſo wie zu einem tieferen — wenn gleich ebenfalls kaum grammatiſchen, ſondern gewiſſermaßen lexikaliſchen und ſyntaktiſchen — Eindringen in die Sprache gewährte die Thätigkeit der ſogenannten Sophiſten.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die Stellung der Sophiſten in der Entwickelung der griechiſchen Philoſophie, auf den Nutzen und Schaden, den ſie geſtiftet haben, näher einzugehen. Es wird von der einen Seite ohne Rückhalt zuzugeben ſein, daß der Standpunkt, welchen ſie urſprünglich einnahmen, ein berechtigter war, aber eben ſo von der andern, daß im Laufe der Entwickelung die Sophiſtik ihr Ziel überſchritt und ſich in die verderblichſten

und unſittlichſten Richtungen verirrte. Es war ein großer und zeitgemäßer Gedanke, die philoſophiſche Betrachtung, welche bis dahin ſich vorzugsweiſe mit transſcendentalen Fragen beſchäftigt hatte, auf den Menſchen ſelbſt und ſeine thatſächlichen Entwickelungen, insbeſondre den Staat zu richten, 'die Schüler, die ſich ihm anvertrauten', wie Protagoras ſagte, 'in der Verwaltung ihrer häuslichen und der Staatsangelegenheiten, in der ἀρετή zu vervollkommnen, gute Bürger zu bilden'[1]); die Sophiſten ſind in dieſer Beziehung die Vorgänger des Sokrates und man darf ohne Uebertreibung ſagen, daß er im Anſchluß an ſie und im Kampf gegen ihre Verirrungen zu dem geworden iſt, was ihm für alle Zeiten den Ruhm geſichert hat, an die Spitze der wahren Philoſophie geſtellt werden zu müſſen. Als Hauptmittel, ihr urſprünglich lobenswerthes Ziel zu erreichen, diente ihnen die Ausbildung der Dialektik, ein Beſtreben, für welches ihnen in den großen dialektiſchen Anlagen der Griechen und in der Oeffentlichkeit der Staats- und Gerichtsverhandlungen, in welchen die dialektiſche Kunſt Uebung und Anwendung fand, keine geringe Förderung geboten ward. Eine Kunſt, von welcher das Wohl des Staats, Macht, Ehre, Leben, Hab und Gut des Einzelnen abhing, mußte in ihrem Werthe immer höher ſteigen; eine Unzahl von Schülern ſchloß ſich den Lehrern derſelben an; der Beifall ſtieg in demſelben Grade, in welchem ſich die Souveränität dieſer Kunſt geltend machte. Die Dialektik — wie alles Große Brauch und Mißbrauch zugleich in ſeinem Schoße birgt — wurde ſo auf den abſchüſſigen Weg gedrängt; anſtatt im Dienſt der Wahrheit zu bleiben, warf ſie ſich — unbewußt und bewußt — zur Herrin derſelben auf; was ſie durch Künſte des Scharfſinns und der Täuſchung zur Wahrheit geſtempelt zu haben glaubte, das ſollte auch dafür gelten; die abſoluteſten Gegenſätze — Recht und Unrecht, den δίκαιον und ἄδικον λόγον — machte ſie

[1]) Plato Protagoras, 318.

Anſpruch mit denſelben Künſten zu unzweifelbarer Sicherheit zu erheben; die Dialektik war unter den Händen der Sophiſten zur Sophiſtik geworden. Doch dieſer eben ſo unwiſſenſchaftliche als unſittliche Triumph war nur ein kurzer; der Rächer der Wahrheit, welcher die Dialektik zu ihrer eigentlichen Aufgabe, in den Dienſt der Wahrheit zurückführen ſollte, war ſchon erſtanden; er vernichtete die Sophiſtik, indem er ſie, geſtützt auf die Ueberlegenheit eines ſittlichen Bewußtſeins, mit den von ihr ſelbſt geſchmiedeten Waffen bekämpfte.

Allein die ſcharfe Ausbildung der Dialektik und zwar grade ihre Richtung auf ſophiſtiſche Zwecke konnte nicht erfolgen, ohne den Sinn auf das Hauptmittel, durch welche ſie ſich darſtellt, die Rede, auf die Bedeutung und den Gebrauch der Wörter zu lenken. Beſteht doch ein großer Theil der Sophiſtik eigentlich nur aus Wortſtreit, indem man anſtatt die Dinge oder Begriffe zu unterſuchen, die Wortbezeichnungen derſelben als ihre treuen Repräſentanten nimmt und ſich über ſie herumſtreitet. Um ſie mit größerer Sicherheit für die verſchiednen oft entgegengeſetzten Zwecke der Dialektik, Rhetorik und Sophiſtik verwenden zu können, mußte man ſie genauer kennen; von ihrer gewiſſermaßen äußeren Bedeutung — ihrem Werth in der Rede — wurde man zu ihrem gewiſſermaßen inneren Weſen, ſelbſt zu den Gründen ihrer Bedeutung, zu einer tieferen Betrachtung derſelben geführt. Insbeſondre aus Platon geht mit Beſtimmtheit hervor, daß ſich die Sophiſten mit ſprachlichen Forſchungen beſchäftigten, die wenigſtens nahe an Grammatik ſtreifen. Protagoras hatte auf die geſchlechtliche Differenz der Wörter und auf die Modi, d. h. die Modalitäten des Gedankenausdrucks, wie ſie in der Rede hervortreten — z. B. Wunſch, Frage, Antwort, Befehl — nicht aber Modi im grammatiſchen Sinn: Indicativ, Conjunctiv, Optativ, Imperativ ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet[1]); Hippias

[1]) Diog. Laet. IX, 53.

beſchäftigte ſich mit dem Werth der Buchſtaben (*γραμμάτων δύναμις*, wo wahrſcheinlich das Wort *δύναμις* 'Werth' dieſelbe Bedeutung, wie im platoniſchen Kratylos hat, in welchem Fall der tiefſinnige Gedanke, den Lauten an und für ſich einen begrifflichen Werth zuzuſprechen, ſchon von Hippias ausgeführt wäre), Prodikos hatte ſynonymiſche Forſchungen angeſtellt, wahrſcheinlich um dadurch zu beweiſen, daß das Wort der richtige Ausdruck des Gegenſtandes ſei, welcher dadurch bezeichnet wird, daß es keine wirklichen Synonymen gebe, vielmehr die dafür gehaltenen Wörter in Wahrheit begrifflich mehr oder weniger unterſchieden ſeien. Ueberhaupt waren ſprachliche Betrachtungen zur Zeit der Sophiſten ſo tief in die wiſſenſchaftliche Bildung eingedrungen, daß Antiſthenes, welcher zugleich Schüler des Socrates und des Sophiſten Gorgias war, die Unterſuchung der Wörter als die Grundlage wiſſenſchaftlicher Bildung anſah (*ἀρχὴ παιδεύσεως ἡ τῶν ὀνομάτων ἐπίσκεψις*)[1]), während Socrates, wenigſtens in den platoniſchen Dialogen, nicht eindringlich genug vor dem Beſtreben warnen kann, die Kenntniß der Dinge aus deren Namen ſchöpfen zu wollen. Selbſt der Spott, mit welchem Ariſtophanes[2]) und der Komiker Kallias (ſchon um 400 v. Chr.), welcher eine *Γραμματικὴ τραγῳδία* dichtete[3]), ſie geißelten, ſpricht dafür, daß ſie eine hervorragende Stelle in der damaligen Bildung einnahm.

In dem ſchon mehrfach erwähnten Kratylos behandelt Platon eine Frage, welche den Centralpunkt der damaligen ſprachlichen Betrachtungen gebildet zu haben ſcheint und für alle diejenigen, welche ſich eine klare Anſchauung über die allgemeinen Geſetze, nach denen ſich die Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes über-

---

[1]) Arrian Dissert. Epict. I. 17. 12.

[2]) Nubes 662 ff. gegen Protagoras (vgl. Aristot. Rhet. III. 5. 1407^{b}. 7. Soph. El. 14. 173^{b}. 7.).

[3]) vgl. Ricardus Pietzsch de Calliae grammatica quae appellatur Tragoedia. Halle 1861.

haupt entwickeln und die beſonderen, welche in der Geſtaltung der Sprache und einzelnen Sprachen walten, nicht zu erwerben vermögen, zu allen Zeiten eine unlösbare bleiben wird. In der Aufſtellung derſelben zeigt ſich recht augenfällig die Tiefe des griechiſchen Geiſtes und ſein Beſtreben, die letzten Gründe der Erſcheinungen zum Bewußtſein zu bringen.

Es iſt eine allgemein anerkannte und durch keine Sophiſtik wegzuläugnende Thatſache, daß die Menſchen, welche ſich einer und derſelben Sprache bedienen, ſich einander — ſo weit es die Bedürfniſſe menſchlicher Mittheilung erfordern — verſtehen, daß der Hörende ein Wort weſentlich in demſelben Sinn nimmt, in welchem es der Sprechende gebraucht, das Wort alſo — mag es einen ſinnlichen oder geiſtigen Gegenſtand zur Vorſtellung bringen — weſentlich die richtige (ὀρθή) Bezeichnung ſeines Inhalts iſt, ſonach die Wörter — ſobald ſie nach den Geſetzen und dem Gebrauch der Sprache, welcher ſie angehören, verwendet werden — richtig ſind, Richtigkeit (ὀρθότης) haben. Worauf beruht aber dieſe Richtigkeit? wodurch erklärt ſich dieſe Thatſache?

Die Antworten, welche im Kratylos gegeben werden, ſind weſentlich mit denen gleich, welche auch in der Folgezeit hervorgetreten ſind. Erſt in unſeren Tagen, wo das größte aller philoſophiſchen Syſteme — das Hegelſche — den Blick in die Geſetze der menſchlichen Entwickelungen geklärt und geſchärft, die eindringendſten Unterſuchungen die Anfänge und die Art des Fortſchritts, der Ausgeſtaltung, menſchlicher Schöpfungen blosgelegt, tiefe ſprachliche Forſchungen uns über die Entſtehung einer Fülle von ſprachlichen Erſcheinungen aufgeklärt haben, treten andre an ihre Stelle, jedoch nur bei den Kundigen, während die Unkundigen oder minder Kundigen ſich weſentlich noch in denſelben Kreiſen bewegen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie an Conſequenz, Tiefe und Schärfe weit hinter dem zurückſtehen, was in dem platoniſchen Dialog ſchon vor mehr als zwei Jahrtauſenden geboten ward.

Die Unterhaltung wird von Sokrates, Hermogenes und Kratylos geführt. Hermogenes repräſentirt, wie es ſcheint, die allgemeine, Kratylos die philoſophiſche Bildung, welche zu der Zeit, in welche die Abfaſſung dieſes Dialogs fällt, vorherrſchten. Jener macht keinen Anſpruch darauf, über die Gegenſtände der Philoſophie tief nachgedacht zu haben, doch ſind ihm die Fragen derſelben bekannt, er nimmt ein lebhaftes Intereſſe an der Erörterung derſelben, will belehrt ſein und iſt der Belehrung zugänglich. Dieſer dagegen, welcher als Anhänger des heraklitiſchen Syſtems auftritt, iſt in Bezug auf die philoſophiſche Betrachtung der Sprache im Beſitz gewiſſer Dogmen, die er als unumſtößlich betrachtet; er iſt bereit, ſie erörtern und erläutern zu laſſen, läßt ſich aber, ſelbſt wo er ſie nicht zu vertheidigen vermag, weder von ihrer Unhaltbarkeit noch Unrichtigkeit überzeugen.

Dem Hermogenes ſind in Uebereinſtimmung mit den thatſächlichen Erſcheinungen und der gewöhnlichen und natürlichen Auffaſſung alle einen ſprachlichen Inhalt darſtellenden Wörter richtig; als Grund ihrer Richtigkeit nimmt er zunächſt Vertrag, Uebereinſtimmung, Geſetz und Gewohnheit an, das heißt, die Elemente, durch welche etwas einmal gegebenes in einem Gemeinweſen befeſtigt, fixirt wird; einmal gegeben aber iſt es in letzter Inſtanz durch Willkür, ſo daß dieſe als der eigentliche und erſte Grund für die Richtigkeit der Wörter hervortritt.

Kratylos dagegen hat den Begriff Richtigkeit nur auf einen Theil des Sprachinventars beſchränkt; richtig ſind ihm nur diejenigen Wörter, welche eine durch die Natur ihres begrifflichen Inhalts bedingte oder geſtaltete Bezeichnung deſſelben bilden; dieſe Richtigkeit ſei allen Sprachen gemeinſam; diejenigen Elemente des Sprachinventars dagegen, welchen dieſe Bedingung abgehe, ſpeciell die in Folge von Uebereinkommen gebrauchten, ſeien überhaupt gar keine Wörter, ſo daß für ihn Hermogenes' Wörter dieſen Namen gar nicht verdienen, Hermogenes' Sprache gar keine Sprache iſt.

Da er ſich auf eine genauere Erläuterung dieſes Dogmas nicht einlaſſen will, ſo wendet ſich Hermogenes an Sokrates und bittet ihn, entweder Kratylos' orakelartigen Ausſpruch zu erklären, oder ihm ſeine eigne Meinung über die Richtigkeit der Wörter kund zu thun.

Sokrates zeigt nun, daß auf dem Wege der Willkür — der mit dem der bloßen Uebereinkunft identiſch iſt — keine richtige, oder überhaupt keine Sprache entſtehen könne, daß ein naturgemäßer Zuſammenhang zwiſchen dem begrifflichen Inhalt und der lautlichen Bezeichnung beſtehen müſſe, daß die Gegenſtände, wie Kratylos ſage, ihre Namen von Natur haben, daß der Name von Natur eine gewiſſe Richtigkeit habe, daß die Beilegung eines Namens nicht, wie Hermogenes glaube, etwas geringes ſei, auch nicht die Sache unbedeutender Leute oder des erſten beſten, daß nicht jeder ein Verfertiger von Namen ſei, ſondern nur Derjenige, welcher den Namen ins Auge faßt, welcher jedem Gegenſtand von Natur zukömmt und es verſteht, die Idee deſſelben in Laute und Sylben zu legen, daß es nicht Jedermanns Sache ſei zu verſtehen, irgend einem Gegenſtande einen Namen ſchön (d. h. richtig) beizulegen, kurz, daß an eine willkürliche Entſtehung richtiger Benennungen (Wörter) nicht zu denken ſei.

Sokrates tritt alſo Kratylos' Meinung bei, jedoch mit der Beſchränkung, daß trotz dem jedes Volk ſeine beſondre Sprache haben könne[1]), nicht die Elemente des Sprachinventars, welche nach Kratylos richtig ſind, allen Sprachen gemeinſam ſein müßten[2]). Aber auch nach ihm iſt nicht jedes Wort richtig, was irgend Jemanden einfallen möchte als Bezeichnung einer Sache zu gebrauchen, ſondern Richtigkeit iſt nur denkbar, wenn die Benennungen der Dinge auf eine objectiv und ſubjectiv bedingte Weiſe entſtanden, wenn ſpeciell die Idee derſelben von einem

[1]) Ueber die Aufgabe des platon. Krat. beſ. Abdr. S. 57.
[2]) ebdſ. S. 54.

kundigen Namenverfertiger in Lauten und Sylben ausgedrückt iſt. Damit iſt aber nicht entſchieden, ob dieß auch in der wirklichen Sprache der Fall ſei, ob dieſe Annahme ſich als richtig in ihr nachweiſen laſſe, ob ſie nicht vielleicht eine in dieſem Sinn richtige Sprache gar nicht ſei[1]).

Hermogenes weiß auf Sokrates' dialektiſche Entwickelung zwar nichts zu erwidern, iſt aber auch von der Richtigkeit der vorgetragenen Anſicht noch keineswegs überzeugt. Er glaubt, daß er ſich eher werde überzeugen laſſen, wenn Sokrates nachweiſe: 'welcher Art die natürliche Richtigkeit der Benennung ſein müſſe'.

Sokrates theilt nun alle Wörter in zwei Claſſen. Die eine umfaßt die, wie er ſie nennt, zuſammengehämmerten; da Platon zwiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung noch nicht zu ſcheiden weiß, ſondern auch Derivationsexponenten für Reſte von Compoſitionsgliedern nimmt, ſo entſprechen ſie etwa unſern etymologiſch erklärbaren, auf ihre Baſen reducirbaren. Durch Zerlegung, wie er es nennt: Zerhämmerung, derſelben, ſucht er nun nachzuweiſen, daß ſie vermittelſt der Elemente, die in ihnen zuſammengehämmert ſind, eine Beſchreibung des durch ſie bezeichneten Gegenſtandes geben wollen. Die Beſchreibung, welche vermittelſt dieſer Zerhämmerung gewonnen wird, läßt die Wörter ſo erſcheinen, als ob ſie — natürlich zur höchſten Befriedigung des heraklitiſchen Kratylos — nach dem Grundprincip der heraklitiſchen Philoſophie gebildet, die ewige Veränderung der Dinge widerſpiegelten[2]). Allein dieſer ganze etymologiſche Abſchnitt, der voll von Spott, Hohn, Ironie und Perſiflage iſt, läßt ſchon ahnen, daß dieſer Verſuch, eine naturgemäße Richtigkeit in dem im vorhergehenden Abſchnitt aufgeſtellten Sinn in der wirklichen Sprache nachzuweiſen, als völlig mißlungen betrachtet werden ſoll, daß er

[1]) Ueber die Aufgabe des platon. Krat. beſ. Abdr. S. 58.
[2]) a. a. O. S. 43. vgl. 90.

das gewonnene Reſultat, wie die Wörter ſein müßten, wenn ſie richtig ſein ſollen, zwar nicht antaſtet, aber gewiſſermaßen ad hominem demonſtriren ſoll, daß dieſe principielle Richtigkeit in den Wörtern der wirklichen Sprache nicht nachweisbar, oder wenigſtens nicht mit irgend einer Sicherheit zu erkennen iſt.

Die andre Claſſe der Wörter: die nicht weiter zerhämmerbaren — wie wir ſagen würden: die nicht etymologiſch auf Baſen reducirbaren — muß, wie Sokrates annimmt, nach demſelben Princip der Richtigkeit gebildet ſein; auch ſie muß durch ihren Lautcomplex eine Beſchreibung ihres begrifflichen Inhalts gewähren. Da ſie aber nicht mehr in Worte zerhämmerbar iſt, ſondern ihre conſtitutiven Elemente nur aus Lauten — Buchſtaben — beſtehen, ſo muß dieſe Beſchreibung durch ihre Laute an und für ſich gegeben ſein; die Laute müſſen in ihrer Einzelheit einen begrifflichen Werth darſtellen. Dieß führt zu der berühmten und bis auf den heutigen Tag noch nicht wenig mißbrauchten Hypotheſe des begrifflichen Werths der Laute, welche, da auf dieſen unreducirbaren Grundwörtern alle reducirbaren beruhen, in letzter Inſtanz das Princip der Richtigkeit der Wörter oder der Sprache überhaupt bildet. Doch deren Herrſchaft in der wirklichen Sprache nachzuweiſen, wird kaum auch nur ein Verſuch gemacht, ſo daß ſchon am Ende des 2. Abſchnitts dieſes Dialogs (S. 427, D) der aufmerkſame Leſer weiß, oder wenigſtens mit Entſchiedenheit ahnen muß, daß die Forderungen, welche Sokrates an eine richtige Sprache ſtellt, in der wirklichen nicht erfüllt werden, ſo wenig als die, welche er an einen Staat im wahren Sinne des Wortes macht, in den exiſtirenden Staaten ihre Erfüllung finden. Die exiſtirenden Sprachen und Staaten ſind für Platon nur Erzeugniſſe oder Gebilde der Noth, die von denen, die den Zweck dieſer Bildungen und die Mittel ihn zu erreichen erkannt haben, durch Neubildungen erſetzt werden müßten.

Dieſes wird im letzten Abſchnitt theils genauer erwieſen, theils auf kaum verkennbare Weiſe angedeutet. Auf dialektiſchem

Wege wird gezeigt, daß die wirkliche Sprache eine Richtigkeit, wie ſie ſie nach Sokrates haben müßte und nach der heraklitiſchen Auffaſſung des Kratylos wenigſtens theilweis hat, gar nicht haben könne. Zu dieſem Zwecke beweiſt Sokrates, daß die Kratylos'ſche Trennung des Sprachinventars in Wörter die richtig ſind und durch Uebereinkunft gebrauchte Lautcomplexe, die keine Wörter ſeien, für die wirkliche Sprache keine Berechtigung habe, daß in ihr die letzteren grade ſo wie die erſteren dienen; ferner daß der, welcher die wirkliche Sprache gebildet habe, die Fähigkeit, richtige Wörter zu bilden, gar nicht beſeſſen habe, da dieſe von der richtigen Erkenntniß der Dinge bedingt ſei. Am wenigſten habe die heraklitiſche Philoſophie, nach deren Principien die Bezeichnungen für die Dinge dem Kratylos gebildet zu ſein ſcheinen, dem Namenbildner dieſe Kenntniß zu gewähren vermocht, da die von ihr angenommene ſtete Veränderlichkeit aller Dinge die Möglichkeit ausſchließe, irgend etwas als ſo ſeiend zu benennen oder auch nur zu erkennen; denn in dem Augenblick, wo man es als ſo ſeiendes erkennen oder benennen wolle, ſei es ja ſchon ein andres.

Dem gegenüber wird angedeutet, daß eine wahrhafte Erkenntniß der Dinge nur durch eine Philoſophie ermöglicht werde, welche, wie die platoniſche Ideenlehre, das Sein zu Grunde legt. Dieſe erkennt die Dinge ihrem wahren Weſen nach; ſie beſitzt demnach die eine Seite des Wortes, den begrifflichen Inhalt, in ihrer Richtigkeit. Wie ſie dieſe richtig in Lauten und Sylben darſtelle, dem Inhalt den ihm gemäßen Lautkörper verleihe, iſt durch die Annahme des begrifflichen Werths der Laute und die Art ihrer Anwendung[1]) hinlänglich angedeutet. Der, welcher richtige Wörter bilden will, muß den begrifflichen Werth der Laute, die Correſpondenz zwiſchen Laut und Begriff erforſchen und demgemäß zunächſt die Grundwörter bilden — d. h. diejenigen Wörter, in denen der begriffliche Inhalt nur vermittelſt

[1]) a. a. O. S. 97 ff.

des begrifflichen Werths der Laute nachgeahmt wird; — aus dieſen bildet er dann durch Zuſammenhämmerung (wie wir ſagen würden: Zuſammenſetzung) diejenigen Wörter, deren begrifflicher Inhalt durch eine Verbindung von mehreren Grundwörtern zu beſchreiben iſt.

Dieſes Ideal einer Sprache, kann man weiter folgern, würde für die Hauptaufgabe der Philoſophie: die wahre Erkenntniß der Dinge zu verbreiten, welche Platon ſtets im Auge hat, von der weitgreifendſten Bedeutung ſein. Denn jedes ihrer Wörter würde durch ſich ſelbſt die richtigſte Belehrung über den dadurch beſchriebenen Gegenſtand darbieten.

In der wirklichen Sprache aber iſt dieß in keiner Weiſe der Fall und es iſt daher eine Thorheit und auf das ſtrengſte davor zu warnen, aus ihren Wörtern Belehrung über die Natur der Dinge ſchöpfen zu wollen.

Allein trotz der gewiſſermaßen theoretiſchen Verachtung der wirklichen Sprache, welche ſich in dieſem ganzen Dialog kund giebt und ſo weit geht, daß die eigentliche Frage: worauf denn die Richtigkeit in ihr beruhe, als eine unberechtigte ohne jede beſtimmte Antwort gelaſſen wird, da die wirkliche Sprache, als bloße Nothſprache, auf diejenige Richtigkeit, welche Platon von einer Sprache fordert, gar keinen Anſpruch machen kann — zeigt ſich doch durchweg, daß Platon ſich mit Fragen über die wirkliche Sprache ſehr ernſthaft beſchäftigt hat, ähnlich wie ihn die Conſtruction ſeiner idealen Republik nicht hinderte, tiefe Blicke in das Weſen des wirklichen Staats zu werfen.

In meiner Abhandlung über dieſen Dialog (S. 135 ff.) glaubte ich dasjenige, was er über die Hauptfrage in Bezug auf die wirkliche Sprache gedacht haben möge, in folgenden Worten kurz zuſammenfaſſen zu dürfen:

'Die wirkliche Sprache iſt richtig, inſofern ihre Wörter von dem Hörer in demſelben Sinn verſtanden werden, in welchem der Sprechende ſie gebraucht und verſtanden wiſſen will.

Dieſe Richtigkeit beruht darauf, daß die Wörter nicht nach Willkür gebildet ſind, ſondern im Allgemeinen in einem natürlichen Verhältniß zu den Gegenſtänden ſtehen, welche ſie bezeichnen, von ihnen irgendwie bedingt ſind. Davon bilden die Eigennamen im Verhältniß zu ihren Trägern eine Ausnahme und vielleicht auch einige Begriffswörter, wie die Zahlenbenennungen, für welche, als allgemeinſte Abſtractionen, der Verfaſſer die Möglichkeit einer naturgemäßen Entſtehung ſich nicht vorſtellen zu können ſcheint. Dieſes naturgemäße Verhältniß zwiſchen Wort und Begriff (ich hätte ſagen ſollen: Sache) beruht aber nicht — wie das in der idealen Sprache der Fall ſein würde — auf richtiger Erkenntniß, γνῶσις, der zu benennenden Dinge, ſondern auf der Meinung, Vorſtellung, δόξα, welche die Menſchen, die ihnen dieſe Namen beilegten, von ihnen hatten. Dieſe Vorſtellung konnte möglicherweiſe eine richtige ſein, gewiſſermaßen alſo mit Erkenntniß, γνῶσις, identiſch, eben ſo oft und noch öfterer konnte ſie aber auch falſch ſein. Ausgeprägt ward ſie weſentlich nach den für die richtige Sprache aufgeſtellten Forderungen. Die Begriffe, welche der Namengeber für elementare nahm, drückte er durch die begrifflichen Werthe der Laute aus, und bildete ſo Urwörter; die auf jenen beruhenden bezeichnete er durch Ableitung und Zuſammenhämmerung aus jenen Urwörtern. Zu dieſer Nachahmung der Dinge durch Lautcomplexe bedarf es aber nicht einer vollſtändigen lautlichen oder etymologiſchen Wiedergabe aller begrifflichen Momente, ſondern es genügt, wenn ihr Typus in der lautlichen Nachbildung hervortritt. Die ſo gebildeten Wörter ſind im Laufe der Sprachgeſchichte den mannigfachſten Lautumwandlungen ausgeſetzt, welche die Nachweiſung und alſo noch mehr das allgemeine Bewußtſein der urſprünglich in die Benennung gelegten Auffaſſung des Gegenſtandes derſelben nach und nach immer mehr erſchweren und vielfach ganz vernichten. Dennoch wird aber die urſprüngliche Bedeutung des Wortes geſchützt und zwar durch das geltend gewordene Uebereinkommen, ξυνθήκη,

gegen welches — im Gegenſatz zu Hermogenes' Auffaſſung desſelben — niemand berechtigt iſt, ſich aufzulehnen...'

Durch Ariſtoteles wurde eine bedeutend größre Klarheit über das Weſen der Sprache gewonnen. Bezüglich der Frage, ob die Wörter φύσει, 'naturgemäß' (d. h. von dem Weſen der durch ſie bezeichneten Dinge bedingt), oder ξυνθήκῃ, 'durch Uebereinkommen', gebildet ſeien, entſchied er ſich für das letztere[1]).

Auf die Erkenntniß des Verhältniſſes der Sprache zum Gedanken, 'der logiſchen Elemente und ihrer Beziehungen unter einander zu den Elementen und Formen der Sprache'[2]), wandte er die größte Aufmerkſamkeit. Allein es gelang ihm nicht, beide in ihrer Selbſtſtändigkeit auseinanderzuhalten; es 'ergaben ſich weder rein logiſche, noch rein grammatiſche Kategorien, ſondern Mittel- und Miſchweſen'[3]). Ariſtoteles verfolgt zwar vorwiegend logiſche Zwecke, und ſein Beſtreben iſt darauf gerichtet, 'die Begriffe rein als ſolche zu faſſen. Unbewußt und unbemerkt aber ſchiebt ſich in ſeinem Bewußtſein bald der ſprachliche Ausdruck an die Stelle des begrifflichen Verhältniſſes, bald wiederum das Object an die Stelle des Worts'[4]). Die drei ſorgfältig auseinanderzuhaltenden Factoren der Sprache: Sache, Begriff und Wort fließen bei ihm nicht ſelten ineinander, ſo daß er den Dingen zuſchreibt, was von ihren Benennungen gilt[5]). Aber eben dieſe vielfach hervortretende Abhängigkeit ſeiner logiſchen Unterſuchungen von den ſprachlichen Verhältniſſen kam der Erforſchung der Sprache zu Gute.

Mit Ariſtoteles beginnt das Aufſuchen und Eindringen in das Weſen der Redetheile, diejenige ſprachwiſſenſchaftliche Thätig-

[1]) Steinthal, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern S. 182.

[2]) Steinthal a. a. O. 187.

[3]) ebdſ. S. 188; vgl. Classen Primord. 64. 65.

[4]) Steinthal, ebdſ. S. 199.

[5]) vgl. ebdſ. 207.

keit, welche den eigentlichen Glanzpunkt der griechiſchen Grammatik bildet. Er theilt das Wortinventar in *ὄνομα*, Nomen, *ῥῆμα*, Verbum und *σύνδεσμοι* (Partikeln, aber in ſehr erweitertem Sinn, da er auch die Pronomina dazu gerechnet zu haben ſcheint)[1], eine Eintheilung, welche weſentlich mit der älteſtbekannten indiſchen (nâman, âkhyâta und nipâta) übereinſtimmt; ob er das *ἄρθρον*, den Artikel, von den *σύνδεσμοι* geſchieden habe, iſt ſehr zweifelhaft[2]. Am wichtigſten und fruchtbarſten wurde ſeine Einführung des techniſchen Ausdrucks *πτῶσις* 'Fall', wenn gleich er ſelbſt in Bezug auf den Gebrauch deſſelben noch zu keiner feſt umgränzten Beſtimmung gelangte. Er bezeichnet damit accidentelle Formen, welche die als unabhängig betrachtete Hauptform eines Verbum oder Nomen annimmt, alſo Flexionsformen derſelben, aber auch Ableitungen, insbeſondre von Nominibus, vorwaltend das Adverb, und in letzter Inſtanz ganz allgemein jede Form eines Wortes[3].

Die Nomina theilt er in einfache und zuſammengeſetzte; ſcheidet Masculina, Feminina und Neutra, wie ſchon von Protagoras geſchehen war, nennt die letzten aber nicht, wie dieſer, *σκεῦος* 'Werkzeug' — eine in der That ſehr unmotivirte Benennung — ſondern *μεταξύ* — kaum minder unangemeſſen und ſpäter ebenfalls aufgegeben. Endlich macht er den Verſuch, das Geſchlecht der Wörter nach ihrer Endung im Nominativ Singularis zu beſtimmen und hat den Anfang einer Satzlehre.

Leider iſt es nicht möglich, ſeine ſprachwiſſenſchaftliche Thätigkeit mit voller Sicherheit zu zeichnen, da diejenigen Schriften oder Stellen, in denen ſie insbeſondre hervortritt, vom Verdacht der Unechtheit nicht ganz frei ſind.

---

[1]) Steinthal a. a. O. 258.
[2]) ebdſ.
[3]) ebdſ. 260 ff.

Von den philoſophiſchen Anſichten über die Entſtehung und Verſchiedenheit der Sprachen, welche nach Ariſtoteles geltend gemacht wurden, verdient vorzugsweiſe die des Epicur hervorgehoben zu werden, da ſie der jetzt herrſchenden ziemlich nahe tritt. Die Sprache iſt ihm von Natur (*φύσει*), aber nicht, wie Kratylos für die von ihm als Wörter anerkannten Lautcomplexe annimmt, nach Bedingungen oder Geſetzen gebildet, welche bei allen Völkern in gleicher Weiſe wirken, ſondern 'die Natur der Menſchen ſelbſt, indem ſie, je nach den verſchiedenen Völkern, beſondre Eindrücke erleide und beſondre Vorſtellungen bilde, entſende den durch die jedesmaligen Eindrücke und Vorſtellungen erregten Athem [das lautbildende Element] in beſondrer Weiſe, wie es der Unterſchied nach den Oertlichkeiten der Völker mit ſich bringt'. Die Bildung der Wörter geſchah nicht in überlegter Weiſe (*ἐπιστημόνως*, etwa wie der Wortbildner, *νομοθέτης*, im Kratylos die Urwörter nach ſeiner Kenntniß der Dinge und des begrifflichen Werthes der Laute bildet), ſondern in Folge einer Naturnothwendigkeit (*φυσικῶς κινούμενοι*). Wie der (geſunde) Menſch ſeine Sehorgane, Gehörorgane (ohne weiteres) gebraucht, ſo mußte er auch die Faktoren, vermittelſt deren die Sprache hervorbricht, zur Bildung von Wörtern gebrauchen; denn es iſt, wie es auch die Bibel in ihrer Weiſe hervorhebt (I. M. 2, 19 und 20), eine der Hauptaufgaben der Menſchheit, alles was in das Bereich ihrer Sinne und ihres Geiſtes fällt, ſich durch Benennung, durch die Sprache zum vollen Bewußtſein zu bringen.

Wenn Epicur aus der Naturnothwendigkeit die durch empfangene Eindrücke erregten Vorſtellungen lautlich zu verkörpern die Entſtehung, aus der völkerlichen Verſchiedenheit der Affectionen, Vorſtellungen und Lautbarmachung, die Verſchiedenheit der Sprachen erklärt, ſo entging ihm auch weder die Bedeutung des Gemeinlebens für die conventionelle Fixirung, Beſchränkung der ſprachlichen Schöpfungen, noch ſelbſt die von hervorragenden In-

dividuen für Neugeſtaltungen in der weiteren Entwickelung der Sprachen [1]).

Bedeutende Verdienſte um die Eröffnung einer genaueren Einſicht in die Sprache — insbeſondre in das Gerüſte der griechiſchen — erwarben ſich die Stoiker und vorzugsweiſe einer der thätigſten unter ihnen, Chryſippus (280—206 v. Chr.) [2]).

Zwar treten wie bei Ariſtoteles auch ihre ſprachlichen Betrachtungen im Dienſte der Logik auf. Allein die Logik war bei ihnen zu etwas ganz anderm geworden, wie ſich dieß ſchon darin kund giebt, daß ſie ſie ſtets als Dialektik bezeichnen [3]). Sie war nämlich in die größte Abhängigkeit von der Sprache gerathen und Dialektik ſowohl als Rhetorik iſt ihnen die Wiſſenſchaft des richtigen Sprechens, nur bewege ſich jene in Frage und Antwort, dieſe in fortlaufender Peroration [4]). In Folge davon ward ihnen die Lehre vom Sprach-Ausdruck — *φωνή*, welches Wort ſie — ganz im Geiſte der Kratylos'ſchen Zuſammenhämmerungen — als *φῶς νοῦ* 'Licht der Vernunft' erklärten [5]) — zum erſten Theil der Dialektik, zum andern die von Demjenigen, was durch den Sprachausdruck bezeichnet wird — *σημαινόμενα* — und in Bezug auf jenen gingen ſie ſo weit, daß ſie ſelbſt die Sprachlaute, ihre phyſikaliſche Entſtehung in die Dialektik aufnahmen. 'Sie glaubten an den vierundzwanzig Buchſtaben des Alphabets die einfachſten Elemente und hiermit den richtigen Anfangspunkt zu beſitzen, da aus den Buchſtaben die Worte und aus den

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 218, 319.

[2]) Unter den überaus zahlreichen Schriften deſſelben (ſ. Prantl Geſch. der Logik im Abendl. I. 405) ſind mehrere, deren Titel dafür ſprechen, daß ſie weſentlich ſprachlich waren, z. B. die *περὶ τῶν ἐνικῶν καὶ πληθυντικῶν ἐκφορῶν*; *περὶ τῆς κατὰ τὰς λέξεις ἀνωμαλίας*; *περὶ σολοικιζόντων λόγων*; *περὶ τῶν στοιχείων τοῦ λόγου καὶ τῶν λεγομένων* u. ſ. w. vgl. Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica, 22.

[3]) Prantl Geſchichte der Logik im Abendl. I. 412.

[4]) ebdſ. 413.

[5]) Steinthal a. a. O. 279.

Worten die Sätze zuſammengeſetzt ſeien'[1]). So iſt ihnen das Denken an das Sprechen gebunden und die Erkenntniß ſeiner Geſetze iſt vorzugsweiſe durch die Erkenntniß der Sprache bedingt.

Wenn dieſe Abhängigkeit der Entwickelung der Logik zum höchſten Nachtheil gereichte, ſo konnte die hohe Stellung, welche dadurch der Sprache eingeräumt ward, dieſer, wenigſtens verhältnißmäßig, nur Vortheil bringen. Die Erforſchung derſelben erhielt dadurch eine höhere Weihe; ſie wurde in Folge davon mit außerordentlichem Eifer betrieben und die Stoiker haben ſich dadurch in der Sprachwiſſenſchaft eine Stellung erworben, welche vermittelſt des Einfluſſes, den ſie auf die weitere Entwickelung derſelben unter den Händen der eigentlichen Grammatiker und durch dieſe auf die ganze Folgezeit übten, bis in unſre Tage hineinragt.

Freilich kann eine unnatürliche Vermiſchung zweier Wiſſenſchaften, deren ſichere Erkenntniß nur dadurch gelingen kann, daß man ſie, ohne ihre gegenſeitige Beziehung zu verkennen, doch mit feſter Hand auseinander hält, nie Statt finden, ohne daß beide darunter leiden und ſo iſt es denn auch den Stoikern nicht gelungen, trotz einer gewiſſen Ahnung[2]), bis zur Erkenntniß der Selbſtſtändigkeit der Sprache durchzudringen. Allein bei dem ganzen Gang, welchen die griechiſche Sprachwiſſenſchaft eingeſchlagen hatte, dem großen Umweg, welchen ſie machte, um zur Sprache zu gelangen, vor allem bei ihrer Beſchränkung auf eine einzige — ihre Mutterſprache —, lag dieſes Ziel überhaupt noch ſehr fern, ſo fern, daß die Griechen es gar nicht zu erreichen vermochten: ihre Sprachbetrachtung iſt eine eigentliche Sprachwiſſenſchaft nie geworden: ſie ſind nie in die Sprache, weder überhaupt, noch in ihre Mutterſprache, eingedrungen: ihre Sprachwiſſenſchaft iſt entweder in einer überaus ſchwachen Empirie

[1]) Prantl a. a. O. 414.

[2]) vgl. Steinthal a. a. O. 282. 287. 289 ff.

unter beiden geblieben, oder hat ſich mit mehr oder weniger Geiſt um ſie herum und über ihnen bewegt. Sprache wie alle Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes und dieſer ſelbſt ſind ihrem wahren Weſen und Werden nach nur vermittelſt der verſchiedenen Geſtaltungen zu erkennen, in denen ſie in der Menſchheit hervorgetreten ſind, und wer bedenkt, was die Menſchheit in ihnen, insbeſondre in der Sprache, niedergelegt hat, was ſie ihnen an und für ſich und durch ihre gegenſeitige Wechſelwirkung verdankt, der kann in den mehr als flachen Reden und thörichten Beſtrebungen derer, welche die Verſchiedenheit der menſchlichen Sprachen beklagen oder gar aufheben wollen, nur das Zeugniß einer völligen Unfähigkeit zur Erkenntniß des unendlichen Reichthums des menſchlichen Geiſtes erblicken, der ſich grade in dieſer Mannigfaltigkeit kund giebt. Wie ſchwach der Menſchengeiſt erſcheinen würde, wenn ſeine Schöpfungen bei allen Völkern identiſch wären, kann man aus den Anſchauungen erkennen, welche ſelbſt die geiſtvollſten Individuen und Völker ſich gebildet haben, ſo bald ſie nur die Schöpfungen, etwa Sprache, Recht u. ſ. w. eines Volkes kannten. Entweder verfielen ſie, trotz aller Höhe ihres Geiſtes, dem Looſe der Unkundigen, die nur das was ſie kennen, z. B. ihre Sprache, für das Richtige, Vernunftgemäße, Naturnothwendige, ja einzig Denkbare halten, oder, wenn ſie ſich durch Betrachtung des allgemein Menſchlichen von Vorurtheilen bis zu einem gewiſſen Grad befreit und zur Kritik befähigt haben, dem der Ueberweiſen, welchen die ihnen bekannten Schöpfungen, weil ſie mit dieſen allgemeinen Geſetzen nicht übereinſtimmen, mit Natur und Vernunft im Widerſpruch zu ſtehen, ein Gebilde der Willkür zu ſein ſcheinen.

Beide Anſchauungen ſahen wir ſchon in der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft hervortreten und ſich in der Frage verkörpern, ob die Sprache φύσει 'durch Natur' oder, wie die Skeptiker jetzt ſagten, θέσει 'durch Satzung' geworden ſei. Die Stoiker entſchieden ſich für 'Natur'; ſie erkennen die Bedingtheit der Wörter

durch ihren begrifflichen Inhalt an: 'Das Wort ſtellt ſowohl das Ding nach der Natur deſſelben dar, als es auch den Hörenden mit ſeiner Bedeutung naturgemäß erregt'[1]). Die Namen ſind ἔτυμα, der wahre Ausdruck der dadurch bezeichneten Gegenſtände; den Nachweis dafür im Einzelnen zu liefern, iſt die Aufgabe der ἐτυμολογία, Etymologie[2]), und dieſe wurde von ihnen im größten Umfang und mit all dem methodiſchen Wahnſinn geübt[3]), welcher die Etymologien der Griechen und Römer charakteriſirt und durch ihren Einfluß die Folgezeit faſt bis auf unſre Tage beherrſcht hat. Doch trat die Scheidung zwiſchen Sprache und Dingen und ſelbſt Begriffen ſtärker hervor als bei Ariſtoteles. Tiefer eindringende Unterſuchungen insbeſondre in die Sprachformen und ihre Bedeutung führten Chryſippus zu der Ueberzeugung, daß das 'Wort nach ſeinem Inhalt und ſeinen grammatiſchen Verhältniſſen dem Begriff und deſſen dialektiſchen Verhältniſſen nicht entſpreche'[4]). Vornweg erkannte er, daß jedes Wort — im Gegenſatz zu dem einheitlichen Begriff — mehrdeutig iſt; dadurch wird es befähigt, die Verbindung mit andern einzugehen, die dann wieder für den einzelnen Fall die Mehrdeutigkeit aufheben kann (z. B. acies iſt in acies militum verſchieden von acies ferri, acies oculorum). Ferner daß die negativen Wörter und Begriffe ſich keineswegs decken, ſondern vielfach in Widerſtreit mit einander liegen. Bald drücken poſitive Wörter eine Beraubtheit aus, wie 'blind' eine Beraubtheit des Geſichts; bald umgekehrt ein negatives Wort einen poſitiven Begriff, z. B. 'unſterblich'. Die Privation aber kann doch nur eine Entblößtheit von dem bedeuten, was jemand nach ſeiner Natur und Be-

---

[1]) a. a. O. 322.

[2]) a. a. O. 324.

[3]) vgl. Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica 22 ff.; Steinthal a. a. O. 323 ff.

[4]) a. a. O. 350.

ſtimmung haben ſollte. Das Auge ſoll ſehen und der Mangel der Sehkraft würde paſſend nicht durch ein poſitives Wort wie 'blind', ſondern durch ein negatives etwa 'geſichtslos' bezeichnet. Den Göttern aber kömmt es ihrer Natur gemäß zu, nicht zu ſterben; ſie können des Todes nicht beraubt werden; wie können wir alſo in privativer Form ſagen: ſie ſeien 'unſterblich' [1]).

---

[1]) a. a. O. 351 ff. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieſe Spitzfindigkeiten auf der irrigen Auffaſſung des *ἀ* als Exponenten der 'Beraubung' (privation) beruhen, wobei Beraubung im ſtrengſten Sinn 'als ein Wegnehmen von etwas gehabtem' gefaßt wird. Hätte man es, wie die indiſchen Grammatiker in den meiſten Fällen den ſanſkritiſchen Reflex, als Bezeichnung der Negazion des Beſitzes deſſen gefaßt, was durch das damit verbundene Wort ausgedrückt wird, alſo z. B. *ἀθάνατος* nicht durch 'todesberaubt' erklärt, ſondern durch 'Tod nicht habend', 'dem Tode nicht unterliegend', ſo wären dieſe und viele ähnliche Schwierigkeiten verſchwunden, mit denen ſich ſchon von Ariſtoteles an alle herumſchlagen, die über Weſen und ſprachlichen Ausdruck der Negazion vom logiſchen Standpunkt aus forſchen. Neue und zwar andrer Art hätten freilich begonnen, wenn man in die Entſtehung und Geſchichte der Negazion in den indogermaniſchen Sprachen vom etymologiſchen Standpunkt aus einzudringen vermocht hätte. Die Negazion hat in dieſen, wenigſtens in der Phaſe, welche wir kennen, urſprünglich gar keinen ſelbſtſtändigen Exponenten, ſie entwickelt ſich aus dem Begriff des 'Andersſein'. Die Richtung, welche ſie in den älteſt fixirten Sprachen dieſes Stammes, den ſanſkritiſchen, eingeſchlagen hat, ſpricht dafür, daß ſie ſich dann zunächſt als Ausdruck des poſitiven Gegenſatzes feſtſetzte; ſanſkritiſch an-aksh oder an-aksha z. B. iſt nicht, wie es eine Interlinearüberſetzung etwa wiedergeben würde 'augenlos' oder 'einer der keine Augen hat', ſondern der Gegenſatz des 'mit Augen begabten' und 'ſie zu gebrauchen fähigen', alſo in der That 'blind'; an-agha nicht 'einer der keine Schuld hat', ſondern 'rein'; an-anga nicht 'das keinen Körper hat', ſondern 'geiſtig', anangaka n. nicht 'das körperloſe' ſondern 'der Geiſt', na atyádrita nicht 'nicht ſehr gepflegt' ſondern 'ſehr vernachläſſigt'.

Als reine Negazion eines poſitiven Begriffs verwendet, würde es die Wendungen gebildet haben, welche Ariſtoteles als *ἀόριστα* bezeichnet (ſiehe Prantl Geſchichte der Logik im Abendlande I. 143), in denen dieſe Verbindungen alles ausdrücken, was von dem poſitiven Begriff, mit welchem die Negazion verbunden, verſchieden iſt, z. B. ſſkr. an-açva 'Nicht-Pferd' 'alles was nicht Pferd iſt'. Dieſer Gebrauch — ebenfalls ein Gegenſatz, indem er alle Nomina dem ſo verbundenen Nomen, alle Verba dem ſo verbundenen

Dieſe und ähnliche Betrachtungen — z. B. noch die Discrepanzen in der Vertheilung des grammatiſchen Geſchlechts, welche mit den Forderungen der allgemeinen Vernunft ſo oft in Widerſpruch ſteht, wie wenn ein Wort männlichen Geſchlechts, z. B. κόραξ 'der Rabe', auch die weiblichen Raben bezeichnet[1]) und umgekehrt z. B. χελώνη 'die Schildkröte' auch die männlichen — überzeugten Chryſippus, daß ſprachlicher Ausdruck und das dadurch ausgedrückte ſehr häufig einander nicht decken, vielmehr eine 'Ungleichheit' ἀνωμαλία, zwiſchen ihnen beſtehe.

Es war eigentlich von da aus nur ein kleiner Schritt übrig, um zur Erkenntniß der Selbſtſtändigkeit der Sprache, gewiſſermaßen der beſonderen und völkerlich auf die verſchiedenartigſte Weiſe modificirten ſprachlichen Logik zu gelangen, welche in ihren Geſtaltungen wirkt. Allein es iſt ſchon an und für ſich ſehr zweifelhaft, ob dieſer Schritt auf dem Boden einer einzigen Sprache mit Sicherheit gethan zu werden vermag: die ſchärfſte theoretiſche Trennung von Sprache und Gedanke im Allgemeinen wird nie und nimmer eine ſo ſichere Baſis gewähren, als der factiſche Nachweis, wie er ſich durch die nach ganz verſchiedenen Syſtemen

---

Verbum gegenüberſtellt — auf ihm beruhen bekanntlich die närriſchen Räthſel, wo z. B. die Verbindung von drei Gegenſtänden, deren einer keine Roſe, die beiden andern keine Dornen ſind, aufgelöſt wird durch 'keine Roſe ohne Dornen', aber eben ſo gut durch alles was ſonſt verſchieden iſt, aufgelöſt werden kann, z. B. 'kein Ochs ohne Hörner' u. ſ. w. — iſt ein ſo unnatürlicher, daß er ſchwerlich, außer im Sanſkrit, in ſo roher Form zur einheitlichen Wortbildung verwandt ſein möchte; hier finden ſich deren viele, z. B. an-açva ein 'Nicht-Pferd', d. h. ein Geſchöpf oder Ding überhaupt, welches 'kein Pferd iſt', z. B. wo 'Nicht-Pferde wiehern', d. h. 'Geſchöpfe Laute ausſtoßen, welche eigentlich nur von Pferden ausgeſtoßen werden'. Zuſammenſetzungen, wie unſer 'Unmenſch' ſind dieſem Gebrauch zwar verwandt, aber doch auch ſchon ſehr verſchieden davon. Doch darauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

[1]) Dieſe ſchon von Protagoras geführten Unterſuchungen verhöhnt Ariſtophanes bekanntlich mit ἀλεκτρύαινα, καρδόπη (ſtatt ἡ κάρδοπος) Κλεωνύμη u. ſ. w. Nubes 666 ff.

entwickelten verſchiedenen Sprachen ergiebt; hier tritt uns mit voller Beſtimmtheit die Thatſache entgegen, daß viele Sprachen von dem, wodurch Sprache und Gedanke ſich einander vorzugsweiſe näheren: Generaliſirung und Specialiſirung, Bildung von Wortclaſſen und Wortſpecies innerhalb dieſer Claſſen, ſo gut wie gar keine Spur haben, andre in Bezug auf dieſe Bildungen aufs ſtärkſte von einander abweichen, insbeſondere Claſſen nach Principien bilden, die von einer logiſchen Claſſification ſo weit abliegen (z. B. Duale, Cauſalia, Intenſiva u. aa.), daß man erkennt, daß auch dasjenige, was in einer oder der andern Sprache mit logiſchen Forderungen mehr übereinſtimmt, z. B. Temporal-, Modal-Categorien, nicht vom allgemein logiſchen Standpunkt aus zu erklären iſt, ſondern aus der beſonderen Richtung, welche das der Menſchheit eigne — von den Stoikern ſelbſt hervorgehobene — ſprachbildende Vermögen, φωνητικὸν μέρος, der Seele[1]) bei ihnen genommen hat.

Dieſen Schritt zu thun mochte aber auch der Kampf verhindern, welcher ſich um dieſe Anomalie erhob, um kleine, an und für ſich unfruchtbare Detailfragen drehte und ſich in ihnen, ohne — insbeſondre aus Mangel an Einſicht in die Geſchichte der griechiſchen Sprache[2]) — zu einem entſcheidenden Reſultat gelangen zu können, erſchöpfte. Der Anomalie gegenüber wurde von andern ein vernunftgemäßes Verhältniß, eine Analogie, zwiſchen Sprache und Gedanke mit gleichem Scharfſinn aber auch

---

[1]) Steinthal a. a. O. 284.

[2]) So z. B. konnten die Griechen nicht wiſſen, daß das grammatiſche Geſchlecht ihrer Subſtantiva ſich im Allgemeinen daraus erklärt, daß die Subſtantiva in der Phaſe der indogermaniſchen Sprachen, welche wir kennen, aus Adjectiven oder Participien zunächſt hervorgegangen ſind; die paſſive Form von μάχομαι bei activer Bedeutung (Steinthal 359) daraus, daß das Paſſiv in dieſer Phaſe aus dem Medium hervorgegangen iſt, und letzteres insbeſondre zur Bezeichnung abwechſelnder Handlungen diente (μάχομαι urſprünglich und eigentlich 'ich ſchlage mich') u. aa.

gleich willkürlichen Vorausſetzungen in denſelben Einzelheiten nachzuweiſen verſucht, in welchen ihre Gegner Beweiſe für die Anomalie fanden[1]).

Aber wenn dieſer Kampf für die höheren Fragen der Sprachwiſſenſchaft, ſo lange er ſich im Gebiet der Philoſophie bewegte, bedeutungslos verlief, ſo erhielt er dagegen eine große Bedeutung ſeitdem ſich die Sprachwiſſenſchaft aus der Philoſophie heraus löſte und als griechiſche und lateiniſche Grammatik eine ſelbſtſtändige Stellung einnahm; dieſe Bedeutung ragt aus jenen fernen Jahrhunderten nicht bloß in unſre Zeit hinein, ſondern iſt noch immer im Wachſen begriffen. Er iſt eines der Hauptbänder, welche die antike Grammatik und Sprachphiloſophie mit einander verbinden, trotz dem daß die Worte, welche den Gegenſatz bezeichnen, ihre Bedeutung in der Grammatik ganz verändert haben. Für die Grammatik drehte ſich die Frage nicht mehr um das Verhältniß der Sprache zum Gedanken, ſondern um das Verhältniß der ſprachlichen Bildungen zu einander, zunächſt z. B. ob die Wörter, welche zu einer Wortclaſſe gehören, alle auf dieſelbe Weiſe nach derſelben Analogie gebildet ſind, oder ob es unter ihnen ſolche giebt, deren Bildung nicht der der übrigen entſpricht, anomal iſt. Dieſe Frage ſieht ab von dem Verhältniß der Sprache zum Gedanken, ſie unterſucht nur in weitrer Inſtanz, ob die begrifflichen Unterſchiede, welche ſich durch lautliche Unterſchiede in der Sprache kund geben, ſtets auf dieſelbe Art bezeichnet werden, oder größere oder geringere Unregelmäßigkeiten in dieſer Beziehung Statt finden. In letzter Inſtanz endlich iſt es ihre Aufgabe zu entſcheiden, ob die Sprache überhaupt nach Geſetzen gebildet iſt, und in den einzelnen Sprachen zu unterſuchen, welche dieſe ſind, ob ſie unverbrüchlich bewahrt, oder durch Unregelmäßigkeiten geſtört werden und, wenn dieß letztre der Fall iſt, ob die Gründe dieſer Stö-

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. 358 ff.

rungen nachweisbar ſind. In dieſem letzten Stadium ſteht die Frage in unſern Tagen und bildet natürlich eine der Hauptaufgaben der Sprachwiſſenſchaft.

Was die Einzelfragen betrifft, ſo wurde die Erkenntniß der Redetheile von den Stoikern weiter geführt; zu Nomen (*ὄνομα*), Verbum (*ῥῆμα*), Partikeln (*σύνδεσμοι*, ähnlich wie bei den Indern avyaya d. i. indeclinabilia, *ἄπτωτα*, genannt und erſt von einem der ſpäteren Stoiker, Poſidonius, genauer geſchieden), iſt *ἄρθρον* jetzt entſchieden getreten und umfaßt Artikel und Pronomen, welche, da der erſtre urſprünglich ein Pronomen Demonſtrativum iſt, wenigſtens genetiſch in der That in eine Categorie gehören; das Nomen ſchied Chryſippus in Nomen proprium und appellativum[1]); und auch das Adverb ward hervorgehoben[2]). In Bezug auf Flexion beſchränkten die Stoiker den ſchon von Ariſtoteles überkommenen terminus *πτῶσις*, 'Fall', auf die Bezeichnung der Caſus und führten für dieſe — mit Ausnahme des Vokativs, welchen ſie als eine Satzform betrachteten — die Eintheilung in *ὀρθή* rectus und *ὕπτιαι* obliqui, ſo wie die einzelnen Namen *ὀρθή*, *γενική*, *δοτική*, *αἰτιατική* ein[3]), welche ſich bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Auch um die Erkenntniß der Verba, ihrer Arten, der Tempora und aa erwarben ſie ſich durch ſcharfſinnige oder häufiger ſpitzfindige und auf unſerm heutigen Standpunkt ſogar lächerlich erſcheinende Betrachtungen trotz alle dem keine ganz unbedeutende Verdienſte. Beſonders beſchäftigten ſie ſich auch mit den Conjunctionen, deren Gebrauch in ihrer Dialektik zum Verderben derſelben eine ſo hervorragende Rolle ſpielt[4]). Poſidonius, welcher ſie in einem

[1]) Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica, 37.

[2]) Steinthal a. a. O. 291. Rud. Schmidt a. a. O. 38 und 45.

[3]) Doch iſt zu bemerken, daß Chryſippus *περὶ τῶν πέντε πτώσεων* ſchrieb, wonach ſehr wahrſcheinlich, daß er auch den Vokativ (*κλητική*) zu den Caſus rechnete, vgl. Rud. Schmidt 58 u. 59 n. 86.

[4]) Prantl a. a. O. 446 ff. Rud. Schmidt 46 ff.

besonderen Werke behandelte, zeigte, gegenüber von Aristoteles u. aa., daß sie an und für sich eine Bedeutung haben[1]) und steht so an der Spitze der Männer, welche durch genauere Bestimmung der Bedeutung dieser schwierigsten und feinsten Redetheile für tiefere Einsicht — insbesondre in die griechische Satzbildung — so viel geleistet haben. Doch kamen alle ihre Verdienste der Grammatik nicht unmittelbar zu Gute, da ihr Standpunkt nie ein eigentlich grammatischer, sondern stets ein logischer, dialektischer, bisweilen ein rein willkürlicher war, wie z. B. ihre nähere Bestimmung der Verbalarten nach der Construction[2]); einflußreich jedoch wurde und blieb bis auf den heutigen Tag in Bezug auf die Lehre von den Temporibus ihre Scheidung in vollendete und unvollendete Zeit. Ueberhaupt besteht jedoch ihr Verdienst, nur zu einem geringeren Theile, in dem was von ihnen richtig erkannt wurde; den bei weitem hervorragenderen Theil bildet die Fülle von neuen Fragen, die sie anregten und erörterten, und von vielseitigen Anschauungen und Betrachtungen, welche sie in die wissenschaftliche Discussion einführten. Diese sind es, welche für die schiefe Entwickelung aller Theile der Sprachwissenschaft, wie sie sich aus der Verkennung ihrer Selbstständigkeit, aus ihrer Unterordnung unter und Verquickung mit Logik oder Dialektik nothwendig ergeben mußte, einen keineswegs gering anzuschlagenden Ersatz gewähren und geeignet sind uns selbst mit den, zunächst wenigstens völlig unfruchtbaren, Resultaten ihrer Untersuchungen zu versöhnen, wie sie insbesondre in ihrer Satzlehre[3]) hervortraten.

---

[1]) Rud. Schmidt, 48.

[2]) Steinthal a. a. O. 293.

[3]) a. a. O. 310; vgl. Prantl Geschichte der Logik u. s. w. I. 440 ff. z. B. 'Es theilen die Stoiker von vornherein das Urtheil nach der Modalität des Ausdruckes ein, indem sie von dem eigentlichen ἀξίωμα, an welches dann die logischen Betrachtungen betreffs des Wahr und Falsch besonders geknüpft werden, noch eine Mehrzahl von Sätzen als coordinirte Arten unter-

Denn es darf weder verkannt noch vergeſſen werden, daß die Frage, wie ſich das Wort zu den Dingen, das Sprechen zum Denken im Allgemeinen und in den beſonderen Sprachen verhält, ſtets eine der bedeutendſten Aufgaben der Sprachwiſſenſchaft bleiben wird. Als die Stoiker auftraten, waren weder die Geſetze des Denkens hinlänglich erkannt, noch die Einſicht in den Bau der griechiſchen Sprache ſo weit vorgeſchritten, daß dieſes Verhältniß auf eine erſprießliche Weiſe erwogen zu werden vermocht hätte. Wenn demnach auch der Ertrag, welchen die Stoiker für die Löſung dieſer Frage liefern, kein ſehr erheblicher iſt, ſo iſt doch anzuerkennen, daß ſie ſie aus der unfruchtbaren Höhe, auf welcher ſie ſich vor ihnen bewegte, herabzogen und innerhalb der ſpeciellſten ſprachlichen Gebilde zu erörtern ſuchten. Dadurch bauten ſie zugleich einer Gefahr vor, welche der nach ihnen ſich ſelbſtſtändig entwickelnden Grammatik drohte und die indiſche z. B. nicht zu vermeiden wußte. In der That ſchritt zwar die griechiſche Grammatik in der Erkenntniß des Sprachbaues auch nicht entfernt ſo weit vorwärts als die indiſche, allein dafür entging ſie auch der Verknöcherung, welcher dieſe in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit verfiel, ſobald ſie ihr Ziel erreicht zu haben glaubte. Dieſen Vorzug verdankt ſie nicht am wenigſten dem Streben in

---

ſcheiden, nemlich: zwei Arten des fragenden Satzes (ἐρώτημα und πύσμα), einen befehlenden (προστακτικόν), einen beſchwörenden (ὁρκικόν), einen betenden (ἀρατικόν), einen vorausſetzenden (ὑποθετικόν), einen verdeutlichenden (ἐκθετικόν), einen anredenden (προσαγορευτικόν), einen wundernden (θαυμαστικόν), einen zweifelnden (ἐπαπορητικόν), einen beſchreibenden dem ἀξίωμα ähnlichen (ὅμοιον ἀξιώματι)'. Dieſe Aufzählung erſchöpft die Modalitäten des Ausdrucks von Seiten der Denkformen nicht — es fehlt z B. der Prohibitivſatz —; diejenigen dagegen, welche die griechiſche Sprache dadurch, daß ſie beſondere Formen dafür geſchaffen hat, zu ſprachlichem Bewußtſein gebracht und durch weitre Entwickelung ihres urſprünglichen Gebrauchs befähigt hat allen denkbaren gerecht zu werden, werden von ihr theils nicht erreicht theils überſchritten; daß ſie ſie irgendwie begriffen, ja auch nur beachtet hätten, davon läßt ſich ſchwerlich eine ſichere Spur nachweiſen.

allen einzelnen Erſcheinungen der Sprache das Verhältniß derſelben zum Gedanken zum Bewußtſein zu bringen; dieſes Vermächtniß aus der vorhergegangenen philoſophiſchen insbeſondre der ſtoiſchen Behandlung der Sprache verblieb der griechiſchen Grammatik auch, nachdem ſie ſelbſtſtändig geworden war und obgleich ſie weder in der naturwiſſenſchaftlichen noch in der philoſophiſchen Behandlung der Sprache etwas muſtergiltiges zu hinterlaſſen vermochte, hat ſie doch durch die Verbindung beider Richtungen jene Frage lebendig aufrecht erhalten und ſchon dadurch, ſowie durch manche in ſie einſchlagende verdienſtliche Einzelerörterungen ſich ſelbſt um die heutige und zukünftige Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft Verdienſte erworben, als deren Ausgangspunkt vorzugsweiſe die Stoiker anzuerkennen ſind.

Schon ſeit Ariſtoteles' Zeit hatten ſich Thatſachen vorbereitet und vollzogen, welche neben der gewaltigen, faſt ganzen Umgeſtaltung der alten Welt, auch in der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung der Griechen eine vollſtändige, principielle Umwandlung herbeiführten.

Bis dahin war Mittel und Zweck der Sprachforſchung weſentlich nur die lebendige Sprache; der Grundgedanke aller ſprachlichen Betrachtungen war vorwaltend, wie man die Rede zweckgemäß, vernunftgemäß gebrauche, ſei es nun zu redneriſchen oder philoſophiſchen Zwecken oder in der gewöhnlichen Mittheilung; um dieſen Kern lagerten ſich alle die Forſchungen, durch welche man in das Weſen der Sprache einzudringen und ſich eine Erkenntniß deſſelben zu verſchaffen ſuchte. — Denn der hohe wiſſenſchaftliche Sinn der Griechen wurde bewußt und unbewußt von dem Gedanken beherrſcht, daß eine richtige Benutzung eines Werkzeugs — und als ein ſolches im Dienſte des Gedankens wurde die Sprache aufgefaßt — nicht möglich ſei, ohne daß man es ſo genau als möglich ſeinem wahren Weſen nach kenne, d. h. in letzter Inſtanz: keine wahrhaft richtige Praxis ohne richtige Theorie. — Nahm man auf literariſche Werke bei den ſprach-

lichen Unterſuchungen Rückſicht, ſo ſtanden dieſe, ſelbſt wenn ſie älteren Perioden angehörten, dem lebendigen Sprachbewußtſein theils unmittelbar theils durch lebende Dialekte im Weſentlichen ſo nahe, daß ſie als Theile der lebendigen Sprache erſchienen.

Seit dem Ende der großen ſchöpferiſchen Periode der Hellenen, welche mit der Blüthe Athens ihren Abſchluß fand, ſeit der Verbreitung der attiſchen Bildung nicht bloß über alle Gebiete, die ſich zu Hellas rechneten, ſondern durch die macedoniſch-griechiſchen Eroberungen und Anſiedelungen auch über andre Theile von Europa, Afrika und einen großen Theil Aſiens wurde das Verhältniß der griechiſchen Sprache und der darin geſtalteten Werke zur Sprachwiſſenſchaft ein weſentlich verſchiedenes.

Mit der attiſchen Bildung verbreitete ſich auch die attiſche Sprache, aber Bildung ſowohl als Sprache mußten, je weiter ſie ſich ausdehnten, deſto mehr von ihren ſpeciellen Eigenthümlichkeiten aufopfern und ſich den Kreiſen anbequemen, in die ſie Eingang fanden. So geſtaltete ſich eine auf den attiſchen Elementen beruhende, jedoch mehr oder weniger von ihnen verſchiedene, Bildung und Sprache, welche ſich faſt im Verhältniß zu der Verwandtſchaft oder Entfremdung abſtufte, in welcher die neuen Kreiſe zu Athen ſtanden.

Für die althelleniſchen Sitze bildete ſich, vorbereitet durch das ſchon lange geltend gewordene Gefühl der weſentlichen Gemeinſamkeit in Cultur und Sprache, eine gemeingriechiſche Sprache aus, welche ſelbſt in den entfernteſten Sitzen, wohin ſich griechiſche Bildung verbreitet hatte, in Schrift und Rede von allen angewendet wurde, welche auf griechiſche Bildung Anſpruch machten. Natürlich konnten die topiſch, dialektiſch, zweig- und ſtammverſchiedenen Sprachen, welche im eigentlichen Volk an den Orten herrſchten, wo ſich das Gemeingriechiſche theils ausbildete, theils feſtſetzte, nicht ohne Einfluß auf daſſelbe bleiben. Doch war dieſer in Bezug auf die Schriftſprache der Gebildeten, wahrſcheinlich auch auf ihre Rede, ein ſehr beſchränkter; dagegen ein mehr oder

weniger großer auf die Rede der Minder- oder faſt ganz Ungebildeten, ſo wie auf die Schriften, welche aus deren Kreiſen hervorgingen. Der Gebildete, mochte er, wie Zeno, der Gründer der Stoa, in Citium in Cyprus geboren ſein, oder wie Chryſippus in Cilicien, oder wie Poſidonius in Apamea in Syrien, ſchrieb und ſprach wohl weſentlich daſſelbe Griechiſch, wie der gebildete Athener, welcher die Theilnahme von allen in Anſpruch nahm, denen griechiſche Sprache damals der Träger der Bildung war. Wie aber die griechiſche Sprache im Munde der Mindergebildeten oder Ungebildeten in dieſem weiten Kreiſe gehandhabt wurde, das zeigen außer Inſchriften und ſelbſt Schriftwerken, die aus ihrer Mitte hervorgingen, auch einzelne dialektiſche Angaben in Bezug ſowohl auf die alte Heimat der Hellenen als die Localitäten, in welchen ſich helleniſche Sprache verbreitet hatte, wie z. B. Macedonien, Aegypten, Syrien (ſpeciell Paläſtina) und andren.

Die Zahl derjenigen, welche dieſe griechiſche Culturſprache, zumal in Ortſchaften, die von Hellas entfernt lagen, ſchon von ihren Eltern überkommen hatten, war natürlich eine verhältnißmäßig geringe; alle andern mußten ſie erlernen. Aber auch diejenigen, die in helleniſchen oder gar nur helleniſirten Orten wohnten, waren eines gewiſſen Studiums derſelben bedürftig, um den Einfluß der Mindergebildeten auf die Culturſprache abzuwehren.

Das Studium einer Sprache hat aber zu ihrer Hauptgrundlage die Beſchäftigung mit ihren Meiſterwerken. Die der griechiſchen umfaßten vorzugsweiſe die großartigen Schöpfungen griechiſcher Poeſie und Wiſſenſchaft, welche von Homer an bis zum Ende der attiſchen Blüthe geſtaltet waren. Sie waren zugleich diejenigen, in denen der griechiſche Geiſt ſeinen höchſten Glanz entfaltet hatte, einen Glanz, von dem man wohl erkennen konnte, daß er nicht zum zweitenmal aufleuchten werde.

Wie der hohe Geiſt erſtorben war, der ſie geſchaffen hatte, ſo auch ganz oder wenigſtens weſentlich die Sprache, in der er ſich verkörpert hatte.

Die Dialekte, in denen Homer, die großen Lyriker, die attiſchen Dramatiker und Proſaiſten ihre Werke abgefaßt hatten, waren todt. Was aber in ihnen überliefert war, war ſo wunderbar, daß die Erwerbung und Bewahrung ſeines vollen Verſtändniſſes auch für die größten Anſtrengungen ein würdiger Lohn war.

So erhielten die Griechen — ähnlich wie die Inder in ihren Veden, die Juden in ihrer Bibel, aber weit tiefer, umfaſſender und auch an äußerem Umfang weit überragend — einen literariſchen Schatz in einer Sprache, oder vielmehr in Dialekten, die zu einem großen Theil, ja weſentlich ganz, aus dem Leben geſchwunden waren. Sie waren abgeſchloſſen, dem lebendigen, wandelbaren Fluß des Werdens entzogen und dadurch einer nur durch ſie ſelbſt bedingten Erkenntniß zugänglich. Hier hatte die Lieblingsfrage der Griechen: wie etwas eigentlich ſeinem Zweck und Weſen nach ſein müßte, wie es umzuwandeln ſei, um mit dieſen in Harmonie zu ſtehen, keine allgemeine, ſondern höchſtens eine untergeordnete, nur etwa in der niederen Kritik hervortretende, Berechtigung oder Veranlaſſung. Es war der Forſchung ein ganz beſtimmtes weſentlich unwandelbares Object gegeben, deſſen Erkenntniß nicht von einem ihm fremden Standpunkt aus gewonnen zu werden vermochte.

So paradox es klingen mag, ſo zeigt doch die Geſchichte mancher Wiſſenſchaft, daß eine ſichre Erkenntniß der Dinge, ſo lange ſie in lebendigem Werden ſind, kaum auch nur beginnen kann. Es iſt ſchwer, ja ohne einen ganz beſondren wiſſenſchaftlichen Trieb kaum möglich, in demjenigen, was einen lebendig umgiebt, was man lebendig übt, etwas anzuerkennen, was nicht vollſtändig bekannt, eines beſonderen Nachdenkens werth wäre; das Ausgelebte dagegen nimmt den Charakter des Unbekannten an und weckt ſchon dadurch und natürlich noch mehr, wenn es in der Geſtalt, in welcher es bewahrt iſt, einen hervorragenden Inhalt birgt, den Geiſt zu eindringender Forſchung. Auch iſt es

faſt nur das Todte, welches dem Forſcher ſtill genug hält, um ihm Zeit zur vollen Erkenntniß zu gewähren. Wie die Kenntniß des menſchlichen Körpers weſentlich auf die Sektion der Leiche gebaut iſt, ſo beruht auch die tiefere Einſicht in menſchliche Entwickelungen auf eindringender Durchforſchung, gewiſſermaßen Sektion derjenigen Gebilde, aus denen das Leben ſchon entflohen iſt. Erſt wenn die Wiſſenſchaft am todten Körper erſtarkt iſt, kann ſie mit Hoffnung auf Erfolg wagen, auch das Lebendige in ihr Bereich zu ziehen und die Thätigkeit der Organe, deren Beſtimmung ſie in den erſtarrten Formen erkannt hat, in ihrem lebendigen Wirken verfolgen. Wie wahr dieß auch für die Sprache iſt, kann man daraus erſehen, daß die tiefere Einſicht in unſre eigne Mutterſprache von dem unſterblichen Meiſter Jakob Grimm aus der Durchforſchung ihrer erſtorbenen Phaſen — des Gothiſchen, Althochdeutſchen u. ſ. w. — gewonnen iſt, ja daß überhaupt erſt in unſrer Zeit, wo die Sprachwiſſenſchaft ſich in der Betrachtung längſt verſtorbener Sprachen — des Sanſkrit, Zend, Pâli, Griechiſchen, Hebräiſchen u. ſ. w. — hinlänglich geübt hat, Verſuche gemacht werden, auch in die eigentlich lebenden, die nur der mündlichen Mittheilung dienen, die Volksdialekte und die literaturloſen einzudringen.

Auch die griechiſche Grammatik erhob ſich eigentlich erſt durch das Studium der Werke, deren Sprache erſtorben war, insbeſondre der homeriſchen. Die Sprache, in welcher dieſe gedichtet waren, ſtand der Zeit nach der damals lebenden um weniges ferner, als uns das Mittelhochdeutſche und nahm in manchen Beziehungen zu ihr eine faſt analoge Stellung ein.

Es war nicht in Griechenland ſelbſt, wo dieſe Entwickelung ihren Hauptſitz fand, ſondern in einem helleniſirten Lande, dem Träger einer uralten ganz eigenthümlichen Bildung, deren Verſchmelzung mit der helleniſchen erſtrebt wurde, unter dem Schutze einer macedoniſch-griechiſchen Dynaſtie, welche vom Baſtardbruder Alexander des Großen geſtiftet, für die Pflege der Wiſſenſchaften

faſt ausnahmslos eine beſondre Neigung zeigte. Schon der Stifter derſelben gründete die berühmte Bibliothek, ſo wie das Muſeum in Alexandria und drei Vorſteher der erſtren waren es, Zenodot, Ariſtophanes und Ariſtarch, welche ſich um Grundlegung und Entwickelung der alexandriniſchen Gelehrſamkeit die bedeutendſten Verdienſte erwarben.

Es galt das richtige Verſtändniß, ſo wie die treue Bewahrung oder Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes der griechiſchen Meiſterwerke, ein Ziel, welches nicht zu erreichen war ohne die Erwerbung und methodiſche Anwendung einer ungewöhnlichen Fülle von Kenntniſſen. Man mußte die alte Geſchichte, Mythologie, überhaupt alle materielle und geiſtige Zuſtände des Alterthums kennen, um das Sachliche in den überlieferten Schriften zu verſtehen und zu erläutern; mußte zu demſelben Zweck und zur Wiederherſtellung ihres urſprünglichen Textes die Sprache derſelben durchdrungen haben; mußte ſich der Principien der Hermeneutik, der höheren und niederen Critik bewußt zu werden ſuchen; mit einem Worte: die Philologie ſowohl in ihren realen als formalen Gliedern geſtalten.

Natürlich mußte dabei die Kenntniß der Sprache die hervorragendſte Stelle einnehmen. Sie bildete die weſentliche Grundlage dieſes ganzen Beſtrebens. Ohne eine genaue Kenntniß der Bedeutung der Wörter und ihrer richtigen Formen war weder richtiges Verſtändniß noch eine richtige Conſtitution der Texte möglich. Mit dieſer praktiſchen Bedeutung der Grammatik vermählte ſich aber theils in Folge der ſchon lange geübten philoſophiſchen Behandlung der Sprache, theils auf Grund des wiſſenſchaftlichen Sinnes, der grade in dieſer Zeit alle Gebiete des Geiſtes belebte, auch eine theoretiſche Richtung; es erſtanden Männer, die das Studium der griechiſchen Sprache zu ihrer beſonderen Aufgabe machten, ſich, ſo weit das beſchränkte Material es zuließ, von dieſer Baſis zu höheren allgemein-ſprachlichen

Betrachtungen zu erheben ſuchten, für welche die Grammatik aus einer formalen zu einer realen Wiſſenſchaft wurde.

Die homeriſchen Gedichte, an denen wie geſagt dieſe Arbeiten vorzugsweiſe ihren Anfang nahmen, waren nicht, wie die indiſchen Veden durch religiöſe, halb- oder ganz abergläubiſche Inſtitute (z. B. eine erbliche und mächtige Prieſterkaſte) und Anſchauungen den Händen des Volkes entrückt, ſondern bildeten ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten den Stolz aller Hellenen, in den hervorragenden Staaten, insbeſondre dem auf dem Gebiete der Cultur tonangebenden Athen, das bedeutendſte Mittel der geiſtigen Entwickelung, das Buch, an welchem der Knabe leſen, der Jüngling denken und fühlen, der Mann rathen und thaten lernte. So war jeder Gebildete in die homeriſchen Gedichte eingelebt und mochte die Art, in welcher ſie urſprünglich überliefert waren, auch in vielen Einzelheiten ihre treue Bewahrung geſtört haben, im großen Ganzen hatte die Verehrung, in welcher ſie ſtanden, die ununterbrochene Beſchäftigung mit ihnen, endlich auch ihr verhältnißmäßig nicht geringer Umfang dafür geſorgt, daß ihr Verſtändniß im Weſentlichen geſichert blieb, der Geiſt, welcher ſie belebte, jedem, für ſolche Studien begabten, wenn er ernſtlich in ihn einzudringen ſuchte, je nach ſeiner Begabung mehr oder minder ſich eröffnete.

Unter dieſen Umſtänden iſt es erklärlich, daß den Männern, welche in Alexandria die homeriſchen Gedichte kritiſch und exegetiſch zu behandeln anfingen, die vertraute Bekanntſchaft mit ihnen im Verein mit einem feinen poetiſchen Takt und klaren Blick, zur Förderung ihrer Aufgabe im Allgemeinen faſt dieſelbe Hülfe gewährte, welche wir geneigt ſind, nur von ſcharf ausgebildeten, mit Bewußtſein geübten und durch Uebung zur Gewohnheit gewordenen wiſſenſchaftlichen Principien zu erwarten. Bei dem immer tiefer eindringenden Studium konnte es aber natürlich nicht fehlen, daß aus den trefflichen Grundlagen, aus denen es ſich aufbaute, eine an Sicherheit zunehmende Methode

hervortrat, daß die im allgemeinen vertraute Bekanntſchaft ſich zu einer Vertrautheit mit den einzelnen in Betracht kommenden Momenten ſpecialiſirte, das ganze Verfahren, welches bei der philologiſchen Bearbeitung des Homer verfolgt ward, endlich in einer, wenn auch ihrer Principien nicht vollſtändig bewußten, doch weſentlich principiellen Weiſe zur Anwendung kam.

Wir haben daher kaum genügende Gründe die Berechtigung zu der faſt abgöttiſchen Verehrung Ariſtarchs, welche das ihm folgende Alterthum durchzieht — dieſes großen alexandriniſchen Philologen, welcher, nach einer ihm vorhergegangenen mehr als hundertjährigen Thätigkeit auf dieſem Gebiet, die homeriſchen Probleme, mit denen ſie ſich beſchäftigt hatte, zum Abſchluß brachte — zu bemängeln oder gar in Frage zu ſtellen, wir haben vielmehr anzuerkennen, daß diejenigen Mittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, von ihm nicht bloß im Geiſte ſeiner Zeit, ſondern in einem Geiſte benutzt wurden, der weit über dieſelbe hinaus ragt und mit vollem Recht ſelbſt von dem Schöpfer der neueren Critik, Fr. Aug. Wolf, im Weſentlichen zur eignen Richtſchnur genommen ward.

Bei ihm tritt auch in Bezug auf die Grammatik diejenige Richtung hervor, deren Anwendung, wenigſtens im Bereich flectirter Sprachen, allein im Stande iſt, zu einer ſicheren Erkenntniß derſelben den Weg zu bahnen: die vorwaltende, ja weſentlich einzige, Berückſichtigung der Lautform bei Feſtſtellung der ſprachlichen Categorien.

Die große Sicherheit, welche dieſe Methode gewährt, beruht auf der in der heutigen Sprachwiſſenſchaft anerkannten Thatſache, daß die flectirenden Sprachen, ja die Sprachen überhaupt, weiter keine Unterſchiede in ihren Wörtern zu ſprachlichem Bewußtſein gebracht haben, als diejenigen, welche ſie urſprünglich auch durch unterſcheidende Formen kennzeichneten. 'Urſprünglich' ſagte ich und darin ſind zugleich die Gränzen dieſer Methode und die Möglichkeit von Irrthümern angedeutet, denen ſie ausgeſetzt iſt.

Zunächſt gewährt ſie nämlich nur da eine vor Irrthum ganz oder faſt ganz ſchützende Sicherheit, wo der urſprüngliche Stand einer Sprachphaſe durch hiſtoriſche Umwandlungen noch gar nicht gelitten hat, oder der vorliegende noch die Möglichkeit gewährt, jenen auf wiſſenſchaftlichem Weg wiederherzuſtellen. Wo dieß nicht der Fall iſt, verliert dieſe Methode in demſelben Grade an Sicherheit, in welchem der urſprüngliche Zuſtand unwiederherſtellbar verloren iſt. Dann muß genaue Berückſichtigung der Bedeutung und ein und das andre linguiſtiſche Hülfsmittel hinzutreten, deſſen Benutzung die durch die geſchichtlichen Umwandlungen der Sprache entſtandenen Dunkelheiten ganz oder mehr oder weniger aufzuhellen vermag.

Wer z. B. im gewöhnlichen Latein nur die lautliche Geſtalt der Caſusformen der zweiten Declination, welche auf o endigen, wie populo, berückſichtigen wollte, würde darin nur eine ſprachliche Categorie zu erblicken glauben; allein die Mitberückſichtigung der durch ſie ausgedrückten Begriffsmodificationen und die Vergleichung andrer Wortreihen, in denen dieſelben Begriffsbeſtimmungen durch zwei verſchiedene Lautformen bezeichnet werden, wie z. B. mensae und mensa, corpori und corpore, führten ſchon die römiſchen Grammatiker zu der Ueberzeugung, daß in dieſen Wörtern auf o zwei Categorien repräſentirt werden und die Vergleichung der verwandten Sprachen hat nachgewieſen, daß ſie auch hier urſprünglich verſchieden lauteten (zunächſt populoi, populod) und die Verſchiedenheit durch eine verhältnißmäßig ſpäte Lautaffection verwiſcht ward.

Daß Ariſtarch vorzugsweiſe die Lautformen zur Richtſchnur für die Feſtſtellung der grammatiſchen Categorien nahm, dabei aber nicht ermangelte, ſein Augenmerk auf die in ihnen hervortretenden Bedeutungen zu richten, zeigen mehrere grammatiſche Bemerkungen, welche uns von ihm bewahrt ſind. So z. B. ſcheidet er erſt zwei Arten (genera) des Verbum: Activ und Paſſiv; das Medium als eine beſondre Art kennt er noch nicht,

wohl aber bemerkt er, wo die paſſiviſche Form im Sinn eines Activ ſteht (z. B. ἀκούετο im Sinn von ἤκουε), oder die ſpäter als mediale gefaßte im Sinn eines Paſſiv (z. B. ἐκορέσσατο für ἐκορέσθη); dadurch legte er den Grund zur Erkenntniß des Medium als eines beſonderen genus, eine Erkenntniß, welche ſchon bei ſeinem Schüler, Dionyſius Thrax, dem Verfaſſer der erſten uns erhaltenen Skizze einer griechiſchen Grammatik, hervortritt.

Die Thätigkeit, durch welche die eigentliche Grammatik bei den Griechen entwickelt ward, reicht von Zenodot (unter Ptolomäus Philadelphus 284—247 v. Chr.) bis Apollonius Dyscolus und ſeinem Sohn Herodian (unter dem römiſchen Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus (161—180 n. Chr.) und umfaßt etwa vier und ein halbes Jahrhundert.

Eine allſeitig philologiſche Behandlung der griechiſchen Schriftſteller, ihrer Sprache und Dialekte verſah diejenigen, welche ſich die Sprache zur Hauptaufgabe gewählt hatten, mit geſichertem Stoff, bei deſſen Durchdringung der innige Zuſammenhang der alten mit der lebenden Sprache, die Fortdauer aller ihrer Formen — wenn ſie auch bisweilen zu Irrungen Veranlaſſung geben konnte — im Allgemeinen doch einen großen Vorſchub gewähren mußte. Neben dieſer eigentlichen Grammatik ſetzte ſich noch lange Zeit die philoſophiſche Behandlung der Sprache durch die Stoiker fort und hielt theils durch ihre bloße Exiſtenz, theils und noch mehr durch den Kampf, der ſich zwiſchen beiden Richtungen erhob, den philoſophiſchen Zug aufrecht, welcher den Hauptcharakter der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft bildet.

Durch eine Fülle von bedeutenden Grammatikern, welche in dieſem langen Zeitraum zum Theil eine ganz außerordentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entfalteten, wurde der Umfang der griechiſchen Sprache zum Bewußtſein und, ſo weit es die objectiven und ſubjectiven Mittel zuließen, welche ihnen zu Gebote ſtanden, in eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung gebracht. Daran

knüpften ſich Forſchungen und Betrachtungen, welche ſo bedeutungsvoll ſie auch für die weitere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft waren, doch an theils unverſchuldeten, theils ſelbſtverſchuldeten Mängeln leiden, die einer höheren Entwickelung, wie ſie dem gewaltigen wiſſenſchaftlichen Geiſte der Griechen an und für ſich keineswegs unmöglich geweſen wäre, hindernd in den Weg ſtellten.

Hier tritt uns nun zunächſt ein Mangel entgegen, welcher das Recht zu einer Anklage geben würde, wenn er ſich nicht durch den Charakter des claſſiſchen, ja des Alterthums überhaupt entſchuldigen ließe.

In der Zeit, in welcher die großen Arbeiten der griechiſchen Grammatiker begannen und ſich vollendeten, war die großartigſte in der Geſchichte nie wiedergekehrte und unwiederbringlich verlorene Gelegenheit, ja faſt Nothwendigkeit gegeben, den Blick auf die Frucht verſprechendſte Weiſe über die griechiſche Sprache hinaus auf verwandte und fremde Sprachen zu richten, ſie mit der ſicherſten Hoffnung auf wiſſenſchaftlichen Erfolg in das Bereich der Sprachforſchung zu ziehen, und der Nachwelt eine Grundlage zu überliefern, die keine auch noch ſo hohe geiſtige Kraft je im Stande ſein wird zu erſetzen. Durch die von Alexander dem Großen und ſeinen Nachfolgern im Oſten gemachten Eroberungen waren Griechen bis in das Innere von Indien verbreitet; ſie traten während ihrer Jahrhunderte lang dauernden Herrſchaft daſelbſt in nahe ja viel nähere Berührung als wir mit dem Volke, deſſen heilige Sprache, das Sanſkrit, erſt zwei Jahrtauſende ſpäter den Hauptanſtoß zur Begründung und Entwickelung einer wahren Sprachwiſſenſchaft geben ſollte; in ihrem Bereich lag es, ſich die Kenntniß der wunderbaren grammatiſchen Arbeiten der Inder zu erwerben, und durch deren muſtergiltige Analyſe ſich diejenige ſprachwiſſenſchaftliche Methode anzueignen, deren Mangel einen der Hauptgründe des niedrigen Standes bildet, welchen ihre grammatiſche Forſchung nicht zu überwinden vermochte. Während ihrer langjährigen Herrſchaft in Bactrien und

dem übrigen ganzen eraniſchen, ſo wie ſemitiſchen und afrikaniſchen Theil des früheren perſiſchen Reiches war ihnen Gelegenheit gegeben, nicht bloß die damals in dieſen Ländern herrſchenden Sprachen kennen zu lernen — Sprachen, welche uns faſt nur in ihren jüngſten Ausläufen bekannt, oder, wie Phrygiſch und andre, ſpurlos ausgeſtorben ſind — ſondern den deſpotiſchen Gebietern an knechtiſchen Gehorſam gewöhnter Unterthanen wäre es ein Leichtes geweſen, auch deren ältere Phaſen, die Sprache der heiligen Schriften der Perſer[1]), der Keilinſchriften Aſſyriens, Babylons, Armeniens u. ſ. w. ſich anzueignen, die Kenntniß der Hieroglyphen und ihrer Sprache der Nachwelt zu überliefern. Ehe noch die griechiſche Grammatik zur Blüthe gelangt war, hatten die Eroberungen der Römer in demſelben Maße den Weſten erſchloſſen. Hätten die griechiſchen Grammatiker die Gunſt des Schickſals in Aſien und Afrika benutzt und ſich ſo an das Studium fremder Sprachen gewöhnt gehabt, ſo würden ſie ſelbſt bei ihrer vielfachen Ueberſiedelung nach Rom, oder die in ihre Fußtapfen tretenden römiſchen auch die damaligen Sprachen Spaniens, Galliens u. ſ. w. in ihr Bereich gezogen haben; und wie hätten derartige Arbeiten ihren ſprachlichen Horizont erweitern, ihre Forſchungen vertiefen müſſen?

Allein ein keineswegs ganz ungerechtfertigter Stolz hatte zwiſchen den freien und hochgeſinnten Griechen und den größtentheils geknechteten und knechtiſch geſinnten Barbaren ſeit alter Zeit eine tiefe Kluft gebildet, welche zu überbrücken oder zu überſchreiten ſelbſt die geſunkenen Epigonen wenigſtens zum größten Theil zu hochmüthig waren. Wohl zogen Geſchichte, Religion,

---

[1]) Nach Pausanias (180 n. Chr.) V. 27. 3 war ſie den Griechen völlig unverſtändlich. Nach dem Dinkart dagegen (Zand Pâhlavî Glossary, edited by Destur Hoshengji Jamaspji, Bombay 1867, XXXVII, 5) wären die zoroaſtriſchen Schriften ins Griechiſche überſetzt; davon iſt ſonſt nichts bekannt; wohl aber ſcheint Hermippus ſie auf das ſorgfältigſte benutzt und im Auszug griechiſch veröffentlicht zu haben (Plinius Nat. Hist. XXX, 2).

Sitten und Gebräuche, vom praktiſchen Standpunkte auch die Sprache der hervorragenden Völker die Aufmerkſamkeit griechiſcher Gelehrten auf ſich, die größtentheils von Fremden, welche Griechiſch als erlernte Sprache gebrauchten, abgefaßten Ueberſetzungen, oder Werke über die Nichtgriechen wurden von ihnen benutzt, aber daß ſie ſich irgend wiſſenſchaftlich mit deren Sprachen beſchäftigt hätten, iſt nicht nachzuweiſen; auf jeden Fall blieben ſie, wenn auch bisweilen zu ethnographiſchen Zwecken benutzt, doch völlig ohne Einfluß auf die griechiſche Sprachwiſſenſchaft.

Eine einzige aber doch auch nur ſehr beſchränkte Ausnahme bildet die römiſche Sprache.

Die hohe Stellung der Römer als Gebieter eines Weltreichs, welches auch Griechenland und faſt alle einſtigen macedoniſch-griechiſchen Eroberungen in ſich ſchloß, der rege Verkehr mit denſelben, die Theilnahme, mit welcher ſie die Schöpfungen der griechiſchen Cultur aufnahmen, bei ſich einzubürgern, nachzuahmen, den Griechen nachzueifern ſtrebten, ihre raſch auch dem blödeſten Auge entgegentretende nahe Verwandtſchaft mit den Griechen ließen es nicht zu, auch ſie unter die Barbaren zu zählen und mit demſelben Stolz zu vernachläſſigen, mit welchem man auf die übrigen Völker herabſah. Die Ueberſiedelung ſo vieler Griechen nach Rom, wo ſie vorzugsweiſe als Grammatiker auftraten, konnte nicht umhin, eine genauere Bekanntſchaft des Latein anzubahnen, welche, bei der nahen Berührung beider Völker und Sprachen, zu einer Art Vergleichung der letzteren führte und das Nachdenken mit Nothwendigkeit auch auf die Gründe dieſer Verwandtſchaft lenken mußte. Tyrannion ſchrieb ein Werk über den römiſchen 'Dialekt', in welchem er die Abſtammung deſſelben aus dem Griechiſchen zu erweiſen ſuchte (*περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἑλληνικῆς*)[1]; auch Philoxenus, welcher zu Auguſtus'

[1]) Lersch die Sprachphiloſophie der Alten. II. 104.

und Tiberius' Zeit in Rom lebte[1]), widmete dem römiſchen Dialekt eine Schrift, welche ſich wohl an diejenigen ſchloß, welche er über die griechiſchen abfaßte. Schon vor ihm hatte Hypſicrates über Entlehnungen aus dem Griechiſchen ein Werk abgefaßt[2]), und ſo werden noch mehrere erwähnt, die das Verhältniß des Griechiſchen und Latein zu einander berückſichtigten[3]). Was in dieſer Richtung geſchah, iſt trotz ſeiner großen Mängel keineswegs gering anzuſchlagen; ſchon weil es der erſte Flügelſchlag in ihr war, der erſte uns bekannte und längere Zeit geübte Verſuch einer Sprachenvergleichung.

Doch für die griechiſche im Weſentlichen auch für die römiſche Grammatik verrauſchte er ohne allen nachhaltigen Einfluß. Der Vollender der griechiſchen Grammatik, der große Apollonius Dyscolus nahm keine Notiz weder vom Latein noch andern fremden Sprachen[4]); ja die Berückſichtigung des Griechiſchen bei den Römern hat bei weitem mehr Irrthümer als Wahrheit ans Licht geſchafft und in Folge der unkritiſchen Verehrung des Alterthums für viele Jahrhunderte eingebürgert. Mußte ſie ja auch faſt nothwendig, anſtatt zur Erweiterung, zu noch größerer Verengerung des ſprachlichen Geſichtskreiſes dienen! Denn wenn man nicht zugleich die große Verſchiedenheit beachtete, welche ſich insbeſondre in den fremdſtämmigen Sprachen kundgab, dann konnte die einſeitige Vergleichung des Griechiſchen mit dem ſo nahe verwandten Latein nur zu der Meinung führen, daß der in dieſen beiden hervortretende Bau als der allgemein menſchliche zu betrachten, was ſich in ihnen zeige, das ſprachlich allein mögliche, oder einzig naturgemäße ſei.

---

[1]) vgl. Henr. Kleist de Philoxeni Grammatici Alexandrini studiis etymologicis. Greifswald 1865.

[2]) Gellius Noctes atticae XVI. 12. Varro de Lingua Latina V. 88, wozu man Pott Etymologiſche Forſchungen I[1], 143 vgl.

[3]) Egger, Apollonius Dyscole, Par. 1854, p. 47—49.

[4]) Egger, Apollonius Dyscole, 50.

Ein andrer Mangel, welcher einer tieferen Einſicht in die Sprache entgegentrat, lag darin, daß das Material, welches den griechiſchen Grammatikern zu Gebote ſtand, im Weſentlichen nur geeignet war, eine ſtatiſtiſche Kenntniß derſelben, nicht aber eine hiſtoriſche zu erlangen. Selbſt in den geſchichtlich weit auseinander liegenden Werken trat der dialektiſche Unterſchied bei weitem mehr in den Vordergrund als der hiſtoriſche und jenen zur Erkenntniß der Geſchichte der Sprache zu verwerthen, fehlten in damaliger Zeit diejenigen Bedingungen, welche allein darauf gerichteten Verſuchen wiſſenſchaftliche Reſultate in Ausſicht zu ſtellen vermögen. Eine der wichtigſten — die wenigſtens im Allgemeinen richtige Erkenntniß der Grundlage dieſer Dialekte — zu gewähren, iſt erſt in unſerm Jahrhundert vermittelſt der Vergleichung mit den übrigen indogermaniſchen Sprachen möglich geworden.

Ein weiterer Mangel lag in der verhältnißmäßig ſchon ſehr ſtarken Undurchſichtigkeit des Griechiſchen ſowohl als des Lateiniſchen; ſie machte es faſt unmöglich zu einer methodiſchen Wortanalyſe und Etymologie zu gelangen und doch iſt es jetzt eine anerkannte und nicht wegzuläugnende Thatſache, daß die ſo lang verſpottete und verlachte Etymologie, dieß Aſchenbrödel der Wiſſenſchaften, die einzig ſichre und feſte Grundlage aller Sprachwiſſenſchaft bildet, daß aber auf eine Herrſchaft im Gebiete von dieſer nur der eine Anwartſchaft hat, der die wahre Etymologie aus dem Kreiſe ihrer gleißneriſchen Schweſtern heraus erkannt hat und in treuer Hingebung von ihr allein ſich leiten läßt. Die Alten, welche zu den wahren Principien der Etymologie nicht zu gelangen vermochten, brachten die falſchen, durch welche ſie ſich leiten ließen, faſt in ein förmliches Syſtem, deſſen Abſurditäten — da ſie ſelbſt bis in die neueſte Zeit hineinragen und nicht ſelten noch unter unſern Augen aufzutreten wagen — zu bekannt ſind, um durch beſondre Beiſpiele ins Gedächtniß zurückgerufen werden zu müſſen. Um nur an eines zu erinnern, ſo nahmen ſie bekanntlich an, daß mancher Gegenſtand von dem

ihm entgegengeſetzten benannt ſei und leiteten demgemäß lucus 'Wald' von lucere 'leuchten' ab, quod minime luceat 'weil er am wenigſten hell ſei', bellum 'Krieg' von bellus 'artig', quod res bella non sit 'weil er nichts artiges ſei', foedus 'Bündniß' von foedus 'häßlich', quod res foeda non sit 'weil er etwas nicht häßliches ſei'[1]). Dieſer abſurde Grundſatz möchte bei heutigen Etymologen wohl nicht leicht mehr eine Anwendung finden; ein andrer dagegen, wonach die Bezeichnung eines Gegenſtandes auch dadurch gebildet werde, daß 'das bezeichnende Wort daſſelbe erfahre was der durch daſſelbe ausgedrückte Gegenſtand' (*ὅτι συνέπαθεν ἡ φωνὴ τῷ σημαινομένῳ*), wird zwar nicht mehr ſo grob angewendet, wie z. B. in der alten Ableitung des Wortes *φιλήτης* 'Dieb' von *ὑφέλεσθαι*, wo der angebliche Mangel des *ὑ* daraus erklärt wird, daß auch der Dieb einen Mangel verurſacht (*ὁ γὰρ κλέπτης ἔνδειαν ποιεῖ· οὗ χάριν καὶ φωνῆς ἔνδειαν ἐνεδέξατο*)[2]), allein im Weſentlichen iſt doch derſelbe Grundſatz in den Worten eines unſrer größten Sprachforſchers zu erkennen, in denen er behauptet, daß in der Sprache 'Dauerndes durch eine längere, Augenblickliches durch eine kürzere Form ausgedrückt wird'[3]). Mitten zwiſchen dieſen etymologiſchen Thorheiten traten übrigens auch geiſtvolle und richtige Gedanken hervor — wie denn ſchon Philoxenus den Verſuch machte, alle Verbalformen, höchſt wahrſcheinlich auch Nomina, alſo wohl alle Wörter, auf einſylbige Verba zurückzuführen[4]).

Trotz aller dieſer und andrer Mängel machte die griechiſche Sprachwiſſenſchaft unter den Händen der Grammatiker — nicht

---

[1]) Augustinus bei Steinthal Geſch. der Sprachwiſſ. bei d. Gr. u. Röm. S. 325, vgl. ähnliches S. 343 ff.

[2]) Steinthal a. a. O. S. 342.

[3]) Pott Etym. Forſch. II² 1, 668; vgl. Göttinger Gel. Anz. 1862, S. 422.

[4]) vgl. Kleist de Philoxeni grammatici Alexandrini studiis etymologicis. Greifswald 1865, p. 42 ff.

ohne Beihülfe der Philoſophen — ſehr erhebliche Fortſchritte. Gelang es ihr nicht, eine tiefe und wahre Einſicht in die Sprache zu erlangen, ſo erreichte ſie es doch, den ganzen Umfang derſelben zum Bewußtſein und unter gewiſſe — zwar nicht ſelten rein äußerlich, faſt willkürlich gewählte — Kennzeichen zu bringen — gewiſſermaßen ſtatt des ihnen unzugänglichen natürlichen Syſtems ein künſtlich gebildetes linnéiſches aufzuſtellen — und dadurch wenigſtens einer zukünftigen tieferen Erkenntniß den Weg zu bahnen.

Dazu trug nicht am wenigſten der Kampf zwiſchen den Analogiſten und Anomaliſten bei, welcher, wie oben (S. 129 ff.) bemerkt, ſchon auf rein philoſophiſchem Boden ſich zu entwickeln begonnen hatte, bei den Grammatikern aber eine veränderte und viel einflußreichere Bedeutung erhielt und wohl drei Jahrhunderte hindurch mit großer Theilnahme und Erbitterung von Griechen und Römern — ſelbſt Cäſar verſchmähte nicht, ſich daran zu betheiligen — geführt ward [1]).

Die Analogiſten, zu denen die bedeutendſten Grammatiker gehörten, an ihrer Spitze Ariſtarch, wendeten ihr Augenmerk darauf, nachzuweiſen, daß in der Sprache eine durchgreifende Geſetzlichkeit walte, daß begrifflich gleiche Categorien durch gleiche Lautformen von ihr bezeichnet ſeien und es gelang ihnen auf dieſe Weiſe, das Syſtem der Sprache im Allgemeinen als ein in ſich harmoniſches hinzuſtellen, wodurch ihre Ueberzeugung von der Richtigkeit ihres Grundprincips natürlich nur noch mehr in ihnen befeſtigt wurde. Die Anomaliſten dagegen — geleitet von dem Stoiker und Grammatiker Crates von Mallus, welcher unter andern ſechs Bücher *περὶ ἀνωμαλίας* insbeſondre gegen Ariſtarch ſchrieb [2]) — ſtützten ſich darauf, daß in der Sprache die Analogie vielfach durchbrochen iſt, oder ſcheint, daß die Lautformen cate-

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 347 ff. und 435 ff.
[2]) Varro de L. L. IX. 1.

gorisch gleicher Wörter mehr oder weniger wesentlich verschieden sind. Diese Verschiedenheiten suchten die Angegriffenen auf mannigfache Weisen zu erklären. Da ihnen aber nie gelang, die den flektirten Formen zu Grunde liegenden thematischen zu erkennen, sondern den Ausgangspunkt ihrer grammatischen Beobachtung stets eine flektirte Form bildet, z. B. bei den Nominibus der Nominativ des Singular; da sie ferner keine Einsicht in die historische Entwickelung der Sprache, in ihre ursprüngliche Grundformen zu erlangen vermochten, so nahmen sie zu den äußerlichsten Erklärungen ihre Zuflucht, während das Richtige ihnen verborgen blieb. So wurde z. B. die Differenz der Genitive *Λυσίου* und *Βίαντος* von den gleichendigenden Nominativen *Λυσίας* und *Βιας* nicht aus der Verschiedenheit der Themen — *Λυσια*[1]) *Βίαντ* — erklärt, sondern hervorgehoben, daß dieses zweisylbig, jenes dreisylbig sei. Die Differenz zwischen den Genitiven *Σωλῆνος*, *ὑμένος* von den gleichendigenden Nominativen *Σωλήν*, *ὑμήν* wurde durch die Verschiedenheit der der Endung vorhergehenden Buchstaben dort *λ* hier *μ* weggeräumt und sogar als allgemeines Princip hinzugefügt *εἴωθε γὰρ τὸ μ τρέπειν τὸ η̄ εἰς ε̄* 'denn m pflegt ê in e zu verwandeln', ein Grund, der nur eben aus der Thatsache entnommen ward, daß die Nominative auf *μην* im Genitiv ein kurzes *ε* zeigen (d. h. in der Sprache der heutigen Wissenschaft, daß es im Griechischen nur Themen auf *μεν* giebt), sonst aber in der Sprache keine Unterstützung findet[2]). In andren Fällen wurde die Verschiedenheit durch Hervorhebung andrer Unähnlichkeiten zu erklären versucht[3]); man wußte immer

---

[1]) Ich werde an einer andern Stelle zu zeigen suchen, daß das auslautende *ᾱ* hier eben so wie das *η* in *Ἀτρειδη* und andern aus *αιjο* = sskr. eya eigentlich aiya zusammengezogen ist.

[2]) Fälle, welche auf den ersten Anblick diese Annahme zu unterstützen scheinen, wie das griech. Suffix *μενο* = sskr. mâna, sind bekanntlich anders zu erklären.

[3]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 515.

Ausflüchte zu finden, hinter denen ſich die ſtrengen Analogiſten verſchanzen zu können glaubten; bildete immer mehr und engere Rubriken oder κανόνες und ſchien kaum zu bemerken, daß man eben dadurch die Anomalie weſentlich eben ſo ſehr zur Sprachregel erhob wie die Analogie. Für die Einſicht in den ſtatiſtiſchen Zuſtand der Sprache hatte dieß natürlich die günſtigſte Folge; man brachte alle ihre Bildungen, ſowohl die von größerem categoriſchen Umfang, als die von der Majorität abweichenden, mit einem Wort, ihren regelmäßigen ſowohl als unregelmäßigen Beſtand zum vollſten Bewußtſein.

Die griechiſchen Grammatiker beſchäftigten ſich aber mit ihrer Sprache nicht am wenigſten, ja ſogar vorzugsweiſe, aus praktiſchen Zwecken. Man wollte ihre Geſetze nicht aus bloß theoretiſcher Wißbegierde kennen lernen, ſondern wiſſen, wie man ſich ihrer zu bedienen habe, was in ihr richtig, was falſch ſei. In dieſer Beziehung ließen ſich die Analogiſten in blindem Eifer weit über das Ziel hinaus führen. Die Analogien, welche ſie in der Sprache gefunden hatten, nahmen ſie für unverbrüchliche Geſetze, wollten danach den Sprachgebrauch meiſtern, erklärten ihn mehrfach für falſch und forderten, daß ſtatt der getadelten Formen die von ihnen nach Analogie gebildeten aufgenommen würden. So z. B. ſollte man von Ζεύς nicht Ζηνός u. ſ. w. in den obliquen Caſus bilden, ſondern, nach Analogie der Nomina auf ευς, Ζεός, Ζεῖ, Ζέα [1]). Varro ſieht keinen vernünftigen Grund, warum man von Diespiter nicht Diespitri, Diespitrem bilden könne [2]). Selbſt der große Grammatiker Apollonius Dyscolus glaubte die Sprache um einen Conjunctiv Pf. I. red. πεποιήκωμαι bereichern zu dürfen, wurde aber deßhalb von ſeinem eignen Sohn, dem nicht minder berühmten Herodian, zurecht

---

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 492.

[2]) Varro de L. L. IX. 77.

gewieſen[1]). Dieſe Sprachmeiſterei wurde ſelbſt auf die claſſiſchen Schriftſteller ausgedehnt; auch ſie ſollten ſich Fehler gegen die Analogie ſchuldig gemacht haben. Didymus Claudius z. B. ſchrieb *περὶ τῶν ἡμαρτημένων παρὰ τὴν ἀναλογίαν Θουκυδίδῃ*[2]).

Gegen dieſe Verkehrtheiten nahmen ſich die Anomaliſten der Rechte des Sprachgebrauchs an und verfochten dieſelbe mit ſolchem Glück, daß er zuletzt, trotz der darin liegenden Inconſequenz, im Weſentlichen auch das eigentliche Princip der Analogiſten zu ſein ſcheint. Dieſe Inconſequenz und dieſer Schein tritt am ſchärfſten bei dem ſchon erwähnten Herodian hervor. Er behandelte die iſolirt ſtehenden Wörter, die nicht mit ähnlichen unter eine Rubrik gebracht zu werden vermögen, alſo — wenn man das Wort 'Analogie' in ſeiner eigentlichen Bedeutung nimmt — ſtreng genommen keine Analogie haben. Dennoch ſind auch dieſe ihm analog und als entſcheidendes Moment für ihren analogiſtiſchen Charakter macht er ihren häufigen Gebrauch bei den Alten und die Gewohnheit geltend[3]).

Allein bei Herodian iſt der Widerſpruch nur ſcheinbar nicht wirklich und beruht faſt nur darauf, daß er das richtige Wort, welches er im Sinne hatte und durch den Beiſatz, den er der *ἀναλογία* giebt, nämlich *ἡ πάσης λέξεως Ἑλληνικῆς πρόνοιαν ποιοῦσα — καὶ ὥσπερ εἰ ἐν δικτύῳ συνέχουσα τὸ πολυσχιδὲς τῆς τῶν ἀνθρώπων γλώσσης φθέγμα τῇ τέχνῃ* dunkel andeutet, noch nicht zu finden vermochte, daß es ihm noch durch das überlieferte, in Folge des langen Kampfes, der ſich darum drehte, gewohnt gewordene gewiſſermaßen verlegt war.

Hätte er ſtatt 'Analogie (wie ſie die Grammatik, *τέχνη*, aufſtellt)' das Wort 'Geſetzlichkeit des Sprachbaus oder der Sprache überhaupt' gebraucht, und mit voller Beſtimmtheit behauptet, daß

---

[1]) Egger, Apollonius Dyscole, S. 165, 305 n. 2. und 308.
[2]) Steinthal a. a. O. 484.
[3]) ebdſ. 701 ff. insbeſ. 703.

ſie es ſei, welche ſich im Sprachgebrauch verkörpert darſtellt, dann würde ſich ſein Gegenſatz zu denen, welche nur Sprachgebrauch als Princip der Richtigkeit anerkannten, mit größter Schärfe ausgeſprochen haben.

Aber auch ſo können wir nicht umhin, es ihm zum Ruhme anzurechnen, daß er trotz der vielen ſprachlichen Erſcheinungen, welche ſich der Analogie zu entziehen ſcheinen, an der Herrſchaft derſelben in der Sprache nicht verzweifelte, daß er es kühn gewagt hat, den Sprachgebrauch ihr unter- nicht überzuordnen und demgemäß in dieſer Frage, wenn gleich nicht mit vollem Bewußtſein, doch im Princip und weſentlich auf demſelben Standpunkt geſtanden zu haben ſcheint, welchen die heutige Sprachwiſſenſchaft einnimmt. Auch wir ſind, trotz dem daß die Erkenntniß der Geſetzlichkeit der Sprache durch die Methoden, welche uns jetzt zu Gebote ſtehen, unendlich weiter gediehen iſt, als ſie zu Herodian's Zeit vorzuſchreiten vermochte, keineswegs im Stande, ſie in allen einzelnen Fällen aufzeigen zu können. Dieß hält uns aber nicht ab, ſie als das einzige Princip der Sprachbildung feſtzuhalten und wo wir uns des Wortes Anomalie oder ſelbſt Zufall bedienen, geſchieht es nur gewiſſermaßen der Kürze wegen, und bedeutet eigentlich, daß uns die Gründe der Erſcheinung, welche wir dadurch bezeichnet haben, noch unbekannt ſind.

Auch den übrigen Analogiſten des Alterthums können wir es nicht genug danken, daß ſie die Fahne der Analogie, welche damals das Princip der Geſetzlichkeit der Sprache vertrat, hoch hielten, daß ſie den Kampfplatz nicht den Anomaliſten überließen, welche 'ruhig hinnehmend (εὐμενῶς προσδεχόμενοι) was die Natur an Sprachformen hervorgebracht hat'[1]), nimmermehr eine Grammatik geſchaffen, einer wirklichen Sprachwiſſenſchaft den Weg gebahnt hätten, ſondern nur zerſtörend gewirkt haben wür-

[1]) Steinthal S. 703.

den. Jeder, ſelbſt der ſchlechteſte Verſuch zur Erklärung einer Sprachform vermittelſt der Analogie iſt ein lauter Proteſt gegen die Annahme der Geſetzloſigkeit der Sprache, während der Sieg der Anomaliſten und wenn ſie die Naturgemäßheit der Sprache dabei auch noch ſo laut proclamirt hätten, jeder Einſicht in die Geſetze derſelben einen Riegel vorgeſchoben und ſo mit Nothwendigkeit zu der, wenn auch ſchweigenden, Annahme einer Willkür und eines Zufalls in der Sprachbildung geführt hätte.

Haben uns die indiſchen Grammatiker durch ihre im Weſentlichen naturgetreue Sektion der Sprachformen eine richtige Methode der Sprachforſchung vererbt und den Weg zu einer leichteren, raſcheren, tieferen Einſicht in die Sprache gebahnt, ſo haben die Griechen durch ihre Verſuche die formativen Erſcheinungen der Sprache zu erklären ein Beſtreben rege erhalten, für welches die indiſchen Grammatiker uns kein Muſter hinterlaſſen haben und können wir auch bei Löſung der hier auftauchenden Fragen den von ihnen eingeſchlagenen Weg nicht verfolgen, ſo müſſen wir doch dankbar anerkennen, daß ſie wichtige Fragen geſtellt und durch ihre, wenn auch faſt durchweg mißlungenen Löſungsverſuche ſtets zu neuen gereizt haben, und noch reizen, ſo daß mit einem Wort die ſprachwiſſenſchaftliche Thätigkeit der Griechen auch in formativer Beziehung, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar als eine keineswegs wirkungsloſe, unbedeutende, anzuerkennen iſt.

Freilich tritt ſie unendlich zurück gegen ihre Leiſtungen auf dem Gebiete der Syntax. Können wir die Inder als Schöpfer der Formationslehre betrachten, ſo dürfen die Griechen mit demſelben Recht die Schöpfung der Syntax in Anſpruch nehmen, wenn gleich ſie nicht ſo vollendetes auf dieſem Gebiete leiſteten, als die Inder auf jenem. Der Mann, dem die Sprachwiſſenſchaft dieſe Schöpfung und ſomit eine ihrer bedeutendſten Entwickelungen verdankt, iſt der ſchon oft erwähnte Apollonius Dys-

colus, welcher unter den Heroen dieſer Wiſſenſchaft eine der höchſten Stellen einnimmt[1]).

Apollonius Dyscolus wurde im Anfange des zweiten Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung in Alexandria geboren. Es iſt nicht bekannt, wer ſein Lehrer in der Wiſſenſchaft geweſen ſei, welche durch ihn einen ſo großen Fortſchritt zu machen beſtimmt war. Aus der verächtlichen Art, wie er über die meiſten ſeiner Vorgänger urtheilt, möchte man faſt ſchließen, daß er durch kein Band der Pietät an irgend einen derſelben gefeſſelt geweſen ſei, daß wie er ſich in ſeinen Schriften völlig unabhängig und originell erweiſt, ſo auch ſeine Studien wenigſtens vorwaltend autodidaktiſch waren und vielleicht ganz oder wenigſtens mehr auf den Schriften als dem mündlichen Unterricht ſeiner Vorgänger beruhten.

Er hat eine Fülle von Werken geſchrieben, in denen er ſo ziemlich alle Theile der griechiſchen Grammatik behandelte, ſo daß ſie in ihrer Geſammtheit faſt eine wahre Encyclopädie der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft bildeten. Er ſchrieb:

I. Ueber die Laute: *περὶ στοιχείων.*
II. Ueber die Rechtſchreibung: *περὶ ὀρθογραφίας.*
III. Ueber die Accent-, Aſpirations-, Quantitäts- und Interpunktionszeichen: *περὶ προσῳδιῶν.*
IV. Ueber die Wortarten: *περὶ σχημάτων* (einfache und zuſammengeſetzte).
V. Ueber die Zuſammenſetzung: *περὶ συνθέσεως.*
VI. Ueber die lautlichen Umwandlungen, welche die Wörter erleiden, ohne daß ihre Bedeutung dadurch verändert wird: *περὶ παθῶν* (z. B. apocope, synaeresis).

---

[1]) vgl. über denſelben das ſchon mehrfach citirte Werk von Egger, Apollonius Dyscole, Par. 1854, die Programme von Skzeczka, Königsberg 1853. 55. 58. 61 und Ludw. Lange, das Syſtem der Syntax des Apollonios Dyskolos, Göttingen 1852.

VII. Ueber die Eintheilung der Redetheile: *περὶ μερισμοῦ τῶν τοῦ λόγου μερῶν.*

VIII. Ueber die Redetheile im Einzelnen und zwar:

1. Ueber die Nomina: *περὶ ὀνομάτων*, und zwar ſpeciell über die an ihnen hervortretenden grammatiſchen Erſcheinungen:
   - *α.* Ueber die abgeleiteten Nomina: *περὶ παρωνύμων.*
   - *β.* Ueber Geſchlecht: *περὶ γενῶν.*
   - *γ.* Ueber Gradation: *περὶ συγκριτικῶν.*
   - *δ.* Ueber den Nominativ der Feminina: *περὶ τῆς ἐν θηλυκοῖς ὀνόμασιν εὐθείας* (weſentlich; Femininalmotion).
   - *ε.* Ueber die Caſus: *περὶ πτώσεων.*
2. Ueber die Verba: *περὶ ῥημάτων*, und zwar ſpeciell:
   - *α.* Ueber deren Conjugation: *περὶ συζυγίας.*
   - *β.* Ueber die Verba auf *μι*: *περὶ τῶν εἰς μι ληγόντων ῥημάτων · παραγωγῶν.*
   - *γ.* Ueber die Conjunctive: *περὶ ὑποτακτικῶν.*
   - *δ.* Ueber die Imperative: *περὶ προστακτικῶν.*
3. Ueber die Participia: *περὶ μετοχῶν.*
4. Ueber den Artikel: *περὶ ἄρθρου.*
5. Ueber das Pronomen: *περὶ ἀντωνυμίας.*
6. Ueber die Präpoſition: *περὶ προθέσεως.*
7. Ueber das Adverb: *περὶ ἐπιῤῥήματος.*
8. Ueber die Conjunctionen: *περὶ συνδέσμων.*

IX. Ueber die Syntax der Redetheile: *περὶ συντάξεως τῶν τοῦ λόγου μερῶν.*

X. Ueber die homeriſchen Figuren: *περὶ σχημάτων Ὁμηρικῶν* (Eigenthümlichkeiten des homeriſchen Gebrauchs in der Syntax).

XI. Ueber die griechiſchen Dialekte: den doriſchen, ioniſchen, äoliſchen und attiſchen: *περὶ διαλέκτων, Δωρίδος, Ἰάδος, Αἰολίδος, Ἀτθίδος.*

Von dieſen und andren Werken, welche ihm noch zugeſchrieben werden, iſt uns leider ſo wenig erhalten, daß weder ihre Reihenfolge noch ihr Verhältniß zu einander genau beſtimmt zu werden vermag. Glücklicherweiſe jedoch iſt von demjenigen, welches ſeine Hauptſchöpfung bildet, von der Syntax der größte Theil und von mehreren übrigen ſo viel wenigſtens bewahrt, daß wir im Stande ſind, das große ſprachwiſſenſchaftliche Talent, die ausgezeichneten intellectuellen Gaben, den Fleiß, die Energie und den Reichthum von Kenntniſſen zu erkennen, durch welche er befähigt ward, die hohe Stellung in der Sprachwiſſenſchaft zu erringen, welche ihm zu allen Zeiten unbeſtritten zugeſprochen werden muß. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß trotz alledem ſeine Werke ſehr mangelhaft ſind, aber — wenn von irgend Jemand — kann man von ihm ſagen, daß ſeine Mängel ſeiner Zeit, ja dem ganzen claſſiſchen Alterthum, ſeine Vorzüge dagegen ihm ſelbſt angehören.

Von allem, insbeſondre in ſyntaktiſchen Fragen, ſucht er den Grund zu erkennen. Er 'bleibt . . . . nicht bei den Erſcheinungen . . . . ſtehen, ſondern fragt nach der Urſache, welche einer beſtimmten Conſtruction überhaupt zu Grunde liegt und eine gewiſſe andre unmöglich macht'[1]). Der Grund der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Conſtructionen liegt im Allgemeinen darin, 'daß ſich jede nach Geſchlecht, Perſon, Zahl, Caſus u. ſ. w. beſtimmte Form nur mit gewiſſen andern verbinden kann, auf die ſie ſich beziehen läßt'[2]). Damit iſt das Princip der Concinnität des Satzes ausgeſprochen, welches die Hauptgrundlage der Syntax bildet.

Bei dem Beſtreben, alle — auch die anomal ſcheinenden — Conſtructionen zu erklären, wird er natürlich nicht ſelten zu ſehr ſchwachen Aufſtellungen veranlaßt, wie man ſie von einem ſo

---

[1]) Steinthals Worte a. a. O. S. 686.
[2]) ebdſ. S. 691.

bedeutenden Mann kaum erwarten möchte. So z. B. glaubt er die Verbindung von ἐάν mit dem Conjunctiv Aoriſti II aus der äußeren Aehnlichkeit von dieſem mit dem Conjunctiv des Präſens[1]), die Verbindung des Neutrum im Plural mit dem Verbum im Singular aus der Verwechſelungsfähigkeit des Nominativ und Accuſativ plur. ntr. (τὰ τέκνα im Gegenſatz zu ἄνθρωποι : ἀνθρώπους) erklären zu dürfen[2]). Allein derartige Erklärungen lagen dem Geiſte der damaligen Sprachforſchung noch gar nicht fern, und ſo lächerlich ſie auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft erſcheinen, ſo ſcharfſinnig werden ſie den Zeitgenoſſen und Nachfolgern des Apollonius vorgekommen ſein.

Dieſe und alle übrigen Mängel im Einzelnen werden über und über aufgewogen, ja vollſtändig in den Hintergrund geſchoben, durch den großartigen Gedanken eine Syntax zu ſchaffen, ſowie durch die ſcharfſinnige tiefſinnige an feinen Beobachtungen reiche Ausführung vieler Theile derſelben — z. B. die Unterſuchungen über das Weſen und das gegenſeitige Verhältniß der Redetheile — die Art der Behandlung — z. B. bei den Conjunctionen die ſcharfſinnige Eintheilung derſelben, die Betrachtung ihrer Form, Bedeutung und des ſyntaktiſchen Gebrauchs[3]) — und eine Fülle von ſpeciellen und generellen Bemerkungen, Gedanken und Entwickelungen, welche zum Theil ſelbſt heute noch beachtet und beherzigt zu werden verdienen. So ſpricht er mit Entſchiedenheit den Gedanken aus, daß kein Wort erfunden ſei, um die etwaige Zweideutigkeit eines andern aufzuheben[4]); er weiß, daß die Partikeln, ſelbſt die für Expletiva gehaltenen, nicht

---

[1]) vgl. das Genauere bei Egger, S. 172.

[2]) vgl. das Genauere ebdſ. 248 ff.

[3]) ebdſ. S. 209 ff.

[4]) ebdſ. 237 vgl. 238 n. 1. Aehnlich in meinem Buche 'Ueber das Verhältniß der ägyptiſchen Sprache zum ſemitiſchen Sprachſtamm' S. 203: 'Ueberhaupt hat ſich die Sprache im Allgemeinen völlig ohne Rückſicht auf die Möglichkeit einer Verwechſelung oder Zweideutigkeit gebildet.'

bedeutungslos ſind[1]); er ſetzt die Berückſichtigung der Bedeutung bei Beſtimmung der Redetheile wieder in das ihr zukommende Recht[2]) und gelangt dadurch und durch die Beachtung des begrifflichen Werthes, welchen die Wörter in der Verbindung zeigen, zu der tiefſinnigen Erkenntniß des Uebergangs eines Redetheils in den andern; 'wenn das Neutrum eines Adjectivs neben einem Verbum ſteht, ſo iſt es hiermit ein Adverbium geworden, alſo z. B. εὐρύ neben ῥεῖν ſtehend iſt gar nicht mehr das Neutrum des Adjectivs, ſondern ein Adverbium, eben ſo ſehr wie μεταξύ, ... das Adjectivum ταχύ, εὐρύ, ἡδύτατα, der Dativ κύκλῳ τόνῳ .... ſind ganz andre Wörter, als die Adverbia ταχύ, κύκλῳ .... und es beſteht ſtreng genommen und richtig ausgedrückt zwiſchen ihnen bloß das Verhältniß des zufälligen Gleichklangs der Laute'[3]). Wie richtig dieſer Gedanke, wenigſtens in Bezug auf das Griechiſche oder überhaupt alle indogermaniſchen Sprachen iſt, kann man daran ſehen, daß, wo die Sprache zum vollen Bewußtſein dieſes Uebergangs gelangt iſt, er ſich auch durch lautliche Spaltung der Form und Fixirung der einen für die eine, der andern für die andre Bedeutung ſinnlich kund giebt, ſo z. B. iſt im Sanſkrit divâ, der Inſtrumental von div, in dieſer ſeiner urſprünglichen Bedeutung divá mit Accent auf der letzten Sylbe geblieben, wo es dagegen als Adverb verwendet wird, iſt der Accent vorgezogen dívâ. Aehnlich iſt im Griechiſchen der Acc. plur. ntr. ὠκέα, ταχέα, indem er Adverb ward, mit Vorziehung des Accents, Contraction von εα zu α und Kürzung deſſelben, zu ὦκα, τάχα geworden. Nach demſelben Princip ändert ſich im Griechiſchen mehrfach der Accent, wenn ein Appellativ zu einem Nomen proprium wird, und faſt in allen Sprachen kommen überhaupt Beiſpiele vor, daß ſich ein Wort in zwei,

[1]) Steinthal a. a. O. S. 675.
[2]) ebdſ. 580.
[3]) ebdſ. 581.

oder mehr ſpaltet, wenn aus der Urbedeutung deſſelben zwei, oder mehr hervorgetreten ſind, deren etymologiſcher Zuſammenhang ganz aus dem Sprachbewußtſein geſchwunden iſt: das Wort hat in der einen Bedeutung gewiſſermaßen aufgehört daſſelbe Wort zu ſein, welches es in der andern iſt; z. B. unſer deutſches 'ahnden = ſtrafen', hat etwa in unſerm Jahrhundert aufgehört daſſelbe Wort mit 'ahnden = im Geiſte vorherſehen' zu ſein, grade wie εὑρύ ὦκα beim Verb aufgehört haben derſelbe Redetheil zu ſein, wie εὐρύ ὠκέα als Beiſatz eines Nomen; wie die Sprache nun die phonetiſch entſtandene Form ὦκα ſtatt ὠκέα für jenen Fall fixirte, ebenſo hat ſich unter unſern Augen die aus ahnden auf rein phonetiſchem Wege entſtandene Nebenform ahnen für jene zweite Bedeutung feſtgeſetzt. Alle dieſe Erſcheinungen beruhen auf dem Uebergang eines Wortes aus einer begrifflichen Species in die andre, grade wie ihn Apollonius ſelbſt in den formal unveränderten Wörtern zu erkennen und nachzuweiſen vermocht hat.

In Bezug auf die etymologiſche Erklärung der Wörter — die ſchwächſte Seite der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft — haben ſich weder Apollonius noch ſein Sohn Herodian bedeutend über ihre Vorgänger und Nachfolger erhoben. Sie wußten kein Mittel, die Endung in τιθεῖσι zu erklären, obgleich es ihnen in der doriſchen Form ſo nahe lag; Apollonius ſetzt zur Erklärung der Verba auf μι willkürlich Verba auf ω voraus; um die 2. Singularis Präſ. von εἰμί zu erklären, nimmt er ἔω ἔομαι an[1]). Allein auch für dieſe und ähnliche Mängel gewährt er Erſatz durch manche tiefſinnige Bemerkung, welche fähig geweſen wäre, zu einer richtigeren Behandlung und Auffaſſung zu leiten, ſo z. B. erkennt er, daß jedes abgeleitete Wort ſich in zwei Elemente auflöſt: die Baſis und ein Wort, welches die Bedeutung des Derivationsmittels hat, z. B. Ἑκτορίδης der Hectoride in Ἕκτορος und υἱός 'Sohn des Hector'[2]), erklärt in dieſer Weiſe

[1]) Egger S. 306 ff., vgl. auch in Bezug auf εἶμι ebdſ. S. 318 ff.
[2]) ebdſ. 156.

die Bedeutung der Endungen (Suffixe) θεν, σε, θι, δε[1]); weiß, daß augmentirte Formen von Verben, welche mit Präpoſitionen zuſammengeſetzt ſind (urſprünglich bloß verbunden waren), wie z. B. κατέγραψα von καταγράφω nicht unmittelbare Ableitungen von letzteren ſind, ſondern erſt gebildet und dann mit den Präpoſitionen zuſammengeſetzt werden, z. B. ἔγραψα mit κατά, grade wie γράφω[2]); erkennt die nahe etymologiſche Verwandtſchaft des Nomen mit dem Verbum[3]) und iſt, wie Egger richtig bemerkt[4]), auf dem Wege zu einer (methodiſchen) Analyſe: Un pas de plus et nous toucherons à la distinction du radical et du suffixe dans les langues synthétiques: caractériser ces terminaisons et ces particules qui ont le même sens et jouent la même rôle, c'est, en réalité, faire de la linguistique selon les méthodes modernes. Es iſt dieß zwar keineswegs ganz richtig; denn nicht die methodiſche Analyſe allein bildet den Charakter der modernen Linguiſtik, ſondern vorzugsweiſe ihre Verbindung mit der vergleichenden und hiſtoriſchen Behandlung der Sprachen, von denen jene uns die letzterreichbaren Urformen der Wörter und ihrer Elemente kennen lehrt, dieſe ihre lautlichen und begrifflichen Umwandlungen im Verlauf der Geſchichte; allein daß auch die Analyſe eines beſtimmten Sprachzuſtandes ohne Beihülfe dieſer beiden Mittel eine tiefe Einſicht in eine Sprache gewährt und zu einer noch tieferen vermittelſt jener den Weg bahnt, hat die indiſche Grammatik gezeigt. In ähnlicher Art führen Apollonius Dyscolus ſyntaktiſche Arbeiten den Beweis, daß auch auf dem Gebiete der Syntax durch die rein ſtatiſtiſche Betrachtung eines beſtimmten Sprachzuſtandes ein bedeutender Schritt geſchehen könne, wenn gleich auch hier

[1]) Egger S. 186 n. 1.
[2]) Steinthal a. a. O. S. 618.
[3]) Egger a. a. O. S. 301.
[4]) ebdſ. S. 159.

ein wahrhaft wiſſenſchaftliches Verfahren ohne Beihülfe jener beiden Mittel nicht eingeſchlagen zu werden vermag.

Appollonius und ſein Sohn Herodian ſind die letzten, vielleicht auch die größten, griechiſchen Grammatiker. Nach ihnen wird kein Name von Bedeutung auf dieſem Gebiet mehr genannt; eben ſo wenig iſt ein weiterer Fortſchritt nachweisbar. Im Bereich der Syntax, oder überhaupt der philoſophiſchen oder erklärenden Grammatik (grammatique raisonnée, wie ſie im vorigen Jahrhundert insbeſondre hervortrat), iſt der erſtre die herrſchende Autorität; während in Bezug auf Wortgeſtaltung, insbeſondre Accent — er handelte in ſeiner *προσῳδία* über den Ton von 60000 Wörtern[1]) — der letztre das höchſte geleiſtet zu haben ſcheint, was die griechiſche Sprache zu erreichen vermochte. Fortan tritt die Thätigkeit der Commentatoren, Epitomatoren, Compilatoren, der Anordner des in den Werken der vorhergegangenen Grammatiker angehäuften Stoffes unter beſtimmte grammatiſche Rubriken in den Vordergrund; man ſucht das Ueberlieferte verſtändlicher und zu praktiſchem Gebrauch handlicher zu machen. Auch dieſen anſpruchsloſen und fleißigen, wenn gleich größtentheils geiſt- und urtheilsloſen Arbeiten ſind die folgenden Geſchlechter zu hohem Dank verpflichtet. Abgeſehen davon, daß uns in ihnen viele höchſt werthvolle Gedanken der Vorgänger bewahrt ſind, die ſonſt ſchwerlich bis auf unſre Zeit gelangt wären, ſo ſind ſie es auch nicht am wenigſten, durch welche während der langen tauſendjährigen Agonie des oſtrömiſchen Reiches das heilige Feuer der wunderbaren griechiſchen Cultur wenigſtens unter der Aſche glimmend erhalten und damit die Möglichkeit gegeben wurde, daß es, nachdem unter den alle Cultur zerſtörenden Tritten der öſtlichen Barbaren, der Türken, dieſer letzte Herd deſſelben zuſammengeſunken war, nach dem Weſten getragen, in dem durch den germaniſchen Geiſt verjüngten und neu gekräftigten Europa wieder

[1]) Gräfenhan Geſchichte der Philologie III. 101.

hell aufzuleuchten und Hauptträger einer neuen Cultur zu werden vermochte.

Die grammatiſche Thätigkeit der Römer bildet weſentlich nur eine Epiſode innerhalb der griechiſchen. Geweckt durch die letztere, auf ſie gebaut, in einer faſt ſclaviſchen Abhängigkeit von ihr entwickelt, erſtarb ſie noch um vieles früher als die griechiſche.

Mit demſelben Eifer, mit welchem die Römer alle Kunſt und Wiſſenſchaft der Griechen ſich anzueignen und nachzuahmen ſuchten, warfen ſie ſich auch auf die Grammatik. Die bedeutenden, mit einer gewiſſen Verehrung betrachteten Ueberreſte eines älteren von dem beſtehenden ſehr verſchiedenen Sprachzuſtandes, ihre Neigung zur Erkenntniß älterer Zuſtände überhaupt, die anerkannte Verwandtſchaft ihrer Sprache mit der griechiſchen gewährten Förderungen, welche fähig geweſen wären, ſie in manchen Beziehungen ſichrer und weiter auf dieſem Gebiet zu leiten, als die Griechen vorgedrungen ſind; allein es fehlte ihnen, wenigſtens zum größten Theil, der wiſſenſchaftliche Ernſt, die wiſſenſchaftliche Tiefe, Genauigkeit und Selbſtſtändigkeit, durch welche die Griechen hervorragen. Eine ſehr ehrenwerthe, ja überaus rühmliche Ausnahme bildet jedoch Varro (116—27 v. Chr.), wie denn überhaupt die grammatiſchen Arbeiten der Römer, welche vor der Vollendung der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft durch Apollonius Dyscolus abgefaßt ſind, zu einer Zeit alſo, wo dieſe ſelbſt noch im Werden war, mit größerer Selbſtſtändigkeit ausgeführt ſein mochten, als die, denen in den vollendeten Werken der ſpäteren griechiſchen Grammatiker abgeſchloſſene unerreichbar ſcheinende Muſter vorlagen.

Varro's Werk de lingua latina iſt ſchon dadurch eine der bedeutendſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft, daß es die erſte Grammatik einer Sprache in großem Stil iſt, der erſte — wenn auch ſehr mangelhafte — Verſuch einer vollſtändigen wiſſenſchaftlichen Darſtellung einer Sprache, einer Aufſtellung und Erklärung ihrer Geſtaltungen und deren Verwendung. Bedenkt man, daß dieſe Behandlung der lateiniſchen

Sprache von Varro, ohne einen nennenswerthen Vorgänger zu haben, unternommen ward, ſo kann man ſchon der Kühnheit des Unternehmens ſeine Bewunderung nicht verſagen und dieſe wird, wenn man die Zeit, in welcher es ausgeführt ward, berückſichtigt, durch die Art der Ausführung, trotz aller ihrer Mängel, nicht wenig geſteigert[1]). Die Mittel, deren ſich Varro bediente, ſind zwar weſentlich den Griechen entlehnt, einerſeits den Stoikern und andrerſeits der Schule des Ariſtarch, den Analogiſten, allein er wendet ſie mit nicht geringem Geſchick auf das Latein an und zeigt bei Beurtheilung, Bekämpfung, Vertheidigung und Umgeſtaltung der ſprachwiſſenſchaftlichen Annahmen der Griechen eine ehrenwerthe, bisweilen die Wiſſenſchaft fördernde Selbſtſtändigkeit, ſo, um nur ein Beiſpiel hervorzuheben, in Bezug auf die Behandlung der Tempora. Doch iſt er im Weſentlichen nicht weiter in der Erkenntniß des Latein gelangt, als ſeine griechiſchen Vorgänger in der ihrer Mutterſprache. Auch er hatte, ſo wenig als Ariſtarch, die eigentlichen Modi erkannt[3]); ſeine Etymologien erinnern nicht ſelten noch an die cratyleiſchen, z. B. prata quod sine opera parata[4]). Er hat zwar das Wort radix 'Wurzel' und erwähnt, daß man unableitbare Wörter, wie die Verba lego, scribo, sto und die übrigen quae non sunt ab alio quo verbo, sed suas habent radices, als primigenia bezeichne[5]), aber an andern Stellen leitet er einfache Verba von verwandten Nominibus ab, z. B. volo von voluntas, facere von facies (erklärt durch qui rei, quam facit, imponit faciem)[6])

[1]) Vgl. Aug. Wilmanns: De M. Terenti Varronis libris grammaticis. Berol. 1864.

[2]) Steinthal a. a. O. S. 309.

[3]) ebdſ. S. 629.

[4]) ebdſ. S. 344—45.

[5]) De l. l. VI. 37.

[6]) ebdſ. VI. 47. 48.

und die radices ſind (V. 93) nicht die Wurzeln von Wörtern, ſondern von den durch ſie bezeichneten Dingen[1]).

Von den 24 Büchern, welche das große Werk umfaßte, ſind uns leider nur ſechs (V—X) und auch dieſe nicht vollſtändig erhalten; auch über den Inhalt der verlorenen, von denen ſich nur wenige Fragmente erhalten haben, iſt man nicht ganz im Klaren. Doch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die Ordnung und der Inhalt der einzelnen Bücher etwa folgender war.

Im 1. Buch wurde über den Urſprung der lateiniſchen Sprache gehandelt. Im 2. bis 7. (deren drei letzte bewahrt ſind): 'Ueber die Beilegung von Namen' (Bezeichnung der Dinge durch Wörter) und zwar im 2. bis 4.: Ueber die Etymologie überhaupt, im 5. bis 7.: 'Ueber die Entſtehung der Wörter'. Im 8. bis 10. (ebenfalls erhalten) wurde 'Ueber die Beugung der Wörter' geſprochen. In den verlorenen 11. bis 13. ſoll über die Beugungen im Allgemeinen gehandelt ſein. Dann folgte die Syntax; ob ſie aber den Gegenſtand aller elf Bücher bildete, iſt ſehr zweifelhaft.

Trotz des Mangels an Ordnung im Einzelnen, der Unklarheit und vielfachen Verkehrtheit der Behandlung iſt der Verluſt dieſes umfaſſenden Werkes dennoch einer der am meiſten beklagenswerthen. Der große grammatiſche Eifer und Fleiß, die umfaſſenden antiquariſchen Studien, die von den Alten gerühmte und auch in den uns von Varro erhaltenen Werken und Fragmenten hervortretende Kenntniß des Altrömiſchen und der italiſchen Dialekte würde ihm ſicherlich ſowohl für die Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft überhaupt, als der römiſchen Sprache insbeſondre einen unerſetzlichen Werth verliehen haben.

Mit der weiteren Entwickelung der griechiſchen Grammatik

---

[1]) Die ganze Stelle lautet: artificibus maxuma causa ars; id est ab arte medicina ut sit medicus dictus, a sutrina sutor, non a medendo ac suendo, quae omnino ultimae earum rerum radices....

nahm auch die Einſicht der römiſchen Grammatiker in ihre Sprache und Sprache überhaupt zu; ſo kennt Quintilian ſchon den terminus modi[1]) und iſt reich an geiſtvollen Gedanken überhaupt[2]). Man leitete lateiniſche Wörter von griechiſchen ab[3]), begab ſich aber zugleich in eine ſolche Abhängigkeit vom Griechiſchen, daß manche, mit Vernachläſſigung des römiſchen Sprachgebrauchs, ſelbſt in den Nebenformen auf ere ſtatt erunt, um wenigſtens eine Dualform zu beſitzen, den Dual erkennen wollten[4]). Manche derartige Auswüchſe verſchwanden wieder im Laufe der Zeit, ja in einigen Punkten der Grammatik leitete die minder reiche römiſche Sprache die römiſchen Grammatiker ſogar ſicherer, als dieß die griechiſche bei den Griechen vermocht hatte[5]), ihre Etymologie iſt im Allgemeinen der griechiſchen ſogar überlegen; in andern jedoch blieb die ſclaviſche Nachahmung der Griechen ſelbſt bis in die ſpäteſten Zeiten[6]). Jede ſelbſtſtändige geiſtige Thätigkeit war ja eigentlich ſchon mit der Gründung des cäſariſchen Despotismus erſtorben und ſelbſt die höchſte geiſtige Frage — die religiöſe — war nicht mächtig genug, ihr neues Leben einzuhauchen. Seit den Antoninen war nur noch der Genuß der alten Ueberreſte übrig geblieben. Dieſer war aber wenigſtens im Stande, das Studium der Sprache zu erhalten, in welcher ſie überliefert waren und demgemäß ſchließen die Römer mit grammatiſchen Arbeiten ab, welche dazu genügten, eine grammatiſche Kenntniß des Latein und ſomit eine Hauptgrundlage der neueren Cultur, ja durch Benutzung und Aufnahme der Reſultate der großen griechiſchen Grammatiker ſelbſt ſprachwiſſenſchaftlichen Sinn, Trieb und Eifer durch und über die dunkeln Zeiten des

---

[1]) De instit. orat. I. 5. 41.
[2]) a. a. O. I. 6.
[3]) Gräfenhan a. a. O. IV. 224.
[4]) Quintil. a. a. O. I. 5. 42 ff.
[5]) vgl. z. B. Steinthal S. 650.
[6]) vgl. ebdſ. 645 über Supinum, Gerundium.

Mittelalters zu bewahren und zu retten; dadurch trugen ſie nicht wenig dazu bei, einige der Hauptelemente zu ſchützen, deren der germaniſche Geiſt bedurfte, um langſam und naturgemäß zur Erfüllung ſeiner Aufgabe zu erſtarken: vermittelſt der Neubelebung der alten Cultur ſich zur Schöpfung einer höheren und weit umfaſſenderen zu befähigen.

Das bedeutendſte und letzte dieſer Werke — deſſen Studium ſich durch das ganze Mittelalter verfolgen läßt[1]) — ſind die achtzehn Bücher commentariorum grammaticorum von Priscian (512—560 n. Chr.), welcher unter Juſtinian in Conſtantinopel lehrte. Die beiden erſten Bücher enthalten die Lautlehre; die beiden folgenden einiges ſehr ſchwache, welches wir der Themenlehre zuweiſen würden; das 5. bis 16. die Lehre von den Redetheilen mit ihrer Flexion; die beiden letzten die Syntax.

Eine beſondre Bedeutung erhält das Werk durch ſeinen engen Anſchluß an die großen griechiſchen Grammatiker Apollonius Dyscolus und Herodian, ſo wie durch viele Mittheilungen über altes Latein und anomalen Gebrauch.

Seine Auffaſſung der Erſcheinungen der lateiniſchen Sprache iſt oft ganz roh empiriſch, ſo z. B. iſt ihm in tremui im Verhältniß zu tremo das o des letzteren in u übergegangen (I. 34), ſogar das n von sino in sivi in v (I. 40); in andern iſt von der tieferen Betrachtung der Griechen eine gute Anwendung gemacht, z. B. magnanimitas von magnanimus abgeleitet, nicht als eine Zuſammenſetzung von magnus und einem nicht exiſtirenden animitas gefaßt[2]). Die Vergleichung des Latein mit dem Griechiſchen ſpeciell dem äoliſchen Dialekt (vgl. I. 36) nimmt eine hervorragende Stelle ein und iſt bis auf eine uns ziemlich nahe Zeit von großem Einfluß geblieben. Von einigen Formen heißt es grabezu quas a Graecis accepimus (II. 43); ſelbſt

[1]) vgl. Hertz in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Priscian, p. XXX.
[2]) Steinthal a. a. O. 618.

lautliche Verhältniſſe werden durch Beihülfe des Griechiſchen erklärt, z. B. bene zu bonus durch Vergleichung des Verhältniſſes von lateiniſch genu zu γόνυ 'in quo Aeoles sequimur: illi enim ἐδόντα pro ὀδόντα dicunt' (I. 34); man ſieht, es ſind Anfänge einer vergleichenden Grammatik aber keineswegs viel verſprechende.

IV.

Einfluß des Chriſtenthums auf die Förderung der Sprachwiſſenſchaft; europäiſches Mittelalter; Buddhiſten.

Für die ſprachwiſſenſchaftliche Darſtellung und Betrachtung der eignen Sprache vom ſtatiſtiſchen, auf ſie ſelbſt beſchränkten (iſolirten), Standpunkt waren durch die indiſche und griechiſch-lateiniſche Methode Muſter und Antriebe gegeben. Allein, wie viel auch dadurch für die Erkenntniß der eignen Sprache ermöglicht war, eine wahrhaft richtige Auffaſſung derſelben, oder gar eine Aufnahme der höheren ſprachlichen Probleme, welche auf wiſſenſchaftlichen Erfolg hätte zählen können, war nur durch Heranziehung fremder Sprachen zu erzielen. Nur dadurch konnte man zur Erkenntniß der in den Sprachen herrſchenden Mannigfaltigkeit, ihrer Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, ihrer Verwandtſchaft und Fremdartigkeit gelangen; nur die größtmögliche Erweiterung der Sprachenkunde konnte der Wiſſenſchaft den Umfang des Geſichtskreiſes erwerben, welcher zur Weiterförderung derſelben nothwendig war.

Einer ſolchen Richtung ſtand aber der ganze Geiſt des claſſiſchen Alterthums entgegen. Die fremden Sprachen, mit denen es in Berührung kam, mit dem Namen barbariſch gebrandmarkt, fanden außer zu praktiſchen Zwecken höchſtens bei ethnologiſchen Fragen — bei Beſtimmung der Völkerverwandtſchaft — einige Beachtung; in wiſſenſchaftlicher Beziehung waren ſie ihm gleichgültig; ſelbſt das Griechiſche und Lateiniſche, obgleich von Römern

und Griechen wechſelſeitig berückſichtigt, ſcheint doch weder bei dieſen noch jenen zu einer internationalen Bearbeitung — Griechiſch in lateiniſcher Sprache für Römer und umgekehrt Latein in griechiſcher Sprache für Griechen — gelangt zu ſein: Dieſe Nichtberückſichtigung der barbariſchen Sprachen erhielt auch gewiſſermaßen eine Berechtigung in der Raſchheit, mit welcher ſie ſich vor dem Andrang der römiſchen und griechiſchen Cultur beugten und theils ganz verſchwanden, theils dem Verſchwinden nahe kamen.

Die griechiſche Herrſchaft hatte ſich unter Alexander d. Gr. und ſeinen Nachfolgern bis in Indien hinein verbreitet. Die griechiſche Sprache hatte ſich in Aegypten und dem weſtlichen Theil des Seleucidenreiches als Sprache der Gebildeten feſtgeſetzt und als Vehikel einer höheren Cultur ſelbſt noch viel weiter ſowohl in Aſien als Europa und Afrika verbreitet. Könige der Parther waren mit der griechiſchen Sprache zu Craſſus' Zeit vertraut und ein König von Armenien, Artavasdes, ſchrieb ſogar Reden, Geſchichte und ſelbſt Tragödien in griechiſcher Sprache[1]). Kurz die Macht der griechiſchen Cultur war in einem großen Theil des weſtlichen Aſiens und Aegypten ſo groß und nahm unter der Herrſchaft des oſtrömiſchen Reiches noch ſo ſehr zu, daß ohne ein beſonderes Hinderniß die urſprünglichen Sprachen wahrſcheinlich eben ſo ſehr verſchwunden ſein würden, wie dieß in Thracien, Illyrien, Spanien und Gallien geſchehen iſt.

Dennoch wurde noch zur Zeit des claſſiſchen Alterthums ein mächtiger Grund für die Aufnahme der nicht claſſiſchen Sprachen in das Bereich der Sprachwiſſenſchaft gelegt, nicht aber durch die Repräſentanten des claſſiſchen Geiſtes, ſondern das große Ereigniß, welches die ganze damalige Denkweiſe umgeſtaltete, die Schöpfung des Chriſtenthums, trug auch dieſe wichtigſte Erweiterung der Sprachwiſſenſchaft in ihrem Schooße.

---

[1]) Plutarch Crassus, 33.

Wo ſich eine irgend lebensfähige Sprache im Munde des eigentlichen Volkes noch erhalten hatte, ſetzte ſie dem weiteren Abſterben derſelben nicht allein einen kräftigen Damm entgegen, ſondern bewirkte auch, daß ſie literariſch fixirt ward, ſelbſt zu einer gewiſſen Blüthe gelangte, wenigſtens ſo viel ſchriftliches hinterließ, daß der heutigen Sprachforſchung die Kenntniß des damaligen Zuſtandes derſelben ermöglicht wird. Dieß geſchah vorzugsweiſe dadurch, daß ſich das Chriſtenthum, wohin es gelangte, nicht bloß an die Gebildeten wandte, ſondern auch und zwar vorzugsweiſe an das niedere Volk, in deſſen Kreiſen es auch ſeine meiſten und entſcheidendſten Eroberungen machte. Dadurch war es in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich der Volksſprache zu bedienen. Da es im Anfang ſeiner Geſchichte — im grellen Gegenſatz zum Islam — ſich nicht durch die Gewalt des Schwertes, ſondern nur durch die Macht des Wortes, insbeſondre ſeiner heiligen Schriften zu verbreiten vermochte, mußte es — was jener für unnütz, ja für unmöglich, ſelbſt freventlich hielt — ſie in die Sprachen aller Völker überſetzen, zu denen es drang. Dadurch erhielten dieſe in ihrer Sprache Bücher, welche, bei der Einheit der chriſtlichen Gemeinden, den Gebildeten wie den Ungebildeten unter ihren Mitgliedern gleich heilig waren und daher auch jene zu dem Gebrauch der Volksſprache zurückführten. Keine heilige Sprache trat bei den Chriſten mit ähnlicher Excluſivität, wie die claſſiſchen, den übrigen gegenüber; alle Völker, welche das Chriſtenthum annahmen, erhielten heilige Schriften in ihren Sprachen, die dadurch gewiſſermaßen ſelbſt geheiligt wurden. Wie alle Menſchen durch das Chriſtenthum gleiche Berechtigung empfingen, ſo auch alle Sprachen und damit war der Bann gebrochen, welcher der weiteren Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft ſo verderblich zu werden drohte.

So verdanken wir ſchon den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums die Entwickelung einer koptiſchen, ſyriſchen, armeniſchen, georgiſchen und äthiopiſchen Literatur, ſo wie das älteſte Denk-

mal unſrer Mutterſprache — die gothiſche Ueberſetzung von mehreren Theilen der heiligen Schriften —. Auch die Anfänge der altiriſchen Literatur — der älteſten Ueberreſte der celtiſchen Sprache — obgleich nicht von einer Bibelüberſetzung begleitet — werden dem Einfluß des Chriſtenthums verdankt; mit den Anfängen der angelſächſiſchen Literatur iſt wieder eine Ueberſetzung heiliger Schriften verbunden und eine ſolche ſteht auch an der Spitze der ſlaviſchen. Die römiſch-katholiſche Kirche, in welcher die lateiniſche Sprache durch Gregor VII. als Kirchenſprache feſtgeſtellt ward, trat zwar der Verbreitung der Bibel in Volksſprachen mehr oder weniger hindernd entgegen. Dagegen aber erhob ſich dieſes Beſtreben mit deſto größerer Macht in den proteſtantiſchen Confeſſionen und ſeit der Gründung der erſten engliſchen Bibelgeſellſchaft (7. März 1804 in London), welcher viele andre auf dem Continent nachfolgten, hat es an Umfang ſo ſehr zugenommen, daß bald nur noch wenige Völker exiſtiren werden, denen es nicht möglich wäre, die heiligen Schriften in ihrer eigenen Sprache zu leſen: eine Wirkſamkeit von auf jeden Fall eben ſo ſegensreichen Folgen für die Erweiterung der Sprachenkunde als die Verbreitung des Chriſtenthums.

Doch die Erweiterung dieſer Richtung des Chriſtenthums zu einer unmittelbaren Förderung der Sprachwiſſenſchaft durch genauere, grammatiſche Behandlung ſelbſt unkultivirter Sprachen, in welche die heiligen Schriften übertragen wurden, gehört erſt einer viel ſpäteren Zeit an. In der, von welcher jetzt die Rede iſt, beſchränkt ſie ſich weſentlich auf die Erhaltung mehrerer Volksſprachen, die darin entſtehende Literatur auf den Dienſt der Kirche. Eine dieſe Gränzen überſchreitende Literatur und theilweis ſelbſt grammatiſche Bearbeitungen entwickeln ſich nur in den Kreiſen, welche den Herden der damaligen Cultur ferner ſtanden, oder durch religiöſe Partheiungen entfremdet wurden, dem Syriſchen, Armeniſchen und Aethiopiſchen. Zu der ſtaunenswerthen gothiſchen Ueberſetzung, dem Werk eines unzweifelhaft auch in

ſprachlicher Beziehung höchſt begabten Mannes, trat weder eine gothiſche Grammatik noch Lexikon. Sie war eben nur Nothbehelf zur Belehrung der Ungebildeten, der der damaligen Bildungsſprachen — des Griechiſchen und Latein — unkundigen. Dieſe blieben ſelbſt nach Zerſtörung des weſtrömiſchen Reiches die Sprachen der Kirche und der Cultur überhaupt. Als ſich die Gothen von der römiſchen Cultur bemeiſtern ließen, fanden ſich nicht einmal mehr Abſchreiber genug, um dieß für die baldigen Herrſcher von faſt ganz Europa ſo bedeutungsvolle Werk der Zukunft in ſeiner Vollſtändigkeit zu erhalten.

So war dieſe Richtung des Chriſtenthums in ihren Anfängen für die Sprachwiſſenſchaft von mehr extenſiver Bedeutung; doch trat auch ein andres Moment hinzu, welchem wir einen mehr intenſiven Werth zuſchreiben müſſen.

Dadurch, daß das Chriſtenthum aus dem Judenthum hervorgegangen, mit deſſen heiligen Schriften im innigſten Zuſammenhang ſtand, im Weſentlichen darauf gebaut war, wurde auch dieſes in den Culturkreis gezogen, welcher ſich auf dem Boden des Chriſtenthums zu entwickeln begann. Das Verſtändniß der heiligen Schriften in ihrem Urtext gewann eine immer mehr ſteigende Bedeutung und in Folge davon trat zu den claſſiſchen Sprachen, welche bis dahin allein wiſſenſchaftlich betrieben waren, als gleichberechtigte, ja wegen der Heiligkeit ihres Inhalts ſie noch überragende, die hebräiſche Sprache. Damit war dem Kreiſe der ſprachwiſſenſchaftlichen Betrachtung eine Sprache nahe gerückt, welche einem ganz andern Stamm angehörig, als die claſſiſchen Sprachen, dieſen ganz fremdartig gegenüberſtehend, bei fortſchreitender Erkenntniß derſelben, nicht wenig dazu beitragen mußte, die auf jene gebauten Anſchauungen über allgemein ſprachliche Fragen umzuwandeln oder ſelbſt als Irrthümer zu erweiſen.

Aber nicht bloß durch ihre Sprache wurden die heiligen Schriften für die weitere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft von Wichtigkeit, ſondern auch durch ihren Inhalt.

Die darin hervortretende Ueberzeugung von der Abſtammung aller Menſchen von einem Menſchenpaar, der urſprünglichen Einheit aller Sprachen, der Mythus über die Spaltung der Urſprache in verſchiedene, welche lange als unbedingte Glaubensartikel galten, konnten nicht verfehlen, auf die wichtigſten Probleme der Sprachwiſſenſchaft — insbeſondre die Entſtehung der Sprache, ob durch die menſchliche Weisheit (nach Philo)[1]), oder Vernunft (die λογικὴ δύναμις ἐντεθεῖσα παρὰ τοῦ Θεοῦ τῇ φύσει τῶν ἀνθρώπων) nach Gregorius von Nyſſa[2]), oder, wie die Gegner ſagten, ſpeciell durch Gott (ὁ θεὸς ἔθετο τὰς προσηγορίας τοῖς οὖσι)[3]) — einen bedeutenden Einfluß zu üben und bei Vertheidigung oder Widerlegung derſelben den ſprachwiſſenſchaftlichen Neigungen und Kräften einen dauernden und ausgedehnten Kampfplatz zur Uebung ihrer Waffen zu gewähren.

Die Juden haben ſich, ſo lange ſie ſelbſtſtändig waren, weder durch wiſſenſchaftliche noch ſociale Entwickelung beſonders ausgezeichnet. Ihre geiſtige Schöpfungen bewegen ſich vorzugsweiſe auf dem Gebiete der Religion, wie denn die hohe Stellung, welche ſie in der menſchlichen Culturgeſchichte einnehmen, weſentlich darauf beruht, daß ſie, ſoweit ihre Geſchichte reicht, die Träger der Idee eines einzigen Gottes und der daraus fließenden ſtrengen Moral ſind, mit andern Worten: die Repräſentanten der bei andern Völkern des Alterthums auseinanderfallenden, bei ihnen aber zu innigſter Einheit verſchränkten Religion und Moral, gewiſſermaßen das Religionsvolk κατ' ἐξοχήν. Erſt nachdem ſie ihre Selbſtſtändigkeit eingebüßt hatten, entwickelten ſie in ihrer Zerſtreuung in der Berührung mit andern Völkern eine intellectuelle Thätigkeit, durch welche ſie, wo ſie nicht mit Gewalt

---

[1]) De creatione § 52 cf. Quaest. in Genesim A. I. 15 § 20. 22. und de confusione linguarum, ed. Pfeiffer III. p. 402.

[2]) Diss. XII contra Eunomium ed. 1638. II. p. 768.

[3]) ebdſ.

gehemmt oder unterdrückt waren, in den Stand geſetzt wurden, in der Culturentwickelung mit den Völkern, unter denen ſie lebten, nicht nur zu wetteifern, ſondern ſogar mehrfach eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Eines ihrer Hauptverdienſte aber beſteht vor allem darin, daß ſie trotz alles Leids und aller Verfolgungen, welche faſt zu allen Zeiten ihr Erbtheil waren, ihre heiligen Schriften bewahrt haben und nie abließen, zur treuen Erhaltung und Wiederherſtellung des Textes und Verſtändniſſes derſelben, ſo viel als die Umſtände erlaubten, beizutragen. In der Eröffnung des letzteren für die Ungelehrten ſind ſie die Vorgänger des Chriſtenthums und haben ſich den Ruhm erworben, wenn nicht, ſo weit bekannt, die erſte Ueberſetzung eines umfaſſenden Werkes — dieſer möchte den neueren Unterſuchungen gemäß[1]) vielleicht den Ueberſetzern der zoroaſtriſchen Schriften in die Pahlavi-Sprache zuzuſprechen ſein — doch die zweite veranſtaltet zu haben. Dieſe iſt die griechiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welche im 3. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung, zum Gebrauch der des Hebräiſchen unkundigen Juden in Aegypten, im macedoniſch-attiſchen Dialekt abgefaßt ward und unter dem Namen Septuaginta bekannt iſt. Sie beruht auf einem hebräiſchen Text, welcher der beſſeren Conſtituirung des Urtextes voranging. Nichts deſto weniger gewann ſie in den ägyptiſch-jüdiſchen Kreiſen ein hohes Anſehen und trat faſt ganz an die Stelle des Urtextes, wie denn ſowohl Philo als Joſephus ſich vorzugsweiſe ihrer bedienen. Noch mehr wuchs ihre Bedeutung bei den Chriſten; aber grade dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der Juden auf ihre vielfachen Abweichungen von dem in der Zwiſchenzeit recipirten Grundtext gezogen. In Folge davon wurde im Laufe des zweiten Jahrhunderts unſrer Zeit-

[1]) vgl. An old Zand Pahlavi Glossary edited .... by Destur Hoshengji Jamaspji, revised .... by Martin Haug. Bombay &c. 1867. III ff. und XIII ff.

rechnung von Aquila eine neue ſclaviſch treue griechiſche Ueberſetzung verfaßt, welcher bald nachher eine Umarbeitung des griechiſchen Vulgärtextes durch Theodotion[1]) und eine freiere Ueberſetzung durch Symmachus folgte. Dieß zeigte den Chriſten die Nothwendigkeit auf den hebräiſchen Grundtext zurückzugreifen, wie ſie denn ſchon bei Origenes und ſpäter Hieronymus hervortritt. Damit war die hebräiſche Sprache als ein weſentlicher Theil in die chriſtliche Wiſſenſchaft aufgenommen und ihr wenigſtens für die Zukunft eine hervorragende Stelle im Kreiſe der Sprachwiſſenſchaft geſichert.

Nach einer andern Seite dagegen trat die Förderung oder vielmehr Sicherung einer zukünftigen Sprachwiſſenſchaft durch den Einfluß des Chriſtenthums faſt unmittelbar hervor, begleitete das ganze europäiſche Mittelalter, deſſen tiefe Nacht nicht ſelten durch ein magiſches Halbdunkel beleuchtend, und diente faſt als das weſentlichſte Moment zur Erhaltung des dünnen, jeden Augenblick zu zerreiſſen drohenden Fadens, welcher die alte Cultur mit der neuen zu verbinden beſtimmt war und dadurch allein, daß er nicht ganz abriß, die raſche und hohe Entwickelung der letzteren ermöglichte.

Mit der Verbreitung des Chriſtenthums zu den Völkern, welche dem römiſchen Reiche nicht angehörten, verbreiteten ſich auch in größerem oder geringerem Maaße die Sprachen, in denen es ſeine bisherige Entwickelung erhalten hatte und ſeine Grundſchriften abgefaßt waren. Dieſe waren vorzugsweiſe die lateiniſche und griechiſche und in letzter Inſtanz auch die hebräiſche. Für die bei weitem größte Anzahl der europäiſchen Völker nahm die lateiniſche Sprache die erſte Stelle ein; die Bibel wurde ihnen in lateiniſcher Sprache in die Hand gegeben, die Kirchenſprache war lateiniſch und in dieſer Sprache waren die meiſten Werke

[1]) vgl. Geiger: Urſchrift und Ueberſetzungen der Bibel u. ſ. w. Breslau, 1857. S. 160 ff.

abgefaßt, die ſich auf das Chriſtenthum bezogen. Jeder, welcher ſich kraft ſeines Berufes mit ihm beſchäftigte, war demnach mit Nothwendigkeit darauf hingewieſen, ſich eine Kenntniß dieſer Sprache zu erwerben. Da, was ſich an Wiſſenſchaft erhalten hatte, vorzugsweiſe ja faſt allein von Geiſtlichen geübt ward, ſo wurde Latein auch die Sprache der Wiſſenſchaft und war ſomit auch von den wenigen zu erlernen, welche außerhalb dieſes Kreiſes von einem wiſſenſchaftlichen Trieb beherrſcht wurden. So verbreitete und erhielt ſich nicht bloß die Kenntniß des Latein in verhältnißmäßig weitem Kreis, ſondern wurde auch, wenigſtens theilweis, mit Ernſt und Eifer geübt. Eine Menge der verſchiedenartigſten Schriften, proſaiſche und poetiſche, wurden in ihm abgefaßt, in Gloſſen und grammatikaliſchen Ueberſichten[1]) — denen wir keine geringe Kunde des damaligen Zuſtandes der europäiſchen Sprachen, insbeſondre der iriſchen und unſrer Mutterſprache, ſo wie der mittelalterlichen Verhältniſſe überhaupt, verdanken[2]) — Hülfsmittel zur Erlernung deſſelben niedergelegt. Dadurch ward einerſeits ein Antrieb gegeben, daß die Schätze der lateiniſchen Sprache, trotz des bisweilen eingeſchärften Verbots, claſſiſche Schriften zu leſen[3]), bewahrt und durch Abſchriften vervielfältigt wurden, auch wenn ſie ſich nicht auf das kirchliche Leben bezogen, andrerſeits der Sinn für die grammatiſche Behandlung einer fremden Sprache in der eignen geweckt und wohl auch ſchon einigermaßen gekräftigt.

Mehr in den Hintergrund trat zwar die griechiſche Sprache, doch auch auf ſie, als Trägerin des Grundtextes des neuen Teſtamentes blieb wenigſtens im Allgemeinen die Aufmerkſamkeit

[1]) Eine lateiniſch-ſächſiſche Grammatik: Aelfrici († 1051) Grammatica Latino-Saxonica cum ejusdem Glossario iſt in Somneri Dictionarium Saxonico-latino-anglicum, Oxford 1691 edirt.

[2]) Vgl. Diefenbach: Novum Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt 1867 p. IX und XII ff.

[3]) Heeren: Geſchichte des Studiums der claſſiſchen Literatur, I. 66.

gerichtet; in dem byzantiniſchen Reich, in Italien und ſporadiſch auch ſonſt[1]) war Gelegenheit ſie zu erlernen und auf jeden Fall wirkte die dafür geweckte Theilnahme ſo weit, daß auch die griechiſchen Handſchriften nicht ganz vernachläſſigt wurden.

Die hebräiſche Sprache trat, trotz der Verehrung derſelben als Urſprache[2]), bei der zunehmenden Verfinſterung des Mittelalters natürlich — insbeſondre ſeit dem 5. Jahrhundert — ganz in den Hintergrund. Die Bewahrung und Vervielfältigung des hebräiſchen Textes der heiligen Schrift blieb den Juden überlaſſen, wo ſie auch in guten und treuen Händen geborgen war.

Mit der Aufmerkſamkeit auf fremde Sprachen und der Uebung des Latein insbeſondre mußte natürlich auch eine Beachtung und Ausbildung der eigenen Sprache ſich entwickeln. Dazu trugen die vielen ſchriftlich abgefaßten Ueberſetzungen, Gloſſarien u. ſ. w.[3]), die poetiſchen Bearbeitungen insbeſondre bibliſcher Stoffe bei; in unſerm Vaterlande auch die von Hrabanus Maurus eingeführte deutſche Predigt. Dieſe Beachtung ging bekanntlich unter Karl d. Gr. ſchon ſo weit, daß er die alten Nationallieder ſammeln ließ. Daß dieſe Sammlung ſich nicht erhalten

---

[1]) So wurde im Kloſter zu St. Gallen im 10. Jahrhundert Griechiſch getrieben; die drei Ottonen ſtanden in Verbindung mit Griechenland; in Canterbury war ein Grieche aus Tarſus in Cilicien Biſchof; Gerbert, ſpäter Pabſt Sylveſter, verſtand Griechiſch und im 12. Jahrhundert war die Kenntniß deſſelben in Frankreich ziemlich verbreitet (Heeren, Geſchichte des Studiums der claſſiſchen Literatur I. 164. 83. 84. 166. 200.).

[2]) Schon bei Origenes 11. Homilie zu dem Buche der Numeri: Mansit lingua per Adam primitus data, ut putamus, Hebraea, in ea parte hominum, quae non pars alicujus angeli, sed quae Dei portio permansit. — Ferner bei Hieronymus (Epist. ad Damasum): Initium oris et communis eloquii et hoc omne quod loquimur, Hebraeam esse linguam, qua vetus testamentum scriptum est, universa antiquitas tradidit; und zu Jesajas c. 7. Omnium enim fere linguarum verbis utuntur Hebraei.

[3]) Vgl. Graff Althochdeutſcher Sprachſchatz Bd I. S. XXXIII ff. für Althochdeutſch, Zeuss Grammatica Celtica für Altiriſch, und die Arbeiten der auf dieſen Gebieten thätigen Forſcher, wie Mone, Stokes u. aa.

hat, iſt ſicherlich einer der ſchwerſten Verluſte, den die deutſche Wiſſenſchaft überhaupt und Sprachwiſſenſchaft insbeſondre erlitten hat. Einen unſchätzbaren, aber ſicherlich keineswegs ihn ausgleichenden Erſatz gewährt uns die mehrere Jahrhunderte ſpäter (etwa im 12. und 13. Jahrhundert) in Island vollzogene Sammlung (Edda) der altnordiſchen Lieder u. ſ. w., welche glücklicherweiſe auf uns gekommen iſt und für die Geſchichte unſrer Sprache, für die Kenntniß der altgermaniſchen Religion, Mythologie und Zuſtände überhaupt eine Bedeutung hat, welche ſich, insbeſondre ſeit dem die vergleichende Methode auf die tiefere Durchforſchung auch dieſer Gebiete ihre Anwendung findet, mit jedem Tage mächtiger herausſtellt.

Von grammatiſchen Arbeiten des europäiſchen Mittelalters, welche die Volksſprachen ſpeciell behandeln, iſt mir nur eine bekannt, eine Grammatik der Sprache von Wales und auch dieſe iſt erſt im 13. Jahrhundert abgefaßt; ſie beruht jedoch auf einer älteren, welche ſchon im 10. Jahrhundert geſchrieben ſein ſoll[1]).

Eine unmittelbare Förderung der Sprachwiſſenſchaft iſt demnach im europäiſchen Mittelalter kaum nachzuweiſen. Allein es läßt ſich nicht verkennen, daß ſchon durch die Aufmerkſamkeit auf, ja Verehrung vor fremden Sprachen, welche ihm — ganz im Gegenſatz zu dem claſſiſchen Alterthum — von dem Chriſtenthum eingepflanzt wurde — eine Verehrung, die auf religiöſe Grundlage gebaut, durch Kenntniß der in ihnen erhaltenen wunderbaren Werke zu einer rein menſchlichen Liebe zu werden verſprach — der Neigung und Richtung auf allgemein ſprachliche Forſchungen ſo vorgearbeitet ward, daß ſie ſich in ſpäterer Zeit zu dem mächtigen wiſſenſchaftlichen Triebe zu entfalten vermochten, der in unſren Tagen zu den lohnendſten Erfolgen geführt hat.

---

[1]) Desparth Edeyrn Aur; or The ancient Welsh Grammar, which was compiled by Royal command in the thirteenth century by Edeyrn the golden tongued &c.; with English translations and notes by Rev. John Williams ab Ithal. Llandovery 1856; vgl. p. XI.

Ehe wir dieſen Abſchnitt ſchließen, wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß der Buddhismus, welcher durch die in ihm herrſchenden ſittlichen Grundſätze unter allen Religionen, welche der Menſchengeiſt geſchaffen, nächſt der chriſtlichen und jüdiſchen, die ehrwürdigſte Stelle einnimmt, auch in Bezug auf Förderung der Sprachwiſſenſchaft, eine wenn auch nicht ſo bedeutende, doch dem Chriſtenthum ähnliche Wirkung geäußert hat. Auch ſeine heiligen Schriften wurden in die Sprachen der Völker übertragen, zu denen er drang und haben dadurch theils Literaturen in Sprachen erzeugt, welche bis dahin nur der mündlichen Vermittlung dienten, theils — und was für die Sprachwiſſenſchaft nicht minder wichtig, ja faſt noch wichtiger iſt — Schriften hervorgerufen und erhalten, welche uns noch lebende Sprachen in Zuſtänden wiederſpiegeln, die lange vorübergegangen ſind und dadurch zu einer hiſtoriſchen Behandlung derſelben Hülfsmittel darbieten. Hierhin gehören in Mittelaſien die literariſchen Erzeugniſſe der Tibetaner, Mongolen, Kalmücken, in der aſiatiſchen Inſelwelt insbeſondre die der Ceyloneſen, welche vom größten Einfluß auf die übrigen Inſeln bis zu den Philippinen hin waren[1]), in Hinterindien die der Siameſen, ſo wie der übrigen Völker, bei denen ſich eine Literatur entwickelt hat; in China und Japan die im Chineſiſchen, Japaneſiſchen und der Mandſchu-Sprache der buddhiſtiſchen Literatur angehörigen Schriften.

---

[1]) So z. B. iſt die alte Tagala-Schrift, wie insbeſondre die Vergleichung der Formen für v und y zeigt, auf das allerinnigſte mit der ceyloneſiſchen verwandt, ſ. die Formen der Tagala-Schrift in 'Reiſe der Novara' II, 209 (vgl. auch die Tafeln bei Fr. Müller: Ueber den Urſprung der Schrift der malayiſchen Völker in den Sitzungsberichten der philoſ.-hiſtor. Claſſe der Wiener Akad. d. Wiſſ. 1865 Juni, und in 'Reiſe der Novara: linguiſtiſcher Theil' S. 238), die der ceyloneſiſchen in den ſich auf dieſe und das Pâli beziehenden Schriften. Müller hat in den beiden vergleichenden Tafeln, welche oben erwähnt ſind, das ceyloneſiſche Alphabet ſonderbarer Weiſe ausgelaſſen; ſonſt würde ihm dieſer engere Zuſammenhang nicht entgangen ſein.

Inſofern die buddhiſtiſchen Schriften theils aus dem Pâli überſetzt ſind, theils aus dem Sanſkrit und auch das letztere in einer noch nicht genauer zu beſtimmenden Periode als Gelehrtenſprache faſt allenthalben bekannt wurde, wo das Pâli ſich als Religionsſprache feſtgeſetzt hatte, trat bei dieſen Völkern mit denen der chriſtlichen Welt ſelbſt darin eine Aehnlichkeit ein, daß auch ſie eine oder ſelbſt zwei in religiöſer Beziehung verehrte Sprachen erhielten — das Pâli oder Sanſkrit, oder beide zuſammen. Allein obgleich dieſes Verhältniß auch ſelbſt in jenen Gegenden dahin gewirkt hat, daß einſt beide vielfach fleißig erlernt wurden, das Pâli ſelbſt heute noch [1]), ſo haben ſie doch ſo viel mir bekannt — abgeſehen von Grammatiken der heimiſchen Sprachen — zu eigenen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten nicht geführt, ſo daß dieſer Einfluß des Buddhismus, wenigſtens nach dieſer Seite hin, bis jetzt nicht den Bekennern dieſer Religion, ſondern der europäiſchen Wiſſenſchaft zu Gute kommt.

V.

Arabiſche und jüdiſche Sprachwiſſenſchaft.

Mit der Vernichtung des weſtrömiſchen Reiches hatte der Pulsſchlag der antiken europäiſchen Cultur — welcher ſchon in deſſen letzten Jahrhunderten immer leiſer und langſamer geworden war — zu ſchlagen aufgehört und in wiſſenſchaftlicher Beziehung fing eine Grabesſtille an faſt ganz Europa zu bedecken. Doch wie ihre zerbrochenen Kunſtdenkmäler, ſo ſchützten die Trümmer und der Schutt der zuſammengeſtürzten antiken

[1]) Das treffliche Reiſewerk von Adolf Baſtian 'Die Völker des öſtlichen Aſien' (bis jetzt vier Bände) iſt voll von Zeugniſſen des Fleißes und Eifers, mit welchem die Landesſprachen und das Pâli, ſo wie die darin abgefaßten Werke in Hinterindien ſtudirt werden und in welch weiten Kreiſen die heimiſche Gelehrſamkeit dort verbreitet iſt.

herrlichkeit auch die unter ihnen geborgenen Wurzeln wiſſenſchaftlicher Bildung, ſo daß ſie in einem faſt tauſendjährigen Schlaf einer wunderbaren und viel großartigeren Neubelebung entgegenzuſchlummern vermochten.

Während Europa ſo in tiefe Finſterniß gehüllt langſam einem neuen Tage entgegenging, erhob ſich wie im Fluge raſch und glänzend eine neue und, wenn gleich weder tiefe noch ſchöpferiſche, doch reich entfaltete mächtige Cultur in Aſien. Mit ihren äußerſten Enden in die Südſpitzen Europas hineinragend, übte ſie ſogleich auch einen unmittelbaren Einfluß auf daſſelbe; noch größer aber ſollte der mittelbare ſein, der ſich, beſonders für die Sprachwiſſenſchaft, erſt ſpäter geltend zu machen begann, ſelbſt unter unſern Augen noch fortwirkt und eine ſteigende Bedeutung in Ausſicht ſtellt.

Gleichwie das friſche Volk der Germanen ſich auf das weſtrömiſche Reich geſtürzt hatte, ſo brachen aus den weiten Flächen Arabiens die Kinder der Wüſte hervor, fielen mit gewaltigem, durch den Fanatismus einer neuen Religion geſteigertem, ja unwiderſtehlich gewordenem Ungeſtüm über das in Marasmus verſunkene oſtrömiſche Reich her, eroberten im raſchen Flug faſt den größten Theil deſſelben, fügten dazu öſtlich und weſtlich gelegne Länder nichtrömiſcher Herrſcher und verbreiteten in kurzer Zeit ihre Macht von den Ufern des Indus durch Aſien und Afrika hin bis zu denen des Ebro.

Die Araber, eines der edelſten[1]) und geiſtreichſten Völker des ſemitiſchen Stammes, ähnlich wie die, ihnen innigſt verwandten, Juden, zwar ohne wiſſenſchaftliche Initiative, aber mit

---

[1]) Palgrave, durch deſſen Reiſen wir das eigentliche Arabien und die Araber in neuſter Zeit erſt kennen gelernt haben, iſt voll ihres Ruhmes; er vergleicht ſie ſogar, was in den Augen eines Engländers natürlich das denkbar höchſte, mit den Engländern, ſ. William Gifford Palgrave's Reiſe in Arabien. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1867. I. p. 19 (= 24 des Originals) und S. 53 (= 70 des Originals).

der vielſeitigſten Empfänglichkeit und großer Anlage zu logiſcher Schärfe und Conſequenz begabt, ſtießen in dem größten Theile der Länder, welche ſie ſich unterworfen hatten, auf eine altüberlieferte Cultur, welche in kurzer Zeit zuerſt ihr Staunen, dann ihre Theilnahme, endlich Aneignung derſelben, ſo weit es die verſchiednen Sprachen erlaubten, und Nacheiferung hervorrief.

Im oſtrömiſchen Reich, insbeſondre in deſſen aſiatiſchem Theile, waren die Reſultate der antiken Bildung auch nicht entfernt in dem Maße vernichtet, wie in den Gebieten, welche zu dem weſtrömiſchen gehört hatten. Während hier der Andrang der germaniſchen Völker und die unaufhörlichen Kriege alles wiſſenſchaftliche, ja geiſtige Leben zerſtörten, hatte ſich Aſien — bis zu der Entſtehung des Islam — einer im Ganzen friedlichen Ruhe erfreut. Es gab eine Menge Stätten der Bildung, an denen claſſiſche Ueberlieferung und chriſtliche Lehre ſowohl von Griechen als Syrern mit Sorgfalt gepflegt ward. Auch Perſien war unter den Saſaniden zu einer bedeutenden Bildung gelangt. Die im Urtext und einer Pahlavi-Ueberſetzung erhaltenen religiöſen Schriften wurden unter ihrem Schutz geſammelt und damit einem Verluſt vorgebaut, welcher die heutige Sprachwiſſenſchaft eines ihrer wichtigſten Gebiete und Hülfsmittel beraubt haben würde. Griechiſche Bildung erhielt eine hervorragende Pflege theils vermittelſt Griechen ſelbſt — ſo fanden durch Juſtinian vertriebene Philoſophen eine freundliche Aufnahme am Hofe Nushirvân's [1]) — theils durch die ſyriſchen Chriſten, welche ebenfalls, um den Verfolgungen im römiſchen Reiche zu entgehen, ſich nach Perſien geflüchtet, und hier verbreitet hatten. Es ſollen eine Menge griechiſcher Werke über Philoſophie und Arzneikunde und nach Agathias' ausdrücklichem Zeugniß ſelbſt die des Plato und Ariſtoteles ins Perſiſche überſetzt ſein [2]). Andrerſeits fand

[1]) Agathias II. 30. 31.

[2]) vgl. Aveſta: Die heiligen Schriften der Perſer, überſetzt u. ſ. w. von Fr. Spiegel I. 26.

auch die indiſche Bildung unter den Saſaniden Theilnahme, ſo daß ſich in Perſien einheimiſche, griechiſche, ſyriſche und indiſche Culturelemente in einer Weiſe verbanden, welche auf die empfänglichen Araber einen großen Eindruck machen mußte. War es ja doch auch grade in Perſien, wo Araber zuerſt begannen, das Schwerd mit der Feder zu vertauſchen.

Mit einer Begeiſterung, in welcher vielleicht noch ein Reſt ihres religiöſen Fanatismus nachklang, warfen ſich die Araber auf die ihnen dargebotenen Schätze und entwickelten mit einer Raſchheit, die faſt an ihren Siegeslauf, und einem Umfang, der an die Ausdehnung ihres gewaltigen Reiches erinnert, eine dichteriſche und wiſſenſchaftliche Thätigkeit[1]), welcher die ganze Menſchheit ſo viel verdankt, daß, wenn gleich hiſtoriſche Unpartheilichkeit berechtigt und verpflichtet iſt, ihre Schwächen nicht zu verhehlen, doch das Gefühl der Dankbarkeit ſtark genug ſein muß, um ſie den großen Verpflichtungen gegenüber, die wir ihr ſchulden, überſehen ja vergeſſen zu können.

Es kann hier nicht der Ort ſein, ein Gemälde dieſer reich entfalteten Cultur, oder auch nur der literariſchen Thätigkeit, in welcher ſie ſich wiederſpiegelte, zu entwerfen. Um ſich eine Vorſtellung von ihrem Umfange zu machen, genügt es zu bemerken, daß trotz der großen Verluſte, welche die arabiſche Literatur und ſomit auch unſre Kenntniß derſelben erlitten hat, Herr von Hammer-Purgſtall dennoch im Stande war, bis zum Jahre 1258 unſrer Zeitrechnung, bis wohin ſeine Geſchichte reicht, 9915 Namen von Lehrern, Dichtern, Schriftſtellern u. ſ. w. aufzuzählen. Wir beſchränken uns auf ihre für die Sprachwiſſenſchaft ſo höchſt wichtige grammatiſche Thätigkeit, welche unter den früheſten, glänzendſten und ſelbſtſtändigſten Entwickelungen ihres

[1]) vgl. von Hammer-Purgſtall, Literaturgeſchichte der Araber, Band 1—7 Wien 1850—56.

wiſſenſchaftlichſten Geiſtes eine der bedeutendſten, wenn nicht die bedeutendſte Stelle überhaupt einnimmt[1]).

Dieſe Bedeutung derſelben für die Sprachwiſſenſchaft iſt aber unzweifelhaft eine zwiefache, vielleicht ſelbſt eine dreifache; einmal eine unmittelbare, indem die umfaſſenden und ſorgfältigen Arbeiten ihrer Grammatiker eine Kenntniß ihrer Sprache ermöglichen, wie ſie, zumal nach dem Verluſt ſo vieler arabiſcher Werke, die europäiſche Wiſſenſchaft vielleicht nie oder nur mit der allergrößten Mühe und dem größten Zeitaufwand zu gewinnen vermocht hätte. Die heimiſchen Arbeiten haben der europäiſchen Wiſſenſchaft ſo vorgearbeitet, und ihr ſeit der Zeit, wo ſie bekannter zu werden angefangen haben, eine ſo feſte Grundlage gegeben, daß dieſe, anſtatt ihre ganze Kraft auf die Aufhellung der ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß dieſer Sprache wenden zu müſſen, im Stande iſt, ſogleich die hiſtoriſche und vergleichende Betrachtung auch auf ſie zu übertragen.

Faſt noch wichtiger iſt ihr mittelbarer Einfluß auf die Sprachwiſſenſchaft geworden. Nach dem Muſter der arabiſchen Grammatik entwickelte ſich nämlich unter den Juden die faſt mit gleicher Sorgfalt ausgebildete hebräiſche. Bei der religiöſen Bedeutung des Hebräiſchen für das Chriſtenthum fand dieſe natürlich einen viel raſcheren Eingang in die europäiſche Wiſſenſchaft, wurde faſt unmittelbar nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften auf europäiſchem Boden mit großem Eifer erlernt, bewirkte ſo, daß wenigſtens eine der ſemitiſchen Sprachen ſogleich gewiſſermaßen dieſelbe ſprachwiſſenſchaftliche Berechtigung, denſelben ſprachwiſſenſchaftlichen Rang erhielt, wie die claſſiſchen, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, den Geſichtskreis der Linguiſten zu erweitern und zu erhellen.

---

[1]) vgl. Guſt. Flügel: Die grammatiſchen Schulen der Araber; nach den Quellen bearbeitet. 1. Abhandlung 1862 in 'Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft', Bd. II. nr. 4.

Endlich iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß eine genauere Kenntniß der Schriften der großen arabiſchen Grammatiker, an der es bis jetzt noch ſehr fehlt, auch für die Erweiterung unſrer Einſicht in das Weſen der Sprache, alſo auch von genereller Bedeutung für die Sprachwiſſenſchaft werden wird.

Drei Momente waren es insbeſondre, welche dahin wirkten, die grammatiſche Thätigkeit der Araber ſo raſch zu wecken und zu entfalten.

In ihrem raſchen Siegesflug hatten ſie faſt alle Völker, die ſie unterwarfen, zum Bekenntniß der neuen Religion gezwungen. Ihr heiliges Buch, der Qorân, herrſchte ſoweit ihr Schwerd richte. Die Verbreitung ihrer Herrſchaft und Religion über die verſchiedenartigſten Völker vollzog ſich mit einer Schnelligkeit, daß dabei an eine Ueberſetzung des Buches, ſowie der religiöſen Glaubensformeln, nicht gedacht werden konnte. Die Völker wurden gezwungen, wie die Religion ſo auch die Sprache, in welcher ſie gelehrt war, als heilige anzunehmen. Was vielleicht zuerſt nur der Drang der Umſtände veranlaßt hatte, ward dann Gebrauch, ja Geſetz. Der Qorân durfte in keine der verſchiedenen Sprachen überſetzt werden, welche bei den Völkern herrſchten, die den Islam annahmen und man gewöhnte ſich daran, zu glauben, daß es unmöglich ſei, das heilige Buch in eine andre Sprache zu übertragen. Das Arabiſche ward demnach bei allen die Sprache der Religion, des Staats, und dann auch aller höheren Cultur. So ergab ſich für alle fremdſprachige unterworfene Völker, ſo weit ſie ſich thätig an der Religion, der Regierung und Cultur des Islam betheiligen wollten, die Nothwendigkeit, die arabiſche Sprache zu erlernen. Von welchem Umfang dieſe Nothwendigkeit war, läßt ſich daraus entnehmen, daß in einem ſehr großen Theil des Khalifen-Reiches die Sprachen, welche vor der arabiſchen Eroberung geherrſcht hatten, ſelbſt aus dem Munde des niederen Volkes verdrängt wurden.

Die weite Verbreitung der Araber unter Völkern, welche

ganz fremde Sprachen gebrauchten, oder — was für die Reinheit einer Sprache noch gefährlicher — verwandte ſemitiſche Dialekte redeten, erregte ferner bald Beſorgniſſe für die Bewahrung des Aechtarabiſchen; denn die kriegeriſchen und ritterlichen Araber hatten ſchon in der Wüſte ſich daran gewöhnt, den dichteriſchen Preis der kühnen That faſt eben ſo hoch zu ſchätzen, als dieſe ſelbſt. Gedicht und Rede nahmen eine der höchſten Stellungen ein; Reinheit der Sprache war bei jedem eines der erſten Erforderniſſe. Dieſen Sinn nahmen ſie auch mit in ihre neuen Anſiedelungen und je größer die Gefahr war, hier die Reinheit der überkommenen Sprache einzubüßen, deſto größer mußte natürlich das Bedürfniß werden, alles zu thun, was zur Erhaltung derſelben dienen konnte.

Endlich galt es, die richtige Leſung des Qorân, welche durch den Einfluß der fremden Völker und das nahende Verderbniß des Arabiſchen bedroht war, ſo wie das richtige Verſtändniß deſſelben treu zu bewahren, was ohne phonetiſche und grammatiſche Auseinanderſetzungen nicht zu erreichen war. Dieſes Moment gab dem Sprachſtudium natürlich auch eine religiöſe Weihe.

So rückten politiſche, nationale und religiöſe Triebe zuſammen, um die Araber ſchon kurze Zeit nach ihrem Ausbruch aus der Wüſte zu einer ſorgſamen Beachtung ihrer Sprache aufzuregen. Den beſonderen Anſtoß dazu gab ſchon der vierte der Khalifen, der große Ali, dieſer als Krieger, Dichter und Weiſer hervorragende edelſte Repräſentant der arabiſchen Nazionalität (geſtorben 661, im 40. Jahre nach der Hedſchra). Er ſelbſt belehrte den Abû'laswad ad-Duïl (geſtorben 688), welcher ziemlich übereinſtimmend als erſter Grammatiker genannt wird; er bezeichnete ihm als die drei Redetheile: Nomen, Verbum und Partikel und empfahl ihm auf dieſer Grundlage fortzubauen und das Gegebene durch weitre Ausführung zum Abſchluß zu bringen[1]).

[1]) vgl. G. Flügel a. a. O. S. 22 u. 18 ff.

Dieſer durch Abû'laswad zuerſt ſchriftlich bearbeitete Wiſſenszweig, wohl überhaupt der erſte, in welchem der wiſſenſchaftliche Geiſt der Araber ſich verſuchte, fand unter ihnen einen ganz außerordentlichen Anklang; eine große Fülle von theilweiſe höchſt bedeutenden Männern widmete ſich demſelben und Fürſten und Große achteten und belohnten die Grammatiker oder überhaupt Philologen mit einer Ehrfurcht und Freigebigkeit, wie ſich ſonſt bei keinem Volke gezeigt hat.

Es entwickelten ſich gleich Anfangs zwei verſchiedene Schulen, die von Basra und die von Kûfa, welche durch gegenſeitige Eiferſucht und Wetteifer zur raſchen Blüthe der grammatiſchen oder überhaupt philologiſchen Studien bei den Arabern nicht wenig beitrugen.

Unter den bedeutenden Männern, welche die erſtre hervorbrachte, nehmen zwei insbeſondre eine hervorragende Stelle ein, Abû Abdarrahmân al-Chalîl al Farâhîdî (geboren 718 und geſtorben 791 oder 786 oder ſchon 776)[1]), und ſein noch größerer Schüler, der epochemachende Abû Bisr oder Abû'lhasan Amr bin Utmân bin Kambar, bezeichnet als al-Basrî, obgleich ſeinem Urſprung nach ein Perſer, und gewöhnlich mit ſeinem Beinamen Sîbaweih benannt (ſtarb 796 oder 793 im Alter von einigen vierzig Jahren)[2]).

Der erſtre hatte ſich durch ſeine ſelbſtſtändige Forſchungen den Ehrennamen des Philoſophen der Zeit verſchafft; in Bezug auf eigentliche Grammatik war ſeine Thätigkeit auf Feſtſtellung der Analogien und Ausbildung grammatiſcher Regeln gerichtet. Seine Hauptverdienſte beſtehen aber einerſeits in der Erforſchung und Aufſtellung der metriſchen Geſetze der arabiſchen Sprache und andrerſeits in der Begründung der arabiſchen Lexikographie.

Der zweite gilt den Arabern für den gelehrteſten Gramma-

---

[1]) a. a. O. S. 37 ff.
[2]) a. a. O. S. 43 ff.

tiker und ſein grammatiſches Werk, das 'Buch' κατ' ἐξοχήν, oder 'das Buch des Sibaweih' genannt, wurde von dem entſcheidendſten Einfluß auf die grammatiſche Literatur der Araber[1]). Er hatte zuerſt den Verſuch gemacht, die bis dahin vereinzelten Regeln zu einem Ganzen zu verarbeiten, den Stoff nach ſeiner Zuſammengehörigkeit in beſtimmte Abſchnitte zu ordnen und ihm eine gewiſſe Ueberſichtlichkeit zu geben. Leider iſt von dieſem für ſeine Zeit ſicherlich höchſt bedeutendem Werke nur erſt ſehr wenig im Original bekannt, ſo wie überhaupt die Quellen für die Kenntniß der inneren Geſchichte der arabiſchen Grammatik noch nicht geöffnet ſind. Eine vollſtändige Ausgabe iſt durch Hartwig Derenbourg in Ausſicht geſtellt[2]).

Der eigentliche Gründer der Schule von Kûfa war Abû 'lhasan Ali al-Kisâi, welcher am Hofe des berühmten Hârûn-ar-Bashid lebte und im Jahre 804 ſtarb[3]) (aa. geben jedoch andre Jahre). Unter den Schriften, welche ihm zugeſchrieben werden, findet ſich auch ein 'kurzer Abriß der Grammatik'.

Viele unter den Männern, welche ſich an der Entwickelung der arabiſchen Grammatik betheiligten, waren aus Perſien gebürtig und Hadschi Chalfi bemerkt ausdrücklich, daß dieſe die arabiſche Sprache durch Umgang mit den Arabern erlernten und die Regeln derſelben für ihre Nachkommen feſtſetzten[4]). In Perſien war, wie bemerkt, griechiſche Bildung nicht unbekannt, und ſyriſche, welche ſich durch Einfluß der letzteren entwickelt hatte, weit verbreitet. Es könnte daher für nicht unwahrſcheinlich gehalten

---

[1]) a. a. O. S. 30.

[2]) Zeitſchrift der deutſchen Morgenländ. Geſ. 1867. XXI. 282. Derſelbe hat auch ſchon den Theil des Sibaweih veröffentlicht, welcher vom Plural handelt in De pluralium linguae arabicae et aethiopicae formarum omnis generis origine et indole etc. Göttingen 1867, 4°; dieſe Parthie umfaßt 32 Seiten.

[3]) G. Flügel a. a. O. S. 121 ff.

[4]) Wuttke in der Zeitſchr. der deutſchen Morgenländ. Geſ. IX. 166.

werden, daß griechiſche Grammatik, welche ſelbſt auf die altarmeniſche von Einfluß war[1]), wenigſtens mittelbar, und ſyriſche, welche ſchon vom 6. Jahrhundert an fleißig bearbeitet ward[2]), ſelbſt unmittelbar auch auf die Anfänge der arabiſchen Grammatik eine gewiſſe Wirkung übten. Ganz läßt ſich dieſe Frage noch nicht entſcheiden, da, wie geſagt, die innere Geſchichte der arabiſchen Grammatik noch ſehr im Dunkeln liegt. Mit Beſtimmtheit läßt ſich jedoch ſchon jetzt anerkennen, daß wenn auch die in Irak, dem Hauptſitz der alten arabiſchen Grammatiker, herrſchende Bildung dieſe mit einem oder dem andern grammatiſchen terminus technicus bekannt machen und durch das Beiſpiel exiſtirender Grammatiken anſpornen mochte, der Einfluß doch nur ein höchſt allgemeiner geweſen ſein konnte, daß vielmehr die arabiſchen Grammatiker ſowohl in Bezug auf die Grundlagen, als Ausführung ihrer Arbeiten auf das Allerſelbſtſtändigſte verfuhren.

Den richtigen Sprachgebrauch ſuchten ſie vermittelſt des als claſſiſch anerkannten Qorân's, der altarabiſchen Gedichte und des Zeugniſſes der Bewohner des eigentlichen Arabiens feſtzuſtellen, zu denen ſie eigens zu dieſem Zweck Reiſen machten, oder ſie bei ſtreitigen Punkten befragten. Wie entſcheidend in der That dieſes Zeugniß iſt, erfahren wir jetzt durch den ſchon erwähnten Kenner Arabiens, Palgrave, welcher an vielen Stellen bemerkt, daß ſich noch heutiges Tages im eigentlichen Arabien das Arabiſche der Schrift auf das Allergetreueſte erhalten habe[3]). In ihrer

---

[1]) vgl. Egger, Apollonius Dyscole, S. 38; Cirbied, Grammaire armenienne, Préface.

[2]) vgl. Fr. Uhlemann, Grammatik der ſyriſchen Sprache. 2. Ausg. Leipzig 1857, p. XVII.

[3]) So heißt es in der deutſchen Ueberſetzung ſeiner ſchon angeführten Reiſe I. 19 (= engl. 25): 'Wer mit den Feinheiten der arabiſchen Sprache vertraut iſt, kann bei dem erſten Verkehr mit dieſen Leuten (den Arabern der Wüſte oder überhaupt des eigentlichen Arabiens) bemerken, wie entartet auch ihre geſellſchaftliche Lage ſein mag, daß ihr Idiom, mit ſehr geringen

Darſtellung aber ließen ſie ſich weſentlich von dem eigenthümlichen, vom Griechiſchen total verſchiedenen ſemitiſchen Charakter ihrer Mutterſprache leiten.

Die Gegenſätze der Schule von Baſra und Kûfa traten nach und nach immer mehr zurück und machten einem Eklekticismus oder einer Miſchung Raum [1]), durch welche die allgemeine grammatiſche Schule vorbereitet ward. In dieſer erhielt das als richtig erkannte Allgemeine Geltung, und die Gegenſätze beider Schulen werden nur noch da erwähnt, wo ſie in ſchroffem Widerſpruch einander gegenüberſtehen.

Aus dieſer ſpäteren Zeit der arabiſchen Grammatik, in welcher zwar die Blüthe der arabiſchen Sprachforſchung ſchon vorüber iſt, aber durch Sammeln, Sichten, Ordnen und Kunſt der Darſtellung Bedeutendes zu leiſten war und auch geleiſtet ward, ſind ſchon einige Werke theils im Original veröffentlicht [2]), theils zugleich in einer Weiſe bearbeitet, welche den Charakter der arabiſchen Grammatik einigermaßen zu erkennen und zu würdigen befähigt. So zwei Werke des Grammatikers Ibn Mâlik

---

Ausnahmen, ſich ganz unverdorben erhalten hat und im Allgemeinen den genauen Regeln und Anforderungen des . . . ſogenannten grammatiſchen Dialektes entſpricht. S. 60 (= 78) in G'auf: 'Wir hörten hier zum erſten Male das echte Arabiſch des inneren Landes ſprechen und waren beide überraſcht über die außerordentliche Reinheit und Grazie, verbunden mit äußerſter Zierlichkeit des Ausdrucks; es iſt in der That die Sprache des Koran, nicht mehr und nicht weniger, mit allen Feinheiten, Caſusendungen und Ausgängen, von denen nichts ausgelaſſen oder übergangen wird'. Vgl. auch S. 237 (= 310) und in Bezug auf Aared 'die Landesſprache iſt eben ſo wie in Kasîm noch der reine und unveränderte Dialekt des Koran, der hier noch als lebende Sprache allen geläufig iſt wie im ſiebenten Jahrhundert'. Die Sache, wenn auch nicht undenkbar, klingt doch in der That faſt unglaublich und es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie weitere Beſtätigung fände, ehe man darauf Schlüſſe zu bauen wagt.

[1]) Guſt. Flügel a. a. O. S. 183 ff.

[2]) ſo: Almufassal, opus de re Grammatica Arabum auctore Abu'l-Kâsim Mahmûd bin Omar Zamakhshario († 1248), ad fidem codd. mscptt. ed. J. P. Broch. Christiania 1859. 229 S. 4.

(aus dem 13. Jahrhundert): die Alfiyya, ſo benannt weil das Werk aus tauſend Verſen beſteht, von Dieterici, und deſſen Lâmîyât al af'âl 'ein Lehrgedicht über die Formen der arabiſchen Verba und der davon abgeleiteten Nomina', von Kellgren und Bolck, beide mit einem arabiſchen Commentar und deutſcher Ueberſetzung[1]). Ein Werk über die Fremdwörter, welche in das Arabiſche aufgenommen ſind, von G'awâlîkî, aus dem 12. Jahrhundert, iſt ſehr gut von Ed. Sachau herausgegeben[2]). Dieſe, ſo wie einige andre bekannter gewordene grammatiſche Arbeiten, z. B. auch die auf die Syntax bezüglichen, welche Locket 1814 und Beresford 1843 mittheilten[3]), legen ein bedeutendes Zeugniß für den grammatiſchen Sinn und Beruf der Araber ab. Es zeigt ſich darin eine große Schärfe, insbeſondre in der Beſtim-

---

[1]) Die Alfiyya ward zuerſt herausgegeben von Silvestre de Sacy unter dem Titel: Alfiyya, ou la Quintessence de la Grammaire arabe, ouvrage de Djémal-Eddin Mohammed connu sous le nom d'Ebn Mâlec publié en original avec un commentaire par Silv. de Sacy. Par. 1833. Die Bearbeitung von Dieterici erſchien in zwei Werken, zunächſt im Original mit arabiſchem Commentar unter dem Titel: Alfiyyah, carmen didacticum Grammaticum auctore Ibn-Mâlik et in Alfiyyam commentarius, quem conscripsit Ibn-'Akîl. Ex libris impressis orientalibus et manuscriptis ed. Fr. Dieterici. Lipsiae 1851; ferner beides in deutſcher Ueberſetzung unter dem Titel: Ibn 'Akîl's Commentar zur Alfiyya des Ibn Mâlik aus dem Arabiſchen zum erſten Mal überſetzt von Fr. Dieterici. Lpz. 1852. — Das andere Werk erſchien unter dem Titel: Ibn Mâlik's Lâmîyât al-af'âl mit Badraddîn's Commentar. Ein Lehrgedicht über die Formen der arabiſchen Verba und der davon abgeleiteten Nomina, überſetzt u. ſ. w. von Kellgren. Auf den Grund des handſchriftlichen Nachlaſſes Kellgren's bearbeitet .... unter Beigabe der arabiſchen Texte von Bolck. St. Petersburg 1864 in Mémoires de l'Acad. de St. Petersb. VII. VII. 6 ff.

[2]) G'awâlîkî's Almu'arrab. Lpz. 1867, vgl. Nöldeke in Gött. Gel. Anz. 1868, S. 41—48.

[3]) The Miat Amil and Shurhood Miut Amil. Two elementary treatises on Arabic Syntax, translated .... with annotations .... by Locket, Calcutta 1814; und Arabic Syntax, chiefly from the Hidayootoon-Nuhvi, a treatise on Syntax in the original Arabic. By Beresford. London 1843.

mung des Weſens der Redetheile, ſowie überhaupt eine große Neigung zur logiſchen Betrachtung der Sprache. Dagegen fehlt es ſelbſt in der ſo späten Alfiyya an Ueberſichtlichkeit, zum Theil in Folge davon, daß Formenlehre und Syntax nicht genügend von einander getrennt ſind. Eine ſehr kurze und ziemlich überſichtliche Grammatik (G'arrumija von Mohammad ben Dawûd el-Sanhag'i) ward etwa ein halbes Jahrhundert nach der Alfiyya abgefaßt und iſt von bedeutendem Einfluß auf die Einführung des Studiums der arabiſchen Sprache in die europäiſche Wiſſenſchaft geweſen. Nachdem ſie ſchon zweimal im Original veröffentlicht war, wurde ſie 1617 von Erpenius und 1631 von Obicini auch in lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben und iſt in neueſter Zeit — da ſie zum Elementarunterricht im Orient dient — im Text und franzöſiſcher Ueberſetzung in Algier erſchienen[1]).

Mit welchem Eifer die Araber Grammatik und Philologie trieben, kann man daraus entnehmen, daß ſchon im 9. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung die Geſchichte der Grammatik angefangen ward bearbeitet zu werden[2]) und das von G. Flügel benutzte Werk von Sujûti, welches 1467 abgeſchloſſen ward, gegen 2500 Grammatiker, Lexikologen und überhaupt Philologen aufführt[3]).

Neben den eigentlich grammatiſchen Arbeiten: Lautlehre, Formenlehre, Syntax, Lexikographie, Synonymik, Erforſchung der Fremdwörter, Metrik u. ſ. w. wurden überhaupt alle Zweige der Philologie gepflegt, und deren Entwickelung kam natürlich einer genaueren Kenntniß der Sprache zu Gute. So gelang es der arabiſchen Grammatik, die formativen und ſyntaktiſchen Geſetze ihrer Sprache vom ſtatiſtiſchen Standpunkt aus durch

[1]) Unter dem Titel: Djaroumiya: Grammaire arabe élementaire de Mohammed ben Dawoud el-Sanhadj, texte arabe et traduction française par M. Bresnier. Alger 1846. Das Original umfaßt 23 S. 8.

[2]) Guſtav Flügel: Die grammat. Schulen d. Ar. S. 11.

[3]) a. a. O. S. 12.

genaue Beobachtung mit eindringender Tiefe, Sorgfalt, Schärfe und feinem grammatiſchen Sinn und Takt zu erforſchen und bloß zu legen, ſo wie durch umfaſſende lexikographiſche und ſynonymiſche Arbeiten den Umfang und Gebrauch ihres Sprachſchatzes feſtzuſtellen. Sie erkannten, daß in der Entwickelungsphaſe, in welcher ihre Sprache vorliegt, die Grundlage derſelben von dreiconſonantiſchen Lautcomplexen gebildet wird, auf denen Wörter beruhen, deren Bedeutungsdifferenz ſich in vorn, hinten und in der Mitte eintretenden Zuſätzen, ſo wie im Wechſel der Vokale kund giebt. Daß und wie methodiſch ſie bei ihren Forſchungen verfuhren, zeigt, um nur eines zu erwähnen, ihr Verfahren bei Aufſuchung der in ihre Sprache eingedrungenen Fremdwörter. Sie hatten erkannt, daß gewiſſe Lautverbindungen und gewiſſe Nominalformen nicht ächt arabiſch ſind und ſchieden ſchon darauf hin manche Wörter als fremd aus, auch wo ſie nicht im Stande waren, deren Urſprung nachzuweiſen [1]).

Die Juden, welche bei dem Zuſammenſtoß der griechiſchen und orientaliſchen Cultur, insbeſondre in Alexandria, einige Zeit hindurch auch von ihrer Seite zur Vermittelung beider Elemente beitrugen, hatten bald, theils wohl in Folge der Bedrückungen, die ſie im römiſchen Reich zu erdulden hatten, theils auch in Folge des Hinſiechens der antiken Cultur überhaupt, dieſe Theilnahme aufgegeben. Deſto eifriger wandten ſie ſich an den Bildungsſtätten, die ihnen in Aſien, insbeſondre in Babylon und in Paläſtina, verblieben waren, der Bewahrung des Verſtändniſſes und dem Studium ihrer heiligen Schriften und Ueberlieferungen zu. Wie ſie ſchon in Aegypten durch eine Ueberſetzung der Bibel in das Griechiſche für die Erhaltung des Verſtändniſſes derſelben auch bei den Ungelehrten geſorgt hatten, ſo wurde auch in Paläſtina der Vortrag derſelben in der Synagoge ſchon vor unſrer Zeitrechnung von einer Ueberſetzung in die nunmehrige

[1]) Nöldeke in 'Gött. Gel. Anz.' 1868. S. 46.

Landesſprache, das Chaldäiſche, begleitet. Daraus entwickelten ſich chaldäiſche Ueberſetzungen, welche faſt die ganze Bibel umfaſſen, gegen 400 unſrer Zeitrechnung in ihren Haupttheilen in Babylon abgeſchloſſen wurden, und die wichtigſten Urkunden für die Kenntniß der chaldäiſchen Sprache bilden[1]). Neben dieſer Rückſicht auf die Ungelehrten bildete die treue Bewahrung des Urtextes eine Hauptaufgabe der jüdiſchen Gelehrten; auch ſie erhielt durch die Sitte, den Pentateuch und andre Theile der Bibel in der Synagoge vorzuleſen, einen beſonderen Antrieb. Möglichen Irrthümern, denen man bei der vokalloſen Schrift und dem Einfluß des nahe verwandten Chaldäiſchen in Paläſtina und Babylon ausgeſetzt war, konnte nicht mehr durch bloße Ueberlieferung vorgebeugt werden. Es galt dieſe zu ſichten und das für richtig erkannte in eine beſtimmte Belehrung zu bringen. Daraus entſtanden die Bemühungen der Maſſoreten und Punktatoren, welche die Vortrags- und Schreibweiſe der heiligen Schriften feſtſtellten. Dieſe Thätigkeit begann ſchon um das zweite Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, wurde — ſpäter bei Anwendung der Punktation höchſt wahrſcheinlich unter Einfluß ſyriſcher Schulen[2]) — in Babylon und Paläſtina geübt, und erſt etwa um das zehnte Jahrhundert zu einem vollſtändigen Abſchluß gebracht. Ihr verdanken wir den mit Vokal- und Accentzeichen verſehenen, in Abſchnitte, Sätze und Satztheile zerlegten und mit Bezeichnung der Zuſammengehörigkeit auch der kleinſten Satztheile durch Accente ausgeſtatteten Text des Alten Teſtaments, wie er im Weſentlichen identiſch bis auf den heutigen Tag in allen Ausgaben vorliegt[3]).

---

[1]) Geiger: Urſchrift und Ueberſetzungen der Bibel S. 162—166; Th. Nöldeke in 'Ausland' 1867 S. 803.

[2]) vgl. Munk im Journ. asiat. 1850 T. XV. 301.

[3]) vgl. Fürſt in Zeitſchrift der D. M. G. XVIII. 315 ff.; Fr. Böttcher Ausführliches Lehrbuch der hebräiſchen Sprache I. 41 ff.; Geiger a. a. O. S. 167—170; Steinschneider, Jewish Literature p. 135 bei Neubauer,

Wer bedenkt, welche außerordentliche Schwierigkeit für einen nicht in die ſemitiſchen Sprachen eingelebten ein unvokaliſirter ſemitiſcher Text darbietet, zumal wenn dieſer den Boden einfacher Proſa verläßt und ſich zu allen Eigenthümlichkeiten und Freiheiten der Poeſie erhebt, den müſſen dieſe Bemühungen mit dem tiefſten Danke erfüllen. Denn ihnen vor allen verdanken wir die Bewahrung des Verſtändniſſes im Allgemeinen und die Möglichkeit eines tieferen Eindringens in die ſchwereren Theile dieſes wunderbaren Werkes, ihnen vor allen den Zugang zu einer genauern Erkenntniß der zuerſt fixirten ſemitiſchen Sprache. Man wird daher — wie viel man auch bei den Maſſoreten und Punktatoren vermiſſen und tadeln mag — doch anerkennen müſſen, daß ſie ſich um eine der wichtigſten Grundlagen der geſammten menſchlichen Cultur überhaupt und der Sprachwiſſenſchaft insbeſondre unſchätzbare Verdienſte erworben haben. Betrachtet man zu wie vielen verſchiedenartigen Erklärungen eine alte ſemitiſche Inſchrift in ihrem Mangel an Vokalbezeichnung Veranlaſſung giebt, wie die größten Gelehrten zu den entgegengeſetzteſten Auffaſſungen gelangen, mit welcher ſcheinbaren Leichtigkeit die einen dieſe die andren jene Reſte einer dunkeln Sprache für ſemitiſch zu erklären wagen — z. B. Etruskiſch und ſelbſt Iriſch — ſo kann man faſt mit Beſtimmtheit behaupten, daß wir ohne die maſſoretiſche Ueberlieferung für die ſchwierigeren Texte des Alten Teſtaments wohl vielleicht hundert und mehr Erklärungsverſuche würden erhalten haben, aber gewiß nur wenige, die außer bei ihren Verfaſſern Befriedigung erweckt hätten. Vergleicht man dagegen die Leichtigkeit, mit welcher Inſchriften der indogermaniſchen Sprachen erklärt werden — z. B. in welch kurzer Zeit die perſiſchen Keilinſchriften von Burnouf, Laſſen u. ſ. w. bis auf geringfügige Kleinigkeiten erläutert waren, trotz dem, daß

---

sur la lexicographie hébraique im Journ. asiat. 1861 Decembr. 451 (beſondrer Abdruck S. 11) u. aa.

uns von der Sprache, in welcher ſie abgefaßt ſind, ſo gut wie abſolut gar nichts erhalten iſt — ſo möchte man faſt glauben, daß die mangelhafte Schrift der Semiten eher dazu gemacht iſt, über die in ihnen abgefaßten Documente in die Irre zu führen, als ein ſicheres Verſtändniß ihres Inhaltes zu erhalten. Trotz dem haben die Arbeiten der Maſſoreten und Punktatoren es bewirkt, daß die traditionelle Auffaſſung der heiligen Schriften der Juden viel treuer bewahrt iſt, und ſomit die heutigen Bemühungen um eine tiefere Ergründung derſelben auf einer viel ſichereren Baſis ruhen, als die der zoroaſtriſchen Schriften, obgleich ſie dem Indogermanismus angehören, ja, trotz der großen indiſchen Grammatiker, ſelbſt als die der Veden.

Dringen wir aber tiefer in die Arbeiten der Maſſoreten und Punktatoren ein, ſo verbindet ſich mit unſrer Dankbarkeit auch keine geringe Bewunderung. Mag gleich manches Einzelne in dem von ihnen feſtgeſtellten Text bei der neueren Critik und Exegeſe Anſtoß erregen und der Umänderung bedürfen, ſo macht die Recenſion im Ganzen doch den Eindruck, als beruhte ſie auf der tiefſten grammatiſchen und lexikaliſchen Kenntniß nicht bloß des Hebräiſchen, ſondern auch verwandter Sprachen, ja einer Vergleichung deſſelben mit ihnen. Dieſe Vorausſetzung würde aber natürlich eine ganz irrige ſein; im Gegentheil iſt auch nicht im Entfernteſten zu bezweifeln, daß die Maſſoreten im Weſentlichen einzig die treuen Beurkunder einer treuen Ueberlieferung ſind, daß ihr Hauptverdienſt auf ein überaus feines Ohr, auf eine ausgezeichnete Anlage, die feinſten Nüancen der Rede ſchriftlich zu bezeichnen, wahrſcheinlich noch auf einen höchſt anerkennenswerthen grammatiſchen, exegetiſchen und critiſchen Takt oder vielleicht nur Inſtinct zurückzuführen iſt.

Was wir dadurch genöthigt ſind von unſrer Bewunderung für die Maſſoreten und Punktatoren abzuziehen, müſſen wir aber der ganzen Maſſe der jüdiſchen Schriftgelehrten, ja dem ganzen Volke, aus dem ſie hervorgegangen ſind, zulegen. Den treu-

hiſtoriſchen Sinn, welcher ſich in ihrer ganzen heiligen Schrift ausſpricht, müſſen wir ehrfurchts- und bewunderungsvoll auch in dieſer Ueberlieferung anerkennen und auf das ganze Volk übertragen. Wie dieſes kleine Völkchen — auch darin, ſo wie überhaupt durch ſeinen großen Einfluß auf die Culturentwickelung der Menſchheit dem eben ſo kleinen der Griechen ähnlich — eine im Verhältniß zu ſeiner geringen Zahl wahrhaft auffallende Reihe rangloſer Männer hervorgebracht hat, ſo zeigt ſich in ihm auch ein über allen Rang erhabenes Vermögen treuer Bewahrung, wie es bei keinem Volke der Welt in dem Maß uns entgegentritt.

Daß übrigens, ſelbſt auf dieſes Maß zurückgeführt, die geiſtige Arbeit der Maſſoreten und Punktatoren keine geringe war, zeigt nicht bloß eine Fülle von Einzelheiten, aus welcher wir erkennen, wie ſie in zweifelhaften Fällen zur Erwägung grammatiſcher und critiſcher Fragen genöthigt waren, ſondern vor allem der Umſtand, daß ſie nicht ein einziges Punktationsſyſtem bildete, ſondern deren mehrere. Drei davon ſind bis jetzt bekannt, jedoch nur zwei genauer; von dieſen letzteren iſt das eine, das paläſtiniſche, das verbreitetſte und herrſcht in allen Manuſcripten und Ausgaben der Weſtländer; das andre, das babyloniſche oder aſſyriſche, iſt von ihm aus dem Gebrauch verdrängt und nur in einigen qaraïtiſchen Handſchriften Kaukaſiens und der Krim erhalten [1]). Alle beruhen auf einer Grundlage und ſtimmen im Weſentlichen überein; ihre Verſchiedenheit betrifft nur die Ausſprache und Quantität einiger Vokale und die Bezeichnungsweiſe. In ihrer Geſammtheit legen ſie Zeugniß dafür ab, daß der critiſche Sinn der Juden, trotz dem, daß der vorausgeſetzte göttliche Urſprung der heiligen Schriften zu einem einzigen variantenfreien Text, ähnlich wie bei den Indern, hätte treiben müſſen, mächtiger war, als die religiöſe Vorausſetzung, daß ſie es nicht wagten, gleichwie die Inder, aller Geſchichte und Ueberlieferung

[1]) vgl. Fr. Böttcher, Ausf. Lehrgeb. d. hebr. Spr. I. 41—44.

zum Hohn, Varianten vollſtändig zu ſekretiren und, um den Glauben an die göttliche Offenbarung auch äußerlich zu ſtützen, durch den Schein einer unbezweifelbaren Uebereinſtimmung alle folgenden Geſchlechter zu betrügen.

Noch vor der Zeit des vollſtändigen Abſchluſſes der maſſoretiſch-punktatoriſchen Thätigkeit, welche wie ſie auf Minutiöſes gerichtet war, ſich in Minutiöſitäten verlieren und in ihnen verknöchern mußte, ſcheint der Sinn für grammatiſche Studien unter den Juden einem gewiſſen Stillſtand verfallen zu ſein[1]). Doch war dieſer nur von kurzer Dauer.

Mit der Entwickelung der intellectuellen Thätigkeit des Islam zu einer die ganze damalige gebildete Welt umfaſſenden Cultur, traten auch die Juden, welche unter den Khalifen ſich großer Duldung ja Begünſtigung erfreuten, ähnlich wie zu der alexandriniſchen Zeit, aber in einer viel weiteren Ausdehnung, in den neugeſtalteten Culturkreis. Wie ſie in Poeſie und Wiſſenſchaft eifrige Nachahmer und Nebenbuhler der Araber wurden, ſo auch in der grammatiſchen und lexikaliſchen Bearbeitung ihrer Sprache, bei welcher ſie auch Vergleichungen mit dem Arabiſchen und Syriſchen anſtellten[2]), und in der Exegeſe ihrer heiligen Schriften.

Die erſten grammatiſchen Studien gingen unter Einfluß der Araber, in deren Sprache ſie auch abgefaßt waren, von den Qaraïten aus, welche in ihren Kämpfen für die buchſtäbliche Auslegung der heiligen Schriften und gegen die Autorität des Talmud einer Stütze bedurften, und dieſe in den grammatiſchen Studien fanden[3]). Doch auch ihre Gegner folgten ihnen früh auf dieſes Gebiet und es entfaltete ſich eine reiche grammatiſche Literatur, welche bei der großen Zerſtreuung der Juden in von

---

[1]) vgl. Böttcher a. a. O. S. 41 § 77. Neubauer, Notice sur la lexicographie hébraïque, im Journ. asiat. 1861 (beſondrer Abdruck S. 146).

[2]) vgl. Böttcher a. a. O. S. 55 ff. insbeſondre § 94, 2 u. 7.

[3]) Neubauer a. a. O. S. 17.

einander entlegenſten Orten, wie Bagdad und Rom, Narbonne und Fez, Jeruſalem und Neuſtadt bei Nürnberg, entſprang, aber trotz dem ſtets im innigſten Zuſammenhang und gegenſeitiger Beziehung blieb.

Schon im zehnten Jahrhundert tritt als höchſt bedeutender Grammatiker und Lexikograph, zugleich Ueberſetzer der meiſten heiligen Schriften in diejenige Sprache, welche jetzt bei den Juden faſt die herrſchende war, die arabiſche, Saadia ben Joseph (882–942), geboren in Fayyum in Aegypten, Schulvorſtand in Sora, hervor[1]). Doch ſind ſeine grammatiſchen Werke nicht erhalten.

Von welchem Einfluß das Arabiſche damals auf das Studium der hebräiſchen Sprache war und wie der vergleichende Standpunkt ſchon in ſo früher Zeit von hebräiſchen Grammatikern eingenommen ward, zeigt eine Stelle aus den Schriften eines Gegners des Saadia, welcher etwa ein halbes Jahrhundert nach ihm lebte (970), Dunasch ben Librat (Adonim Levi) von Fez. In dieſer Stelle heißt es: 'Wenn Gott mir beiſteht und meine Tage verlängert, werde ich ein Buch vollenden, welches ich begonnen habe, um zu zeigen, daß die hebräiſche Sprache die erſte der Sprachen iſt, daß ſie die des erſten Menſchen iſt und das Arabiſche nach ihr kommt. Ich ſetze darin das Verhältniß des Arabiſchen zum Hebräiſchen auseinander, ich zähle darin alle reinen Wörter der arabiſchen Sprache auf, die ſich im Hebräiſchen wieder finden, und weiſe nach, daß das Hebräiſche ein reines Arabiſch iſt, und die Namen gewiſſer Gegenſtände im Arabiſchen den hebräiſchen entſprechen'[2]).

Das älteſte uns in einem, von Neubauer gefundenen, Manuſcript erhaltene Lexikon rührt von David ben Abraham her,

[1]) Böttcher a. a. O. S. 55, § 94. I. 1. Neubauer a. a. O. S. 22 ff.

[2]) Siehe Munk Journ. as. 1850 XVI. 20 ff., auch in Bezug auf den Fortgang dieſer vergleichenden Arbeiten, welche ſowohl lexikaliſcher als grammatiſcher Natur waren.

einem der letzten Zeitgenoſſen des Saadia und identiſch mit Abraham ha-Babli, unter welchem Namen ſich ein Fragment von ihm in einem Manuſcript der Bodlejaniſchen Bibliothek in Oxford erhalten hat und von Steinſchneider entdeckt iſt[1]). Die Wurzeln der hebräiſchen Sprache beſtehen ihm aus einem, zwei, drei und vier Buchſtaben[2]) und ſeine Bemerkungen über Lautlehre, Formbildung und Bedeutung zeigen, trotz mancher Erklärungen, welche den Anfang der Grammatik verrathen, daß er die Sprache und die heiligen Schriften im größten Umfang und höchſt ſcharfſinnig durchforſcht hatte.

Der erſte, welcher, nach dem Vorbild der Araber, das triliterale Syſtem für die hebräiſchen Wurzeln annahm und entwickelte, war der große Grammatiker 'Haupt der Grammatiker' genannt, Abu Zakarja Jachya ben Daûd oder Jehuda Chajjug, von Fez, ſpäter in Cordova um 1000[3]).

Von einem zeitgenöſſiſchen Lexikographen Hai Gaon ben Scherira, letztem babyloniſchen Schulvorſtand (969—1038), wird eine Anekdote erzählt, welche zeigt, mit welcher Vorurtheilsloſigkeit und welchem Freiſinn die Exegeſe der Bibel von ihm betrieben ward. Als ein Streit über die Erklärung von Pſalm. 141, 5 entſtand, forderte er einen der Commilitonen auf, ſich bei den ſyriſchen Chriſten nach dem zu erkundigen, was ſich in ihren Commentaren über dieſen Vers finde[4]).

Der bedeutendſte der Grammatiker, wie er denn auch 'der Stärkſte der Grammatiker' von den Juden genannt ward, war

---

[1]) Neubauer a. a. O. S. 25—155 und deſſelben 'Abraham ha-Babli, Appendice à la notice sur la lexicogr.' im Journ. asiat. 1863 (beſonderer Abdruck S. 3).

[2]) Neubauer, Notice sur la lexigr. S. 29. vgl. S. 103.

[3]) Böttcher a. a. O. S. 56, 5; Neubauer a. a. O. S. 164; Munk Journ. as. 1850. XVI. 28. und die entſcheidende Stelle aus Jona ibn Gannach, ebdſ. S. 418.

[4]) Neubauer a. a. O. 171.

Jona ibn Gannach (Abu'l Walîd Merwân) im Anfang des 11. Jahrhunderts[1]), 'der erſte', wie Munk ſagt, 'welcher es unternahm, ein vollſtändiges und ſyſtematiſches Werk auszuarbeiten, welches die Geſammtheit der Regeln der hebräiſchen Sprache von einem wahrhaft wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus darſtellte';[2]) eben ſo faßte er ein vollſtändiges Wörterbuch ab 'Buch der Wurzeln'[3]). Beide gehören eng zuſammen; die Grammatik bildet die erſte Abtheilung, das Lexikon die zweite[4]), ſo daß das Geſammtwerk die ganze hebräiſche Sprache behandelt.

Seine Grammatik zerfällt in ſechs und vierzig Capitel, welche bei Munk analyſirt ſind[5]). Man kann dadurch einen Begriff von der Fülle grammatiſchen Stoffs erhalten, welche in dieſem Werk bearbeitet iſt; nach Munk's Urtheil giebt es wenige Fragen der hebräiſchen Grammatik, die darin nicht gründlich erörtert wären, ja ſelbſt vollſtändiger als in den neueren Werken[6]). Wie in den arabiſchen Grammatiken fehlt es jedoch auch hier an einer ſyſtematiſchen Anordnung.

Das Lexikon zerfällt nach der Anzahl der Buchſtaben in zwei und zwanzig Capitel, in welchen die Wurzeln weſentlich alphabetiſch geordnet ſind[7]). Bei jeder Wurzel ſind auch die Derivata angeführt; wie er in der Vorrede dazu ſelbſt angiebt: deren leichte und ſchwere Form, das Particip des Activ und Paſſiv, das Futurum, der Infinitiv, das Reflexiv (nifal), das Reciprocum (hithpael) und das Paſſiv (pual und hofal), ſo

---

[1]) vgl. über ſeine Grammatik, ſo wie über die hebräiſchen Grammatiker des 10. und 11. Jahrhundert Munk im Journ. asiat. 1850. T. XV p. 297 ff. T. XVI. 5 ff. 201 ff. 353 ff.

[2]) a. a. O. XV. 297.

[3]) Munk zählt im Ganzen ſieben grammatiſche Werke deſſelben auf, a a. O. XVI. 47. 48. vgl. auch Neubauer a. a. O. 173 ff.

[4]) vgl. die Vorrede deſſelben bei Munk a. a. O. S. 427.

[5]) a. a. O. S. 225—244.

[6]) ebdſ. 244.

[7]) Neubauer a. a. O. 179.

wie die übrigen Ableitungen: 'denn es iſt nicht meine Abſicht, die Wurzeln aufzuſtellen, ohne deren grammatiſche Derivata zu geben'[1]). Vergleichung des Hebräiſchen mit verwandten Sprachen, insbeſondre dem Arabiſchen ſind überaus häufig und Neubauer glaubt, daß dieſe Richtung von ihm in einer faſt erſchöpfenden Weiſe verfolgt ſei[2]).

Die Anzahl der folgenden Grammatiker und Lexikographen ſo wie überhaupt Philologen unter den Juden bis zum Wiedererwachen der Wiſſenſchaft in Europa iſt noch ſehr groß, allein in Bezug auf Grammatik und Lexikon erhebt ſich keiner mehr zu der Bedeutung von Jona ibn Gannach. Seine Arbeiten bilden die Quelle der nachfolgenden und ſind in dieſen nur ergänzt, im Einzelnen berichtigt, und in eine überſichtlichere Ordnung gebracht. Eine gewiſſe, aber keineswegs der Wiſſenſchaft beſonders förderliche Originalität zeigt nur noch Joseph ben Caspe von Barcellona (um 1330), unter andern Verfaſſer eines Lexikons, in welchem er für jede Wurzel eine Grundbedeutung aufzuſtellen und alle andern daraus abzuleiten ſucht[3]). Wir erwähnen demnach nur noch einen der jüngeren David Qimchi (oder Qamchi)[4]) aus Narbonne (im 12. und 13. Jahrhundert), Verfaſſer einer Grammatik und eines Wörterbuchs, nicht wegen des inneren Werthes ſeiner Arbeiten, ſondern weil ſie durch die fleißige Zuſammenſtellung des von den Vorgängern geleiſteten und die das Lernen erleichternde Darſtellung insbeſondre dazu beitrugen die Kenntniß des Hebräiſchen in die ſich neu geſtaltende europäiſche Wiſſenſchaft einzuführen[5]).

---

[1]) a. a. O. 179. 180.

[2]) a. a. O. S. 200 vgl. die Beiſpiele S. 186 ff. Seine Vorgänger wagten ſelbſt aus nicht verwandten Sprachen hebräiſche Wörter zu erklären, ſ. die Vorrede zu ſeiner Grammatik bei Munk Journ. asiat. 1850, XVI. 398. 399.

[3]) ſ. Neubauer a. a. O. 208; Böttcher Lehrgeb. S. 58, 24.

[4]) Neubauer a. a. O. S. 222.

[5]) vgl. Munk a. a. O. 1850, XV. 298; Neubauer, 206; Böttcher 58, 36.

VI.

Von der Wiedererweckung der europäiſchen Wiſſenſchaft bis zum Anfang unſres Jahrhunderts.

Unaufhörliche Kriege und innere Zerrüttung des von den
rabern gegründeten Reiches des Islam in Aſien, Afrika und
Südeuropa hatten auch die arabiſche Cultur, nachdem ſie mehrere
Jahrhunderte die mittelalterliche Nacht, in welche mit Ausnahme
hina's und Indiens die ganze Erde gehüllt war, glänzend
chſtrahlt hatte, zu immer tieferen Fall geführt. Ein kleiner
rkiſcher Stamm, verſtärkt durch Räuber, entlaufene Sclaven
d Gefangene, und geführt von Osman, legte gegen Ende des
zehnten Jahrhunderts den Grund zu dem ſpäter ſo mächtigen
d noch jetzt weit ausgedehnten türkiſchen Reich. Gehoben durch
ausgezeichnete ſtaatsmänniſche und kriegeriſche Talente verbreitete
ſich bald über das weſtliche Aſien und öſtliche Europa, ſo wie
er einen nicht unbedeutenden Theil von Afrika, aber gleich-
ltig ja feindlich geſinnt gegen jede geiſtige Entwickelung, zertrat
, wohin es ſeinen Fuß ſetzte, jede Spur höherer Bildung:
nächſt den letzten Funken der arabiſchen Cultur, welchen der
rm der Mongolen noch übrig gelaſſen haben mochte, dann,
ch der Eroberung Conſtantinopels (1453), auch die letzten
fte der oſtrömiſchen.

Indeſſen war aber ſchon ein neues Leben im übrigen Europa
acht.

Dankbar iſt es anzuerkennen, daß die Kirche insbeſondre in
n Klöſtern und Univerſitäten die Pflege der Wiſſenſchaft nicht
ng erſterben ließ. Die Zunahme des Wohlſtandes durch Handel
d Induſtrie, insbeſondre in den italiäniſchen Staaten, der vor-
ltend ſeit den Kreuzzügen immer mehr ſteigende Verkehr mit
n Orient, die dadurch herbeigeführte, wenn auch oberflächliche,
kanntſchaft mit der dort herrſchenden, auch im byzantiniſchen
ich noch immer nicht erſtorbenen, ja bisweilen, ſpeciell im 10.

und 12. Jahrhundert wieder aufflackernden[1]), Cultur konnten nicht verfehlen, auch auf die ſo erhaltenen Reſte der alten Bildung einen befruchtenden, ſo wie überhaupt auf eine heimiſche Culturentwickelung einen fördernden Einfluß zu üben. Drei große faſt gleichzeitige Dichter, Dante (1265—1321), Petrarca (1304 — 1374) und Boccaccio (1313—1375), zugleich Männer von höchſtem geiſtigen Streben, ausgezeichnet durch Tiefe, Umfang und Reichthum an Gedanken, Lebhaftigkeit der Gefühle und Glanz der Phantaſie erwarben der italiäniſchen Sprache eine Vollendung, die bis auf den heutigen Tag muſtergiltig geblieben iſt. Die beiden letzteren waren im Verein mit andern, auf andern Gebieten des Geiſtes kaum minder bedeutenden Männern, zugleich eifrig bemüht, das Studium der claſſiſchen Literatur — der römiſchen ſowohl als griechiſchen — zu erwecken und zu verbreiten. Boccaccio war wohl nach mehreren Jahrhunderten der erſte Nichtgrieche, welcher Homers Werke in der Urſprache las; durch ſeinen Einfluß wurde Leontius Pilatus als Profeſſor der griechiſchen Sprache in Florenz angeſtellt[2]). Zwanzig Jahre nach Boccaccio's Tod fand die Verpflanzung griechiſcher Literatur auf italiäniſchen Boden ſchon in einem größeren Maßſtab durch Emmanuel Chryſoloras Statt. Seit 1391, wo er vom Kaiſer Joannes Paläologus entſandt war, um Hülfe gegen Bajazet zu ſuchen, in Italien bekannt, folgte er 1395 einem Rufe als Lehrer der griechiſchen Sprache nach Florenz, wirkte ſpäter in ähnlicher Weiſe in Mailand, Venedig, Pavia und Rom und bildete eine beträchtliche Anzahl von Schülern, die ſich um die Wiedererweckung der claſſiſchen Studien die größten Verdienſte erworben haben. Andre folgten ihm, wie Georg von Trapezunt, Lehrer des Griechiſchen in Venedig ſeit 1430[3]) und der Eifer für die Erlernung des

[1]) vgl. Heeren Geſch. d. Stud. der claſſ. Lit. I. 154. 169. 194. 248.
[2]) Heeren ebdſ. 294.
[3]) ebdſ. II. 88.

Griechiſchen war dadurch ſo erſtarkt, daß Abendländer zu dieſem Zweck ſchon angefangen hatten, unmittelbar nach Conſtantinopel zu ziehen, als die Bedrängniß und nachfolgende Eroberung desſelben eine Menge Griechen als Flüchtlinge nach dem Abendlande trieb und ihm ſo die Gelegenheit, ſeine Begierde zu befriedigen, näher rückte. Dadurch, ſo wie durch das Studium der lateiniſchen Literatur, erhielt die aus ſich ſelbſt theils ſchon emporgeſchoſſene, theils emporſchießende Bildung des Abendlandes eine ihrer mächtigſten Unterlagen. Die Erkenntniß und Aneignung der claſſiſchen Welt ward und blieb bis auf den heutigen Tag ein Hauptbeſtreben der folgenden Zeiten; weſentlich auf dem Boden der claſſiſchen Bildung hat ſich die moderne erhoben und was ſie in ihrer weiteren Entwickelung geleiſtet hat, verdankt ſie zu einem nicht geringen Theil dem Geiſt des claſſiſchen Alterthums, der ſie belebt.

Geiſtiger und phyſiſcher Thatendrang verband ſich mit der neu ſich geſtaltenden Bildung und ſchuf ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch das ganze große ſechzehnte hindurch eine Regſamkeit des ganzen europäiſchen Lebens, eine Thätigkeit auf allen Gebieten deſſelben, welche mit dem, was etwa ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts theilweis unter unſern eignen Augen vorgegangen iſt, den Vergleich nicht zu ſcheuen braucht.

Die Entdeckung der neuen Welt, die erſte Verkörperung der Autonomie des Menſchengeiſtes, die Wiedereinſetzung des Rechtes der freien Forſchung in der Schöpfung und Entfaltung des Proteſtantismus, entfeſſelten alle geiſtigen und materiellen Kräfte Europas in einer nie geſehenen Weiſe. Fortan war es nicht mehr ein einziges Volk, welches Träger der menſchlichen Cultur ward, wie einſt die Griechen und Römer, eben die Araber. Alle europäiſchen Völker traten faſt gleichzeitig in den ſich neu bildenden gewaltigen Kreis, die allgemeinen Triebe des menſchlichen Geiſtes in ihrer nationellen Beſonderheit entfaltend. In Religion, Staat, Philoſophie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften, Geſchichte

und Philologie, Poeſie und Kunſt, Induſtrie und Handel — kurz auf allen Gebieten menſchlicher Entwickelung — erhoben ſich theoretiſche und praktiſche Kräfte, welche mit einer Begeiſterung, die durch den faſt tauſendjährigen Winterſchlaf des Mittelalters an Stärke nur gewonnen hatte, wie in einer friſchen Morgenarbeit im raſcheſten Lauf ungeahnte Ziele erreichten. Die mit der Erweckung der Wiſſenſchaften zuſammenfallende Erfindung der Buchdruckerkunſt machte alle Reſultate menſchlichen Denkens in einem im Verhältniß zu allen früheren Epochen menſchlicher Culturentwickelung überaus erweiterten Kreiſe zugänglich und verſprach dem Aechten und Wahren darin eine nimmermehr verſiegbare Dauer. Der Zugang zu den Altären der Wiſſenſchaft war allen, die daran beten wollten, oder darauf zu opfern vermochten, in faſt unbeſchränktem Maaße eröffnet.

Auch auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft machte ſich dieſe, faſt fieberhafte, Thätigkeit geltend. Zwar trat dieſe Wiſſenſchaft noch nicht als eine ſelbſtſtändige hervor. Aber die Grundlagen, auf denen ſie ſich aufzubauen im Stande war, wurden ſo weit ſie ſchon in der claſſiſchen Zeit gelegt, aber unter den Trümmern derſelben verſchüttet waren, angefangen wieder ausgegraben und nach vielen Seiten hin erweitert zu werden.

Bei der Errichtung der Hauptſtütze der neueren Cultur: der Kenntniß der claſſiſchen, entwickelte ſich in wunderbar kurzer Zeit eine ausgezeichnete Philologie, welche ſich der Einſicht nicht verſchließen konnte, daß ihre Hauptgrundlage eine genaue Kenntniß der lateiniſchen und griechiſche Sprache bilde.

So traten denn Grammatiken und Lexika beider Sprachen hervor, zuerſt weſentlich auf Verbreitung, ſpäter auch auf Vertiefung der Kenntniß derſelben gerichtet.

Wenn nicht das erſte der gedruckten Hülfsbücher zur Erlernung des Latein, doch entſchieden eines der erſten war eine kleine, ſo viel mir bekannt, bis jetzt nirgends erwähnte Anweiſung zur Ueberſetzung der lateiniſchen Flexionsformen ins Deutſche, welche

plattdeutſch abgefaßt und der Unterſchrift der Vorrede gemäß im Jahre 1451 geſchrieben, in Münſter in Weſtphalen ohne Angabe des Jahres, aber ihrem ganzen habitus gemäß, in der erſten Zeit des Buchdrucks edirt (editus, fraglich ob gedruckt) ward. Da ſie demnach höchſt wahrſcheinlich nicht bloß die erſte in Deutſchland gedruckte lateiniſche Grammatik, ſondern auch eines der erſten Bücher iſt, welche in plattdeutſcher Sprache erſchienen ſind und zeigt, mit welchem Eifer das deutſche Volk die neue Erfindung ſogleich zur Verbreitung der Kenntniß der lateiniſchen Sprache benutzte, ſo erlaube ich mir, zumal da das Exemplar der göttinger Bibliothek bis jetzt das einzige mir bekannt gewordene iſt, ein Paar Worte zur Beſchreibung deſſelben zu verwenden.

Der Titel beſteht faſt ganz aus einem Holzſchnitt, welcher einen Lehrer und einen Schüler darſtellt. Darüber in zwei Zeilen: Incipit tractatus dans modum teutonisandi casus et tempora. Mit denſelben Worten beginnt die Rückſeite des Titels; hier folgt aber darauf ein Kolon : und dann: editus Monasterii in Westfalia per quemdam decretorum doctorem. Klein 4to 17 Blätter ohne Seitenzahlen aber mit den custodes a. a3. b. b3. c. c3. die beiden erſten von 6 Blättern, der letzte von 5; die Rückſeite des 5. leer. Am Ende der Vorrede a. 2. Rückſeite: schriptum (ächt weſtphäliſch!) anno domini MCCCCLI.

Der Tractat ſelbſt beginnt mit einigen Worten über die casus im Allgemeinen, dann folgen Nominat. Genit. Dat. Acc. Voc. Abl. insbeſondre. Darauf die Declination des plattdeutſchen Artikels. Alsdann die Tempora und zwar den Modis ſubordinirt; zuerſt Indicativus modus, dann Imperativus modus; darauf Optativus modus (darunter Conjunctiv Imperfecti, Plusquamperf. und Praes.); Conjunctivus modus (darunter Conjunct. Praes. Perfect. und Plusquamperf.), Infinitivus modus (legere, legisse und lectum ire oder lecturum esse). Danach Passiv, Impersonale passivae vocis (legitur, men lest;

legebatur men lasz), activum, passivum, neutrum oder neutrale, Neutropassivum (gaudes, gavisus sum), Neutri passivum (vapulo), Deponens oder Deponentale, Commune (largior), Impersonalia activae vocis (miseret); endlich Notabile. Zur Probe gebe ich den Anfang des Notabile:

Du schalt dynen gantzen vlijt dar to doen dat du eynen iewelken partem orationis, Alse nomen . pronomen. verbum . adverbium . participium . conjunctionem . praepositionem. uñ (d. i. und) regulas grammaticas gruntlike kennen uñ verstaen lerest.

Ferner aus der Definition des Neutrum edder (d. i. oder) Neutrale:

Neutrum edder neutrale heth . dat noch yd eyne noch yd ander is (d. h. was weder Activ noch Paſſiv iſt). Uñ eyn verbum neutrum edder neutrale heth darumme also, dat yd noch wercken edder lydent bedudet (d. i. daß es weder wirken noch leiden bedeutet). uñ geyt uth up eyn o . uñ wen men dar eyn r . to settet . so en is yd neyn latin (d. h. ſo iſt es kein Latein) uñ watta (d. h. obgleich) dar lange staen. gaen. edder lopen wol arbeydelick is . nochtan is yd nicht (d. h. ſo iſt es doch nicht) proprie werckachtich edder lydenachtich . wente (d. i. weil) wan ick gha sta edder lope . so en do ick neyn werck . Ock so en deyt neyn ander neyn werck an my uñ men secht ok nicht . Ik werde gegaen gestaen edder ick werde gelopen.

Ich habe dieſes kleine Werkchen mehr oder vielmehr nur als ein Zeichen deutſchen Strebens und der Curioſität wegen erwähnt. Einen wirklichen und wider alles Verdienſt ſelbſt bis in das ſechzehnte Jahrhundert dauernden Einfluß auf das Studium des Latein gewann das im Anfange des 13. Jahrhunderts von Alexander de Villa Dei, Minoriten und Lehrer in Paris, in leoniniſchen Verſen abgefaßte Doctrinale puerorum, welches (nach Brunet) zuerſt 1470 gedruckt ward und dann, durch Erläu-

terungen erweitert und vervollſtändigt, vielfach wieder abgedruckt, große Verbreitung gewann. Daſſelbe war der Fall mit der ſchon ziemlich überſichtlich geordneten Grammatik von Nicol. Perotti, welche zuerſt in Rom 1475 gedruckt ward (ich kenne nur die Ausgabe von Treviſo 1476, welche auch Brunet erwähnt; ſie führt aber den Titel Erudimenta Grammatices, nicht Rudimenta).

Es folgte eine Menge andrer weſentlich praktiſcher grammatiſcher Arbeiten, unter denen ich nur noch die von Aldus Manutius Venetiis 1501 (ebenfalls auf der Göttinger Bibliothek) hervorhebe.

Den Anfang einer tieferen Auffaſſung machte der Arzt und Philolog Jul. Caesar Scaliger (1484—1558), ein Verehrer der deutſchen Sprache und des deutſchen Geiſtes[1]), mit ſeinem zuerſt 1540 erſchienenen Werk de causis linguae Latinae libri XIII. Es iſt dieß ein glänzendes Zeugniß ſeiner tiefen Kenntniſſe, und ſeiner methodiſchen und philoſophiſchen Betrachtung ſprachlicher Erſcheinungen. Wie ſehr es auch unter ſeiner allzugroßen Kühnheit, ſeiner faſt ſchrankenloſen Selbſtzuverſicht leidet, ſteht es doch an der Spitze der neueren philoſophiſchen Behandlungen der Sprache und, wenn auch ſeine Reſultate, gleich wie die dieſer ganzen Richtung, weſentlich weil ſie auf die einſeitige Berückſichtigung der claſſiſchen Sprachen gebaut ſind, für die Sprachwiſſenſchaft bisher faſt ohne alle Frucht geblieben ſind, ſo liegen ſie doch in einer Bahn, deren volle Berechtigung man nicht verkennen darf, welche ſogar, nachdem durch die neueſte Erweiterung unſrer Wiſſenſchaft dieſe Einſeitigkeit beſeitigt iſt, von neuem eingeſchlagen und in erweitertem Kreiſe verfolgt, keine geringe Hülfe für die Erreichung des Zieles derſelben in Ausſicht ſtellt.

Wie Scaliger am Schluſſe ſeiner Grammatik bemerkt, hat

[1]) vgl. ſeine Lobrede auf Deutſchland in Bernays: Joseph Justus Scaliger. Berl. 1855. S. 187.

er ſich beſtrebt, die Ariſtoteliſche Methode auf die Sprache anzuwenden; satis sit jecisse, heißt es daſelbſt, fundamenta scientiae . . ., more principis nostri Aristotelis, cujus sapientiae luce Grammaticorum tenebrae discutiantur. Wie weit ſein Verfahren ſich an das Ariſtoteliſche ſchließt, wage ich nicht zu entſcheiden, da ich in der Ariſtoteliſchen Philoſophie zu wenig bewandert bin, doch iſt nicht zu verkennen, daß die Ariſtoteliſchen Kategorien eine Hauptrolle bei ihm ſpielen. Eben ſo tritt klar hervor, daß viele irrige Anſchauungen der damaligen Grammatiker mit Glück zurückgewieſen werden; auch in der Sprache ſelbſt iſt manches aufgehellt, insbeſondre iſt ſeine Vergleichung der lateiniſchen Lautverhältniſſe mit den griechiſchen ein im Verhältniß zu der damaligen Zeit ſehr bedeutender Fortſchritt. Im Ganzen aber gilt auch von dieſer philoſophiſchen Behandlung der Sprache, was für alle bisherigen maßgebend iſt; weſentlich ſucht ſie aus Gründen, die nicht der Sprache ſelbſt entnommen ſind, zu beweiſen, daß in der behandelten Sprache alles ſo ſein müſſe, wie es eben iſt; ſelbſt die übliche Reihenfolge der Caſus will ſie philoſophiſch begründen. In Bezug auf Bildung der Sprache ſteht er auf dem ariſtoteliſchen Standpunkt 'notam esse rerum dictionem ut libuit inventori'. Trotz ſeiner Kühnheit pflanzt auch er überlieferte Irrthümer fort, z. B. proprium mutarum ut vocales natura correptas habeant ut ab ad at, wo ihn ſchon die Vergleichung mit ἀπό, ἔτι hätte überzeugen können, daß die Kürze des a nicht von der folgenden muta bedingt iſt. Natürlich führt ihn ſeine Kühnheit dazu, die Wiſſenſchaft auch mit neuen Irrthümern zu bereichern, ſo iſt ihm z. B. sivi (Pf. von sino) friſchweg aus sinivi entſtanden.

Das Werk fand natürlich Lobredner ſowohl als Gegner; unter den letzteren gelang es dem Spanier Sanctius (1554—1628) mit ſeiner Minerva seu de causis linguae Latinae 1587 trotz oder vielleicht grade wegen ſeiner, im Verhältniß zu Scaliger höchſt geringen Geiſtesgaben, eine viel einflußreichere Stellung

zu erlangen. Er ſtand dem gewöhnlichen Geiſtesniveau näher und vermied eine Menge Unterſuchungen, durch welche Scaliger's Werk den Zeitgenoſſen unpraktiſch zu ſein ſcheinen mochte. Wirklich nützlich wurde Sanctius' Arbeit jedoch durch die mannigfachen Verbeſſerungen, welche ſie durch andre Gelehrte, vor allem durch einen der größten critiſchen Geiſter, Jac. Perizonius (1651—1715) erhielt. In dieſer Ausſtattung iſt ſie mit vollem Recht ſelbſt im Anfang unſres Jahrhunderts von Neuem veröffentlicht[1]) und verdient ſelbſt heute noch Beachtung.

Auch der lateiniſchen Lexikographie nahm ſich die Buchdruckerkunſt ſogleich an und es erſchien ſchon im Jahre 1460 in Mainz, wahrſcheinlich bei Guttenberg ſelbſt, das große Lexikon von Johannes de Janua, eigentlich Joh. de Balbis aus Genua, einem Dominikanermönch des 13. Jahrhunderts († 1298), welcher gut Griechiſch und Latein verſtand (ebenfalls auf der Göttinger Bibliothek, mit dem Titel: Incipit summa quae vocatur catholicon edita a fratre Joh. de Janua). Unter den vielen, welche bis an das Ende des 16. Jahrhunderts nachfolgten, hebe ich nur des gelehrten Buchdruckers Robert Stephanus (1503—1559) Thesaurus linguae latinae hervor, welcher 1531 zuerſt erſchien, ſpäter mit des großen Sohnes Heinrich Stephanus handſchriftlichen Noten und andrer Zuſätzen (1740—1743) und zuletzt von Gesner 1749 herausgegeben ward. Unerwähnt darf ich nicht laſſen, daß auch ſchon die alten lateiniſchen Lexikographen Verrius Flaccus und Sex. Pompejus Festus gedruckt wurden, letztrer mit den castigationes des größten Philologen nicht bloß der damaligen Zeit, ſondern wenn man den Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Tiefe, Gründlichkeit und Genialität ſeiner Unterſuchungen, die Richtigkeit ſeines Urtheils und den damaligen Stand der Wiſſenſchaft mit in Betracht zieht, wahrſcheinlich des größten

[1]) Sanctii Minerva seu de Causis linguae latinae Commentarius cui inserta sunt . . . quae addidit Casp. Scioppius et subjectae . . . notae Jac. Perizonii. Recensuit Car. Lud. Bauerus. Lips. T. I. 1793. T. II. 1801.

aller bisher literariſch bekannten, des großen Sohnes von Jul. Caes. Scaliger, Joseph Justus Scaliger (1540 — 1609)[1]. Noch größere Verdienſte um die Kenntniß der lateiniſchen Sprache erwarb er ſich durch ſeinen Antheil an dem großen Thesaurus lateiniſcher Inſchriften von Gruter (1560—1627), einem der glänzendſten Zeugniſſe des Umfangs und der Tiefe, welche die Philologie nach kaum hundertjähriger Entwickelung ſchon erreicht hatte.

Die erſte griechiſche Grammatik, welche gedruckt ward, war die des Constantin Lascaris (Mailand 1476), eines der vielen Flüchtlinge, welche für die Verbreitung der Kenntniß der griechiſchen Sprache im Abendland thätig waren. Bei einem derſelben, Johannes Argyropylos, in Florenz, lernte Reuchlin (1453—1522) ſie kennen und trug als Verfaſſer einer Grammatik derſelben und als Lehrer in Tübingen und Heidelberg vorzugsweiſe zur Verbreitung derſelben unter den deutſchen Gelehrten bei. Sein Verwandter und Liebling, Melanthon (1497—1560), ebenfalls Verfaſſer einer griechiſchen Grammatik, ein Mann, der mit ſeinen übrigen großen und ehrwürdigen Eigenſchaften das ausgezeichnetſte

[1]) Die erſte Ausgabe erſchien 1575 und, da der vortreffliche Biograph von Jos. Just. Scaliger in Bezug auf ſie bemerkt, daß er ſie weder zu Geſicht bekommen, noch den vollſtändigen Titel einer ſolchen irgendwo aufgeführt gefunden habe, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß die Göttinger Bibliothek ſie beſitzt. Der Titel iſt:

M. Verrii Flacci Quae Extant. Sex. Pompei Festi De Verborum significatione Libri XX. Et In Eos Josephi Scaligeri Jul. Caesaris Filii Castigationes nunc primum publicatae. Apud Petrum Santandreanum MDLXXV. 8. 3 nicht numerirte Blätter Vorrede von J. Scal. unterzeichnet: Abenni in agro Juliodunensi XI Kal. Novembr. MDLXXIV. Darauf M. Flacci Quae Extant 8 Blätter. Dann Sex. Pompei u. ſ. w. CCCV Seiten und 13 Blätter Indices. Hierauf beſondrer Titel: Josephi Scaligeri in Sex. Pompei Festi de Verborum significatione Castigationes. Quibus adjunctae sunt doctissimorum virorum, ex Venetiano codice, Annotationes. Apud Petrum Santandreanum MDLXXV. CC Seiten und 12 Blätter Indices. Endlich In Sex. Pompei Festi De Verborum Significatione Lib. XX. Annotationes. MDLXXIV. 76 Seiten.

Lehrertalent verband, konnte bei ſeinem hohen Anſehen und ſeiner langjährigen Thätigkeit auf der damals berühmteſten Univerſität Europas, Wittenberg, die von Reuchlin eingeſchlagene Bahn mit dem umfaſſendſten Erfolg in unverhältnißmäßig weiterem Kreiſe verfolgen. Hatte ihm gleich das Schickſal diejenigen Gaben verſagt, welche zur unmittelbaren Erweiterung der Wiſſenſchaft nothwendig ſind, ſo hatte es ihn dafür mit denjenigen ausgeſtattet, durch welche er der Schöpfer einer der bedeutendſten Eigenthümlichkeiten der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit der Deutſchen ward, einer Eigenthümlichkeit, durch welche dieſe ſich von der der übrigen Nationen unterſcheidet, und eine Feſtigkeit beſitzt, welche ihren Beſtand und ihre weitere Entwickelung mit größerer Sicherheit erhoffen läßt, als bei irgend einem andern der bisherigen Culturvölker. Er iſt Schöpfer der deutſchen Schule und dieſer verdanken wir es vorzugsweiſe, daß die Wiſſenſchaft in Deutſchland nicht in dem Maße an die Exiſtenz einzelner mächtigſt hervorragender Männer gebunden iſt, wie in allen übrigen Ländern. Sie erhält den von den Vätern erworbenen Schatz und vermag ihn ſelbſt über trübe und unfruchtbare Zeiten hin ungeſchmälert für die Nachkommen zu retten; kommen dann wieder Männer von hervorragendem Geiſt, ſo ſetzt ſie ſie in den Stand, das Ueberlieferte mit Leichtigkeit ſich anzueignen und auf dieſem feſten Grunde ihre eigne Individualität für die weitere Entwickelung raſch und in verhältnißmäßig bei weitem größerem Umfang geltend zu machen, als möglich geweſen wäre, wenn ſie den größten Theil ihrer Zeit auch zur Gewinnung der Unterlagen einer ſelbſtſtändigen Thätigkeit hätten verbrauchen müſſen. Unſere Schulen und Univerſitäten ſind es, auf welche Europa vorzugsweiſe die Hoffnung auf einen nicht verſiegenden Beſtand und ſomit zu erwartende immer ſteigende Entwickelung der Wiſſenſchaft ſetzen darf. Danken wir ſie auch in erſter Linie dem proteſtantiſchen Geiſte, der, von Deutſchland ausgegangen, mehr oder minder die wahre Wiſſenſchaft in ganz Europa durchdrungen hat, ſo iſt doch

die Geſtalt, in welcher er ſich nach dieſer Seite hin verkörpert hat, vor allem das Werk des unvergeßlichen Profeſſors, welcher nächſt Luther die höchſte Zierde Wittenbergs bildete.

Eine ſpecielle Bearbeitung der griechiſchen Grammatik, welche ſich auch nur entfernt mit der der lateiniſchen durch Jul. Caes. Scaliger vergleichen ließe, iſt weder bis zu Ende des ſechzehnten, noch ſelbſt im folgenden Jahrhundert hervorgetreten. Sowohl Sylburg's (1536—1596) Bearbeitung von Clenard's Grammatik, als die Grammatik von Weller (1602—1664) ſollten nur praktiſchen Zwecken dienen; tiefere Kenntniß mußte man auf andern Wegen, insbeſondre in den Anmerkungen zu den Ausgaben der Claſſiker ſuchen.

Dagegen erſchien ſchon 1572, nicht hundert Jahre nach dem Drucke der erſten griechiſchen Grammatik, der ſtaunens- und bewunderungswürdige Thesaurus linguae graecae von Henricus Stephanus (1528—1598), ein Werk in Anlage und Ausführung ſo großartig, ein Zeugniß von ſo großen und vielfältigen Gaben des Geiſtes und Charakters, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht ſeines Gleichen erhalten hat, noch immer die eigentliche Grundlage alles lexikaliſchen Wiſſens auf dem Gebiete der griechiſchen Sprache bildet, und durch ſeine beiden neuen Bearbeitungen (London 1816—1826, Paris 1836—1865) wohl noch viele Jahre bilden wird.

Mit dem Erwachen der Wiſſenſchaften beginnt auch das Studium der orientaliſchen Sprachen mit größerem Eifer betrieben zu werden. Insbeſondre erhielt das Hebräiſche, nachdem es ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert von Ordens-Geiſtlichen vorwaltend zur Bekämpfung des Judenthums betrieben war, eine hohe Bedeutung durch den Proteſtantismus, indem die Grundlage von dieſem: das richtige Verſtändniß der Bibel, in Bezug auf das Alte Teſtament ohne eindringende Kenntniß der Urſprache, in welcher es abgefaßt war, nicht zu erreichen war. Für die Erlernung andrer orientaliſcher Sprachen, zumal der ſemitiſchen, fand ſich ein

beſondrer Antrieb theils in ihrer nahen Verwandtſchaft mit dem Hebräiſchen, theils in der Miſſionsthätigkeit der chriſtlichen Kirche; insbeſondre wirkte letzteres Beſtreben auf die Erlernung des Arabiſchen, deſſen Kenntniß man vorzugsweiſe zur Bekehrung der ſpaniſchen Araber bedurfte. Doch kam es auch andern orientaliſchen Sprachen zu Gute, wie denn ſchon Gregor XIII. (1573—1585) eine Miſſionsanſtalt mit vier Collegien für morgenländiſche Nazionen in Rom ſtiftete[1]).

Raymundus de Pennaforti hatte ſchon 1259 den Dominikanern das Studium des Hebräiſchen empfohlen und der Pabſt Clemens V. auf dem Concil von Vienne 1311—12 die Errichtung von Profeſſuren deſſelben auf allen Univerſitäten angeordnet; auch werden ſchon früh manche Kenner orientaliſcher Sprachen erwähnt, wie insbeſondre der Graf Johann Pico von Mirandola (1463—1494). Eigentlich in die europäiſche Wiſſenſchaft eingeführt ward das Hebräiſche jedoch erſt durch Reuchlin, welcher es bei dem gelehrten jüdiſchen Arzt in Bologna, Obadja Sforno (geſtorben um 1550) erlernt hatte, die erſte hebräiſche Grammatik ſowie auch ein Lexikon[2]), gebaut auf David Qimchi's Michlol,

---

[1]) Eichhorn Geſchichte der neueren Sprachkunde S. 406 ff.

[2]) Die erſte Ausgabe (1506) iſt ziemlich unbeholfen geordnet. Obgleich lateiniſch geſchrieben iſt ſie nach Art hebräiſcher Bücher von rechts nach links zu öffnen und umfaßt 621 Seiten Fol. Die Seitenzahlen ſtehen nicht oben, ſondern unten. Das Werk zerfällt in 3 Bücher, das erſte enthält die Lautlehre und einen Theil des Lexikons; das zweite den übrigen Theil des letzteren bis zum Schluß; das dritte die Grammatik. Ein eigentlicher Titel fehlt. In der Ueberſchrift zum erſten Buch wird das Werk: De Rudimentis hebraicis genannt. Eine beſſere Anordnung hat die von Sebaſtian Munſter 1537 beſorgte Ausgabe, wo das Ganze in zwei Bücher zerfällt, deren erſtes die Grammatik, das zweite das Lexikon enthält. Hier findet ſich auch ein langer Titel, auf welchem Reuchlin verdienter Weiſe als primus Graecae et sacrae Hebraicae linguae adeoque meliorum literarum omnium in Germania autor bezeichnet wird. Ueber den höchſt kenntnißreichen und verdienſtvollen Seb. Munſter ſelbſt vgl. Hitzig in Rud. Wolf Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz. 1859. II. 34.

1506 drucken ließ und in Tübingen das Studium dieſer Sprache eifrig förderte. In der Luther'ſchen Ueberſetzung der Bibel trug es ſchon herrliche Früchte. Keiner der bedeutenden Philologen blieb ihm fremd und die beiden erſten Buxtorf, deren Lebensdauer grade ein Jahrhundert füllte, (Johann 1564—1629, ſein Sohn 1599—1664) legten durch ihre lexikaliſche Werke, welche das Hebräiſche, Chaldäiſche, Talmudiſche, Rabbiniſche und Syriſche umfaſſen, ein höchſt ehrenwerthes Zeugniß ihrer, wenn auch nicht ſehr intenſiven, doch überaus extenſiven Kenntniß dieſes Zweiges der Philologie ab.

Die erſte arabiſche Grammatik ward in Spanien ſchon 1505 gedruckt; ihr Verfaſſer war Peter von Alcala. Ein Thesaurus linguae arabicae ward von dem großen Jos. Just. Scaliger abgefaßt, iſt jedoch nicht gedruckt; er befindet ſich handſchriftlich in Leyden und Göttingen[1]). Dieſer und ſeine Bemühung mit den Samaritanern in Sichem und Naplus in Briefwechſel zu treten, legen ein bedeutendes Zeugniß ſeines Intereſſes für orientaliſche Sprachen ab; weiterhin werden wir Gelegenheit haben, auch noch einige Züge zu erwähnen, welche ſein linguiſtiſches Intereſſe überhaupt bekunden. Was die Samaritaner betrifft, ſo ſcheint ſein großer Vater Julius zuerſt auf die Wichtigkeit einer Gewinnung ihres Pentateuchs aufmerkſam gemacht zu haben. Die Antwort auf Juſtus' Briefe kam erſt nach deſſen Tode an, doch war damit ein Briefwechſel eingeleitet, der ſich bis in unſer Jahrhundert fortſetzte[2]). Schließlich bemerke ich, daß man ſich auch mit den übrigen ſemitiſchen Sprachen: Syriſch (die erſte Grammatik erſchien 1558 von J. Alb. Widmanstadius), Chal-

---

[1]) vgl. darüber Tychsen in Paulus 'Neues Repertorium für Bibliſche und Morgenländiſche Literatur 1791'. III. 8. 256 ff.

[2]) vgl. Silv. de Sacy in den Notices et Extracits des Manuscrits de la Bibl. du Roi. XII. 1 ff.

däiſch, Samaritaniſch, Aethiopiſch beſchäftigte und ſelbſt Armeniſch nicht unbekannt blieb[1]).

Die lebendigen Sprachen Europa's hatten durch ſehr bedeutende (wie das Italiäniſche) oder mehr oder minder hervorragende literariſche Productionen theilweis ſchon einen ſelbſtſtändigen Werth erhalten. Die grammatiſche Bearbeitung der claſſiſchen und ſemitiſchen Sprachen, insbeſondre aber die lexikaliſche des Latein, welches natürlich in die Volksſprache übertragen ward, während es ſelbſt zur Behandlung der übrigen diente, mußte die grammatiſche Betrachtung auch auf ſie lenken. An der Spitze dieſer Richtung ſteht ſchon der große Dichter Dante († 1321), welcher de vulgari eloquentia ſchrieb[2]) und die volgare illustre als Sprache der gebildeten Italiäner einerſeits vom Latein andrerſeits von den eigentlichen Volksſprachen ſchied. Ihr erſter eigentlicher Grammatiker iſt der berühmte Pietro Bembo (1470—1547) in ſeinen Dialogen, welche den Titel Prose führen und die Regeln der toſkaniſchen Sprache aufſtellen. — Um dieſelbe Zeit begann auch die grammatiſche Bearbeitung des Neugriechiſchen[3]). Eine Grammatik und ein Wörterbuch des Spaniſchen erſchien ſchon 1492 (von Aelius Antonius Nebrissensis); eine ſehr treffliche engliſche Grammatik der ſpaniſchen Sprache mit Wörterbuch von Richard Percyuall 1591. Die grammatiſche Bearbeitung des Deutſchen begann ſchon 1527 (? Ickelſamer)

---

[1]) Theseus Ambrosius, Introd. in Chaldaicam linguam Syricam atque Armenicam et decem alias. 1539, giebt eine Menge Alphabete, darunter S. 206 auch ein gothiſches, welches er von einem Schweden erhielt. — 1594 ward eine ſyriſche Grammatik von Amira gedruckt, vgl. Fr. Uhlemann Grammatik der ſyriſchen Sprache 2. Aufl. 1857 p. XIX. — Eine äthiopiſche Grammatik von Marius Victorinus erſchien Rom. 1548.

[2]) Ed. Böhmer: Ueber Dante's Schrift: de vulgari eloquentia u. ſ. w. Halle 1868. Biester in den 'Abhandlungen der Berliner Ak. d. W. 1812—1813, hiſt.-phil. Cl.' S. 59 ff.

[3]) ſ. Adelung, Mithridates II. 436.

oder 1531[1]); 1571 erſchien in Baſel Otfrid's Evangelienbuch[2]), und 1597 mehreres aus dem Ulfilas[3]). Gherard de Schueren niederländiſch-lateiniſch und lateiniſch-niederländiſches Lexikon, Teuthonista, erſchien ſchon 1475; Lipsius (1547—1606) veröffentlichte ſchon altniederländiſche Gloſſen und Cornelius Kilianus († 1607) im Jahre 1574 ein vergleichendes Wörterbuch, worin das Blämiſche mit Vergleichung des Seeländiſchen, Geldernſchen, Cleviſchen, Jülichſchen und andrer benachbarter Mundarten behandelt iſt, eine für ihre Zeit ſehr preiswürdige Arbeit. Eine franzöſiſche Grammatik publicirte Robert Stephanus (Rob. Estienne Traicte de la grammaire française) 1557 und in lateiniſcher von ſeinem Sohn Henricus abgefaßter Ueberſetzung 1558; ein franzöſiſch-lateiniſches Lexikon Jehan Thierry 1565. Das Breton erhielt ſchon 1499 ein Lexikon[4]); das Walliſiſche 1547, und Grammatiken 1567, 1592 und 1593[5]). Selbſt das Baskiſche ward ſchon 1587 grammatiſch behandelt[6]). Das erſte lateiniſch-engliſche Lexikon von Elyot ward 1538 gedruckt. Eine böhmiſche Grammatik zur Erlernung des Böhmiſchen für Deutſche und des Deutſchen für Böhmen erſchien ſchon 1567; Lexika dieſer Sprache von Joannes Aquensis ſchon 1511, von Reschelius in Olmütz Bd. 1 1560, Bd. 2 1562 und von Paulus Pres-

---

[1]) vgl. Joh. K. F. Rinne: die natürliche Entſtehung der Sprache, 1834, S. 39. Das Exemplar von Ickelſamer, welches die Göttinger Bibliothek beſitzt, iſt jedoch erſt von 1537 datirt und eigentlich nur eine Leſelehre. Eine wirkliche kleine Grammatik iſt die von Laurentius Albertus 1573. Eine lateiniſch geſchriebene von Clajus 1578. Ein Lexikon von Joſua Maaler — die Bedeutungen lateiniſch — erſchien 1561.

[2]) ſ. Kelle's Ausgabe S. 99. Dieſer älteſte Druck befindet ſich auf der Göttinger Bibliothek.

[3]) ſ. Anm. 8 zu p. 228 ff.

[4]) Adelung, Mithridates II. 161.

[5]) ebdſ. II. 149; das Werk von Rhaesus 1592, ſo wie das von Davies 1621 beſitzt die Göttinger Bibliothek.

[6]) ebdſ. II. 21.

sius (1586 die 3. Ausgabe)[1]). Eine polniſche Grammatik wurde 1568 (von Stoienski, latiniſirt Statorius), ein Lexikon 1564 (von Maczynski = Macinius) veröffentlicht. Eine Grammatica Slavonica (Kirchenſlaviſch) in Wilna 1516. Eine ungariſche Grammatik von Joh. Erdösi 1539.

Der große Reiſe- und Entdeckungstrieb, welcher ähnlich wie im vorigen Jahrhundert auch den großen Aufſchwung der Cultur im 15. und 16. Jahrhundert begleitete, ſo wie das Beſtreben auch in den neu entdeckten Ländern das Chriſtenthum zu verbreiten, führte endlich auch zur Kenntniß, Berückſichtigung und ſelbſt ſchon grammatiſcher Bearbeitung von Sprachen, welche zu einem großen Theil der alten Cultur völlig unzugänglich geweſen waren. So bekümmerte ſich der Ritter Arn. von Harff aus Cöln auf ſeiner Reiſe durch Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Paläſtina und die Türkei (1496—1499) auch um Sprachen und Alphabete der Völker, welche er kennen lernte[2]). Antonio Pigafetta, welcher mit Magalhaens die erſte Reiſe um die Welt machte (1519—1522), war auch der erſte, welcher Wörter der auf dieſer Reiſe berührten unbekannten Völker ſammelte, alſo an der Spitze der Reiſenden ſteht, welche ſich durch Vokabulare um die Sprachwiſſenſchaft verdient gemacht haben[3]). Giambattista (?) Vecchietti, ein ausgezeichneter Kenner der orientaliſchen Sprachen, reiſte nach Aegypten, Syrien, Arme-

[1]) Alle vier Werke befinden ſich auf der Göttinger Bibliothek; im Mithridates werden ſie nicht erwähnt.

[2]) vgl. die Titel mehrerer auf den Orient bezüglichen Reiſeberichte bei Ennen im 'Orient und Occident' I. 449 ff., wo auch ein Bericht eines andern Cölners von Jüdden mitgetheilt iſt.

[3]) Primo viaggio intorno al Globo terracqueo ossia Ragguaglio della navigazione alle Indie orientali per la via d'Occidente fatta dal Cavaliere Antonio Pigafetta Patrizio Vicentino sulla squadra del Capit. Magaglianes negli anni 1519—1522. Ora publicato per la prima volta &c. da Carlo Amoretti. Milano 1800. 4. Die Vocabularien befinden ſich S. 191 204.

nien, Perſien und Indien (1587) und brachte eine Menge arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Handſchriften zurück[1]). Philippo Sassetti, ein kenntnißreicher und geiſtvoller Italiäner, welcher vom 9. November 1583 bis 1588 in Indien, insbeſondre in Goa, zubrachte, ſchildert in ſeinen Lettere (welche 1855 von Marucci in Florenz herausgegeben ſind) mit ſehr lebendigen Farben die Bewohner Indiens, hat ſich mit großer Theilnahme um das Sanſkrit bekümmert, weiß, daß es Sprache der indiſchen Wiſſenſchaft iſt[2]), iſt erſtaunt über Alter und Bedeutung deſſelben und ſpricht den Wunſch aus, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren nach Indien gekommen ſein möchte, um mit einer Kenntniß dieſer ſchönſten Sachen zurückzukehren[3]). Er weiß, daß dieſe Sprache vermittelſt einer Grammatik (nicht wie Hebräiſch bei den Juden ſeiner Zeit papageyartig durch Vorſagen und Nachplappern) gelehrt wird, daß ſie 53 Buchſtaben gebraucht und dieſe phyſiologiſch erklärt werden[4]). Ja er weiß, daß ſie mit der italiäniſchen Sprache viele Wörter gemein hat, wie die für die Zahlwörter 6. 7. 8. 9 für Dio, serpe und ſehr viele andre[5]),

---

[1]) Philippo Sassetti Lettere, Firenze 1855 S. 401. 410. Es iſt derſelbe, welcher in dem Zedlerſchen Univerſallexikon Hieronymus Vecchietti genannt wird.

[2]) Lettere p. 415: Sono scritte le loro scienze tutte in una lingua che dimandano Sanscruta, che vuol dire bene articulata.

[3]) Bisognerebbe essere venuto qui di 18 anni per tornarsene con qualche cognizione di queste bellissime cose. Lettere p. 416.

[4]) La lingua (das Sanſkrit) in se é dilettevole e di bel suono, per i molti elementi, che egli hanno fino a 53; de' quali tutti rendono ragione facendoli nascere tutti dai diversi movimenti della bocca e della lingua, ebdſ. p. 283. Die 53 Buchſtaben ſind die 10 (kurzen und langen) Vokale, 4 Diphtonge, 2 ſekundäre Naſale (Anusvâra und Anunâsika), 3 ſekundäre Hauchlaute (Visarga, Upadhmânîya und Jihvâmûlîya) und 34 eigentliche Conſonanten.

[5]) et ha la lingua d'oggi molte cose comuni con quella, nella quale sono molti de' nostri nomi e particularmente de' numeri il 6. 7. 8 e 9 [ſanſkritiſch shash, saptan, ashtan, navan], Dio [ſſkr. deva], serpe [ſſkr. sarpa] et altri assai, ebdſ. 415.

und iſt damit, ſo viel bis jetzt bekannt, der erſte, welcher eine Thatſache ausſprach, die in unſern Tagen zur Erkenntniß der urſprünglichen Identität der europäiſchen Culturvölker mit den indiſchen Ariern und andern aſiatiſchen Stämmen geführt hat.

Auch in Amerika zeigte ſich früh ein bedeutender Eifer für die Erlernung der heimiſchen Sprachen, weſentlich natürlich um mit Hülfe derſelben dem Chriſtenthum Eingang zu verſchaffen. Wenige Jahrzehnte nach der Eroberung Mexiko's (1521) wurde ſchon eine Grammatik und ein Lexikon der mexikaniſchen, totonakiſchen und huaxtekiſchen Sprachen von Andr. de Olmos im Drucke veröffentlicht (Mexiko 1555 II. Bände 4.). Es folgten bald auch andre derartige Werke ſowohl für das Mexikaniſche als andre amerikaniſche Sprachen. So wird eine Grammatik des Chiapa und andrer mittelamerikaniſcher Sprachen von de Cepeda (1560)[1]) und eine Grammatik und ein Lexikon der Mixteca-Sprache (ebenfalls in Mittelamerika) von Antonio de los Reyes, die erſtre von 1593, erwähnt[2]). Schon im Jahre 1560, etwa drei Jahrzehnte nach der Eroberung Peru's, ward auch eine Grammatik der in dieſem Reiche herrſchenden Sprache, des Quichua, von Dominigo de S. Thomas im Druck veröffentlicht[3]). Von Josef de Anchieta eine Grammatik und ein Lexikon der Tupi-Sprache 1595[4]). Die Araukaniſche Sprache (in Chili) ward ſchon 1599 bearbeitet[5]); die Aymariſche (in Bolivia und Peru) 1603[6]); die Guarani (in Braſilien und Paraguay) 1639[7]).

[1]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. ſ. w. 2. Ausg. von Jülg. Berl. 1847. S. 64.

[2]) Adelung, Mithridates III. 3. 34.

[3]) ebdſ. III. 2. 524.

[4]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. ſ. w. 2. Ausg. von Jülg. S. 55.

[5]) Adelung, Mithr. III. 2. 408.

[6]) ebdſ. III. 2. 538.

[7]) Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika u. ſ. w. 2. Ausg. von Jülg, S. 155.

Auch eine Japaniſche Grammatik wird ſchon aus dem letzten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts erwähnt[1]).

So wurde die Kenntniß der claſſiſchen und ſemitiſchen Sprachen, der europäiſchen, ſo wie der entlegenſten Volksſprachen ſchon in den erſten beiden Jahrhunderten der Wiedererwachung der europäiſchen Wiſſenſchaft theils ſchon vertieft, theils ermöglicht, theils angebahnt und damit der zukünftigen Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft in keineswegs unerheblichem Grade vorgearbeitet. Aber auch ſelbſt damals konnte dieſe Fülle von ſprachwiſſenſchaftlichem Material nicht ohne Einfluß auf die Sprachbetrachtung überhaupt bleiben. Denn der denkende Geiſt wird durch eine übermächtige Gewalt getrieben, das Verhältniß, zumal ſo innig verwandter und auf demſelben Triebe beruhender Erſcheinungen, wie ſie die menſchlichen Sprachen darbieten, zu ergründen zu ſuchen. Dieſes Beſtreben wurde zugleich durch beſondere Umſtände gefördert.

Die innige Verwandtſchaft der beiden claſſiſchen Sprachen konnte Niemandem entgehen, welcher ſie ſich nur einigermaßen angeeignet hatte; auch war ſie ſchon in der claſſiſchen Zeit anerkannt und demgemäß auch nach Wiedererwachen der Wiſſenſchaften angenommen und weiter verpflanzt[2]). Eine noch innigere Verwandtſchaft trat nun in den ſemitiſchen Sprachen bei näherer Kenntniß derſelben hervor. Faſt alle große claſſiſche Philologen des 16. Jahrhunderts waren mehr oder weniger zugleich der ſemitiſchen Sprachen mächtig. So konnte in ihnen ſchon an und für ſich durch die innige Verwandtſchaft der dieſen beiden Reihen in ihrer Beſonderheit angehörigen und einſt über ſo weite Strecken der Erde verbreiteten Sprachen die Frage hervorgerufen

---

[1]) Mithridates von Adelung I. 570.

[2]) vgl. z. B. Elementa graecae et latinae Grammat. collata. Per Georg. Majorem 1536, auch was oben in Bezug auf Jul. Caes. Scaliger's lateiniſche Grammatik bemerkt iſt.

werden, ob ſich nicht auch zwiſchen ihnen ſelbſt, den claſſiſchen einerſeits und den ſemitiſchen andrerſeits, eine Verwandtſchaft nachweiſen laſſe. Eine beſondre Anregung erhielt dieſe Frage durch die zum Glaubensartikel des geſammten Chriſtenthums gewordene bibliſche Ueberlieferung von der urſprünglichen Einheit der menſchlichen Sprachen. Zugleich hatte ſich, wenn auch nicht in gleicher Allgemeinheit, die bei den Juden herrſchende und ſchon von Hieronymus angenommene Ueberzeugung feſtgeſetzt, daß das Hebräiſche die Urſprache ſei. Die Verſchiedenheit der Sprachen erklärte ſich für den kindlichen Glauben zwar hinlänglich durch die babyloniſche Sprachverwirrung, aber der denkende Glaube ſehnte ſich nach einer Art wiſſenſchaftlicher Beſtätigung oder Begründung ſeiner Ueberzeugung. Dieſe bot ſich faſt von ſelbſt in den mannigfachen gleichen oder ähnlichen Erſcheinungen dar, welche ſich in den verſchiedenen Sprachen erkennen laſſen. Es lag nahe darin Ueberreſte oder Spuren der urſprünglich zu Grunde liegenden einigen Sprache zu ſehen. Das Streben, das ähnliche in den Sprachen zu jenem beſtimmten Zweck aufzuſuchen, führte herbei oder unterſtützte natürlich die Neigung zur Aufſuchung ſolcher Aehnlichkeiten überhaupt, d. h. auch ohne dieſen Zweck oder irgend einen andern nicht linguiſtiſchen im Auge zu haben. Dadurch wurde eine Art Sprachenvergleichung hervorgerufen, welche, wenn gleich ſie, aus Mangel an grammatiſcher oder überhaupt linguiſtiſcher Entwickelung keine wiſſenſchaftliche Frucht zu tragen vermochte, doch Sinn und Eifer für Ausdehnung ſprachlicher Kenntniſſe und Forſchungen erweckte und rege erhielt.

Den erſten Verſuch einer umfaſſenderen Sprachenvergleichung ſcheint Guilielmus Postellus aus der Normandie, geboren 1510, geſtorben 1581, gemacht zu haben. Mit einer unbeſiegbaren Energie erwarb er ſich unter den größten Entbehrungen die wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Zeit und verknüpfte damit während eines zweimaligen Aufenthaltes in Conſtantinopel und vieler Reiſen die Kenntniß mehrerer orientaliſcher und andrer Sprachen. Schon

vor 1538 faßte er die Abſicht de affinitate linguarum et hebraicae excellentia zu ſchreiben. Dieſem Werke ſollte als ein Theil deſſelben das Schriftchen vorangeſtellt werden, welches er 1538 unter dem Titel: Linguarum duodecim characteribus differentium alphabetum, introductio et legendi modus drucken ließ. Das was ihm folgen ſollte, iſt nicht erſchienen und das Erſchienene beſchäftigt ſich weſentlich nur mit der Leſelehre des Hebräiſchen, Chaldäiſchen und Syriſchen, Samaritaniſchen, Arabiſchen, Aethiopiſchen, Griechiſchen, Georgiſchen, Serbiſchen, Dalmatiſchen, Armeniſchen und Lateiniſchen. Nur beim Arabiſchen iſt eine kurze Grammatik hinzugefügt. Unter den Leſeproben iſt das Vater Unſer in hebräiſcher, ſyriſcher, arabiſcher, griechiſcher und armeniſcher Sprache mitgetheilt und damit — wenn gleich ſchon über ein Jahrhundert früher von Schildberger (um 1427) zwei Vater Unſer, eines in armeniſcher, das andre in türkiſch-tatariſcher Sprache, in ſeiner Reiſebeſchreibung veröffentlicht waren — im Weſentlichen der Anfang gemacht, Ueberſetzungen des Vater Unſer als Proben aller Sprachen zu ſammeln, ein Beſtreben, welches ſich bis in die neueſte Zeit fortgepflanzt und mit Zunahme der Sprachenkenntniß einen immer größeren Umfang erlangt hat[1]).

Bezüglich ſeiner Anſicht über die Verwandtſchaft der Sprachen äußert er ſich an zwei Stellen: Quum autem in confesso sit apud omnes (quod tamen amplissime in libello nostro de affinitate linguarum et hebraicae excellentia, cui haec praefixa volo, demonstravimus) linguam Hebraicam omnium fuisse primam, ab ipsius rudimentis faciam exordium. Deinde ad illas me conferam, quas primum ex ea dimanasse ipsa affinitate constat, Chaldaicam scilicet et Samaritanam, quae eadem praeter characteres, Hebraica est, postea Punicam

[1]) Die Geſchichte der Vaterunſer-Sammlungen von 1427 bis 1805 ſ. bei Adelung Mithridates I. 646 ff.

Arabicamve et Indicam (d. i. Aethiopiſch) tractaturus. Graeca et quae ab ipsa effluxere Georgiana et Tzerviana subsequetur. Armenicae et Illiricae vel Hieronymianae, quia quoddam medium genus sunt, quartus locus erit. Latina faciet operis finem. Am Schluß des Aethiopiſchen heißt es: Est autem adeo Hebraicae Chaldaicae et Arabicae affinis ut raro admodum sit in hac dictio, quin in aliarum aliqua reperiatur . . . Ad confirmandam autem illorum priorem Hebraeorum originem mihi non parum habere momenti hae linguae apud omnes gentes dispersae videntur. Nisi enim esset Hebraica lingua principium harum omnium nunquam posset fieri ut tot linguae in tam variis orbis partibus dispersae jam tot annorum millia ita affines essent u. ſ. w.

Sein nächſter Nachfolger Bibliander (eigentlich Buchmann) erzählt, daß ſein Lehrer Camerarius einige tauſend Wörter geſammelt habe, die im Griechiſchen und Deutſchen übereinſtimmen. Er ſelbſt ſchrieb De communi ratione omnium literarum et linguarum 1548. 'Ebraea, heißt es darin S. 152, est primigenia, reliquae ex ea propagatae et genitae sunt. Quarum aliae longius degenerarunt a principali sermone ut dialecti filiorum Japheth, quaedam arctius adhaeserunt linguae primae ut dialecti filiorum Sem. Seine Anſichten über den Zuſammenhang der einzelnen Sprachen ſind natürlich ſehr kindlich oder kindiſch; Walliſiſch und Coreiſch leitet er vom Griechiſchen ab, welches durch die griechiſchen Bewohner von Marſeille dahin gekommen ſei. Bedeutender iſt ſchon Conrad Geßner's Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, C. G. observationes. 1558. Auch ihm iſt das Hebräiſche zwar die erſte und einzig reine Sprache, alle übrigen Miſchſprachen; doch tritt das rein linguiſtiſche Intereſſe ſchon mehr in den Vordergrund; neben den Vaterunſern, deren er ſchon zwei

und zwanzig giebt, richtet er ſein Augenmerk auch auf die Zahlwörter und beachtet ſelbſt die künſtliche Gaunerſprache.

Auch auf dieſem Gebiete fehlt der Name des großen Jos. Just. Scaliger nicht. In ſeiner Diatriba de Europaeorum linguis [1]), abgefaßt im Jahre 1599 [2]), claſſificirt er die europäiſchen Sprachen zwar nur auf kaum vier Seiten, aber in einer Weiſe, in welcher ſich der originelle und dennoch nur ſichern Boden liebende ächte Philolog nicht verkennen läßt. Er nimmt elf Stämme (matrices) derſelben an, vier reich verzweigte und ſieben geringere; jene vier, charakteriſirt nach den Wörtern Deus, Θεος, Godt, Boge, ſind der lateiniſche, griechiſche, deutſche und ſlaviſche; dieſe ſieben ſind 5. der Epirotiſche oder Albaneſiſche (mit der Bemerkung: Indigenae an advenae, incertum); 6. der tartariſche; 7. der ungariſche; 8. der finniſche; 9. der iriſche (Hirlandica cujus pars, quae hodie in usu Scotis silvestribus, d. i. Hochländiſch); 10. der altbritiſche (vetus Britannica in montibus Anglis; d. i. Walliſiſch; item in Armorica Galliae, quam Britonnantem linguam Galli vocant); 11. Baskiſch (Cantabrorum quos Biscainos Galli et Hispani nominant). Die Zweige dieſer Sprachen, ihre charakteriſtiſche Unterſchiede und geographiſche Gränzen werden genau angegeben, in wahrhaft meiſterhafter Kürze in einem kleinen Aufſatz über die Sprachen und Dialekte in Frankreich, welcher auf die Diatriba unmittelbar folgt. Demſelben eben ſo tiefen als umfaſſenden Geiſt verdanken wir auch die erſte veröffentlichte Sammlung zigeuneriſcher Wörter mit der Präſensflexion von piaua 'trinken' und wie weit dieſes großen Mannes linguiſtiſches Intereſſe reichte, zeigt — um dieß beiläufig zu bemerken — die mittelbar von ihm herrührende Herausgabe eines (des nordiſchen) Runenalphabets und einiger Runeninſchriften [3]).

[1]) Opuscula varia. Paris 1610. p. 119.

[2]) ſ. Bernays, Josef Just. Scaliger S. 298.

[3]) Jene beiden Publikationen befinden ſich in dem kleinen, im Alge-

Was die Vergleichung der einzelnen Sprachen betrifft, ſo wurden vorzugsweiſe Latein und Griechiſch einerſeits und die

meinen nicht unbekannten Buche, welches von Bon. Vulcanius unter dem Titel: De literis et lingua Getarum sive Gothorum. Item de Notis Lombardicis. Quibus accesserunt Specimina linguarum &c. Lugd. Batav. 1597. 12. herausgegeben iſt. Da es ein Zeugniß des damaligen linguiſtiſchen Intereſſes darbietet, erlaube ich mir den Inhalt der darin geſammelten Aufſätze kurz anzugeben:

Nach einer Vorrede von 7 unpaginirten Blättern, auf deren letzter Seite der Inhalt verzeichnet iſt, folgen:

1. (S. 1—15) Commentariolus Viri cujusdam docti Anonymi in literas Gothicas ex vetustissimo quodam codice argenteo (ut eum vocant) sumptas.

2. Alter commentariolus in Alphabetum gothicum et Notas Lombardicas in Vetustissimo quodam codice repertos (S. 16—30; S. 27—29 enthält die Zeichen für die Namen der römiſchen Kaiſer; S. 30 für einige Ortsnamen).

3. (S. 31—42) Proben des Gothiſchen aus dem Ulfilas in gothiſcher Schrift und lateiniſcher Tranſcription.

4. (S. 43—48) iſt im Inder als Quadruplex alphabetum Gothicum und Inscriptiones veteres Gothicae bezeichnet. Es giebt vier weſentlich gleiche nordiſche Runenalphabete und vier Runeninſchriften. Das vierte Alphabet ſammt den zwei darauf folgenden Inſchriften mit einer (fehlerhaft gedruckten) lateiniſchen Tranſcription (welche der Herausgeber irrig als interpretationes tametsi non ad amussim cum illis consentientes bezeichnet) rührt von Josephus Scaliger her (Quartum alphabetum cum sequentibus Inscriptionibus mihi communicavit Ill. V. Josephus Scaliger. Jul. Caes. F. S. 46). Die erſte Inſchrift iſt Inscriptio monumenti Gormonis, Thyrae uxori positi bezeichnet. Die zweite: Inscriptio monumenti Haraldi regis parentibus suis Gormoni et Thyrae positi.

Darauf folgen noch zwei kleine Proben aus dem Ulfilas.

5. (S. 49—53) De Gothorum qui hodie Tauricam Chersonesum incolunt lingua. Es iſt dieß ein Abdruck der darauf bezüglichen Stelle in dem 4. Briefe der Legationis Turcicae epistolae des Aug. Busbequius (1522—1592); ſie findet ſich in der Ed. Hanov. 1629 p. 242 ff.

6. (S. 54—67) Specimen Veteris linguae Teutonicae (Proben aus der Ueberſetzung von Tatian; aus Willeram Paraphraſe des hohen Liedes; Anfang des Loblieds auf Biſchof Anno und vocabula aliquot Veteris linguae Teutonicae).

7. (S. 67—69) Excerpta ex Hist. Nithardi, Libro tertio: Karl's Schwur in romaniſcher und Ludwig's in deutſcher Sprache.

ſemitiſchen Sprachen andrerſeits mit einander verglichen; doch fehlte es auch nicht an Verſuchen, beide Sprachclaſſen mitein-

---

8. (S. 70—86) Specimen Veteris linguae Saxonicae qua Angli ante annos mille usi fuerunt: Brief des Königs Alfred an den Biſchof Wulffige mit engliſcher Interlinear- und nachfolgender lateiniſcher Ueberſetzung.

9. (S. 87—88) Specimen linguae Persicae. Dieſes giebt der Herausgeber wegen der Verwandtſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen: Aliquam enim eius esse cum Teutonica affinitatem vel ex eo constat, quod multa vocabula utrique linguae inter se sunt communia. E quibus depromam nonnulla quae Cl. V. Franciscus Raphelengius Hebraicae linguae Professor, et multarum aliarum exoticarum linguarum peritissimus (ſo heißt auch der Verleger dieſes Werkchens), ex R. Sandiae (ſo! ſtatt Saadiae) Pentateucho quadrilingui, in quo etiam est Persica interpretatio, collegit, mihique communicavit: Es werden Band, vinculum; Berader, frater und mehrere andre richtige Identificationen gegeben, aber auch ſchon choda, Deus, welches ohne Zweifel mit 'Gott' identificirt wird; ſchließlich theilt der Herausgeber den Anfang der perſiſchen Ueberſetzung der Genesis mit lateiniſcher Interlinear-Ueberſetzung mit.

10. (S. 89—96) Parergon, sive specimen Cantabricae, Hoc Est Veteris Vasconum linguae. Er nennt dieſe Abtheilung Parergon, weil ſie ad praesens institutum, quo de Gothica et vetere Teutonica Saxonicaque lingua agimus, parum aut nihil pertineat; utpote nihil cum eis affinitatis habens. Er hat es hinzugefügt: ut lingua paucis hactenus nota vel audita innotescat .... Quam quidem linguam plerique Veterem Hispanicam fuisse arbitrantur .... Mansit itaque haec Vasconum lingua in hunc usque diem integra, tametsi ob multa cum vicinis Gallis commercia, peregrina etiam multa illius gentis vocabula in eam irrepserint. crediderim tamen eos, si linguam suam excolere velint, perinde ac nos Belgae, nullius externae linguae adminiculo ad omnia animi sensa proprie apteque explicanda indigere. Er giebt das Vaterunſer und eine kleine Wörterſammlung aus Joan de Liçarrague's 1571 gedruckten Ueberſetzung des Neuen Teſtaments (vgl. Adelung Mithribates II. 23).

11. (S. 97—100) Der Herausgeber bemerkt, er hätte noch Proben von vielen andern Sprachen geben können: earum praecipue quas Graeci et Latini fastidiose Barbaras vocant, damit die Sprachenliebhaber (Philoglottici) aus ihrer gegenſeitigen Vergleichung erforſchen könnten: quid quaeque vel cum Gothica, vel Teutonica, vel alioquin ipsae inter se affinitatis habeant. Er unterlaſſe dieſes wegen der 1592 erſchienenen Vaterunſer-Sammlung von Megiser und beſchränke ſich auf ein von dieſem ausgelaſſenes frieſiſches Vaterunſer (abgedruckt, aber ungenau,

ander zu vergleichen. In Crucigeri Harmonia linguarum quatuor cardinalium Hebraicae, Graecae, Latinae et Germanicae (Frankfurt 1616) geſchah dieß ſogar mit einer gewiſſen Methode; es werden erſt die Lautverhältniſſe behandelt, dann folgen die hebräiſchen Wurzeln, zu denen Wörter aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen geſtellt werden, die der Verfaſſer darauf zurückführen zu dürfen glaubt. Mit welchem Glück, möge nur ein Beiſpiel veranſchaulichen. Unter אָבַךְ heißt es Hithpaël inflare (die Bedeutung iſt aber in Wirklichkeit ʿauf-

---

bei Adelung, Mithridates II. 235), den Anfang einer Walliſiſchen Ueberſetzung der Geneſis, welche London 1558 gedruckt ſei (The Bible of every land. Lond. 1860 S. 151 erwähnt als erſte gedruckte Ueberſetzung die von 1567, als 2. die von 1588; ſollte bei Vulc. ein Druckfehler und die letztere gemeint ſein?); endlich giebt er den Anfang einer Isländiſchen Ueberſetzung der Geneſis und erwähnt, daß eine Isländiſche Ueberſetzung der Bibel 1580 Holae gedruckt ſei (das erwähnte Werk The Bible of every land. S. 215 führt erſt eine Ueberſetzung von 1584 auf, in welcher ſich die Geneſis finden könnte).

12. (S. 100—105) De Nubianis erronibus, quos Itali Cingaros appellant, eorumque lingua. Der Herausgeber bemerkt: Non possum . . . manum . . . de tabula, quin De lingua Nubianorum . . . pauca hisce chartis illinam quae ab Illustri Viro Josepho Scaligero accepi, quod ea ad gentis et linguae paucis notae cognitionem pertinentia Philoglottis non ingrata fore confidam. Das wichtigſte iſt eine kleine Wörterſammlung, die unzweifelhaft von Scaliger herrührt (ſ. das folgende); vgl. übrigens Pott, Zigeuner I. 3 ff.

13. (S. 103—109) De idiotismo aliorum quorundam Erronum, a Nubianis non admodum absimilium. Hier findet ſich in der Einleitung die Stelle, welche zeigt, daß ſich Scaliger wirklich mit der Zigeunerſprache beſchäftigte. Es heißt nämlich: Nubianos illos, quos Itali, ut diximus, Cingaros vocant; Hispani, Gitanos, hoc est Aegyptios; Belgae, Heydenen, hoc est Gentiles propriam sibi ac peculiarem provinciae e qua orti fuerunt linguam habuisse Jos. Scaliger censet, cujus judicio authoritatique libens acquiesco. Dann giebt der Herausgeber ſeine eigne Meinung über das Rothwelſch und theilt einige Wörter deſſelben mit, die er einem deutſchen Buch über dieſe Errones entnommen habe, welches vor fünfzig Jahren, alſo etwa 1547 erſchienen ſei.

Die Schlußſeite corrigirt einige Errata.

wallen' vom Rauch) und dann wird verglichen griechiſch βύζω, lateiniſch bucca, deutſch 'Pauke'.

Eine gewiſſe Methode herrſcht auch in dem ſchon 1606 erſchienenen Werk von Estienne Guichard: l'Harmonie étymologique des Langues Hebraique, Chaldaique, Syriaque — Grecque — Latine, Française, Italienne, Espagnole, Allemande, Flamende, Anglaise &c. Quant à la derivaison des mots par addition, substraction, transposition et inversion des lettres (heißt es bei ihm in der Vorrede 6, b, 12): Il est certain que cela se peut et doit ainsi faire . . . Ce qui n'est point difficile à croire, si nous considerons que les Hebrieux escrivent de la droite à la senestre, et les grecs et autres de la senestre à la droite. So könnten die andern Sprachen natürlich zum Theil aus nur verleſenem Hebräiſch beſtehen.

Bacon von Verulam (1561—1626), deſſen gewaltiger Geiſt faſt alle Wiſſenſchaften ſeiner Zeit umfaßte und insbeſondre in allgemeinen Anſchauungen ſich hoch über den Standpunkt erhob, welchen ſie damals einnahmen, hat in ſeinem Werke de dignitate et augmentis scientiarum auch der Sprachenbehandlung einige Worte gewidmet, in denen er einerſeits eine etwas ſeltſame, jedoch keineswegs der Entwickelung der Sprachen ganz widerſprechende Art das Ideal einer vollkommenen Sprache zu bilden, darlegt, andrerſeits auf die Bedeutung einer noch zu ſchaffenden philoſophiſchen Grammatik aufmerkſam macht, von welcher er eben jenes Ideal erwartet. Ihm gilt es für die nobilissima Grammaticae[1]) species, si quis in linguis plurimis,

[1]) Er ſcheidet (a. a. O. VI. 1.) die Grammatik zunächſt in eine literaria (wir würden es ungefähr mit 'empiriſche' oder 'praktiſche' wiedergeben können) und eine philosophica. Die letztre iſt ihm zunächſt Grammatica quaedam, quae non analogiam verborum adinvicem sed analogiam inter verba et res, sive rationem, sedulo inquirat. Er denke jedoch nicht an eine originalis etymologia nominum in der platoniſchen Weiſe (im Kratylos), ſondern:

tam eruditis quam vulgaribus, eximie doctus, de variis linguarum proprietatibus tractaret in quibus quaeque excellat, in quibus deficiat ostendens. Ita enim et linguae mutuo commercio locupletari possint; et fiet ex iis quae in singulis linguis pulchra sint, orationis ipsius quaedam formosissima imago, et exemplar quoddam insigne ad sensus animi rite exprimendos. In der That ſind die Sprachen nichts weniger als abgeneigt, ſich durch den Einfluß andrer, mit denen ſie in Berührung kommen, zu bereichern[1]) und, wenn dieſer Einfluß ſich innerhalb der naturgemäßen Gränzen entwickelt, auch zu vervollkommnen. Eben ſo wenig läßt ſich in Abrede ſtellen, daß es ſtets einzelne Menſchen ſind, welche dieſen Einflüſſen Raum und Geſtaltung verſchaffen. Aber es zeugt von einer vollſtändigen Unkenntniß der Entwickelung menſchlicher Sprachen, wenn man von einer Thätigkeit, wie ſie Bacon zeichnet, einen ſolchen ungeheuren Erfolg erwarten zu dürfen glaubt. Menſchliche Schöpfungen, welche den Bedürfniſſen, Richtungen und Anlagen eines irgendwie geeinigten Menſchencomplexes (etwa Volkes) entſprechen ſollen und, wie die Sprache mit wenigen Ausnahmen, ohne Reflexion, unmittelbar, aus dem ſie entfaltenden Triebe, auf Grund der ſchon gewonnenen Geſtaltungen hervortreten, können nur in verhältnißmäßig beſchränktem Umfang durch einzelne weiter entwickelt werden; damit ſie ſich in einer Weiſe weiter entfalten, welche dem ganzen Complex zu genügen im Stande ſei, bedarf es der Zuſammen- und Aufeinanderwirkung faſt aller ſchaffenden

---

illa foret nobilissima Grammaticae species, si quis in linguis u. ſ. w. (ſ. oben im Text). Dann folgen Einzelnheiten, die bei einer derartigen Unterſuchung die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen würden, z. B. daß die alten Sprachen flexiviſche Caſus haben, während die neuen ſtatt deren Präpoſitionen gebrauchen, und ſchließlich: Innumera sunt ejusmodi quae justum volumen explere possunt. Non abs re igitur fuerit: grammaticam philosophantem a simplici et literaria distinguere et desideratam ponere.

[1]) vgl. L. Geiger Urſprung und Entwickelung der Sprache und Vernunft I. 381 ff.

und empfangenden (d. h. mit einer Critik, welche bewußt oder unbewußt vollzogen wird, annehmenden) Elemente deſſelben.

Innere und äußere Gründe führten, zumal im Verhältniß zu der wiſſenſchaftlichen Entwickelung des 16. Jahrhunderts, in dem zunächſt folgenden eine gewiſſe Erſchlaffung oder wenigſtens Schwäche herbei, welche ſich — in Uebereinſtimmung mit der Vorherſagung des gewaltigen J. J. Scaliger[1]) — nicht am wenigſten auf dem Gebiete der claſſiſchen Philologie kund gab. Zu der Reaktion, welche eine natürliche Folge der im vorigen Jahrhundert ſo hoch geſpannten geiſtigen Kräfte ſein mochte, trat die ſiegreiche Verfolgung jeder Aeußerungen eines freien, insbeſondre proteſtantiſchen, Geiſtes und rottete wahrhaft wiſſenſchaftlichen Sinn in Spanien, Italien, ja ſogar in dem geiſtreichen Frankreich faſt mit der Wurzel aus; ſelbſt die Hälfte von Deutſchland unterlag den jeſuitiſchen Beſtrebungen des Katholicismus, während der dreißigjährige Krieg alle materiellen ſowohl als geiſtigen Kräfte deſſelben auf das Tiefſte erſchütterte. Nur die kleineren proteſtantiſchen Länder vermochten die Fahne der Freiheit und Wiſſenſchaft hoch zu halten, vor allen das nach ſeinen blutigen Freiheitskämpfen raſch aufblühende Holland, und dieſes insbeſondre ward denn auch die Brücke, vermittelſt deren die Güter des 16. Jahrhunderts gerettet wurden, um vorwaltend ſeit dem 18. neuen und noch herrlicheren Gewinn zu tragen.

Doch fehlte es auch in dem 17. Jahrhundert keineswegs an bedeutenden Männern und Werken und am wenigſten an ſolchen, welche durch ſprachliche Entwickelungen für eine zukünftige Sprachwiſſenſchaft weiteren Grund legten.

Im Gebiet der claſſiſchen Philologie waren für Erhaltung und Erweiterung derſelben die großen holländiſchen Philologen, wie Dan. Heinsius (1580—1655), der Franzoſe Claud. Salmasius (1588—1653), der Deutſche Joh. Friedr. Gronov aus

[1]) Bernays J. J. Scaliger S. 189 ff.

Hamburg, ſpäter in Leyden (1611—1671) und andre thätig. In Bezug auf das eigentlich Sprachliche ragen aber insbeſondre die Arbeiten des in Deutſchland (bei Heidelberg) gebornen, aber aus den Niederlanden entſtammten und dahin zurückgekehrten Gerhard Joh. Voss (1577—1649) hervor, vor allem ſein Aristarchus sive de arte grammatica 1635 und ſein auch jetzt noch nützliches Etymologicum latinae linguae. In jenem insbeſondre zeigt er eine ſo ſichre grammatiſche Methode, daß man, wenn ihm die Hülfsmittel unſrer Zeit zu Gebote geſtanden hätten, berechtigt geweſen wäre, die entſcheidendſten Erfolge von ihm zu erwarten.

Eine ganz neue Bahn wurde der Sprachwiſſenſchaft ferner von Charles du Fresne sieur du Cange aus Amiens (1610 bis 1688) eröffnet. Durch ſein ausgezeichnetes Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis (Paris 1678, 3 Bde. Fol.) trug er nicht wenig zur Erforſchung der Geſchichte und Entwickelung der romaniſchen Sprachen bei, welche eines der bedeutendſten Reſultate der neueren Sprachwiſſenſchaft bildet. Von ſeinem faſt nicht minder bedeutenden Glossarium mediae et infimae graecitatis (Paris 1688, 2 Bde. Fol.) dürfen wir für eine tiefer eindringende Geſchichte des Griechiſchen keine geringe Ausbeute erwarten.

Um eine wiſſenſchaftliche Etymologie der romaniſchen Sprachen erwarb ſich nicht unbedeutende Verdienſte Aegid oder Gilles Menage aus Angers (1613—1692) durch ſein Dictionnaire étymologique de la langue française (Par. 1650, 4.) und ſeine Origini della lingua italiana (Genf 1669).

Was die ſemitiſchen Sprachen betrifft, ſo wurden ſie weſentlich in der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts angebahnten harmoniſirenden Weiſe weiter getrieben, was weder der hebräiſchen noch den übrigen von ihr abhängig gemachten beſonderen Nutzen brachte. Doch fanden in der Detailkenntniß dieſer Sprachen Fortſchritte Statt, wie im Chaldäiſchen durch Walton u. aa.,

im Samaritaniſchen durch Leusden u. ſ. w.; die des Arabiſchen wurde durch Erpenius (1584—1624) insbeſondre zugänglicher und exacter gemacht[1]). Die ausgezeichnetſten Arbeiten auf dieſem Gebiet verdankt das 17. Jahrhundert aber dem hervorragenden Linguiſten Job Ludolf, welcher ſich nicht bloß durch Herausgabe einer vortrefflichen Grammatik und eines Lexikons[2]) um eine gründliche Kenntniß des Aethiopiſchen verdient gemacht hat, ſondern durch viele andre Werke um tiefere Kenntniß der ſemitiſchen und andrer Sprachen überhaupt[3]). Wir verdanken ihm die erſte und bis vor wenigen Jahren (1842) einzige grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung des Amhariſchen[4]); ſelbſt die Sprache der Zigeuner entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht[5]) und er iſt es auch, welcher zuerſt einſah, daß bei Beſtimmung der Verwandtſchaft von Sprachen nicht bloß die Uebereinſtimmung einiger Wörter in Betracht komme, ſondern auch die grammatiſche Geſtaltung derſelben größtentheils identiſch ſein müſſe, wie dieß in den ſemitiſchen Sprachen der Fall iſt[6]). Auch dringt er darauf, daß die übereinſtimmenden Wörter einfache natürliche Gegenſtände, etwa Theile des Körpers bezeichnen, wir würden ſagen ſolche, bei denen es abſolut unwahrſcheinlich iſt, daß eine Sprache ſie von der andern entlehnt habe, die alſo ein unwiderlegliches Zeugniß urſprünglicher Stammverwandtſchaft ablegen[7]). Ueber-

[1]) Die erſte Ausgabe ſeiner arabiſchen Grammatik erſchien 1613.

[2]) Jobi Ludolfi Gramm. Aethiop. und Lexicon 1661 und verbeſſert 1702.

[3]) Insbeſondre in ſeiner Dissert. de harmonia linguae aethiopicae cum ceteris orientalibus vor dem Lexikon 1702.

[4]) Grammatik und Lexikon deſſelben 1698.

[5]) ſ. Pott, die Zigeuner I. 6.

[6]) Si linguam alteri dicere affinem velimus, necesse est. non tantum ut ea contineat nonnulla alterius cujusdam linguae vocabula, sed etiam ut Grammaticae ratio, maxima sui parte, eadem sit, qualis convenientia cernitur in Orientalibus, Ebraea. Syriaca, Arabica et Aethiopica.

[7]) Ludolf Comment. ad Histor. aethiop. Lib. III. c. VII. nr. LXXVII. p. 442. 443.

haupt verſtand er eine große Anzahl Sprachen, fünfundzwanzig der Ueberlieferung gemäß, und gewiß alle, ſo weit als die damaligen Hülfsmittel verſtatteten, gründlich. Sein klares und kritiſches Urtheil über linguiſtiſche Fragen zeigt unter andern auch ſein Briefwechſel mit Leibnitz[1]).

Viele der europäiſchen und außereuropäiſchen Sprachen, welche im vorigen Jahrhundert noch keine grammatiſche oder lexikaliſche Behandlung erhalten hatten, gelangten in dieſem dazu. So das Neugriechiſche durch Simon Portius (Grammatica linguae graecae vulgaris 1638), das Albaneſiſche durch Fr. Blanchus (Dictionarium latino-epiroticum. 1635); von den germaniſchen Sprachen: Gothiſch, Angelſächſiſch und Altnordiſch durch G. Hickes (Institutiones grammaticae Anglo-saxonicae et Moeso-gothicae 1689. Thesaurus grammatico-criticus linguarum veterum septentrionalium 1703); das letzte ſchon 1683 durch Gasmund Andreas (Lex. Island. s. Gothicae Runae etc.); Schwediſch durch Petri 1640 (Lexikon), Wallenius (1682) (Grammatik); Däniſch durch Pontoppidan 1648 (Grammatik); Norwegiſch durch Jenssen 1646 (Lexikon); Engliſch in einer durch die erſte eindringende phyſiologiſche Behandlung der Sprachlaute[2]) hervorragenden Grammatik von John Wallis, Profeſſor der Geometrie in Oxford 1653[3]). Was die romaniſchen Sprachen

---

[1]) Herausgegeben von Aug. Bened. Michaelis unter dem Titel Jobi Ludolfi et Godofr. Guil. Leibnitii Commercium epistolicum. Gött. 1745.

[2]) Auf die Lautbildung richtete nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften der Spanier Pedro de Ponce († 1584) ſeine Aufmerkſamkeit und zwar zum Zweck des Unterrichts von Taubſtummen, deſſen Begründer er iſt. Ihm folgte Pablo Bonet, welcher das dazu nöthige Verfahren ſchon literariſch behandelte in Reduction de las letras y arte para enseñar a hablar los mutos. Madrid 1620.

[3]) Von John Wallis engliſcher Grammatik kenne ich nur eine ſehr ſpäte Ausgabe, welcher der tractatus grammatico-physicus de loquela sive sonorum formatione vorausgeſchickt iſt; urſprünglich war er beſonders erſchienen (ebenfalls 1653). Auf Veranlaſſung von Jo. Conr. Amman's

betrifft, ſo erhielt das Portugieſiſche 1672 ſeine erſte Grammatik durch Pereira, während in Italien ſchon die italieniſchen Dialekte bearbeitet wurden. Von den Slaviſchen wurde Dalmatiſch 1604 (Grammatik), Ruſſiſch von Heinr. Wilhelm Ludolf 1696 (ebenfalls Grammatik) bearbeitet. Das Litauiſche erhielt 1653 durch Klein, das Lettiſche 1683 durch Adolphi eine Grammatik. — Iriſch ward 1642 grammatiſch, im folgenden Jahr lexikaliſch bearbeitet. — Von den Ural-Altaiſchen Sprachen Europas erhielten Finniſch 1649, Eſthniſch 1637 (durch Stahl), Türkiſch 1612 Grammatiken; Lappländiſch 1648 ein Lexikon.

Was die Indogermaniſchen Sprachen Aſiens betrifft, ſo wurde im Jahre 1664 zum erſten Male, ſo weit bekannt, von einem Europäer und zwar einem Deutſchen, dem Miſſionär Heinrich Roth, ernſtlich Sanſkrit erlernt, um mit den Brahmanen disputiren zu können[1]). — Das Armeniſche erhielt mehrere ſowohl grammatiſche als lexikaliſche Bearbeitungen von 1624 an, wo die erſte Grammatik erſchien, bis 1695, wo das erſte Lexikon. Auch dem Perſiſchen wurden mehrere Grammatiken (1614, 1639, de Dieu u. aa.) und brauchbare Lexika zu Theil, unter denen Meninski's Thesaurus, welcher auch das Türkiſche und Arabiſche umfaßt (1680, 3 Bde. Fol.) noch jetzt eine ehrenwerthe Stelle einnimmt.

Was die übrigen Sprachen Aſiens betrifft, ſo fand von denen des Kaukaſus ſchon 1629 das Georgiſche eine lexikaliſche Bearbeitung durch Paolini; von den Ural-Altaiſchen die Mandſchu-Sprache durch Gerbillon eine grammatiſche[2]); von den Drawidiſchen in Südindien das Canareſiſche durch Estevano 1640 ebenfalls eine grammatiſche[3]). Von den einſilbigen Sprachen

1707 veröffentlichtem Surdus loquens wurde er in Leyden 1727 in 6. Ausgabe wieder gedruckt.

[1]) Fr. v. Schlegel Sprache und Weisheit der Indier. Vorrede p. XI.

[2]) Elementa linguae Tartaricae, ſ. Vater Literatur der Grammatiken u. ſ. w. von Jülg, S. 422.

[3]) ebdſ. 198.

begann das Chineſiſche von dem eben ſo gelehrten als unzuverläſſigen Athanasius Kircher 1667 und Christ. Mentzel 1685 bearbeitet zu werden[1]); das Annamitiſche grammatiſch von de Rhodes 1651. — Das Malayiſche ward lexikaliſch 1603 von de Houtman, grammatiſch 1674 von Jos. Raimonds behandelt; von dem erſtren auch das Madagaßiſche; das Tagala (Sprache der Philippinen) lexikaliſch 1613 von de Buonaventura, grammatiſch 1610 von de S. Joseph.

Unter den Afrikaniſchen Sprachen ward das Koptiſche von dem ſchon erwähnten Athan. Kircher 1643 behandelt; die Sprache von Kongo von Brusciottus à Vetralla 1659.

Auch die Sprachen von Nord-Amerika fingen jetzt an grammatiſch bearbeitet zu werden: die der Huronen (1631) von Gabr. Sagard[2]), die der Indianer in Massachusett (1666) von John Eliot[3]) u. aa. Von ſüdamerikaniſchen erhielten die Sprachen in Chile durch de Valdivia 1607 eine Grammatik und Vocabular[4]); die Aymara-Sprache 1603 durch Bertonio[5]); die der Chayma 1680 durch de Tauste[6]); die der Mosca 1619[7]).

Ueberhaupt trugen die Thätigkeit insbeſondre der Jeſuiten für Verbreitung des Chriſtenthums[8]), die Ausdehnung des euro-

---

[1]) Adelung, Mithridates I. 53.

[2]) Adelung, Mithridates III. 3, 322.

[3]) The Indian grammar begun, or an Essay to bring the Indian language into rules for the help of such as desire to learn the same, for the furthering of the Gospel among them. By John Eliot. Cambr. 1666 (in der Göttinger Bibliothek); neu abgedruckt unter dem Titel: A grammar of the Massachusetts Indian language by J. E. A new edition with notes &c. by Du Ponceau and an Introduction by Pickering. Boston 1822.

[4]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. ſ. w. von Jülg S. 14.

[5]) ebdſ. S. 40.

[6]) ebdſ. S. 63.

[7]) ebdſ. S. 261.

[8]) Damit ſteht die Gründung des Collegium de propaganda fide in Rom in Verbindung, welches im Jahre 1627 geſtiftet, das Princip hat, das

päiſchen Handels, vorzugsweiſe des holländiſchen, und die Beſitznahme vieler außereuropäiſcher Länder, wie auch die Erweiterung des ruſſiſchen Reiches, ſo wie vielfache Reiſen in den Orient, Rußland, und nach den oceaniſchen Inſeln und die dadurch herbeigeführten geographiſchen Entdeckungen, nicht wenig zur Erweiterung der Sprachenkunde bei. Bei den in dieſem Jahrhundert wiſſenſchaftlich hervorragenden Holländern fand ſich auch das meiſte Intereſſe für die fern liegenden Sprachen und ihm verdankt man außer andern die werthvollen Arbeiten Witsen's, des eifrigen Reiſenden, der insbeſondre die erſte umfaſſendere Kunde des ruſſiſchen Reiches und ſeiner Völker verbreitete[1]), und des ausgezeichneten Linguiſten Roland. Das Werk des erſteren: Noord en Oost Tartarye, ofte Bondig Ontwerp van eenige dier Landen en Volken, welke voormals bekent zijn geweest. Beneffens verscheide tot noch toe onbekende, en meest nooit voorheen beschreve Tartersche en Nabuurige Gewesten, Landstreeken, Steden, Rivieren, en Plaetzen, in de Noorder en Oosterlykste Gedeelten van Asia en Europa, zoo buiten en binnen de Rivieren Tanais en Oby als omtrent de Kaspische, Indische-Ooster, en Zwarte Zee gelegen, gelijk de Landschappen Niuche, Dauria, Jesso, Moegalia, Kalmakia, Tangut, Usbek, en Noorder Persie, Turkestan, Georgia, Mengrelia, Cirkassia, Crim, Astakkia, Altin Tingoesia, Siberia, Samojedia, en andere aen hunne Tzaersche Majesteiten Kroon gehoorende Heerschappyen, beſſen erſte

---

Chriſtenthum durch Eingeborne des Volkes, zu welchem es gebracht werden ſoll, zu verbreiten. In der Buchdruckerei deſſelben (Tipografia della S. Congregazione de Propaganda Fide) iſt eine beträchtliche Anzahl Schriften in fremden Sprachen erſchienen. Das letzte Verzeichniß derſelben (Catalogus editionum quae prodierunt et librorum qui prostant in Typographeo S. Congregationis de Propaganda Fide Romae) iſt 1866 erſchienen und von der F. A. Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig zu beziehen.

[1]) vgl. Fr. Adelung, Catharinens der Großen Verdienſte um die vergleichende Sprachenkunde, St. Petersburg 1815. S. 3 ff.

Ausgabe 1692, die zweite 1705 erſchien, iſt reich an Alphabet- und Wortſammlungen aus den auf dem Titel angegebenen Landſtrichen, insbeſondre aus dem ruſſiſchen Reich, mit deſſen Kaiſer, Peter dem Großen, der Verfaſſer, damals Bürgermeiſter von Amſterdam, während des Aufenthaltes deſſelben in Holland in nähere Beziehung gekommen war und ihm ſein Werk auch gewidmet hat.

Während dieſes Werk aber weſentlich nur — jedoch ſehr reiches und im Ganzen vortreffliches — Material liefert[1]), nehmen die Arbeiten von Hadr. Relandus (1676—1718) auch in ſprachforſchender Beziehung eine zumal für ſeine Zeit keineswegs unbedeutende Stelle ein. In ſeinen Dissertationes miscellaneae (3 Bdchen., Utrecht 1706—8) beſchäftigt er ſich mit den Ueberreſten des Altindiſchen, Altperſiſchen (de Reliquiis veteris linguae Persicae), den perſiſchen Wörtern im Talmud und zeigt insbeſondre in beiden letzteren eine ausgezeichnete linguiſtiſche Combinationsgabe. In der Dissertatio de linguis insularum quarumdam Orientalium giebt er eine malaiiſche Wortſammlung, ferner das Alphabet, Grammatiſches und Lexikaliſches in Bezug auf die Sprache von Ceylon, wobei ihm die Aehnlichkeit einiger (aus dem Sanſcrit und Pâli in das Ceyloneſiſche übergegangener) Wörter mit perſiſchen nicht entgeht; er handelt auch über die javaneſiſche Schrift und Sprache, wobei ebenfalls eine Wortſammlung mitgetheilt wird; über Japaneſiſch, mit Wortſammlungen, auch aus dem Chineſiſchen und Annamitiſchen. Bei Behandlung der Sprache mehrerer oceaniſcher Inſeln und Neu-Guineas bemerkt er die weite Verbreitung der malaiiſchen Sprache (De linguae Malaicae diffusione per vastissima terrarum spatia) und erkennt auch die Identität madagaßiſcher Wörter mit den malaiiſchen (P. II. p. 139). Endlich beſpricht er auch Amerikaniſche und Afrikaniſche Sprachen. In Bezug auf das

[1]) vgl. die Ueberſicht der linguiſtiſchen Sammlungen ebdſ. S. 5.

verwandtſchaftliche Verhältniß der Sprachen überhaupt kann er ſich aus den Anſchauungen, welche zur Herrſchaft gelangt waren, trotz ſeines, wo es auf das Specielle ankömmt, feinen ſprachlichen Taktes nicht befreien. Aus dem Hebräiſchen leitet er die ſemitiſchen Sprachen ab, aus dem Phöniciſchen Griechiſch, aus dieſem Latein, daraus die romaniſchen Sprachen. Alle europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Sprachen ſtammen ihm aus einer Quelle, außer dem Chineſiſchen, Japaneſiſchen und einigen wenigen andern Sprachen (III. 143 ff.). Große Schwierigkeiten macht ihm die Stellung der amerikaniſchen und er greift dabei zu den ſonderbarſten Erklärungsverſuchen, z. B. willkürlichen Veränderungen aus Liſt.

Bei den vielen Wörter-Vergleichungen, welche grade in dieſem Jahrhundert — und zwar mit immer zunehmender Wildheit und Kritikloſigkeit, z. B. von Kircher, Kämpfer und allen Streitern für das Hebräiſche als Urſprache — gemacht wurden, konnte es natürlich nicht fehlen, daß man bisweilen auch richtige aufſtellte, allein bei der falſchen Richtung, welche noch immer die herrſchende war, konnten auch dieſe weder zu einer richtigen Anſchauung über die Verhältniſſe der Sprachen führen, noch ſelbſt richtig erfaßt werden. So z. B. bemerkt Claudius Salmasius, einer der größten Gelehrten dieſes Jahrhunderts, Kenner faſt aller damals beachteten Sprachen, daß die Zahlwörter im Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen faſt identiſch ſeien. Dadurch wird aber keineswegs die Idee angeregt, daß dieſe Sprachen, trotz ihrer geographiſchen Geſchiedenheit, urſprünglich identiſch geweſen ſein möchten, ſondern die Griechen ſollen die Zahlwörter von den Scythen empfangen haben (accepisse)[1]) und Entlehnung bleibt weſentlich das einzige Mittel, wodurch unverkennbare ſprachliche Identitäten erklärt werden ſollen.

[1]) In ſeinem De Hellenistica commentarius, controversiam de lingua Hellenistica decidens et plenissime pertractans originem et dialectos Graecae linguae. Lugd. Bat. 1643. S. 384 ff.

Ein ſehr weſentlicher Fortſchritt auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft trat aber gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ein. Wie um alle Wiſſenſchaft überhaupt, ſo auch um die Sprachwiſſenſchaft insbeſondre, erwarb ſich das größte Verdienſt der gründlichſte Polyhiſtor, oder vielmehr der umfaſſendſte aller Denker, welche je in der Geſchichte der Wiſſenſchaft gewirkt haben, ein Mann, der alle Gebiete menſchlichen Wiſſens und Forſchens mit ſeinem gewaltigen Geiſte ſich nicht bloß unterworfen hatte, ſondern auch in großem Maßſtabe erweiterte, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geboren am 3. July 1646 zu Leipzig, geſtorben am 14. November 1716 zu Hannover. Wir haben es hier nur mit ſeinen Verdienſten um die Sprachwiſſenſchaft zu thun, nicht mit ſeinen wunderbaren Arbeiten auf den übrigen Gebieten des Geiſtes, obgleich ſich nicht verkennen läßt, daß nicht bloß die großartige Schulung überhaupt, welche er ſich durch die Durchforſchung ſo vieler und verſchiedenartiger Gegenſtände angeeignet hatte, ſondern ſelbſt die einzelnen Richtungen ſeiner Thätigkeit auch für ſie von Einfluß waren. Seine philoſophiſchen Forſchungen erweiterten ſeinen Geſichtskreis und erhöhten und vertieften den Umfang ſeiner Gedanken; ſeine naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen ſchärften ſein Beobachtungsvermögen, ſteigerten ſeine logiſchen Kräfte, erfüllten ihn mit Ehrfurcht vor Thatſachen und ſtrenger Conſequenz; ſeine juriſtiſchen und philologiſchen übten ſeine Kritik und Hermeneutik und verſchafften ihnen Sicherheit; ſeine ſtaatsmänniſchen, religiöſen und hiſtoriſchen öffneten ihm Blick und Auge für die Erkenntniß der Entwickelungsgeſetze menſchlicher Geſtaltungen; und ſo kräftigten ſie in ihrem Zuſammenwirken alle diejenigen Gaben, über welche der echte Sprachforſcher verfügen muß, wenn er im Stande ſein ſoll, für ſeine Wiſſenſchaft wahrhaft erſprießliches zu leiſten. Wenn Leibnitz trotz dem auf dieſem Gebiete nicht entfernt ſo viel leiſtete, als die außerordentlichen geiſtigen Kräfte, durch welche er, wenn auch nicht in ihrer Beſonderheit, doch in ihrem Verein, über alle ſeine Zeitgenoſſen

hervorragte, zu hoffen berechtigt hätten, ſo trägt daran die Schuld einerſeits der Umfang ſeiner wiſſenſchaftlichen Intereſſen, welcher ihn abhielt, ſeinen ſprachlichen Arbeiten die Zeit und die Energie zu widmen, deren ſie bedurften, anderſeits aber auch der Zuſtand der zeitgenöſſiſchen Sprachwiſſenſchaft, welche weder durch äußere Hülfsmittel noch durch innere Entwickelung für den unmittelbaren Eintritt eines bedeutenderen Fortſchrittes hinlänglich vorbereitet war. Es fehlte noch an einer methodiſchen Analyſe der Sprachen, demgemäß an einer wiſſenſchaftlichen — ſowohl grammatiſchen als lexikaliſchen — Etymologie, dieſer wichtigſten Grundlage jeder tieferen Einſicht in die große Mehrzahl der Sprachen. Die Hülfsmittel zur Kenntniß überaus vieler Sprachen mangelten entweder noch ganz oder waren völlig unzureichend. Ueberlieferte Vorurtheile, insbeſondre die Annahme einer Urſprache, und ſpeciell der hebräiſchen als ſolcher, gaben der Sprachbetrachtung eine bornirte und verkehrte Richtung[1]). Hat auch Leibnitz nicht vermocht, dieſe und andre Hinderniſſe einer raſcheren Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft zu entfernen, ſo hat er doch vor allen andern ſeiner Zeitgenoſſen nicht wenig der zukünftigen Entfernung derſelben vorgearbeitet.

Zu ſeinen Verdienſten um die innere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft können wir vor allem die etymologiſche Thätigkeit rechnen, welche er auf dem Gebiete der verſchiedenſten Sprachen, insbeſondre der deutſchen, romaniſchen und celtiſchen entfaltete[2]). Nicht bloß die Art dieſer Thätigkeit, welche von

---

[1]) Thomassinus, einer der Hauptvorkämpfer für die hebräiſche Urſprache (in ſeinem Glossarium universale hebraicum, quo ad Hebraicae linguae fontes linguae et dialecti fere omnes revocantur Par. 1697) leitet in der Vorrede die Tataren von den zehn Stämmen Israels und die Malaien und Siameſen von den Saracenen ab.

[2]) ſ. Illustris Viri Godofr. Guilielmi Leibnitii Collectanea Etymologica illustrationi linguarum, veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inservientia, cum praefatione Joh. Georg. Eccardi. Hannover 1717. vgl. auch ſeinen ſchon erwähnten Briefwechſel mit Job Ludolf.

einem gesunden Urtheil und reicher historischer Kenntniß getragen als eine höchst anerkennenswerthe zu bezeichnen ist, wirkte für die Sprachwissenschaft sehr günstig, sondern schon an und für sich war es von außerordentlichem Gewicht, daß sich ein Mann von dieser großen und allgemein anerkannten Bedeutung mit Etymologie so eindringend und ernsthaft beschäftigte. Der Fluch der Lächerlichkeit, nicht am wenigsten von den Philologen verschuldet, welche Etymologie in einer sehr unkritischen Weise handhabten, fing an sich immer mächtiger an alle Bemühungen auf diesem Gebiete zu heften. Dem gegenüber war es schon ein großer Gewinn, daß ein solcher Mann dazu beitrug, ihr ihre Stelle in der Wissenschaft zu erhalten und somit diese, wie schon gesagt, Hauptgrundlage einer wahren Sprachwissenschaft gewissermaßen zu retten. Man konnte nicht umhin, sich sagen zu müssen, daß das, was ein so geistesgewaltiger Mann that, nicht an und für sich lächerlich sein, sondern nur in den Händen Unberufener lächerlich werden könne. Von Bedeutung waren auch die Gegenstände, auf welche er seine Betrachtungen richtete. Die Berücksichtigung der Sprache der Lüneburgischen Slaven, der friesischen Eigennamen, selbst der Fingersprache zeigte, auf wie viele sprachliche Erscheinungen der Sprachforscher seine Aufmerksamkeit zu richten habe. Auch seine anerkannt großen Verdienste um unsre Muttersprache haben — so hoch sie auch von dieser Seite anzuschlagen sind — keinesweges bloß patriotischen Werth, sondern auch einen sehr substantiellen sprachwissenschaftlichen; er trug nicht wenig dazu bei, manche Irrthümer, die sich festzusetzen begannen, zu verscheuchen; so z. B. erkannte er, daß das Gothische dem Angelsächsischen näher stehe, als den scandinavischen Sprachen. Seine Bemerkung über die Einrichtung deutscher Lexika und Lexika überhaupt, seine Forderung der Anordnung eines Wortschatzes nach Wurzeln und nach den Classen der Dinge — natürlich mit Hinzufügung einer alphabetischen Uebersicht[1]) —

[1]) Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung

ſo wie der damit in Verbindung ſtehende Wunſch, daß für die meiſten zugänglichen Sprachen Sammlungen ihrer Wurzeln und der Wörter für einfache Gegenſtände (primariae voces) veranſtaltet werden mögen[1]), waren für die nachfolgenden Arbeiten von Einfluß und bleiben ſelbſt jetzt noch beherzigenswerth.

Kein geringes Verdienſt erwarb er ſich auch durch die Bekämpfung der faſt durchweg herrſchenden Annahme, daß das Hebräiſche die Urſprache ſei[2]). Die Autorität ſeines Namens bahnte damit den Weg zu einer unbefangeneren Betrachtung des Verhältniſſes der Sprachen zu einander. Für dieſe wirkte er aber nicht bloß mittelbar, ſondern auch unmittelbar, insbeſondre durch die, trotz ihrer Mängel, für die damalige Zeit höchſt bedeutende geiſtvolle Abhandlung, welche den Titel führt Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium ductis potissimum ex indiciis linguarum. Sie iſt die erſte der Abhandlungen, welche von der weſentlich von ihm geſtifteten und unter ſeinem Präſidium eingeweihten Berliner Akademie (damals noch Societät) der Wiſſenſchaften veröffentlicht ward und eröffnet würdig die großartigen Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft, durch welche grade ſie vor allen andern ähnlichen Inſtituten von

---

der deutſchen Sprache (§) 77 ff. in Eccard's citirtem Werke I. 296 bis 298.

[1]) Jobi Ludolfi et God. Guil. Leibnitii commercium epist. Rec. Aug. Ben. Michaelis, Göttingen 1755. p. 6.

[2]) Guhrauer, G. W. v. Leibnitz II. 129; vgl. auch viele einzelne Stellen, in denen dieſe Bekämpfung mehr oder weniger hervortritt, z. B. in Nouveaux essais sur l'entendement humain in Erdmann's Ausg. der Opp. philos. omnia p. 300 u. 301; in letzterer heißt es von Goropius, welcher bekanntlich dem Holländiſchen die Ehre vindiciren wollte, die Urſprache zu ſein: les Etymologies étranges et souvent ridicules de Goropius Becanus .... ont passé en proverbe, bien qu'autrement il n'ait pas eu trop de tort de prétendre que la langue Germanique, qu'il appelle Cimbrique, a autant et plus de marques de quelque chose de primitif que l'Hébraïque.

dem erſten Tage ihres Beſtehens bis auf den heutigen ſich ausgezeichnet hat.

Die Abhandlung iſt weſentlich eine Claſſification der Völker nach ihren Sprachen und ſomit zugleich eine Claſſification der Sprachen ſelbſt. Sie iſt das letzte Wort, welches ein gründlicher Kenner des damals zugänglichen Materials, ein tiefer und geiſtvoller Denker, der ſich jedoch von den damals herrſchenden Anſchauungen, Vorurtheilen und Mängeln keineswegs ganz zu befreien vermochte, über dieſe Aufgabe zu ſagen wagen durfte. Nur noch zwei Zeitgenoſſen gab es, welche manche Punkte noch in Betracht gezogen, andre wohl anders behandelt haben würden, nämlich die ausgezeichneten Sprachkenner und Forſcher: Ludolf und Roland; aber es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß, wenn ſie ähnliches verſucht hätten, ihre Arbeit auch nur entfernt der Leibnitz'ſchen nah gekommen wäre. Was ſie durch gründlichere Detailkenntniſſe vor Leibnitz voraus hatten, wird bei dieſem durch einen hohen genialen Ueberblick aufgewogen, welcher, was ſich ſonſt ſelten damit vereint findet, auch in der Detailforſchung keineswegs ungeübt war. Sie würden — wie das Sprichwort ſagt — vor lauter Bäumen den Wald nicht haben ſehen können, während man im Allgemeinen Leibnitz nicht vorwerfen kann, daß ſein weſentlich auf das Ganze gerichteter Blick an Schärfe für die Erkenntniß der Theile oder Beſonderheiten verloren habe.

Er beſchäftigt ſich weſentlich mit den europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen und ihren nachweislichen und muthmaßlichen Verzweigungen nach Afrika und über die oceaniſche Inſelwelt. An die Spitze ſtellt er weder, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, die hebräiſche, noch irgend eine andre der hiſtoriſch bekannten, ſondern eine Sprache, welche einſt über die Haupttheile Europas und Aſiens geherrſcht habe, wobei er auch auf die Möglichkeit hinweiſt, daß ('was mehr mit der heiligen Schrift übereinſtimmt') die übrigen Völker gewiſſermaßen die Colonien eines einzigen ſeien (natürlich dann deſſen, welches dieſe Sprache redete); die

Sprachen ſeien ſehr ſtarken Veränderungen ausgeſetzt und er wundre ſich daher nicht, 'wenn ſich eine Verwandtſchaft der Sprachen von Inner-Afrika und Amerika mit den unſrigen nicht erkennen laſſe'. Doch dieſen Gedanken verfolgt er hier nicht (man vergleiche jedoch ſeine Nouveaux essais sur l'entendement humain III. 2)[1]), ſondern leitet ſogleich von dieſer gemeinſchaftlichen Grundſprache zwei Claſſen ab (er nennt ſie species), deren eine die Japetiſchen, die andre die Aramäiſchen Sprachen umfaßt; jene füllen den Norden, welchem ganz Europa zugezählt wird; dieſe den Süden. Letztere werden kurz behandelt; die erſtren dagegen, welche weſentlich diejenigen Sprachen ſind, die wir jetzt dem Indogermaniſchen und Ural-Altaiſchen Stamm zuzählen, wenigſtens im Verhältniß zu jenen, ziemlich ausführlich. Er ſcheidet ſie in Scythiſche und Celtiſche; jene entſprechen ungefähr den Ural-Altaiſchen, dieſe den Indogermaniſchen, doch begeht er den Fehler, die ſlaviſchen den erſtren ſtatt den letzteren zuzuzählen. Im übrigen findet ſich, insbeſondre im Einzelnen, manches ſehr richtige. Er weiß, daß Türkiſch, Mongoliſch und die Sprache der Mandſchu verwandt ſind, ebenſo kennt er die nahe Verwandtſchaft des Finniſchen, Lappländiſchen und Ungariſchen[2]); weiß, daß das Finniſche einer Sprache an der Wolga verwandt ſei und vermuthet richtig, daß auch die Sprache der Eſthen und Liven und Samojeden zu dem finniſchen Stamme gehören. Von der Baſkiſchen Sprache weiß er, daß ſie von allen europäiſchen auffallend (mire) abweicht und frägt: An dicemus, Hispaniam ante Celtarum adventum ab Afrorum propagine habitatam, atque inde Vascones superfuisse? Er zeigt, daß die Finnen die Urbewohner Scandinaviens geweſen und die germaniſchen

---

[1]) In Leibnitii Opp. philosophica omnia, herausgeg. von Erdmann. p. 300.

[2]) Porro nulla linguarum Europaearum Hungariae aeque ac Finnica accedit, quod Comanus, quantum sciam, primus notavit.

Völker dort eingewandert ſein müſſen u. ſ. w. Auch ſeine Anſicht über die Art wie die Sprache entſtanden ſein möchte, obgleich mit Cratylus'ſchen Hypotheſen und einer ſonderbaren Verehrung für künſtliche Sprachen gemiſcht — ein Opfer, welches er den paſilaliſtiſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit brachte, von denen er ſelbſt angeſteckt war — erhebt ſich über die damals herrſchenden: Neque vero, heißt es auf der 2. Seite der Abhandlung: ex instituto profectae et quasi lege conditae sunt linguae, sed naturali quodam impetu natae hominum, sonos ad affectus motusque animi temperantium. Artificiales linguas excipio, qualis Wilkinsii, Episcopi Cestriensis[1]), viri in-

[1]) Dr. John Wilkins Essay towards a real character and philosophical language. 1668. Ueber denſelben vgl. man Monboddo, On the origin and progress of language, II. 452 ff. Ueber Leibnitz' hieher gehörige Beſtrebungen ſ. Trendelenburg in den 'Monatsberichten der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1860 S. 375. 376.' deſſen Worte ich mir erlaube, hier mitzutheilen: 'Leibnitz verfolgte den Plan einer allgemeinen realen Charakteriſtik von ſeinen Jünglingsjahren bis zu ſeinem Lebensende .... Seine charakteriſtiſche Zeichenſprache ſollte in dem ganzen großen Bereiche der Begriffe das Weſen und das Geſetz der Sache ſo angemeſſen darſtellen, wie unſre arabiſche Ziffernſchrift das Weſen und das dekadiſche Geſetz der Zahlen ausdrückt und ſollte, wie die Zahlen, allenthalben nach dem Inhalt verſtanden, allenthalben von jedem in der eignen Sprache abgeleſen werden. Leibnitz wollte in ihr zweierlei befaſſen: allgemeine Mittheilung und rechnende Combination für die Erfindung neuer Wahrheiten. Für dieſen großen Zweck ſah Leibnitz das Mittel in einer durchgeführten Zergliederung der Begriffe und einer Zuſammenfaſſung der durch Zergliederung gefundenen letzten Elemente. In den einfachen Begriffen, welche ein Merkmal ihrer ſelbſt, aus ſich ſelbſt, klar ſind, erkannte Leibnitz das Urſprüngliche, das erſte Mögliche; und in den verdichteten Begriffen nur eine Zuſammenfaſſung des Urſprünglichen und eine Combination des erſten Möglichen, in wiefern es zuſammen möglich iſt. Hiernach gedachte er das Einfache und Urſprüngliche und dann mit der zuſammenfaſſenden Operation die Producte der Zuſammenfaſſung wie höhere Einheiten angemeſſen zu bezeichnen und dadurch jene allgemeine Charakteriſtik, eine Zeichenſprache aus der Natur der Sache, unabhängig von den mehr aus praktiſchem Bedürfniſſe, als aus theoretiſcher Nothwendigkeit entſprungenen Sprachen zu Stande zu bringen. In dieſem Zuſammenhang ſteht bei Leibnitz der Entwurf adäquater Definitionen mit

genio doctrinaque egregii fuit (quam tamen vix quisquam praeter ipsummet et Rob. Boylium didicit, ut hic mihi narrabat), et qualem Sinensem Golius non contemnendus judex suspicabatur; talis etiam fuerit, si quam mortales docuit Deus. At in linguis paulatim natis orta sunt vocabula per occasiones ex analogia vocis cum affectu, qui rei sensum comitabatur: nec aliter Adamum nomina imposuisse crediderim.

Tiefer geht er in dieſe und überhaupt in ſprachphiloſophiſche Probleme in ſeinen philoſophiſchen Schriften ein, in dem Dia-

---

ſeinem Plan einer allgemeinen Charakteriſtik'. Vgl. übrigens Leibnitz ſelbſt, Historia et commendatio linguae characteristicae universalis quae simul sit ars inveniendi et judicandi (in Erdmann's Ausgabe von Leibnitii Opera philosophica omnia, Berlin 1840 p. 162—164) und in den Nouveaux essais L. IV. c. 6. (ebdſ. p. 355).

Bei derartigen Verſuchen wird entweder ganz überſehen, daß eine ſolche philoſophiſche Zeichen-Sprache, wenn auch auf das vollendetſte in einer beſtimmten Zeit ausgeführt, doch nur der Abdruck einer philoſophiſchen — oder wiſſenſchaftlichen — Erkenntniß dieſer beſtimmten Zeit ſei, oder — ſehr willkürlich im Widerſpruch mit der Geſchichte aller geiſtigen Entwickelung — vorausgeſetzt, daß ſie für alle Zeit feſt begründet ſein und keinen weſentlichen Umwandlungen unterliegen werde. Ueberlebt ſie die Zeit ihrer Fabrikation, und treten wiſſenſchaftliche Entwickelungen ein, welche mit ihren Annahmen in Widerſpruch ſtehen, ſo wird ſie zu einer viel falſcheren Sprache als die naturgemäßen je werden können, eben weil ihre falſchen Bezeichnungen auch dann noch die Prätention machen, die einzig richtigen zu ſein. Die natürlichen Sprachen machen derartige Prätentionen nicht und ſind dadurch fähig, ſich den mit den Fortſchritten der Erkenntniß eintretenden Umwandlungen anzuſchmiegen, ſie zu verkörpern und in ſich aufzunehmen; ſie wollen nicht der Abdruck einer ſich für unwandelbar ausgebenden wiſſenſchaftlichen Erkenntniß ſein, ſondern nur der des allgemeinen, jedem Eindruck offen ſtehenden, Bewußtſeins und ihren genaueren, einer beſtimmten Entwickelung gemäßen begrifflichen Werth von den herrſchenden Anſchauungen und den Reſultaten der Wiſſenſchaft empfangen. So z. B. beruht Wilkin's Bezeichnung der Mineralien auf der Hypotheſe eines Wachsthums und organiſchen Lebens derſelben, und würde bei fortgeſetztem Gebrauch eine Annahme in der Sprache einbürgern, die längſt überwunden iſt und nur von einem das Abſonderliche liebenden vertheidigt werden mag.

logus de connexione inter res et verba et veritatis realitate[1]) und insbeſondere in den Nouveaux essais sur l'entendement humain, deren drittes Buch ganz von der Sprache handelt. Im erſten Capitel: Des mots et du langage en général, ſpricht er ſich ſehr tiefſinnig über die Frage aus, ob die Sprache von individuellen oder generellen Bezeichnungen habe ausgehen müſſen; ich erlaube mir hier eine Stelle in ſeinen eignen Worten hervorzuheben[2]): Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues, mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle. Car si par les choses particulières on entend les individuelles, il seroit impossible de parler, s'il n'y avoit que des noms propres et point d'appellatifs, c'est à dire, s'il n'y avoit des mots que pour les individus, puisqu' à tout moment il en revient de nouveaux lorsqu'il s'agit des individus, des accidens et particulièrement des actions qui sont ce qu'on designe le plus; mais si par les choses particulières on entend les plus basses espèces (species infimas) outre qu'il est difficile bien souvent de les determiner, il est manifeste que ce sont déjà des universaux, fondés sur la similitude. Donc comme il ne s'agit que de similitude plus ou moins étendue, selon qu'on parle des genres ou des espèces, il est naturel de marquer toute sorte de similitudes ou convenances et par conséquent d'employer des termes généraux de tous degrés; et même les plus généraux, étant moins chargés par rapport aux Idées ou essences, qu'ils renferment, quoiqu'ils soient plus compréhensifs, par rapport aux individus, à qui ils conviennent, étoient bien souvent les plus aisés a former, et sont les plus utiles. Aussi voyez Vous que les enfans et ceux qui ne savent que peu la langue, qu'ils

[1]) In Opp. philosoph. omnia ed. Erdmann I. p. 76—78.
[2]) ebdſ. I. 296 ff.

veulent parler, ou la matière, dont ils parlent, se servent des termes généraux, comme chose, plante, animal, au lieu d'employer les termes propres qui leur manquent. Et il est sûr que tous les noms propres ou individuels ont été originairement appellatifs ou généraux. Dazu vergleiche man auch den 7. § des 4. Capitel (S. 304). Ich muß mich enthalten, auf vieles des Hervorhebens werthe näher einzugehen; um jedoch einen allgemeinen Begriff von dem Reichthum zu geben, welchen dieſes Buch darbietet, erlaube ich mir wenigſtens den Inhalt der Capitel zu verzeichnen. Das zweite handelt de la signification des mots; das dritte des termes généraux; das vierte des noms des Idées simples; das fünfte des noms des modes mixtes et des relations; das ſechſte des noms des substances; das ſiebente des particules; das achte des termes abstraits et concrets; das neunte de l'imperfection des mots; das zehnte de l'abus des mots; das elfte und letzte des remèdes qu'on peut apporter aux imperfections et aux abus, dont on vient de parler.

Ueber die Stellung der Sprachwiſſenſchaft (la doctrine des langues) im Syſtem der Wiſſenſchaften ſpricht Leibnitz im 21. Capitel des 4. Buches, wo er ſie mit den Alten der Logik zuweiſt. Beiläufig bemerke ich, daß er in der Synopsis libri, cui titulus erit: Scientia nova generalis pro instauratione et augmentis scientiarum ad publicam felicitatem[1]) auch de linguis et Grammatica rationali zu handeln verſprach.

Bedeutender übrigens als auf die innere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft war Leibnitz' Einfluß auf deren äußere. Mit einem wahren Feuereifer nahm er an allem Antheil und ſetzte er alles in Bewegung, was zur Erweiterung, Verbreitung und Vertiefung der Sprachenkunde dienen konnte, und dazu gewährte ihm ſein hohes Anſehen nicht bloß in der literariſchen, ſondern

[1]) a. a. O. S. 88.

auch politiſchen Welt die mannigfachſte Gelegenheit. Er ſtand theilnehmend und anregend mit allen in Briefwechſel, welche auf dem Gebiete der Sprachenkunde thätig waren; Miſſionäre, Reiſende, Gelehrte, Fürſten trieb er und forderte er auf zur Sammlung und Verarbeitung von ſprachlichem Material; durch ſeinen berühmten Brief an Peter den Großen (vom 26. October 1713) trug er nicht wenig dazu bei, die ſchon geweckte Aufmerkſamkeit auf den Sprachenreichthum dieſes ungeheuren Reiches zu ſteigern[1]). Seine Anwendung ſprachlicher Forſchung auf die Behandlung ethnognoſtiſcher und hiſtoriſcher Fragen verbreitete das Intereſſe an Sprachforſchung, Sammlung von Sprachproben, insbeſondre Vaterunſer auch außerhalb der rein linguiſtiſchen Kreiſe. Reich war er auch an Vorſchlägen zur Förderung dieſer Beſtrebungen, welche theils erſt in ſpäteren Zeiten ausgeführt ſind, theils ſelbſt jetzt noch ihrer Ausführung harren. So dachte er ſchon an Sprachenkarten[2]), an ein Univerſal-Alphabet in lateiniſchen Buch-

---

[1]) Der hieher gehörige Auszug iſt mitgetheilt von Fr. Adelung, Verdienſte Catharinens u. ſ. w. Einleitung S. V. und lautet:

'Ich habe wohlmeinentlich vorgeſchlagen, die in Sr. Majeſtät Landen und an Dero Gränzen übliche viele, großentheils bisher unbekannte und unausgeübte Sprachen, ſchriftbar zu machen, mit Dictionariis und wenigſt anfangs mit kleinen Vocabulariis zu verſehen und die Zehen Gebothe Gottes, das Gebeth des Herrn, oder Vater Unſer, und das Apoſtoliſche Symbolum des Chriſtlichen Glaubens, ſammt andern Catechetiſchen Stücken, in ſolche Sprachen nach und nach verſetzen zu laſſen, ut omnis Lingua laudet Dominum. Es würde auch den Ruhm Sr. Majeſtät, die ſo viele Völker beherrſcht und zu verbeſſern ſuchet, und die Erkenntniß des Urſprungs der Nationen, ſo aus dem Ew. Majeſtät unterworfenen Scythien in andre Länder kommen, aus Vergleichung der Sprachen befördern, hauptſächlich aber dazu dienen, damit das Chriſtenthum bei denen Völkern, die ſolche Sprachen brauchen, fortgepflanzt werden möge u. ſ. w.

Ein Brief ähnlichen Inhalts an den Reichs-Vice-Canzler, Baron von Schaffiroff, wird ebendaſelbſt S. VIII mitgetheilt.

[2]) Ego velim regiones dividi per linguas et has notari in cartis. Leibn. Opera ed. Dutens VI. 2. 301.

ſtaben[1]), an Vergleichung älterer Sprachzuſtände mit neueren[2]), an die ſchon oben erwähnte Abfaſſung kleiner Wurzelwörterbücher und Wortſammlungen zur Erleichterung der Sprachenvergleichung u. ſ. w., kurz ſein Eifer und ſeine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachen war ſo intenſiv und extenſiv zugleich, daß ihr Einfluß ſich faſt über das ganze achtzehnte Jahrhundert erſtreckt. In ihm drückt ſich der Uebergang aus der Periode der Wiedergewinnung der Reſultate der claſſiſchen Geiſtesthätigkeit zu der eigenthümlich europäiſchen Cultur mehr als in irgend einem ſeiner Vorgänger oder Zeitgenoſſen aus. Er war es, der zuerſt die Reſultate der drittehalb ihm vorangegangenen Jahrhunderte und der eignen Zeit — die wiedergewonnene alte Cultur, die Fülle des neu hinzugetretenen Materials, die Schöpfungen der neuen Geiſtesthätigkeit insbeſondre auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiet — im Lichte des germaniſchen Proteſtantismus zu einer Geſammtanſchauung zuſammenfaßte, und gewiſſermaßen den erſten kräftigen Verſuch machte, das Geiſtesleben der Menſchheit vom Standpunkt der neuen ſpeciell europäiſchen Cultur zu begreifen.

In dem folgenden — dem achtzehnten Jahrhundert — begegnen wir einem überaus regen Leben auf dem ſprachwiſſenſchaftlichen Gebiet. Verdanken wir ihm auch keine irgend verläſſige Reſultate, ſo trug es doch nicht wenig dazu bei, nicht

---

[1]) Omnium linguarum cognitarum Alphabeta, qua licet, latinis characteribus explicari optarem, theils um die Zeit zu erſparen, die auf die Erlernung ſo verſchiedener Alphabete zu verwenden ſei, theils um die Koſten des Drucks fremder Werke zu verringern (Jobi Ludolfi et God. Guil. Commercium epistolicum. Recens. Aug. Bened. Michaelis. Gött. 1755 p. 4). In der Note zu dieſer Stelle werden auch ſchon ältere Verſuche dieſer Art angeführt.

[2]) So bemerkt er bei Gelegenheit der erwähnten erſten ruſſiſchen Grammatik des jüngeren Ludolf: il aurait été bon de dire un peu davantage de la Langue des Sçavants en Moscovie (womit das Kirchenſlaviſche gemeint iſt) et de la comparer avec la langue courante des Moscovites (Opp. ed. Dutens V. 544).

bloß das Material der ſprachwiſſenſchaftlichen Forſchung zu vermehren, ſondern auch den Geſichtskreis derſelben zu erweitern, zu vertiefen, dadurch manche ihrer Probleme mit größerer Beſtimmtheit hervorzuheben und den Umfang und die Gränzen ihrer Aufgabe genauer zu bezeichnen.

Auf dem Gebiete der claſſiſchen Philologie herrſchte die holländiſche Schule vor, welche durch ihre Genauigkeit und Gründlichkeit in den minutiae derſelben, durch ihre ſchärfere Richtung auf das Griechiſche mittelbar, wie die geſammte Philologie überhaupt, auch der Sprachwiſſenſchaft Nutzen brachte. Dagegen erſchien in den drei erſten Vierteln dieſes Jahrhunderts nur ein bedeutendes Werk auf den Gebieten der Philologie, welche mit der Sprachwiſſenſchaft in unmittelbarem Zuſammenhang ſtehen, nämlich das große lateiniſche Lexikon von Forcellini (geboren im Venetianiſchen 1688, geſtorben in Padua 1768), welches erſt nach dem Tode des Verfaſſers 1771 gedruckt ward[1]).

Die holländiſche Schule beſchäftigte ſich zwar auch mit der theoretiſchen Sprachforſchung auf dem Gebiete der claſſiſchen Philologie und, wenn man die Lobſprüche auf den Urheber dieſer eigenthümlichen Studien — den im übrigen höchſt bedeutenden Hemsterhuis (1685—1766) — von einem ihm an Bedeutung auf jeden Fall gleichzuſtellenden Ruhnken (1723—1798) lieſt, ſo ſollte man meinen, daß in ihnen etwas ganz außerordentliches, die ganze Aufgabe wahrhaft erſchöpfendes, geleiſtet ſei. Bei Ruhnken in ſeiner Lobrede auf Hemsterhuis[2]) heißt es 'er habe die ratio verissima originum graecarum entdeckt'. Hujus analogia tamquam filo ductus, simplicissimas verborum formas, quae binis tribusve literis constarent et una cum iis natas

[1]) Totius latinitatis lexicon, consilio et cura Jac. Facciolati (1682 bis 1769), opera et studio Aeg. Forcellini lucubratum. Pad. 1771. 4 Bde.

[2]) Jo. Dan. a Lennep Etymologicum linguae Graecae, sive observationes ad singulares verborum nominumque stirpes &c. Editionem curavit Ev. Scheidius. 2 Thle. 1790. I. Praef. p. IV.

significationes indagavit, formas omnes et flexiones ad certam rationem revocavit, ex primariis notionibus secundarias et consequentes elicuit, earumque non solum cognationem, sed etiam migrationes ostendit, commentitias anomalias, quibus grammatici omnia perturbassent, explosit, denique tenebras linguae per tot secula offusas ita discussit, ut, qua lingua nulla est neque verbis, neque formis, copiosior, eadem jam nulla reperiatur facilior. Nicht ganz unähnlich heißt es ebendaſelbſt[1]) in Bezug auf das Latein: Latinae linguae origines nemo mortalium ante Hemsterhusium recte cognovit.

Dieſe Sprachforſchung bildete einen Theil der Vorträge von Hemsterhuis, Valckenaer (1715—1785) und Lennep (1715 bis 1771) und wurde bei deren Leben nicht literariſch veröffentlicht. Scheid bedauert dieß mit den Worten[2]): unum fortasse haud injuria doleas, viros illos graecarum latinarumque originum doctissimos, Hemsterhusium, Valckenarium, Lennepium ceterosque ex illius schola egressos, de elegantiis his in libris suis . . . . ad posteritatis memoriam vix quidquam transmisisse. Auch wir bedauern dieß, weil es doch immer möglich iſt, daß, wenn auch nicht im großen Ganzen — denn in dieſer Beziehung ſtimmen die Veröffentlichungen von Scheid u. aa. mit der allgemeinen Charakteriſtik zu Anfang der eben mitgetheilten Stelle von Ruhnken überein — doch im Einzelnen in den Worten der Lehrer manches anders ausgeſehen haben möchte, als in der Darſtellung der Schüler.

Als Grund dieſer eſoteriſchen Behandlung einer ſo wichtigen Frage giebt der ehrliche Scheid an, daß Hemsterhuis, Valckenaer und Lennep entweder einſahen, daß 'exorturos fore qui nobilissimo hoc originum studio . . . . abuterentur . . . . aut, praejudicatis opinionibus occoecati, et his sacris minime imbuti, eidem protervius insultarent.

[1]) p. VI.
[2]) ebdſ. p. IX.

Wie es faſt immer mit für heilig gehaltenen Myſterien geht, ſo erkannte man auch von dieſen nach ihrer Veröffentlichung, daß ſie recht gut ohne allen Schaden für die Wiſſenſchaft hätten geheim bleiben können. Abgeſehen von einigen einzelnen nicht unrichtigen Bemerkungen, tritt uns hier ein ſo großartiger, methodiſch entwickelter, Unſinn entgegen, wie ihn ſelbſt das Gebiet der Etymologie, welches doch an traurigen Erfahrungen der Art reicher iſt, als irgend ein andrer Zweig der Wiſſenſchaften, noch nicht erblickt hatte und hoffentlich nie wieder erblicken wird.

Die Grundlagen der geſammten griechiſchen Sprache ſind in dieſem Syſtem fünf eigenhändig fabricirte, primitive Verba *ἄω*, *ἔω*, *ἴω*, *ὄω*, *ὔω*, in denen *ω* aus *ἐγώ* entſtanden iſt, ſo daß die Verbalſtämme ſelbſt eigentlich nur aus den fünf Vokalen beſtehen; ſtatt der Endung *ω* haben dieſe aber auch die Endung *μι* aus *ἐμίς* oder *ἐμί*. — *ἄω* bedeutet 'hauchen' aus a oder aa, 'qualis sonus efficitur ore lenius efflando'. Aus dieſen zweiſilbigen Verbis entſtehen dann die dreiſilbigen durch Vorſatz *βάω*, *βϝάω* u. ſ. w., *γάω* u. ſ. w. oder Zwiſchenſatz der Conſonanten *ἄβω*, *ἔβω* u. ſ. w., *ἄγω* u. ſ. w, die vierſilbigen durch Wechſel von Conſonant und Vokal *βαβα* oder *ἀβαβ*, *γαγα*, *ἀγαγ* u. ſ. w. Im Latein iſt es weſentlich eben ſo, die Primitive ſind auch hier ao, eo, io, oo, uo. Das erſte derſelben, ao, findet Scheid in fao = *φάω* sive *Fάω* praeposito digamma effectum ex *ἄω*. Das zweite findet er in eo 'ich gehe', aber auch im Futurum ero (von sum), eigentlich eso, woraus ein neues Verbum eso, esere = esse entſtanden ſei. Das dritte io erkennt er im Infinitiv ire. Das vierte oo, heißt es, clare deprehendas in *Fόω* unde orta forem fores etc.[1])

---

[1]) vgl. dieſes Syſtem in dem angeführten Werk von Ev. Scheidius und in J. Chr. Struchtmeyeri Rudimenta linguae Graecae maximam partem excerpta ex Joh. Verweyi Nova via docendi . . . . ad systema analogiae a Tib. Hemsterhusio primum inventae ab eruditissimis vero summi hujus

Doch es wäre Papierverderb, wenn wir dieſen Unſinn weiter verfolgen wollten.

Wenn man von der im Allgemeinen richtigen Bemerkung geleitet, daß keine von bedeutenden Männern eingeſchlagene Richtung ohne irgend einen erſprießlichen Einfluß auf die Wiſſenſchaft bleibt, nach dem Verdienſt umherſpäht, welches ſich die großen holländiſchen Philologen durch dieſe Studien um die Erforſchung der klaſſiſchen Sprachen erworben haben mögen, ſo wird — von einigen Einzelheiten abgeſehen — kein anderes hervorgehoben werden können, als ein negatives. Es iſt damit die gänzliche Unmöglichkeit zu Tage getreten, vom iſolirten Standpunkt der klaſſiſchen Sprachen aus ihre Grundlagen und ihre Entwickelung zu begreifen oder zu erklären. Ja wenn man ſieht, daß eine Folge der bedeutendſten, ſonſt ſo klar ſehenden, Männer alle Ueberlieferungen verlaſſen und zu den extravaganteſten Willkürlichkeiten ihre Zuflucht nehmen, ſo darf man darin zugleich eine Ueberzeugung von ihrer Seite erkennen, daß alle bis dahin eingeſchlagenen Wege zur Löſung jener Aufgabe nicht zu führen vermögen. So betrachtet ergiebt ſich die Sprachforſchung von Hemsterhuis und ſeinen Nachfolgern auf dem Gebiet des Latein und Griechiſchen als ein entſchiedener Bankrutt; ſie zeigt, daß weder mit den alten noch mit neuen Mitteln, ſelbſt von bedeutenden Männern, ſobald ſie ſich iſolirt innerhalb dieſer Sprachen bewegen, die Einſicht in ſie gefördert zu werden vermag, ja daß ſie vielmehr auf ein Minimum und zu einer ganz verkehrten zuſammenſchrumpft. Durch dieſe Erkenntniß mußte aber auch der Widerſtand, welchen eine neue aus dieſer Iſolirung ſich befreiende Methode bei der Philologie ſonſt vielleicht gefunden haben würde, außerordentlich geſchwächt werden; mit den Erfahrungen der Hemsterhuis-Lennep'ſchen Sprachforſchung im Rücken, konnte die Philologie gegen das ſprachvergleichende Verfahren, welches

viri discipulis latius deinceps explicatae, effinxit et passim emendavit Ev. Scheidius. Zütphen 1784.

ſich kaum zwanzig Jahr nach Veröffentlichung der Lennep'ſchen observationes zu regen begann, keinen beſonders zuverſichtlichen Einſpruch erheben und ſo mag die Hemsterhuis'ſche Sprachforſchung, als das letzte Wort der alten Philologie auf dieſem Gebiete, welches ſich durch ſeine Abſurdität ſelbſt den Stab brach, vielleicht, ja wahrſcheinlich nicht wenig dazu beigetragen haben, der neuen Sprachwiſſenſchaft vielen Schutt aus dem Weg zu räumen und dadurch ihre raſche Aufnahme und Entwickelung zu befördern.

Die ſemitiſchen Sprachen erhielten in dieſem Jahrhundert fleißige Bearbeitungen, welche zwar im Allgemeinen mehr in die Breite als in die Tiefe gingen, aber die Erlernung und damit die Verbreitung ihrer Kenntniß förderten; erwähnenswerth ſind Albrecht Schultens (1686—1750) auf dem Gebiet des Arabiſchen und Hebräiſchen, N. G. Schröder (1721—1796), der erſte Bearbeiter einer gründlicheren hebräiſchen Grammatik, Olaus Gerhard Tychsen (1734—1815), ein Mann von den umfaſſendſten Kenntniſſen auf dem Gebiete der geſammten ſemitiſchen Philologie und einem bedeutenden kritiſchen und combinatoriſchen Talent, Joh. David Michaelis (1717—1791), welcher die ſemitiſche Realphilologie zu größerer Beachtung brachte, Joh. Gottfr. Eichhorn (1752—1827), überaus gelehrt, von klarem Blick und durch die ſchärfere Ausſcheidung der ſemitiſchen Sprachen für die genealogiſche Eintheilung der Sprachen bedeutend, — und vor allen der durch Kritik und Gründlichkeit alle Gelehrte ſeiner Zeit ſowohl auf dem Gebiet der occidentaliſchen als ſemitiſchen Philologie überragende Joh. Jak. Reiske (geboren 1716 in Zörbig in Sachſen, geſtorben 1774 in Leipzig). Der letzte, das wahrſte Bild eines deutſchen Sprachgelehrten, gewiſſenhaft im höchſten Grad und eigenſinnig bis zum Exceß, unter den Mühſeligkeiten einer ſelbſt für einen deutſchen Gelehrten kaum zu ertragenden Dürftigkeit Werke ſchaffend, die auf ihren Gebieten zu den vortrefflichſten gehören, hatte das Glück, eine Gattin zu

beſitzen, Erneſtine Chriſtiane, Tochter des Probſt und Superintendenten Müller (geboren in Kamberg in Sachſen 1735, geſtorben 1798), welche ihm nicht bloß treulich in ſeinen Nöthen zur Seite ſtand und alles that, um ſein mühevolles Leben zu erheitern, ſondern ihn auch als kenntnißreichſte Gehülfin auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Wegen begleitete, einen nicht unbedeutenden Antheil an deren Geſtaltung nahm und nach ſeinem Tode ſelbſtſtändig vieles von ihm Begonnene in einer Weiſe zu Ende führte, die einem tüchtigen gelehrten Manne Ehre machen würde.

In dieſem Jahrhundert fingen ſemitiſche Inſchriften — die von Palmyra — an mit Ernſt behandelt zu werden von Barthélemy (1754), Swinton (1755. 1767) u. aa.

Unter den übrigen aſiatiſchen Sprachen fanden in eben demſelben mehrere zuerſt eine genügendere Bearbeitung, andre wurden überhaupt erſt jetzt zugänglich gemacht. Zu jenen gehört das Armeniſche, welchem ein für dieſe Zeit höchſt anerkennenswerther Grammatiker in Joh. Joach. Schröder zu Theil ward[1]). Zu dieſen zunächſt das Kurdiſche, welches grammatiſch und lexikaliſch in einer höchſt anerkennungswerthen Weiſe von Garzoni bearbeitet ward[2]).

Die durch die enthuſiaſtiſche aufopferungsvolle Thätigkeit Abraham Hyacinthe Anquetil du Perron's (1731—1805) ermöglichte Bekanntſchaft mit den heiligen Schriften der zoroaſtriſchen Religion in der Urſprache, ſo wie die zunehmende Kenntniß der heiligen Sprache der Inder, des Sanſkrit, werde ich, da beides in der allerinnigſten Verbindung mit der Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft ſteht, weiterhin berühren. Dagegen will ich nicht unerwähnt laſſen, daß theils die Thätigkeit der Miſſionäre, theils die immer feſtere Begründung der engliſchen

[1]) Thesaurus linguae Armenae antiquae et hodiernae cum varia praxios materia. Amſterd. 1711.

[2]) M. Garzoni Grammatica e vocabulario della lingua Kurda. Rom 1787.

Herrſchaft in Indien die grammatiſche Bearbeitung mehrere in dieſem großen Gebiete lebender Sprachen veranlaßten. An der Spitze dieſer Bemühungen ſteht der Miſſionär Bartholomäus Ziegenbalg (geboren 1683, geſtorben 1719), der ſich eine umfaſſende Kenntniß des Tamuliſchen, ſo wie des ganzen insbeſondre religiöſen Lebens des ſüdlichen Indiens erworben hatte. Von jener geben ſeine Grammatica damulica sive Malabarica (Hal. 1716) und Ueberſetzung der Bibel ins Tamuliſche Zeugniß, von dieſer eine erſt im vorigen Jahre aus dem Manuſcript herausgegebene, aber auch jetzt noch keineswegs antiquirte 'Genealogie der Malabariſchen Götter aus eigenen Schriften und Briefen der Heiden zuſammengetragen', deren Veröffentlichung wir dem Dr. Wilh. Germann verdanken[1]). Auch die erſte hinduſtaniſche Grammatik wurde von einem Deutſchen, B. Schultze, abgefaßt (erſchien in Madras 1741); eben demſelben verdankt Europa auch die erſten ſprachlichen Berichte über die Mahratta-, Guzerate- (Leipzig 1748), Telugu- u. aa. indiſche Sprachen (Halle 1747)[2]) und er war es auch, der ſeit Sassetti zum erſtenmal wieder auf die Identität der ſanſkritiſchen und lateiniſchen, griechiſchen und deutſchen Zahlwörter aufmerkſam machte[3]). Bengaliſch wurde im Jahre 1778 zuerſt grammatiſch von N. Brassey Halhed bearbeitet; ein bengaliſch-portugieſiſches Vocabular war ſchon 1743 erſchienen. Im Jahre 1778 erſchien, ebenfalls portugieſiſch, eine mahrattiſche Grammatik in Rom bei der Propaganda[4]). Eine

[1]) Sie iſt erſchienen im 'Selbſtverlag des Herausgebers, Christian Knowledge Society's Presse, Madras 1867' und mit einer Fehlerloſigkeit gedruckt, die der deutſchen Preſſe in Madras zur höchſten Ehre gereicht.

[2]) ſ. J. S. Vater, Literatur der Grammatiken u. ſ. w. 2. Ausg. von B. Jülg S. 156, 167, 237 und 396 und ſonſt; vgl. auch Adelung, Mithridates I. 230, 231.

[3]) vgl. im Anfang der 2. Abtheilung.

[4]) Adelung, Mithridates I. 220; im Verzeichniß der Bücher der Propaganda fehlt ſie, ſcheint demnach vergriffen; nach Jülg (S. 237) iſt ſie in Liſſabon 1805 wieder aufgelegt.

Singaleſiſche ſchon 1708 in Amſterdam[1]). Auf Tibetiſch ward die Aufmerkſamkeit durch den höchſt ehrenwerthen Sprachforſcher La Croze, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, ſchon 1722, durch Th. S. Bayer 1732 (im 3. Bande der Abhandlungen der Petersburger Akademie) und durch das dicke und ſeltſame, aber für die Kenntniß der Sprache bedeutungsloſe, Buch von A. A. Georgius: Alphabetum Tibetanum 1762 gezogen[2]). Das Chineſiſche empfing die erſte grammatiſche Bearbeitung durch Francisco Varo 1703, und wurde durch den höchſt ſcharfſinnigen und kenntnißreichen Th. S. Bayer (1730), St. Fourmont (1737 und 1740) und andre der wiſſenſchaftlichen Beachtung näher gerückt[3]). Endlich erhielten auch mehrere Sprachen der Philippinen Grammatiken[4]).

In dieſem Jahrhundert wurde auch den afrikaniſchen Sprachen eine größere Aufmerkſamkeit zu Theil. Durch Chr. Scholtz erhielt das Koptiſche die erſte brauchbare Grammatik 1778 und durch Chr. Protten wurden die Fanti- und Akkra-Sprache an der Goldküſte grammatiſch behandelt (1764)[5]). Von vielen andern Sprachen Afrikas wurden durch Miſſionäre und Reiſende Nachrichten und insbeſondre Wörterverzeichniſſe veröffentlicht; ſo in C. G. A. Oldendorp's Geſchichte der Miſſion (1777), in Shaw's (1738), Bruce's (1790), Mungo-Park's (1798), Browne's (1799) u. aa. Reiſen.

Von amerikaniſchen Sprachen erhielten mehrere, bisher unbearbeitete, grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung; ſo, um mit dem Norden zu beginnen, die Grönländiſchen (Eskimo) durch

---

[1]) Adelung, Mithridates, I. 234.

[2]) ebdſ. I. 69.

[3]) ebdſ. I. 52, 53 und insbeſondre C. F. Naumann in der Zeitſchrift der deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft I. 100.

[4]) Adelung, Mithr. I. 608 und J. S. Vater Literatur von Jülg. 50.

[5]) J. S. Vater a. a. O. 10.

P. Egede (Lexikon 1750, Grammatik 1760) u. aa.[1]), die der Mahicanni, Mohegan von Edwards (1788)[2]); in Mittelamerika die der Tarasca von de Quixas (1714), der Kora von de Ortega 1732, der Totonaka durch Jose Zambrano Bonilla 1752, der Otomi durch de Neve y Molina 1767; in Südamerika die der Moxa von P. Marban 1701, die der Lule durch A. Machoni 1732, die der Galibi (eines Stammes der Karaïben) durch D. L. S. 1763, die der Abiponen durch M. Dobrizhofer 1784. Andre wurden durch Reiſewerke, Länderbeſchreibungen und vor allem durch die ausgezeichneten linguiſtiſchen Arbeiten von Hervas, den wir ſpäter berühren werden, mehr oder weniger bekannt.

Reich war dieſes Jahrhundert an geographiſchen Entdeckungen und das ſchon ſehr erſtarkte linguiſtiſche Intereſſe bewirkte, daß man den Sprachen der neu entdeckten Gebiete ſogleich eine nicht unerhebliche Aufmerkſamkeit zuwendete. Die hervorragendſten Entdeckungen wurden in der Südſee gemacht. Hier hatten die Holländer ſchon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (von der Entdeckung Auſtraliens an 1616 bis auf Tasman 1643) außerordentliches geleiſtet. Dann trat ein Stillſtand ein, welcher aber einer viel energiſcheren Thätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Raum gab. Mit Bougainville's Reiſe um die Erde (1766—69) beginnt hier eine neue Aera, in welcher Cook's Entdeckungsfahrten die bedeutendſte Stelle einnehmen. Die linguiſtiſche Ausbeute derſelben wurde theilweiſe von J. R. Forſter veröffentlicht[3]). Wie in den Cook'ſchen, ſo wurden auch in denen ſeiner Nachfolger Parkinson (1784), Dixon (1789) u. aa. durch Wortſammlungen zur linguiſtiſchen Kenntniß der von ihnen beſuchten Gebiete Beiträge geliefert.

---

[1]) a. a. O. S. 114.

[2]) ebdſ. 256.

[3]) Observations made during a voyage round the world. Lond. 1778.

Unter den lebenden Sprachen Europa's, welche eine Literatur entwickelt hatten, war die holländiſche die einzige, welche erſt in dieſem Jahrhundert (1708) die erſte Grammatik empfing[1]). Mit Eifer wurden jetzt aber auch die literaturloſen und die Dialekte linguiſtiſch behandelt; letztere waren, wo ſie Hauptſprachen angehörten, auch ſchon im vorigen Jahrhundert und theilweiſe ſelbſt früher berückſichtigt. So erhielt unter den Celtiſchen Sprachen das Gäliſche 1778 die erſte Grammatik und ſchon 1741 das erſte Lexikon[2]); auch wurde 1784 in Schottland die hochländiſche Geſellſchaft gegründet, welche ſich um die Kenntniß und Erhaltung deſſelben bedeutende Verdienſte erwarb. Unter den Slaviſchen wurden Slavoniſch, Croatiſch und Serbiſch mit Grammatiken und Lexicis oder einem derſelben verſehen; unter den Romaniſchen: Walachiſch. Das Baskiſche erhielt Grammatik und Lexikon durch de Larramendi (1729 u. 1745). Das Malteſiſche, dieſer einzige Ueberreſt des einſt in Südeuropa ſo mächtigen Arabiſchen, wurde linguiſtiſch behandelt und drei altaiſche Sprachen des ruſſiſchen Reiches, die der türkiſchen Tſchuwaſchen und der finniſchen Tſcheremiſſen und Wotjaken, erhielten 1769 und 1775 Grammatiken in ruſſiſcher Sprache.

Ueberhaupt zog die Fülle und Mannigfaltigkeit der Sprachen im großen ruſſiſchen Reich, auf welche Witsen zuerſt eine intenſivere Aufmerkſamkeit gelenkt hatte, die Gelehrten des Aus- und Inlandes immer mehr an; die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der hier herrſchenden Sprachen drängte mit faſt unwiderſtehlicher Gewalt zur Vergleichung und Claſſificirung derſelben und trug dadurch zur Erweiterung und gründlicheren Auffaſſung der Sprachenkunde, zur Kenntniß der Sprachverwandtſchaften und zur Anbahnung einer methodiſcheren Sprachenvergleichung nicht wenig bei.

---

[1]) Adelung, Mithridates II. 247.

[2]) J. S. Vater Literatur u. ſ. w. von Jülg, 186.

Auf Witsen's Arbeit folgte die von Phil. Joh. von Strahlenberg[1]), welcher in der Schlacht bei Poltawa 1709 gefangen und nach Sibirien geſchickt, dort dreizehn Jahre zu Reiſen, Beobachtungen und Sammlung von Materialien benutzte, aus denen das Werk hervorging, welches 1730 unter dem Titel 'Das Nord- und Oſtliche Theil von Europa und Aſia' u. ſ. w.[2]) erſchien und eine Menge von damals neuen und wichtigen Mittheilungen, insbeſondre über altaiſche Sprachen lieferte. Eine bedeutende Stelle würden die linguiſtiſchen Sammlungen von Johann Eberhard Fiſcher, Mitglied der ruſſiſchen Akademie († 1771), eingenommen haben, wenn ſie in der damaligen Zeit erſchienen wären. Sie blieben aber — abgeſehen von ihrer Benutzung in des Verfaſſers eignen Werken und in denen von Schlözer, welcher, wie er in ſeinem Leben (S. 187) ſelbſt bemerkt, danach die Claſſification der ruſſiſchen Völker bildete — ungedruckt und ſind jetzt im Beſitz der Göttinger Bibliothek[3]). Die wichtigſten linguiſtiſchen Arbeiten lieferten der leider ſo jung verſtorbene Güldenſtädt und Pallas in ihren Reiſewerken.

Das durch dieſe und andre in Rußland angehäufte ſprachliche Material und eigne Neigung zu ſprachlichen Forſchungen erweckte im Jahre 1773 in Hartwig Ludwig Chriſtian Bacmeiſter († 1806 in Petersburg) die Idee, alle Sprachen der Erde vermittelſt einer Reihe in ſie überſetzter Redensarten zu vergleichen[4]).

Auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft wiſſen wir zwar, daß ihr derartige Vergleichungen unmittelbar nur einen geringen Nutzen gewähren; doch dienen ſie dazu, auch in weitren Kreiſen Theilnahme für ſie zu erwecken und zu erhalten, was

---

[1]) a. a. O. 410; 59; 51.

[2]) ſ. Fr. Adelung: Catharinens d. Gr. Verdienſte um die vergleichende Sprachenkunde S. 6 ff.

[3]) Ich habe dieſes Manuſcript beſchrieben in den Göttinger Gel. Anz. 1858 S. 1549—1558.

[4]) vgl. genaueres bei Fr. Adelung a. a. O. S. 23—32.

zumal bei einer jungen Wiſſenſchaft für ihre Entwickelung wenigſtens in äußeren Beziehungen von Bedeutung ſein kann.

Die Kaiſerin Catharina hatte ſchon als Großfürſtin ebenfalls eine Vorliebe für die Idee eines Univerſal-Gloſſarium gefaßt; ſie hielt ſie als Kaiſerin feſt und eigner Eifer, perſönliche Theilnahme und Arbeit im Verein mit ihrer hohen Stellung machten es ihr möglich, ſie in der Weiſe, wie ſie ſie aufgefaßt hatte, natürlich, den damaligen Verhältniſſen gemäß, nicht ohne bedeutende Mängel, zur Ausführung zu bringen. Die Kaiſerin hatte eine Anzahl Probewörter geſammelt, welche in alle zugängliche Sprachen überſetzt werden ſollten; dieſe wurden 1786 zunächſt in ruſſiſcher Sprache mit lateiniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Ueberſetzung gedruckt, im ganzen ruſſiſchen Reiche verbreitet, an alle ruſſiſche Geſandte und viele Gelehrte geſchickt und die Bitte hinzugefügt: dieſe Probewörter in möglichſt kurzer Friſt in alle erreichbare Sprachen übertragen zu laſſen. Das in dieſer Weiſe zuſammengebrachte Material wurde dem berühmten Reiſenden Pallas zur Redaction übergeben, um zunächſt die europäiſchen und aſiatiſchen Sprachproben zu veröffentlichen. Das Werk ſelbſt, in welchem auch ſchon gedruckte Reiſewerke und andere benutzt wurden, ward noch im Jahre 1786 begonnen und erſchien 1787 in zwei Bänden mit ruſſiſchem und lateiniſchem Titel; der letztre lautet: Linguarum Totius Orbis Vocabularia comparativa: Augustissimae cura collecta. Sectionis primae, Linguas Asiae et Europae complexae, pars prior 411; pars posterior 491 Seiten. Es fehlen darin die Proben mehrerer ſowohl europäiſcher als aſiatiſcher Sprachen, welche zu ſpät eingegangen waren, um noch benutzt zu werden.

Die Anzahl der verglichenen Wörter beträgt 285; ſie beſtehen aus Subſtantiven, Adjectiven, Verben, Verbalformen, Pronominen, Adverbien und Zahlwörtern. Die Zahl der verglichenen Sprachen und Dialekte iſt 200, nämlich 149 aſiatiſche und 51 europäiſche.

Eine vollſtändige bedeutend vermehrte Umarbeitung, welcher auch die afrikaniſchen und amerikaniſchen Sprachen einverleibt ſind, wurde, auf Befehl der Kaiſerin, von Theodor Jankiewitſch de Mirievwa ausgeführt und erſchien 1791 in vier Bänden. Sie enthält 272 Sprachen, nämlich 164 aſiatiſche, 55 europäiſche, 30 afrikaniſche und 23 amerikaniſche; ſieben aſiatiſche der erſten Bearbeitung ſind — ohne daß man den Grund erkennen kann — ausgelaſſen; rechnet man dieſe hinzu, ſo liefern beide Bearbeitungen die Proben von 279 Sprachen[1]).

Vieles von dem zuſammengebrachten Material iſt weder in der einen noch der andern Bearbeitung benutzt und befindet ſich noch in der Eremitagen-Bibliothek oder unter Pallas Nachlaß[2]).

Das mit ſo außerordentlicher Schnelligkeit zu Stande gebrachte Werk trug zunächſt alle Mängel der Uebereilung an ſich. Es iſt keine Frage, daß man ſelbſt bei dem damaligen Standpunkt der Wiſſenſchaft durch genauere Anordnung der geſammelten Wörter, durch größere kritiſche Sorgfalt in Wiedergabe derſelben[3]) und Benennung, Bezeichnung, Beſtimmung und Einordnung der Sprachen, denen ſie angehören, dem Werke eine bedeutend größre Zuverläſſigkeit und Brauchbarkeit hätte verleihen können. Viele Mängel lagen aber auch ſchon in dem Plan, in der Wahl der Wörter, in ihrer Wiedergabe in ruſſiſcher Tranſcription und vor allem in der völligen Nichtberückſichtigung des grammatiſchen Charakters der verglichenen Sprachen. Dennoch war ſeine Wirkung eine keineswegs unbedeutende; es bezeichnet wenigſtens ungefähr die Reſultate, welche in Bezug auf Sprachvergleichung und Sprachverwandtſchaft damals allgemein galten und warf in

---

[1]) vgl. das Genauere a. a. O. S. 96—99, wo aber falſch ſubtrahirt und addirt iſt. Die Göttinger Bibliothek beſitzt beide Ausgaben.

[2]) a. a. O. S. 102 ff. aufgezählt.

[3]) So ſind unter den erſten 20 Baskiſchen Wörtern nur acht fehlerfrei (Wilhelm von Humboldt in Adelung's Mithridates IV. 334), vgl. auch Jul. Klaproth in ſeiner Asia polyglotta Vorr. I.

die das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch immer höher gewachſene Theilnahme für ſprachliche Betrachtungen und insbeſondre Sprachenkunde ein neues Ferment, welches durch die Maſſe der Sprachen, die hier zum erſten Male in einem Werke zuſammengefaßt waren, durch die Stellung der Hauptverfaſſerin deſſelben und andre Umſtände ganz und gar dazu angethan war, dieſe Theilnahme in einem bedeutenden Grade zu ſteigern. Schon inſofern ſie ſich unmittelbar daran ſchloß, in den Recenſionen und Ergänzungen deſſelben, rief ſie einige keineswegs unbedeutende Arbeiten hervor von Männern wie dem tiefſinnigen Chr. Jak. Kraus [1]), dem kenntnißreichen, fleißigen, eifrigen und ſcharfſinnigen Linguiſten J. L. L. Rüdiger u. aa, die theils, insbeſondre die von Kraus, höchſt ehrenwerthe Andeutungen, Betrachtungen und Ausführungen über Sprachvergleichung und die Art, wie ſie vorzunehmen ſei, enthalten, theils, wie die von Rüdiger, Alter u. aa. im Verhältniß zu der damaligen Zeit achtungswerthe Verbeſſerungen und Ergänzungen lieferten.

Ueberhaupt konnte aber die einmal, wenn auch mangelhaft ausgeführte, Idee, alle zugänglichen Sprachen des Erdbodens in einer Weiſe darzuſtellen, daß ihr ſo wie der ſie ſprechenden Menſchencomplexe gegenſeitiges Verhältniß dadurch erkannt zu werden

---

[1]) In der Allgem. Literat. Ztg. 1787 nr. 235—237. Er verweiſt hier insbeſondre, wie vor ihm ſchon Ludolf, auf die hervorragende Bedeutung der Grammatik für die Beſtimmung der Sprachverwandtſchaft 'Aus individuellen Aehnlichkeiten, z. B. der grammatiſchen Formung, Stellung, Verbindung des Wortſtoffes zweier Sprachen . . . auf eine weitere Uebereinſtimmung . . . zu ſchließen, iſt man aus gutem Grund befugt. Denn es haftet dem Menſchen die grammatiſche Methode ſeiner Sprache ſogar ſtärker, als der Stoff derſelben an' (ich möchte dieſe Stelle unterſtreichen, ſo vereinzelt ſtand ſie damals und ſo ſehr verdient ſie von vielen ſelbſt heute noch beherzigt zu werden); und weiter hin: 'Sonach kann eine kurze Vergleichung der charakteriſtiſchen Züge des Baues der Sprachen vortrefflich dazu dienen, dem eben ſo mühſamen und weitläuftigen als mißlichen und verführeriſchen Geſchäfte der Wortvergleichung zum voraus ſichere Wege vorzuzeichnen u. ſ. w.' Bei Adelung, die Verdienſte Cath. d. Gr. S. 121. 122.

vermöge, der Wiſſenſchaft nicht wieder abhanden kommen. Sie drängte mit Nothwendigkeiten zu neuen Verſuchen; dieſe traten zwar erſt im Anfange unſres Jahrhunderts hervor und überragen das ruſſiſche Werk in einer Weiſe, welche gar keinen Vergleich zuläßt; da ſie aber von dem Geiſt der neueren Sprachwiſſenſchaft — mit Ausnahme einer kleinen Abtheilung, welche von Wilhelm von Humboldt herrührt — noch gar nicht berührt ſind, mögen ſie, wegen ihres äußeren Zuſammenhangs mit dem ruſſiſchen Verſuch, ſchon hier ihre Stelle finden.

Das erſte der hieher gehörigen Werke ward von einem außerordentlich kenntnißreichen, tiefſinnigen, außer andern bedeutenden Geiſtesgaben mit einer beſonderen Anlage und Neigung für Linguiſtik ausgeſtatteten Spanier, Lorenzo Hervas (1735—1809), unternommen und mit nicht unbedeutendem Gewinn für die Wiſſenſchaft, insbeſondre in Bezug auf die Claſſification der amerikaniſchen Sprachen, ausgeführt. Er war Jeſuit, hatte lange als Miſſionär in Amerika gewirkt und eine Menge Grammatiken geſchrieben [1]; ſeine ſpäteren Jahre (ſeit 1784) brachte er in Rom zu, wo nach Aufhebung des Jeſuitenordens ſeine Ordensbrüder aus allen Weltgegenden, in denen ſie zu einem großen Theile als Miſſionäre gedient hatten, zuſammenſtrömten und im Stande waren, ihm über eine Menge literatur- und culturloſer Sprachen Auskunft zu ertheilen. Sein Hauptwerk im Gebiet der Sprachwiſſenſchaft, welches allein mir zugänglich iſt [2], führt den Titel: Catalogo de las lenguas de las naziones conocidas y numeracion, division y clases de estas segun la diversidad de sus idiomas y dialectos und umfaßt ſechs Bände (Madrid 1800—1805). Als Aufgabe deſſelben betrachtet er die Erforſchung des Urſprungs und genealogiſchen Zuſammen-

[1] ſ. ſeinen Catalogo de las lenguas I. 63.

[2] ſ. die Titel der andern hieher gehörigen in Höfer Nouvelle Biographie générale; vgl. auch Adelung Mithribates I. 670 ff.

hangs der Völker vermittelſt der Sprachen, ſo daß die Behandlung der letzteren nicht den eigentlichen Zweck des Werkes bildet, ſondern nur als Mittel dient. Damit mag es auch zuſammenhängen, daß die ſprachbeſchreibende Seite des Werkes nur ſehr ſchwach entwickelt iſt. Hier wird faſt nur das mitgetheilt, was zu Folgerungen in Bezug auf ſeinen Hauptzweck dienen kann. Der erſte Band behandelt die amerikaniſchen Völker und Sprachen, der zweite die der Inſeln im Indiſchen und großen Ocean, ſo wie des aſiatiſchen Continents, die vier folgenden die europäiſchen; die afrikaniſchen fehlen. Das genealogiſche Verhältniß der Sprachen iſt, ſo weit es die damaligen Kenntniſſe verſtatteten, richtig dargeſtellt. Im einzelnen iſt in dieſer Beziehung vieles genauer beſtimmt, doch im Ganzen ſchreitet der Verfaſſer — abgeſehen von den amerikaniſchen Sprachen und der Behauptung der Verwandtſchaft der Indochineſiſchen mit dem Chineſiſchen [1]). — nicht eben weiter, als ſeine Vorgänger ſchon gelangt waren [2]). Als ein Verdienſt iſt ihm dagegen anzurechnen, daß er die Beachtung der Grammatik bei der Vergleichung, welche ſchon mehrfach vor ihm gefordert war, nicht bloß ebenfalls anerkannte, ſondern auch zu verwirklichen ſuchte. Eben ſo, daß er trotz ſeines geiſtlichen Berufes vorurtheilslos genug war, die Anſicht auszuſprechen, daß die Sprachen verſchiedenen Urſprung haben (nicht auf eine Urſprache zurückzuführen ſeien); wie dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit zu erklären ſei, unterſucht er nicht genauer, ſondern beruft ſich einfach auf die babyloniſche Sprachverwirrung [3]). Gewiß war es die ſtarke Abweichung der amerikaniſchen Sprachen, welche ihn in dieſer vorurtheilsfreien Anſicht befeſtigte; ſie ſelbſt wirkte dann dahin, daß er auch andre Sprachſtämme auseinanderhielt, welche

[1]) Catalogo I. 30.

[2]) Ich bemerke dieß wegen M. Müller Lectures on the science of language 1861. I. 132. 133, wo ihm Entdeckungen zugeſchrieben werden, die ſchon lange vor ihm gemacht waren.

[3]) Catalogo I. 35 ff.

von andren Linguiſten, um eine gemeinſchaftliche Urſprache zu erhalten, nur zu ſehr unter einander gewirrt wurden. Wo ſich Uebereinſtimmungen auch in den, von ihm für urſprünglich verſchieden genommenen vorfinden, hilft er ſich mit der Vorausſetzung einſtiger Aneinandergränzung und Entlehnung. So ſchließt er[1]) aus den Wörtern, welche in den Celtiſchen Sprachen Griechiſchen und Indiſchen entſprechen, daß die Celten ſich einſt in Ländern aufhielten, welche an griechiſche und indiſche angränzten und daß ſie der Leiter waren, durch welchen viele griechiſche und indiſche Wörter in die europäiſchen Sprachen gelangt ſeien.

Während dieſes Werk das Gepräge der Einheit und der Verfolgung eines beſtimmten Zwecks trägt, überhaupt durch das ſelbſtſtändige Urtheil des ſeinen Stoff ganz beherrſchenden Verfaſſers imponirt und durch eine ſachgemäße Darſtellung ſelbſt dieſen ſpröden Stoff zu beleben und Theilnahme für ihn zu erwecken weiß, iſt das andre mehr oder faſt ganz im Charakter eines Sammelwerks gehalten, in ſeinen meiſten Theilen von den Urtheilen andrer abhängig und entbehrt faſt durchgängig aller Reize, welche zur Durchleſung deſſelben locken könnten. Dagegen iſt ſein Inhalt überaus reich und wenn gleich — in Folge der grade während der Bearbeitung deſſelben eingetretenen Umwandlung der Sprachwiſſenſchaft — nach kaum einem halben Jahrhundert faſt vollſtändig antiquirt, dennoch ein anerkennenswerthes Zeugniß des Fleißes und auch theilweiſe der Kenntniſſe, ſeltner der Kritik und des richtigen Urtheils der Männer, welche daran gearbeitet haben. Vor der Hervas'ſchen Arbeit hat es das Verdienſt der Vollſtändigkeit voraus — indem es abgeſehen von vielen einzelnen Sprachen und Mundarten, welche dort fehlen, auch die afrikaniſchen behandelt — und überhaupt wird man ihm zugeſtehen müſſen, daß es trotz ſeiner Mängel eine viel ſicherere Grundlage für Sprachvergleichung gewährte, als alle ſeine Vorgänger.

[1]) Catalogo VI. 345.

Es iſt dieß das bekannte große Werk, welches unter dem Titel 'Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in bei nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten' in vier Bänden, deren dritter aus drei Abtheilungen beſteht, vom Jahre 1806 bis 1817 erſchien, alſo mit ſeinem letzten Band grade ein Jahr nach der Veröffentlichung von 'Bopp's Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache in Vergleichung mit jenem der Griechiſchen, Lateiniſchen, Perſiſchen und Germaniſchen Sprache', mit welchem das erſte vom Geiſte der neueren Sprachwiſſenſchaft ganz erfüllte Werk in's Leben trat. Sonach bildet der Mithridates gewiſſermaßen einen Abſchluß der alten Sprachwiſſenſchaft und, was man auch an ihm zu tadeln berechtigt ſein mag, keineswegs einen unwürdigen. Wenn ſich auch nicht alle Elemente, welche ſich bis dahin in der Sprachbetrachtung geltend gemacht hatten, auf eine gleichmäßige Weiſe in ihm vertreten finden, ſo fehlt doch keines vollſtändig, ſo daß ſich die Geſichtspunkte, Methoden und Reſultate, welche bis dahin gewonnen waren, ziemlich treu daraus erkennen laſſen.

Der Begründer dieſes Werkes, welcher auch noch den erſten Band veröffentlichte, iſt der bekannte Johann Chriſtoph Adelung (geboren 1732 † 1806). Ohne die Weihe höherer Geiſtesgaben, hat er ſich trotzdem durch angeſtrengten Fleiß, durch die geſchickte Wahl höchſt nöthiger und nützlicher Stoffe für ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und eine obgleich vielfach beſchränkte und pedantiſche, doch ehrliche und gewiſſenhafte Behandlung derſelben eine, wenn auch während ſeiner Lebensdauer überſchätzte, doch immer ehrenwerthe und achtunggebietende Stellung in der gelehrten Welt erworben; ſeine Verdienſte um unſre Mutterſprache insbeſondre ſichern ihm zu allen Zeiten, wenigſtens im Herzen eines Deutſchen, ein ehrenvolles Gedächtniß. Es war eine erſtaunliche Kühnheit für einen Mann von 74 Jahren, ein Werk, wie dieſer Mithridates es werden ſollte, auch nur zu unternehmen; es giebt ſich darin eine eben ſo große Ueberſchätzung ſeiner phyſiſchen, als geiſtigen Kräfte

kund. Adelung ſtarb, während am 11. Bogen des 2. Bandes gedruckt ward und die Fortführung des Unternehmens ging nun in die Hände von Johann Severin Vater (geboren 1771 † 1826), über, einem Manne, welcher, außer den gewöhnlichen Sprachkenntniſſen eines bedeutenden Gelehrten, auf dem Gebiete der ſemitiſchen Sprachen ausgezeichnete, auf dem damals noch ſehr unbebauten der ſlaviſchen gründliche beſaß und durch die erſte Ausarbeitung einer Grammatik u. ſ. w. der altpreußiſchen Sprache ſich unter denen, welche die Sprachwiſſenſchaft erweitert haben, einen unvergeßlichen Namen erworben hat. Er hatte, als er das Werk übernahm, ſchon mehrere grammatiſche Arbeiten veröffentlicht und dieſe Neigung zu grammatiſcher Behandlung der Sprachen kam dem Mithridates inſofern zu Gute, als ſich von nun an in ihm mit größerer Beſtimmtheit das entſchiedene Beſtreben zeigt, in die grammatiſchen Beſonderheiten der Sprachen tiefer einzudringen, ihre, wie ſich Pott ſehr ſchön ausdrückt, grammatiſche Phyſiognomie hervortreten zu laſſen.

Das Werk iſt ähnlich, wie das Hervas'ſche geographiſch, nach den Erdtheilen, geordnet; die genealogiſche Ordnung, für welche Raum und Zeit nur untergeordnete Unterſchiede bilden, bei den Sprachen als Hauptprincip aufzuſtellen, lag damals noch nicht ſo nahe, als jetzt, theils weil noch nicht ſo viele genealogiſch verwandte Sprachen, welche mehreren Erdtheilen angehören, mit Sicherheit erkannt waren, theils weil auch in dieſem Werke die Sprachwiſſenſchaft noch nicht ganz ſelbſtſtändig auftritt, ſondern noch immer mehr im Dienſte der Ethnographie ſteht, welche im vorigen Jahrhundert ſehr bedeutende Kräfte beſchäftigte und vorzugsweiſe dazu beigetragen hatte, Sprachenvergleichung und Sprachenkunde hervorzurufen und zu fördern. Doch iſt innerhalb dieſes geographiſchen Rahmens das genealogiſche Verhältniß der Sprachen, ſo weit die damaligen Zuſtände der Wiſſenſchaft daſſelbe erkennen ließen, im Allgemeinen, wenigſtens in den von Vater bearbeiteten Theilen, mit anerkennens-

werther Sorgfalt berückſichtigt. Auch fehlt es ſelbſt in dem von Adelung herrührenden keineswegs an richtigen Anſchauungen über allgemeinere Fragen der Sprachwiſſenſchaft; ſo erkennt z. B. Adelung I. S. XXVIII die Entſtehung der Flexion vermittelſt Zuſammenſetzung und Zuſammenziehung; doch war dieſer Gedanke — mag er auch ſelbſtſtändig darauf gekommen ſein — nicht neu; er iſt vielmehr, wie wir weiterhin ſehen werden, ſchon von Horne Tooke entwickelt.

Der 1. Band (1806 erſchienen) behandelt die Sprachen des Continents von Aſien und der Inſelwelt. Es werden zuerſt die einſylbigen Sprachen, I. Chineſiſch, II. Tibetiſch und III.—VI. die hinterindiſchen: Birmaniſch, Peguaniſch, Annamitiſch und Siameſiſch behandelt, deren Zuſammengehörigkeit durch eine kleine Vergleichungstafel veranſchaulicht wird (S. 31).

Es folgen dann die mehrſylbigen Sprachen und zwar I. In Südaſien zunächſt die Malayen. Hier iſt ein Rückſchritt gegen Reland und Hervas eingetreten, indem die Stammverwandtſchaft der malayo-polyneſiſchen Sprachen (I. 586) verkannt wird und die in der Inſelwelt vorkommenden malayiſchen Wörter 'entweder Ueberreſte einer ältern allgemeinen Sprache ſind oder auch durch Handel und Verkehr eingeführt ſein können'.

Unter 2. folgt: der Vorder-Indiſche Sprach- und Volksſtamm. Beim Sanſkrit iſt hier (S. 150—176) eine ziemlich reiche, natürlich, da ſie zum Theil auf ſecundären Quellen beruht, auch vielfach unzuverläſſige, Sammlung von Wörtern gegeben, welche insbeſondere mit europäiſchen Sprachen übereinſtimmen und daran die damals noch keineswegs herrſchende Anſicht geknüpft, 'daß alle dieſe Völker bei ihrem Entſtehen und vor ihrer Abſonderung zu einem gemeinſchaftlichen Stamme gehört haben' (I. 149). Adelung behandelt erſt die alten, dann die heutigen Sprachen. Den Stammesunterſchied zwiſchen der Dravida- und der Indogermaniſchen Bevölkerung Vorderindiens kennt er noch nicht; in Folge davon ſtehen die heutigen Sprachen

von Südindien in großer Verwirrung unter einander. Hinter dieſen folgt die Sprache von Ceylon, welche man jetzt wohl mit ziemlicher Entſchiedenheit berechtigt iſt als eine dravidiſche zu betrachten und dann zuletzt die von J. L. L. Rüdiger, einem verdienſtvollen Linguiſten des vorigen Jahrhunderts, zuerſt[1]) (1777) als indiſch (im jetzigen Sinn von Indogermaniſch) erkannte Sprache der Zigeuner.

Unter 3. folgt Afganiſch. Davon waren damals nur 102 Wörter (im Petersburger vergleichenden Wörterverzeichniß) bekannt, welche ſchon Güldenſtädt in ſeiner Reiſe mit entſprechenden der Oſſeten (einem, wie man jetzt weiß, eraniſchen Volksſtamm) verglich, ſo daß er der Nachweiſung derſelben als Franier ſchon ganz nahe ſtand. Adelung glaubt, daß es eine eigne Stammſprache ſei, vermiſcht mit fremden, beſonders Perſiſchen Beſtandtheilen.

Unter 4. werden die 'Sprachen des ehemaligen Mediens' behandelt, und zwar zunächſt die alten: Zend und Pehlvi. Trotz der Unzuverläſſigkeit und Oberflächlichkeit der Mittheilungen von Anquetil du Perron war die Verwandtſchaft des Zend mit Sanſkrit und andern alten Indogermaniſchen Sprachen ſchon bemerkt. Dem Pahlavî, welches durch Silvestre de Sacy's Erklärung der Inſchriften von Nakshi Rustan ſchon etwas gründlicher beſprochen war, weiſt Adelung richtig ſeine Stelle zwiſchen dem Zend und Parſi an. Als neuere Spra-

[1]) vgl. Pott, die Zigeuner in Europa und Aſien. I. S. 13. Doch hatte Büttner eine ähnliche Vermuthung ſchon früher angedeutet (ſ. ebdſ.) und war auch der eigentliche Bearbeiter des ſprachlichen Theils in dem Werke von Grellmann: 'Die Zigeuner. Ein hiſtoriſcher Verſuch über die Lebensart u. ſ. w. dieſes Volks 1783', in welchem der Beweis der indiſchen Abſtammung geführt ward. Die Hauptgrundlage dafür bildete ein Aufſatz von Friedrich Gottlieb Matthias Pauer (vgl. Grellmann Vorr. zur 2. Ausg. bei Pott a. a. O. I. 14), einem Ungarn (geboren 1750 in Preßburg), welcher ſich in Hannover niedergelaſſen hatte und ſpäter eine angeſehene Stelle im hannoverſchen Staatsdienſt einnahm.

chen werden Parſi, Perſiſch und Kurdiſch hingeſtellt, das letztre als ein Dialekt des Perſiſchen.

Dann folgt II. Weſt-Aſien und hier 1. der ſemitiſche Sprach- und Volksſtamm; 2. Armeniſch, ſo daß dieſe Sprache, deren Zuſammengehörigkeit mit den Altmediſchen (wir ſagen jetzt den Eraniſchen) Sprachen ſchon La Croze erkannt hatte, durch eine nicht einmal in geographiſcher Beziehung nothwendige Zwiſchenſchiebung von ihren Verwandten getrennt iſt. Doch muß bemerkt werden, daß Adelung das Armeniſche für 'eine eigne, mit keiner der bekannten Sprachen verwandte' nimmt (I. 421), obgleich er ebendaſelbſt mehrere Wörter anführt, die ihn auf die Verwandtſchaft mit den jetzt Indogermaniſch genannten hätten führen müſſen, wie mayr = lateiniſch mater, hayr = pater, -bayr in egh-bayr = frater, khoyr = perſ. khvâhar = soror. Bei den ſemitiſchen dagegen, deren genealogiſches Verhältniß im Weſentlichen ſchon bekannt war, hat er ſich durch das geographiſche Ordnungsprincip nicht abhalten laſſen, auch die in Afrika und Europa dazu gehörigen Zweige den aſiatiſchen anzuſchließen.

Unter 3. folgt Georgiſch, unter 4. kaukaſiſche Völker und Sprachen. Bezüglich der Oſſeten wußte man damals, daß ihre Sprache 'viel Perſiſches ... Slaviſches und Deutſches habe' ... 'welches aber', nach Adelung, 'nicht hinreicht, ſie von den Perſern ... abzuleiten' (I. 443).

Dann folgen unter III. Hohes Mittel-Aſien und unter IV. Nord-Aſien, Sibirien, Völker und Sprachen umfaſſend, welche wir jetzt zu den Ural-altaiſchen rechnen. Ihre europäiſche Verwandte erſcheinen erſt im 2. Bande.

Unter V. werden die Oſt-Aſiatiſchen Inſeln (Japan u. ſ. w.), unter VI. die Süd-Aſiatiſchen oder Oſt-Indiſchen (wie z. B. Java, Borneo, die Philippinen), unter VII. die Südſee-Inſeln behandelt.

Vergleicht man den Inhalt dieſes ganzen Bandes mit den

Umwandlungen, Bereicherungen und Vertiefungen, welche er in den folgenden etwa ſechzig Jahren erfahren, ſo kann man ſagen, daß mit Ausnahme der ſemitiſchen Sprachen faſt kein einziger Stein dieſes Gebäudes mehr zu brauchen iſt.

Noch viel mißlicher ſteht es mit dem zweiten Band, welcher ſich mit Europa beſchäftigt. Hier iſt der eigentliche Herd der Indogermaniſchen Sprachen, auf deren alte und neue Geſtaltungen die vorzüglichſte, glücklichſte und entſcheidenſte Thätigkeit der neueren Sprachwiſſenſchaft gerichtet war. Ich beſchränke mich daher auf eine kurze Ueberſicht, welche genügen wird, die Art der in dieſem Werke herrſchenden Auffaſſung, ſo weit in hiſtoriſcher Beziehung dienlich ſein möchte, zu erkennen. Als allgemeine Ueberſchrift findet ſich: Europäiſche Sprachen. Darunter I. Cantabriſch oder Baskiſch, II. Keltiſcher Sprach- und Völker-Stamm, mit den Rubriken: 1. Alte Kelten. 2. Töchter des Keltiſchen in Britannien und Irland. A. Ireländiſch. B. Hoch-Schottiſch. Dann III. der (ſonderbare) Keltiſch-Germaniſche oder Kimbriſche Sprachſtamm (in Wales und Nieder-Bretagne). IV. Germaniſcher Sprach- und Völkerſtamm, getheilt in A. Deutſcher Hauptſtamm (Ober-Deutſch, Nieder-Deutſch, Mittel-Deutſch, Hochdeutſch), B. Scandinaviſcher Hauptſtamm, C. Engliſch.

Unter V. wird ein Thraciſch-Pelasgiſch-Griechiſcher und Lateiniſcher Sprach- und Völkerſtamm aufgeſtellt, welcher in vier Unterabtheilungen zerfällt: 1. Thrakiſch-illyriſcher Hauptſtamm und zwar A. in Klein-Aſien (z. B. Phrygier, Lydier, Lykier), B. in Europa (z. B. Cimmerier, Macedonier, Epiroten u. ſ. w., ſonderbarer Weiſe lehnt ſich der ſo kühne Verfaſſer dieſer Anordnung gegen die zwar ebenfalls unbegründete, aber zu ihr paſſende Annahme von Thunberg auf, wonach die Albaneſen zu den Illyriern zu rechnen ſeien und will dieſe lieber ſogar mit den alten Albaniern am ſchwarzen Meer

in Zuſammenhang bringen II. 792. 793). Die zweite Unterabtheilung bildet der Pelasgiſche Hauptſtamm (Leleger, Lapithen und Centauren u. ſ. w.); die dritte der Helleniſch-Griechiſche; die vierte der Lateiniſche, unter welchem Latein und die Romaniſchen Sprachen beſprochen ſind.

Unter VI. wird der Slaviſche Sprach- und Völkerſtamm behandelt. Unter VII. der Lettiſche, welcher als Germaniſch-Slaviſcher oder Lettiſcher bezeichnet iſt. Unter VIII. wird dem Walachiſchen als Römiſch-Slaviſch eine beſondre Hauptabtheilung gewidmet. Unter IX. folgt der Tſchudiſche Völkerſtamm und unter X. einige gemiſchte Sprachen im Südoſten von Europa, zunächſt Ungariſch, obgleich die für ihre Zeit ganz ausgezeichnete, erſte wirklich wiſſenſchaftliche Sprachvergleichung von Sam. Gyarmathi, welche wir theils den ruſſiſchen Verdienſten um Sprachenkunde, theils den auf der Univerſität Göttingen mit ſo großem Eifer — insbeſondre unter Schlözer's Antrieb — gepflegten hiſtoriſchen und ethnographiſchen Studien verdanken, ſchon im Jahre 1799 die Zuſammengehörigkeit deſſelben mit der IX. Rubrik über allen Zweifel erhoben hatte[1]).

Auf die Ungariſche folgt die Albaneſiſche Sprache und bildet den Schluß dieſes Bandes.

In dem dritten Bande, welcher ganz von Vater bearbeitet iſt, iſt in Bezug auf Stoff und Behandlung entſchieden ein ganz bedeutender Fortſchritt gegen früher zu erkennen. Afrika (3. Band, 1. Abtheil. 1812) iſt hier zum erſten Male im Zuſammenhange behandelt und zwar mit Benutzung von neuen an Zahl und Werth höchſt bedeutenden Hilfsmitteln, unter denen ich nur die linguiſtiſchen Sammlungen von Seetzen hervorhebe (geboren 1767, bereiſte Weſt-Aſien, Arabien und Aegypten von 1802 bis 1811,

[1]) Das Werk führt den Titel: Affinitas linguae Hungaricae cum linguis fennicae originis grammatice (NB.) demonstrata. Nec non vocabularia dialectorum Tataricarum et slavicarum cum hungarica comparata. Göttingen 1799. 8. XXVI. 380 S.

in welchem Jahre er in Arabien ſtarb) und die Reiſen im ſüdlichen Afrika (1810), ſo wie die Bemerkungen über die Sprachen der ſüdafrikaniſchen Völkerſtämme[1]) von Mart. Heinr. Carl Lichtenſtein (1780—1857).

Die beiden folgenden Abtheilungen (1813 und 1816 erſchienen) behandeln die Amerikaniſchen Sprachen, bei deren Bearbeitung Vater ſich vieler Hülfsmittel, ſowohl gedruckter, als ungedruckter, von Seiten der beiden Humboldt erfreute. Alle drei Abtheilungen verdienen in Bezug auf Inhalt und Ausführung alle Anerkennung; um ſo mehr können ſie, verglichen mit dem, was man jetzt von dieſen Sprachen weiß, einen Maaßſtab für den Fortſchritt bilden, welchen die Sprachwiſſenſchaft in dieſem halben Jahrhundert gemacht hat.

Den Schluß des Werkes bildet ein vierter Theil (erſchienen 1817), welcher Nachträge enthält; zunächſt zum erſten und zweiten Bande von Friedrich Adelung, dem Sohne des Begründers dieſes Werkes; dieſe treten nicht aus dem allgemeinen Charakter deſſelben heraus und bilden nur Ergänzungen deſſelben, welche die darin gegebenen Sammlungen vervollſtändigen. Weſentlich eben ſo iſt es mit den Nachträgen von Vater zu allen drei Bänden. Bemerkenswerth iſt nur, daß er bei den Ergänzungen zum Sanſkrit (S. 484. 485) das ein Jahr vor Publikation dieſer Nachträge erſchienene Werk von Fr. Bopp über das Conjugations-Syſtem der Sanſkrit-Sprache in Vergleichung mit jenem der griechiſchen u. ſ. w. erwähnt, ohne, wie es ſcheint, auch nur zu ahnen, daß die Sprachvergleichung und überhaupt die Sprachwiſſenſchaft damit in einen weſentlich verſchiedenen Weg geleitet, eine neue Aera derſelben eröffnet iſt.

Einen ganz andren Charakter trägt ein Nachtrag zum zweiten Band, welcher von dem großen Mitbegründer der neueren Sprachwiſſenſchaft, Wilhelm von Humboldt, herrührt und den einfachen

---

[1]) In Bertuch und Vater Allgem. Archiv für Ethnographie und Linguiſtik 1808 I. 306.

Titel führt: 'Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Baskiſche Sprache', aus welchem ſich ſeine hohe Bedeutung kaum erahnen läßt. Es iſt dieß der erſte Flügelſchlag des tiefſinnigen Denkers auf dieſem Gebiet der Erkenntniß, ſeine Eigenthümlichkeit aber ſchon ſo ſcharf und beſtimmt gekennzeichnet, daß ſich ihre weitre Entfaltung und ihr gewaltiger Einfluß auf die Umgeſtaltung der Sprachwiſſenſchaft mit ziemlicher Deutlichkeit daraus erkennen läßt. Es iſt der erſte Verſuch, die Sprachenkunde aus ihrer bisherigen, weſentlich der Ethnographie untergeordneten, Stellung zu befreien, ſie durch Verbindung mit philologiſcher Erkenntniß und Behandlung zu vertiefen, durch allgemeine, nicht eigentlich philoſophiſche, ſondern eher aus einem ahnungsvollen tiefen Blick in das Weſen der Sprache geſchöpfte, Betrachtungen zu erhöhen, mit einem Worte zu einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft zu geſtalten. Dazu trug vielleicht nicht am wenigſten ein äußeres Verhältniß bei, nämlich der Umſtand, daß bei der iſolirten Stellung des Baskiſchen in dem ganzen bis dahin etwas genauer erkannten Sprachenkreis an eine, ethnographiſchen Zwecken dienende, Vergleichung nicht gut zu denken war.

Während für die bisher in der Sprachenkunde verfolgten Aufgaben, unter denen die Erkenntniß des genealogiſchen Verhältniſſes der Völker vermittelſt ihrer Sprachen — nach Leibnitz' Vorgang — die Hauptſtelle einnahm, eine Wörterſammlung und eine oberflächliche Grammatik hinlänglich ſchien, ſelbſt dieſe letztre von nicht wenigen Arbeitern auf dieſem Gebiete unberückſichtigt blieb, ſo daß ſich die Zeit, welche auf die Erkenntniß einer einzelnen Sprache zu verwenden war, faſt auf ein Minimum beſchränken ließ — wie ja auch das Petersburger Vocabular trotz dem, daß es über faſt alle Sprachen der Erde ausgedehnt war, in dem Zeitraum von einem Jahre vollendet war — trat hier eine Arbeit hervor, welche zehn Jahre vorher begonnen, vermittelſt rein für die genauere Kenntniß der Sprache unter-

nommener Reiſen gefördert, Zeugniß dafür ablegt, daß ſich der Verfaſſer derſelben aufs ernſteſte angelegen ſein ließ, dieſe faſt literaturloſe Sprache ſich ganz in demſelben Grade anzueignen, wie die claſſiſchen Sprachen von den Philologen, von einem Manne, wie ſein Freund und Lehrer Friedrich Auguſt Wolf beherrſcht wurden. Die damit verbundenen Unterſuchungen 'über das Land und die Nazion, über den Zuſtand und die Bewohner des alten Spaniens, über die Spuren, welche man außer der Halbinſel, z. B. in Italien .... zu finden glaubt' (IV. S. 277. 278) zeigen ebenfalls das Beſtreben der wolfiſchen Auffaſſung der Philologie, ſo weit es bei einem literaturloſen Volke möglich iſt, auch hier den Weg zu bahnen; inſofern ſie aber der Erforſchung der Sprache untergeordnet ſind, deuten ſie zugleich die hohe Stellung der Sprachwiſſenſchaft an, zu deren Grundlegung und Ausbau W. von Humboldt eines der auserleſenſten Werkzeuge zu werden beſtimmt war.

Wir ſind mit Erwähnung W. von Humboldt's eigentlich ſchon diesſeits der Gränze gerathen, welche die ältere Sprachwiſſenſchaft von der neueren trennt. Dennoch iſt es uns nicht erlaubt, ſchon jetzt weiter zu ſchreiten; wir haben uns vielmehr nochmals zurückzuwenden, um insbeſondre noch zwei Momente in Betracht zu ziehen, welche auf dem Gebiete der ſprachlichen Forſchung in dem, gerade hier ſo thätigen, vorigen Jahrhundert, wenn auch nicht zuerſt überhaupt, doch zuerſt in größerem Umfang und größerer Bedeutung hervortraten.

Das erſte dieſer Momente wird gebildet durch eine Menge von Unterſuchungen über Entſtehung und Entwickelung der Sprache und Sprachen, an denen Berufene und Unberufene einen lebendigen Antheil nahmen. Die meiſte Aufmerkſamkeit erregten jedoch zunächſt ein Werk von De Brosses[1]) (geboren 1709, geſtorben

[1]) Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie, Paris 1765. 2 Bände.

1777), einem Manne von großen, jedoch nicht für das Gebiet, welches er mit dem in der Note erwähnten Buche betrat, zureichenden Kenntniſſen, und in einem nicht gewöhnlichen Grade mit dem Geiſte ausgeſtattet, welcher eine Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Volkes bildet; ferner von Court de Gébelin[1]) (geb. 1724, geſt. 1784), welcher, ebenfalls kenntnißreich, aber in der Behandlung der Sprachen faſt noch kritikloſer als ſein Vorgänger, ſich, wie der neue Herausgeber ſeines Werkes Lanjuinais ſelbſt anerkennt[2]), weſentlich an dieſen anſchließt; dann von James Burnett, Lord Monboddo[3]) (geb. 1714, geſt. 1799), einem ernſten, tiefen und originellen Denker, welcher in einem weit höheren Grade und viel eindringlicher als De Brosses und Court de Gébelin ſich mit den Grundlagen derartiger Unterſuchungen — all den verſchiedenen damals zugänglichen Sprachen — beſchäftigte und jenen beiden an kritiſchem Sinn und Urtheil nicht wenig überlegen iſt; endlich in Deutſchland das von Johann Gottfried Herder[4]), welches, obgleich, wie alle Schriften dieſes ideenreichen Mitſchöpfers und Mitbegründers der eigenthümlich deutſchen Richtung in der Wiſſenſchaft, ein ehrenvolles Zeugniß ſeines und des deutſchen Geiſtes, doch kaum eine Ahnung von dem großen Einfluß gewährt, welchen Herder durch ſeine Ge-

---

[1]) Histoire naturelle de la parole ou grammaire universelle à l'usage des jeunes gens; erſchien 1774. 1775 und bildet eine neue Redaction des 2. und 3. Bandes ſeines Monde primitif. Es iſt von Neuem herausgegeben: avec un discours préliminaire et des notes par M. le Comte de Lanjuinais. Par. 1816.

[2]) a. a. O. S. 18, wo De Brosses' Werk bezeichnet wird als 'vrai prototype de la doctrine que Gébelin répandit sur ce sujet en 1774. 1776' . . . . c'est où il prit sa langue primitive, naturelle, nécessaire et impérissable. Ce que Desbrosses avait dit par hypothèse et souvent avec des restrictions, Gébelin l'affirma, le tourna en axiomes, l'exagéra de plus d'une manière.

[3]) On the origin and progress of language. 1773—1792.

[4]) Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berlin 1772.

ſammtwirkung, wenn auch nur mittelbar, auch auf die Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft übte[1]).

Die Frage nach dem Urſprung der Sprache, welche ſich bei den Griechen und Römern zwiſchen den Gegenſätzen von θέσις (willkürliche Geſtaltung der Sprache durch Vertrag und Verabredung) und φύσις (naturnothwendige Entſtehung derſelben, baſirt auf die Annahme der Bedingtheit des Lautkörpers durch den von ihm bezeichneten begrifflichen Inhalt) bewegte, hatte ſich theils durch Einfluß jüdiſcher und chriſtlicher Gelehrter, theils durch die ſo außerordentlich erweiterte Sprachenkunde, theils endlich durch die immer mehr hervortretende Schwierigkeit, ſich die Entſtehung der Sprache zu erklären, oder nur vorzuſtellen, nach und nach zu einem viel tiefer liegenden Gegenſatz umgeſtaltet. Wenn gleich bisweilen noch auf die alten Schlagwörter zurückgegriffen wird, wie z. B. Th. Hobbes (1598—1679) die Entſtehung der Sprache durch Vertrag und Verabredung leugnete, und annahm, daß ſie ſich durch Noth und das geſellſchaftliche Leben der Menſchen allmählig gebildet habe[2]), Maupertuis (1697 bis 1759) dagegen weſentlich Uebereinkunft als Grundlage der eigentlichen Sprachen betrachtete[3]), ſo trat doch dieſer Gegenſatz

---

[1]) Darüber ſ. weiterhin.

[2]) Elementorum philosophiae Sectio secunda c. 10. Amstelod. 1668.

[3]) Er geht nämlich von einem Zuſtand aus, wo die Menſchen noch keine Sprache hatten und ihre Bedürfniſſe durch Geſten und Schreitöne bezeichnen. Ce fut la première Langue de l'homme, heißt es dann diktatoriſch und der große Mathematiker weiß ſogar — jedoch ohne anzugeben, wie er zu dieſer Kenntniß gelangt ſei —, 'daß man erſt lange nachher an andre Arten ſich auszudrücken dachte' (Ce ne fut que longtemps après qu'on pensa à d'autres manières de s'exprimer). Zunächſt habe man dann conventionelle Geſten und Schreitöne zu den natürlichen gefügt. Dieſe Mittel der Mittheilung hätten vervollkommnet und zu einer Pantomimen- oder geſangartigen Schreiſprache entwickelt werden können. Allein trotzdem, daß auf den Theatern ausgezeichnete Pantomimen den verſtändlichſten Gebrauch von Geſten machen, hätte ſich kein Volk dabei beruhigt; auch mit der geſangartig entwickelten Schreiſprache würde es mißlich geweſen ſein:

mehr in den Hintergrund, indem er der Frage Platz machte, ob die Sprache überhaupt durch bloß menſchliche Geiſteskraft habe

---

richtige Intonation und feines Ohr ſei nicht Jedermanns Sache. Ce ne fut peut-être qu'après bien des temps écoulés qu'on en vint à une manière de s'exprimer indépendante des gestes et des tons. On s'apperçut que sans agitation du corps et sans effort du gosier par de simples battemens de la langue et des lèvres on pouvoit former un grand nombre d'articulations combinables à l'infini: on sentit l'avantage de ce nouveau langage; tous les peuples s'y fixèrent; et ce fut, la parole. Tout le reste n'a plus été que des conventions particulières etc. So iſt zu leſen in ſeiner 'Dissertation sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées' in der Histoire de l'Académie Royale des sciences et Belles-Lettres. Année 1754. Berlin 1756 p. 349.

Wüßte man nicht, daß der Menſchen Weisheit und Thorheit ſtets Hand in Hand gehen, ſo würde man nicht begreifen können, wie ein ſo außerordentlich intelligenter Mann zu ſolchen wahrhaft unüberlegten Thorheiten gelangen konnte. Indem er große Zeiträume für die Exiſtenz der beiden Vorſtufen der eigentlichen Sprache annahm, mußte er ſich doch ſagen, daß während dieſer Zeit die übrige Entwickelungsthätigkeit der Menſchen doch nicht geruht haben könne, daß mit Beſtimmtheit anzunehmen ſei, daß die Menſchen ſich während ſo langer Zeiträume nach verſchiedenen Weltgegenden zerſtreut haben würden, daß alſo, da wenigſtens ſeiner Darſtellung nach ſich nicht erkennen läßt, daß eine abſolute Nothwendigkeit die Entwickelung der folgenden Stufen aus den früheren bedingt habe, die Nachkommen derjenigen, welche ſich von dem Grundſtock der Menſchheit zu der Zeit abtrennten, als dieſer ſich mit Geſchrei und Geſten begnügte, ſo wie derjenigen, die ſich zu der Zeit iſolirten, wo conventionelle Geſten und Schreitöne hinzugetreten waren, in ihrer Art ſich zu äußern eine weſentliche Verſchiedenheit von denjenigen zeigen müßten, welche ſich bei denen findet, die ſich erſt dann abſonderten, als ſchon Sprache im eigentlichen Sinn exiſtirte. Von einer ſolchen weſentlichen Verſchiedenheit zeigt ſich aber in keiner Sprache der Welt eine Spur. Selbſt Maupertuis würde zugeben müſſen, daß ſämmtliche Sprachen an und für ſich betrachtet, darin ganz gleich ſind, daß ſie durch ſich ſelbſt keine weſentlich andere Arten der Entwickelung und Umwandlung andeuten, als die ſind, welche ſich in hiſtoriſcher Zeit und ſelbſt unter unſern Augen in ihnen vollziehen, am wenigſten ſolche abſolut verſchiedene Grundlagen, wie bei ſeiner Annahme in ihnen hervortreten müßten. Seine Annahme beruht überhaupt nicht auf Gründen, die aus den Sprachen ſelbſt geſchöpft ſind, ſondern auf ſolchen, welche andern Gebieten des Wiſſens, oder, genauer geſprochen, des Nichtwiſſens entlehnt

entſtehen können, oder ob ſie nicht vielmehr eine unmittelbare Gabe Gottes ſein müſſe. Dieſe Frage war bei der geringen Einſicht in das Weſen und die Entwickelung zuſammengehöriger Menſchencomplexe keineswegs eine unberechtigte. Die durch die erweiterte Sprachenkunde kennen gelernte Fülle von höchſt verſchiedenartigen lautlichen Bezeichnungen für ein und dieſelbe Sache mußte jeden Denkenden überzeugen, daß die Annahme einer durch die Natur der Dinge gleichmäßig bedingten Entſtehung derſelben nicht zu erweiſen ſei — hätten doch in dieſem Fall dieſelben Dinge in allen Sprachen vielmehr dieſelben Namen haben müſſen —, während die einer willkürlichen — wo die abſichtliche Wahl zwiſchen mehr oder weniger gleich berechtigten ſprachlichen Bezeichnungen eine Sprache vor der Sprache vorausſetzt — ſchon durch Platon's Kratylos widerlegt war, durch die flachen Erklärungsverſuche, welche ſie hervorrief, ſich ſelbſt ad absurdum führte und bei tieferem Nachdenken von ſelbſt wegfallen mußte. So gelangte denn einer der tiefſten Denker, Jean Jacques Rousseau, zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich ſei, daß die Sprachen durch rein menſchliche Mittel entſtehen und ſich feſtſetzen konnten[1]). Dem

---

ſind, weſentlich auf der Unmöglichkeit, die Anfänge der Menſchheit und ihrer Entwickelung zu erkennen.

[1]) In dem Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes 1754. Oeuvres complètes 1790 T. VII. p. 79: Qu'on pense aux peines inconcevables et au temps infini qu'a dû coûter l'invention des langues, qu'on joigne ces réflexions aux précédentes (über die Schwierigkeit des Ueberganges vom Fühlen zum Denken bei den erſten Menſchen) et l'on jugera combien il eût fallu de milliers de siècles pour développer successivement dans l'ésprit humain les opérations dont il était capable. — p. 82 nachdem ſchon eine Hauptſchwierigkeit in Bezug auf die Sprachentſtehung hervorgehoben: Nouvelle difficulté pire encore que la précédente: car si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art de la parole. — Er erwähnt dann die Annahme, daß die Menſchen ſich zuerſt durch Geſten und Geſchrei verſtändlich gemacht hätten, aber da dieſe Mittel unzureichend ſeien, ſich endlich entſchloſſen hätten (on s'avisa enfin) die Artikulationen der Stimme dafür zu ſubſtituiren:

gegenüber iſt es den Männern, welche die rein menſchliche Entſtehung der Sprache feſthielten, ſchon als ein Verdienſt anzurechnen, daß ſie an der menſchlichen Kraft, auch dieſe Aufgabe zu erfüllen, ſo ſchwer ihre Löſung auch erſcheinen mochte, nicht verzweifelten und dadurch die Frage, obgleich ſie ſelbſt zu ſchwach waren, ſie zu Gunſten ihrer Ueberzeugung zu entſcheiden, für die Zukunft offen hielten, welche durch tiefere Erforſchung des Anfangs und Fortgangs der menſchlichen Schöpfungen und Entwickelungen ſich zu einer vielleicht entſcheidenden Beantwortung derſelben immer mehr vorbereiten ſollte.

Eine der erſten und bedeutendſten Stellen nimmt hier de Brosses' Werk ein, welches wenigſtens das Verdienſt hat, an der rein menſchlichen Entſtehung der Sprache feſtzuhalten. Dabei iſt ferner anzuerkennen, daß es Willkür und Uebereinkommen von der urſprünglichen Entſtehung der Sprache ausſchließt. Die Nothwendigkeit, welche es für ſie in Anſpruch nimmt, leidet zwar noch ſehr an den Fehlern der Kratylos'ſchen Methode, indem ſie ſich auf ein naturgemäßes Verhältniß zwiſchen der Sache und den ſie ſprachlich bezeichnenden Lauten ſtützen ſoll und die Beweiſe für dieſe Hypotheſe den jüngſten, von dem Urſprung der Sprache ſo fern liegenden Sprachen entnommen werden, ſo daß zwiſchen dem

---

substitution qui ne put se faire que d'un commun consentement et d'une manière .... plus difficile encore à concevoir en elle-même, puisque cet accord unanime dut être motivé et que la parole paroît avoir été fort nécessaire pour établir l'usage de la parole. — Dann hebt er noch andre Schwierigkeiten hervor und ſchließt p. 90 je ... supplie de réfléchir à ce qu'il a fallu de temps et de connoissances pour trouver les nombres, les mots abstraits u. ſ. w. Quant à moi effrayé des difficultés qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues aient pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qui voudra l'entreprendre la discussion de ce difficile problème, lequel a été le plus necessaire de la société déjà liée à l'institution des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société.

Problem und den Beweismitteln eine Kluft von vielen Jahrtauſenden liegt, in denen dieſe Mittel ſich zugeſtandenermaaßen fort und fort verändert haben — allein ſie hat den Vorzug vor der Kratylos'ſchen, daß ſie von der Macht und der Wahl der Intelligenz unabhängig erklärt wird[1]). Ob de Brosses unter dieſer Unabhängigkeit ſchon dasjenige verſtand, was wir jetzt Unmittelbarkeit nennen, iſt natürlich zweifelhaft; auf keinen Fall war er ſich der großen Tragweite dieſer Idee bewußt, ſonſt würde er ſie ſicherlich ſchärfer accentuirt und auch im Einzelnen entwickelt haben. Allein alle derartigen, die wiſſenſchaftlichen Anſchauungen umgeſtaltenden Ideen treten gewöhnlich zuerſt dunkel und unbeſtimmt hervor und erhalten erſt durch ihre Anwendung ihre volle Beſtimmtheit. Dieſe Dunkelheit und geringe Geltendmachung derſelben bewirkte auch, daß ſie völlig ohne Einfluß blieb; ſie mußte erſt auf ganz anderem Wege gewonnen werden, ehe ſie für die Auffaſſung nicht blos der Anfänge der ſprachlichen, ſondern überhaupt aller Schöpfungen der Menſchheit, ſo fruchtbar zu wirken vermochte, wie ſie ſpäter gewirkt hat. Dieß überhebt uns jedoch nicht der Pflicht, ehrend anzuerkennen, daß hier, wie nicht ſelten,

---

[1]) Ich ſtelle die Hauptſätze ſeiner Anſicht in ſeinen eignen Worten zuſammen. Discours préliminaire I, VI. heißt es (l') acception conventionelle et derivée (des termes) . . . s'est établie . . . sur le véritable et premier sens physique du mot, . . . sur un rapport réel entre les termes, les choses et les idées; p. IX. les germes de la parole, ou les inflexions de la voix humaine, d'où sont éclos tous les mots de langages, sont des effets physiques et nécessaires, résultant absolument, tels qu'ils sont, de la construction de l'organe vocal et du méchanisme de l'instrument, independamment du pouvoir et du choix de l'intelligence qui le met en jeu. p. XI. le système de la première fabrique du langage humain et de l'imposition des noms aux choses n'est donc pas arbitraire et conventionel, comme on a coutume de se le figurer; mais un vrai système de necessité, determinée par . . . la construction des organs vocaux . . . . (et) la nature et la propriété des choses réelles qu'on veut nommer.

franzöſiſcher Geiſt mit ſeiner eigenthümlichen Divinationsgabe eine Idee erfaßte, welche erſt ſpäter begründet ward.

Allein hiermit iſt ſo ziemlich alles geſagt, was im Allgemeinen an dieſem Werke zu loben iſt. Die Ausführung im Einzelnen iſt — nicht am wenigſten aus Mangel an denjenigen Kenntniſſen, welche für ſie nothwendig geweſen wären — die des Verfaſſers umfaſſen faſt nur die claſſiſchen Sprachen — ſchwach und beruht faſt nur auf rein willkürlichen, ja völlig verkehrten Annahmen. So z. B. führt er in der Vorrede, wo er die Quinteſſenz des ganzen Werkes giebt, für die Annahme, welche die Grundlage deſſelben bildet, daß die Wahl der Laute für die Bezeichnung der Dinge von der Natur der letzteren abgehangen habe, die franzöſiſchen Wörter rude et doux an, indem er dabei frägt: l'un n'est il pas rude et l'autre doux? als ob die Laute ſolcher von der Zeit der Entſtehung der Sprache ſo unendlich weit abliegender Wörter und der größtentheils nur auf der Vertrautheit mit ihrer Bedeutung beruhende, nicht ſelten in Folge davon bloß eingebildete, ſinnliche Eindruck derſelben auch nur das geringſte Moment für die Erklärung der urſprünglichen Bezeichnung der Dinge abzugeben vermöchten?[1]) Rein willkürlich, wenigſtens auf völlig unzureichende Gründe geſtützt, doch in der damaligen Zeit zu entſchuldigen, iſt ſeine Annahme einer einzigen primitiven Sprache, doch dabei anzuerkennen, daß er zugleich dagegen kämpft, daß eine der bekannten Sprachen — etwa, wie viele annehmen, die hebräiſche — als ſolche zu betrachten ſei. Die Mittel, durch welche er dieſe entſtehen läßt, ſind theilweis unwahrſcheinlich und im Ganzen höchſt ungenügend; die Annahme, daß für die Dinge, welche nicht in das Gehör fallen, kaum die Möglichkeit einer

[1]) Aehnlich heißt es I. 248, daß die Namen der Sprechorgane nach dem ihnen eigenen Charakter oder Laut gebildet ſeien und als Beiſpiel wird unter andern langue angeführt wegen des l (vgl. 251). Dieß iſt aber aus lateiniſch lingua entſtanden, welches, wie deſſen alte Form und die verwandten Sprachen zeigen, für dingua ſteht, in welchem kein l erſcheint.

unmittelbaren lautlichen Bezeichnung existirt habe, eine verzweifelte, und die Hypothese, daß nur durch Hülfe der Schrift auch für sie Wörter hätten erfunden werden können, eine fast kindische[1]). Rein willkürlich und theilweis kaum glaublich sind die Annahmen, durch welche er alle Sprachen aus dieser ursprünglichen ableiten und die Umwandlungen derselben erklären zu können glaubt[2]). Eine Sprache wird von der andern abgeleitet; aber bald Latein aus Deutsch, bald aus Hebräisch u. s. w., alles unter einander wie Kraut und Rüben[3]).

---

[1]) I. 290 L'organe vocale n'a . . . point de moyen primitif pour peindre les objets visibles. S. 293 Il fallut donc avoir recours à un autre et l'homme l'eut bientôt trouvée . . . . Avec sa main et de la couleur il figura ce qu'il ne pouvoit figurer avec sa voix. S. 301 La figure de l'objet présentée aux yeux pour en faire naître l'idée, a dû, ce me semble, précéder l'imposition du nom donné à ce même objet pour en fixer ou pour en réveiller l'idée chaque fois que ce mot seroit prononcé.

[2]) Ich erlaube mir nur eine Stelle (II. 166) hervorzuheben, die fast noch über Guichard (s. oben S. 232) hinausgeht; ich muß sie in des Verfassers eignen Worten geben: Il est parfois qu'en changeant la ligne de direction, on a laissé une seule lettre dans l'ancienne direction; ce qui a fait prendre cette lettre pour une autre qui lui ressembloit, et qui n'en différoit que par cette direction, comme *q* pour *p*, ou *b* pour *d*. Les exemples de cette singularité sont rares mais il y en a . . . . *δίς*, bis: petoar, quatuor; pempe, quinque; duiginti, biginti ou viginti; duellum, bellum etc. . . . . Ce changement purément matériel n'a rapport ni à la voix ni à l'oreille, mais seulement à la vue. Probablement le mot celtique et étrusque étant écrit ainsi en lettres étrusques ƎꟼꟼƎꟼ (pempe), les Latins l'ont grossièrement copié dans leur propres caractères fort approchans de ceux des Étrusques retournés de gauche à droite ꟼEꟼꟼE (quinque) retournant les uns et laissant les autres dans la position étrusque. La preuve qu'il en avoient usé ainsi pour ce terme numérique, est confirmée par un procédé tout pareil dans le terme précédant: car le ꟼ étrusques de petoar est resté dans son ancienne position au mot latin quatuor, quatre. Fiel ihm gar nicht ein, daß bei dem häufigen Verkehr der Lateiner mit den Etruskern dieser Schreibfehler nicht lange hätte unentdeckt bleiben können.

[3]) z. B. I. 71. Les Latins ont fait leur mot Piscis sur le pri-

De Brosses iſt übrigens, ſo viel mir bekannt, der erſte unter den Sprachforſchern, welcher auf den für die damalige Zeit höchſt bedeutenden Brief des Pater Pons an den Pater Duhalde vom 23. November 1740 über Sanſkrit und deſſen Literatur, insbeſondere die darin niedergelegten grammatiſchen Arbeiten, Rückſicht nimmt[1]), und es iſt intereſſant zu bemerken, wie ſelbſt dieſe verhältnißmäßig ſo geringe Mittheilung ihn zu richtigerer Einſicht über den Sprachbau führt; fehlerhaft iſt aber wieder, daß er das, was für die Sprachen gilt, welche wir jetzt die indogermaniſchen nennen, ſogleich geneigt iſt, für alle anzunehmen.

In Bezug auf Court de Gébelin iſt ſchon oben (S. 282) das Urtheil von Lanjuinais mitgetheilt; es iſt deshalb faſt überflüſſig, näher auf ihn einzugehen; ich bemerke nur, daß er durch ſeine lebhaftere und zuverſichtlichere Darſtellung mehr als de Brosses ſelbſt zur Verbreitung von deſſen Anſichten beitrug. Von den beiden in der Anmerkung zu S. 282 erwähnten Bänden führt im Monde primitif der erſte den Titel Grammaire générale et raisonnée; der zweite iſt benannt de l'origine du langage et de l'écriture. Dazu kommen noch Band V—VII und IX des Monde primitif, von denen der 5. Band ein etymologiſches Wörterbuch der franzöſiſchen, VI und VII der lateiniſchen und IX der griechiſchen Sprache bildet; jedem derſelben iſt ein discours über dieſe Sprachen vorausgeſandt, der voll von Irrthümern iſt. Wie gering ſeine Kenntniſſe in Bezug auf die ſchon zu ſeiner Zeit gewonnenen Reſultate über Verwandtſchaft

---

mitif simple Fisch ... les Latins y ont ajouté une terminaison de leur langue. II. 185. Il est certain encore que les terminaisons esse et ice qui ajoûtées au mot désignent la femelle, comme princesse .... principessa .... comitissa, actrix viennent de l'oriental ischa qui veut dire vira femelle. I. 403 iſt Hephäſtos vielleicht Aph-esta 'le père du feu', Vulcanus Baal-khan 'dieu puissant'.

[1]) II. 372. Der Brief ſelbſt findet ſich in den Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères T. XXVI. p. 219, 1743 (2. Ausg. T. XIV. p. 65, 1781; 3. Ausg. T. VIII. p. 37, 1814).

der Sprachen waren, kann man daraus ſehen, daß ihm Baskiſch ein Dialekt des Celtiſchen iſt und Perſiſch, Armeniſch, Malayiſch und Aegyptiſch ſogar für Dialekte des Hebräiſchen gelten. Wie kritiklos ſeine Etymologie daraus, daß er grönländiſche Wörter aus dem Hebräiſchen, Arabiſchen, Griechiſchen, kurz aus allen ihm zugänglichen Sprachen der Welt ableitet[1]). Wie es mit ſeiner Art étymologique beſchaffen iſt, kann man aus der Erklärung des Wortes 'Etymologie' ſelbſt, ſpeciell etymos, erkennen, welches von orientaliſch 'tym ou tum' abgeleitet wird 'qui signifie perfection, justice, vérité'.

Sowohl de Brosses als Court de Gébelin nehmen ihre Aufgabe ziemlich leicht; der letztere ſogar leichtſinnig.

Sie finden in der Sprachentſtehung ſo wenig als Lucretius etwas wunderbares[2]) und im Allgemeinen ſcheint es in der That nicht ſo ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß geiſtig und phyſiſch zur Spracherzeugung in ſo vollendeter Weiſe ausgerüſtete Weſen, wie die Menſchen, die ihnen von der Natur augenſcheinlich vorgezeichnete Aufgabe zu löſen auch wirklich im Stande waren. Die Schwierigkeit beginnt erſt, wenn man im Beſondern nach der Art und Weiſe forſcht, wie dieſe Löſung ihren Anfang nahm. Daß aber weder de Brosses noch Court de Gébelin in Bezug auf die hier entſtehenden Fragen etwas geleiſtet haben, bedarf nach dem bisher bemerkten keiner weiteren Ausführung.

Monboddo, deſſen Werk acht Jahre nach dem von de Brosses zu erſcheinen begann, iſt weit entfernt, ſich die Entſtehung der

---

[1]) vgl. Hervas Catalogo I. 70 ff.

[2]) Lucr. V. 1055:

Postremo, quid in hac mirabile tantopere est re,
Si genus humanum, cui vox et lingua vigeret,
Pro vario sensu varias res voce notaret,
Cum pecudes mutae cum denique saecla ferarum
Dissimiles soleant voces variasque ciere,
Cum metus aut dolor est et cum jam gaudia gliscunt.

Sprache ſo leicht zu denken, als ſein Vorgänger. Auch er geht zwar davon aus, daß ſie auf rein menſchlichem Wege entſtanden ſei, aber während de Brosses dabei das Wirken einer unbewußten Thätigkeit annimmt, kann er ſich nicht von der Anſchauung befreien, daß alles, was die eigentliche Sprache betrifft, aus einer reflexiven Geiſtesthätigkeit hervorgegangen ſei; demgemäß nennt er ſie zwar im Anfange ſeines Werkes eine Erfindung (invention) des Menſchen und geht hier in ſeiner Vorurtheilsloſigkeit ſogar ſo weit, anzunehmen, daß ſie von mehreren Völkern und in verſchiedenen Theilen der Erde (natürlich unabhängig von einander) habe erfunden ſein können; daß demnach die verſchiedenen Sprachen nicht von einer primitiven (wie ſeine franzöſiſchen Vorgänger annahmen) abgeleitet zu ſein brauchten[1]); allein im Fortgang ſeiner Arbeit — welche ihrer einundzwanzigjährigen Dauer neben manchen Vorzügen auch viele Mängel verdankt — wird ihm dieſe Annahme immer bedenklicher; die Schwierigkeiten der Sprachentſtehung treten ihm immer greller entgegen, im 4. Bande S. 177 wagt er ſie nur den allerweiſeſten Männern zuzuſchreiben und drückt ſich dabei ſehr bedingt aus: if it be the invention of men, und S. 184 nimmt er für die Entdeckung (discovery) derſelben eine übermenſchliche Hülfe in Anſpruch[2]). Dieſe übermenſchliche Hülfe iſt in der That höchſt ſonderbarer und bizarrer Art, wie es denn — vielleicht in Folge der eigenthümlichen Verbindung normänniſchen, ſächſiſchen und celtiſchen Blutes in der

---

[1]) Origin and progress &c. I. 319: supposing language to be the invention of man (and it is upon that supposition I proceed), I see no reason, that it was invented only by one nation and in one part of the earth; and that all the many different languages spoken in Europe, Asia, America and the new world — are derived all from this common parent. And accordingly I have all along spoken, not of one primitive language, but of primitive languages in general.

[2]) if we believe that Providence has ever at any time interposed in the affairs of men — it must — have been in the invention of this art.

engliſchen Nazion — auch bei ihren ſtarken, ſchwungvollen und gründlichen Denkern ſelten ohne eine, wie es ſcheint, celtiſche Bizarrerie abgehen kann; dieſe übermenſchliche Hülfe wird nämlich den ägyptiſchen Dämonen-Königen zugeſchrieben[1]). Dieſe und andere Bizarrerien und Irrthümer dürfen wir um ſo mehr überſehen, da ſie durch manche klare und tiefe Blicke, gründliche Betrachtungen und anerkennenswerthe Bemerkungen, ſowie überhaupt die großartige Anlage des Werkes, welches nicht bloß die Entſtehung und Entwickelung, ſondern auch, und ſogar vorzugsweiſe, die Benutzung der Sprachen zu literariſchen Darſtellungen ins Auge faßt, wenigſtens zu einem nicht geringen Theil aufgewogen werden.

In Deutſchland hatte ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, trotz des Werkes von de Brosses, die allgemeine Anſicht mehr und mehr der Annahme eines göttlichen Urſprungs der Sprache zugewendet. Sie fand einen ſchwer ins Gewicht fallenden Ausdruck in einer Schrift von Süßmilch[2]), in welcher mit großem Geſchick die Gründe hervorgehoben und entwickelt waren, welche ſich für ſeinen und gegen den Standpunkt ſeiner Gegner geltend machen ließen. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, in welcher, im Geiſte ihres Stifters, Leibnitz, ſprachliche Unterſuchungen eine hervorragende Stelle einnahmen, ergriff dieſe Veranlaſſung, um eine Preisfrage 'über den Urſprung der Sprache' zu ſtellen. Unter den Bewerbern um den Preis erhielt die berühmte Schrift von Herder 1770 den Vorzug[3]). Kann

---

[1]) vgl. Monboddo, Antient Metaphysics IV. (erſchienen 1794) 357: I have supposed that language could not be invented without supernatural assistance and, accordingly, I have maintained that it was the invention of the Daemon kings of Egypt, who, being more than men, first taught themselves to articulate and then taught others.

[2]) Beweis, daß der Urſprung der menſchlichen Sprache göttlich ſei. Berlin 1766.

[3]) Sie erſchien 1772 in Berlin unter dem Titel: Abhandlung über den Urſprung der Sprache; die zweite Auflage ward 1789 veröffentlicht;

man auch nicht ſagen, daß der menſchliche Urſprung der Sprache durch dieſe Schrift erwieſen iſt, ſo muß doch anerkannt werden, daß Herder's ideenreiche und, wenn gleich in dieſer Schrift noch nicht harmoniſche und geſchmeidige, doch ſprachgewaltige Darſtellung, welche die Kraft hat, wo ſie nicht beweiſen kann, zu überzeugen, wo ſie nicht überzeugen kann, zu überreden, wenigſtens auf deutſchem Boden und in eigentlich wiſſenſchaftlichen Kreiſen die Frage zu Gunſten des menſchlichen Urſprungs für alle Zeiten entſchieden hat. Die Hauptgrundlage ſeiner Entwickelung, daß der Menſch zur Sprache geboren ſei, daß er ſeiner ganzen Natur gemäß die Nothwendigkeit in ſich trage, ſein inneres Leben durch artikulirte Lautcomplexe zu äußern, iſt, wenn auch nicht mathematiſch demonſtrirt, doch durch gewichtvolle Gründe ſo einleuchtend gemacht, daß man ſich von der Richtigkeit derſelben überzeugen durfte; neu und tiefſinnig war die Hervorhebung der, der ſich äußernden Sprache vorhergegangenen, inneren, die Bezeichnung des, durch die Thätigkeit der Vernunft hervorgebrachten, Merkmals einer Sache als 'Wort der Seele', und die Auffaſſung von dieſem als Grundlage des äußerlich gewordenen[1]). Schwach

---

ſie findet ſich in der Ausgabe von Herder's ſämmtlichen Werken in der Abtheilung zur Philoſophie und Geſchichte Bd. 2 S. 1—160, Stuttgart und Tübingen 1827.

[1]) in den ſämmtlichen Werken a. a. O. S. 40: '(der Menſch) beweiſet Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenſchaften (eines Gegenſtandes) lebhaft oder klar erkennen, ſondern Eine oder mehrere als unterſcheidende . . . bei ſich anerkennen kann . . . Wodurch geſchah dieſe Anerkennung? Durch ein Merkmal, daß er abſondern mußte . . . Dieß erſte Merkmal der Beſinnung war Wort der Seele. Mit ihm iſt die menſchliche Sprache erfunden'. S. 43 'auch der zeitlebens Stumme — war er Menſch, beſann er ſich: ſo lag Sprache in ſeiner Seele'. S. 44: 'Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menſchliche Seele hat Sprache erfinden können, ſo iſt's mir unbegreiflich, wie eine menſchliche Seele, was ſie iſt, ſein konnte, ohne eben dadurch ſchon ohne Mund und Geſellſchaft, ſich Sprache erfinden zu müſſen' (übertrieben, aber bezeichnend für die Entſchiedenheit ſeiner Annahme einer inneren Sprache). S. 104: 'Wenn es nun bewieſen iſt, daß nicht die mindeſte Handlung ſeines Verſtandes ohne Merkwort geſchehen konnte:

aber iſt die Art, wie er den Uebergang von der inneren zu der ſich in Lauten äußernden Sprache im Beſonderen ich will nicht ſagen zu beweiſen, ſondern nur anſchaulich zu machen ſucht. Wie bei ſeinen Vorgängern, bilden auch bei ihm Interjektion, Nachahmung von Naturlauten und Malen durch Laute den Uebergang und er begeht denſelben Fehler, wie ſie; auch ſeine Beweiſe für dieſe Annahme ſind, ohne Rückführung der Wörter auf ihre ſogenannte Wurzeln (ohne Analyſe), ohne Berückſichtigung ihrer geſchichtlichen Umwandlung, ohne Ahnung, daß das, was wir aus ihren Lauten herauszufühlen glauben, wohl nur auf unſrer langgewohnten Bekanntſchaft mit ihrem begrifflichen Inhalt beruhen möchte, aus den allerjüngſten Sprachformen entlehnt[2]). Eben ſo wenig iſt er ſich der ungeheuren Kluft klar bewußt, welche zwiſchen Interjektion und Wort liegt, eine Kluft, welche ſo groß iſt, daß man faſt ſagen darf: die Interjektion iſt die Negation der Sprache; denn in Wahrheit werden Interjektionen nur da angewendet, wo man entweder nicht ſprechen kann oder nicht ſprechen will; daß es aber in den Anfängen der Sprache anders in dieſer Beziehung geweſen ſei, als jetzt, iſt, wenn auch vielleicht möglich, doch eine bis jetzt unbewieſene und, wie mir ſcheint, unbeweisbare Hypotheſe. Doch iſt hervorzuheben, daß der tief poetiſche Sinn, welcher Herder belebte und vorzugsweiſe ſeine Augen für die Erkenntniß der ſchöpferiſchen Mächte in der menſchlichen Entwickelung öffnete, wenn auch noch nicht mit dem Ideenreichthum wie in ſeinen ſpäteren Schriften, doch auch hier ſchon mächtig genug hervortritt, um uns ahnen zu laſſen, daß es auch hier die poetiſche Concentration aller Geiſtes-

---

ſo war auch das erſte Moment der Beſinnung Moment zu innerer Entſtehung der Sprache'. S. 109. 110: 'da (der ganze Faden der menſchlichen Gedanken) .... von Beſonnenheit gewebt iſt .... ſo folgt, daß .... kein Zuſtand in der menſchlichen Seele, der nicht .... durch Worte der Seele beſtimmt werde'.

[2]) vgl. S. 71. 72.

kräfte auf eines iſt, das ſich mit innerer Nothwendigkeit nach außen Bahn brechen will, welcher die Entfaltung des Sprachtriebs vor allem andern von ihm zugeſchrieben wird. So heißt es (S. 105): 'So iſt die Geneſis der Sprache ein ſo inneres Drängniß, wie der Drang des Embryo's zur Geburt beim Moment ſeiner Reife'; man vgl. auch S. 105 'wo .... Sinnlichkeit und roher Scharfſinn, Schlauheit und muthige Wirkſamkeit, Leidenſchaft und Erfindungsgeiſt, kurz die ganze ungetheilte menſchliche Seele am lebhafteſten (wirkt) ... da, nur da zeigt ſie Kräfte, ſich Sprache zu bilden und fortzubilden; da hat ſie Sinnlichkeit und gleichſam Inſtinkt genug, um den ganzen Laut, alle ſich äußernden Merkmale der lebendigen Natur ſo ganz zu empfinden und aufzufaſſen, wie wir nicht mehr können; und wenn die Beſinnung alsdann Eins derſelben lostrennt, es ſo ſtark und innig zu nennen als wir es nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt ſind und jede zu einer eignen Sphäre gerichtet worden: deſto ſtärker wirken alle zuſammen, deſto inniger iſt der Mittelpunkt ihrer Intenſität.' Wenn gleich die Darſtellung in dieſer Stelle noch nicht entfernt diejenige iſt, welche Herder ſpäter zu handhaben wußte, ſo ſieht man doch, daß er ſehr gut weiß, wie die geiſtigen Kräfte des Menſchen ſich zu einander verhalten müſſen, wenn ſie ſchöpferiſch wirken ſollen. Viel klarer würde es aber geworden ſein, wenn er den Eintritt ſolcher Verhältniſſe im Allgemeinen nicht von beſtimmten Zuſtänden, ſpeciell von gewiſſen Mängeln der Cultur abhängig gemacht hätte; doch konnte er ſich in dieſer Beziehung nicht den Anſchauungen ſeiner Zeit entziehen, welche die culturloſen Zuſtände zu überſchätzen angefangen hatte. Die ſchöpferiſchen Momente treten, wenn auch nicht in ununterbrochener Folge, zu allen Zeiten ein; nur machen ſie ſich vorzugsweiſe in denjenigen Gebieten geltend, deren Entwickelung in dem logiſchen Gang der menſchlichen Geſchichte in einer beſtimmten Zeit und unter einem beſtimmten Volk den Vorrang einzunehmen berufen iſt; aber auch nur vorzugsweiſe; unter-

geordnet arbeiten ſie auch an der Ausgeſtaltung der übrigen, ſobald ſich eine Nothwendigkeit geltend macht; fehlt dieſe, ſo mögen ſie bisweilen auf einzelnen Gebieten, bisweilen überhaupt gewiſſermaßen ſchlummern, ſind aber der Menſchheit darum nicht abhanden gekommen. Selbſt in den Sprachen wirken ſie unter unſern Augen, wenn auch vielleicht nicht ſo ununterbrochen und mächtig, wie zu den Zeiten, wo dieſe noch nicht im Stande waren, dem Zweck, den ſie zu erfüllen hatten in dem Maße zu genügen, wie die ihrem Urſprung ſo fern gelegenen, faſt für alle Bedürfniſſe entwickelten heutigen. Wo der Geiſt einen Mangel fühlt, ſchafft er mit gewöhnlich unbewußter Concentration ſeiner Kräfte auch das eine, was noth thut; das nöthige Wort weſentlich in derſelben Weiſe, wie der, welcher das erſte ſchuf; ſelbſt in Bezug darauf, daß der heutige Schöpfer eines Wortes faſt ausnahmslos aus ſchon in der Sprache vorhandenem Material ſeine Neubildungen geſtaltet, liegt kein ſo großer Unterſchied, als man ſich gewöhnlich vorzuſtellen pflegt; auch der erſte, der ein Wort ſchuf, bildete es nicht aus nichts, ſondern aus dem Material, welches ſeine eigne und die außer ihm liegende Natur darboten, wie denn auch im Laufe der ſpäteren Zeiten und ſelbſt heute in den der entwickelten Sprache ferner ſtehenden Schichten Begriffsbezeichnungen aus demſelben Material gebildet ſind, die theilweis nur darum keinen Eingang in die Geſammtſprache finden, weil dieſe bei ihrem großen, durch viele Generationen aufgehäuften Reichthum ihrer nicht bedarf. Auch darin waren die urälteſten Verhältniſſe den heutigen wahrſcheinlich gleich, daß mit dem erſten Wurf nicht gleich der beſte gethan war, daß, wie heute, ſchlechtgebildete Wörter gar keinen Eingang finden, oder an die Stelle derſelben beſſere treten, ſo auch viele der älteſten Wörter in dem Menſchencomplex, in welchem ſie entſtanden waren, keine allgemeine Geltung erhielten, oder durch beſſere verdrängt wurden. Endlich iſt ſonderbarer Weiſe von keinem, auch Herder nicht, der durch ſeine Studien über die poetiſche Entwickelung der Menſchheit ihr am

eheſten nahe geführt ward, die Bemerkung gemacht, daß, wie ſchöpferiſche Kraft überhaupt nicht an alle Menſchen gleich vertheilt iſt, ſo dieß auch in Bezug auf Sprache weder heut noch zu irgend einer Zeit der Fall geweſen ſein wird. Nur die dafür beſonders begabten werden auch in der älteſten Zeit die berufenen Schöpfer geweſen ſein, die übrigen mit dem Sinn für Erkenntniß der Richtigkeit einer Schöpfung mehr oder weniger ausgeſtatteten werden ſich damals wie heut nur empfangend, mehr oder weniger kritiſch, dazu verhalten haben.

Doch ich vergeſſe, daß es in dieſem Werke nicht meine Aufgabe iſt, eigne Anſichten auszuſprechen, zumal über ein Problem, welches mir ſo lange wenigſtens ein noli me tangere bleiben wird, als es noch andre giebt, deren Löſung, und zwar durch rein ſprachliche Mittel, ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit vorausſehen läßt.

Nächſt dieſer Richtung auf die Erforſchung des Urſprungs der Sprache machte ſich im vorigen Jahrhundert, theils in Verbindung damit, theils in Folge des ſeit Carteſius immer mächtiger hervorgetretenen philoſophiſchen Geiſtes, als zweites Moment das Beſtreben geltend, eine allgemeine oder philoſophiſche Grammatik zu geſtalten. Auch hier waren vorzüglich Franzoſen thätig. Es war zwar eine außerordentliche Kühnheit, bei der geringen Kenntniß der entlegeneren Sprachen an eine allgemeine Grammatik auch nur zu denken, allein man ließ ſich durch dieſen Mangel nicht irre machen; man betrachtete die bekannteren Sprachen, insbeſondere die eigne und die claſſiſchen, als die maßgebenden und die Erſcheinungen derſelben als die allgemein gültigen; dieſe ſuchte man mit den allgemeinen Geſetzen der Logik in Einklang zu bringen und ſieht man von dem ungerechtfertigten Anſpruch ab, welcher in dem Titel Grammaire générale et raisonnée liegt, ſo iſt mit Dank anzuerkennen, daß der ſtreng logiſche Geiſt der Franzoſen und ihr Streben nach Klarheit insbeſondere in Bezug auf die richtigere Erkenntniß des Weſens und des Ge-

brauchs der Redetheile in den vorzugsweiſe behandelten Sprachen, ſo weit dieß ohne Rückſicht auf den Urſprung und die Geſchichte derſelben möglich war, manches geleiſtet hat, was für die Sprachwiſſenſchaft nicht ohne Frucht war. Am einflußreichſten war die Grammaire générale et raisonnée des Port Royal, welche zuerſt ſchon im Jahre 1660 erſchien und vorzugsweiſe, jedoch mit Beihülfe mehrerer andrer Gelehrter, von Claude Lancelot und Arnauld abgefaßt iſt. Sie wurde ſpäter oft von Neuem aufgelegt und in der Ausgabe von Fromant (1766), welcher ſich jedoch nicht auf dem Titel genannt hat, ohne Veränderung des Textes mit vielen Zuſätzen verſehen. Der volle Titel iſt: Grammaire générale et raisonnée contenant les fondemens de l'art de parler, expliqués d'une manière claire et naturelle. Les raisons de ce qui est commun à toutes les langues et des principales différences qui s'y rencontrent; et plusieurs remarques nouvelles sur la langue Françoise. Um von der in dieſer unzweifelhaft mit vielem Talent abgefaßten kleinen Schrift herrſchenden Auffaſſung eine ungefähre Anſchauung zu geben, hebe ich das Weſentliche aus dem hervor, was über die geſchlechtliche Differenziirung geſagt wird. Im 5. Abſchnitt des 2. Buches heißt es Des genres: Comme les noms adjectifs de leur nature conviennent à plusieurs, on a jugé à propos, pour rendre le discours moins confus, et aussi pour l'embellir par la variété des terminaisons, d'inventer dans les adjectifs une diversité selon les substantifs auxquels on les appliqueroit.

Or les hommes se sont premiérement considérés eux mêmes; et ayant remarqué parmi eux une difference extrêmement considérable, qui est celle des deux sexes, ils ont jugé à propos de varier les mêmes noms adjectifs, y donnant diverses terminaisons, lorsqu'ils s'appliqueroient aux hommes et lorsqu'ils s'appliqueroient aux femmes....

Mais il a fallu que cela ait passé plus avant. Car comme ces mêmes adjectifs se pouvoient attribuer à d'autres

qu'à des hommes ou à des femmes, ils ont été obligés de leur donner l'une ou l'autre des terminaisons qu'ils avoient inventées pour les hommes et pour les femmes, d'où il est arrivé, que par rapport aux hommes et aux femmes, ils ont distingué tous les autres noms substantifs en masculins et féminins; quelquefois par quelque sort de raison, comme lorsque les offices d'hommes Rex ... sont du masculin ...; et, que les offices de femmes sont du féminin, comme regina....

D'autres fois aussi par un pur caprice et un usage sans raison....

Ich habe dieſe Stelle auch darum ganz mitgetheilt, weil die darin hervortretende Auffaſſung im ſtärkſten Gegenſatz zu derjenigen ſteht, welche in der neueren Sprachwiſſenſchaft ſich geltend gemacht hat. Die, wenn auch nicht in volles Bewußtſein übergegangene, Grundlage von jener bildet die Anſicht, daß die Sprachbildung mit Reflexion über ihre Zwecke und die zur Erreichung derſelben nöthigen Mittel vollzogen ſei, daß dieſe Mittel mit vollem Bewußtſein der Zwecke, denen ſie dienen ſollten, erfunden ſeien, daß die Spracherfinder weſentlich die Sprache beſaßen, ehe ſie gebildet war. Trotzdem aber kommt die Grammaire raisonnée nicht bloß hier, ſondern auch ſonſt zu dem Reſultate, daß man d'autres fois aussi par un pur caprice et un usage sans raison verfahren habe.

Weſentlich auf demſelben Wege, obgleich im Einzelnen vielfach im Gegenſatz zu der Grammatik des Port royal, befindet ſich das für ſeine Zeit ebenfalls bedeutungsvolle Werk von Beauzée: Grammaire générale ou exposition raisonnée des élements necessaires du langage pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues. 2 Bände 1767. Dieſem iſt die Grammaire générale eine Wiſſenſchaft und zwar la science raisonnée des principes immuables et généraux du Langage prononcé ou écrit dans quelque langue que ce soit, während

die Grammaire particulière die Kunſt iſt d'appliquer aux principes immuables et généraux du langage prononcé et écrit, les institutions arbitraires d'une langue particulière [1]). Auch hier zeigt ſich der Gegenſatz zu den Reſultaten der neueren Sprachwiſſenſchaft, indem dieſe in Bezug auf den hier aufgeſtellten Unterſchied zwiſchen der allgemeinen und beſondern Grammatik zu der Erkenntniß gelangt iſt, daß es gerade in den beſonderen Sprachen nichts willkürliches giebt, wohl aber der größte Theil von dem, was die allgemeine Grammatik für unveränderlich und generell ausgiebt, aus willkürlichen Hirngeſpinnſten beſteht.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat auch der berühmte franzöſiſche Orientaliſt Silvestre de Sacy mit einem Werke, betitelt Principes de Grammaire générale, auf, allein mit einer viel beſcheideneren, ja entſchieden zu beſcheidenen näheren Beſtimmung, nämlich mis à la portée des enfans et propre à servir d'introduction à l'étude de toutes les langues [2]). Dieſes Werk orientirt auf eine ſehr klare Weiſe über die Elemente und grammatiſchen Kategorien der gebildeten Sprachen Europa's und erleichtert dadurch in keinem geringen Grad auch das Verſtändniß fremdartiger, allein ſeine Bedeutung iſt trotz des darin herrſchenden wiſſenſchaftlichen Sinnes weniger eine theoretiſche als eine praktiſche.

In England veröffentlichte im Jahre 1751 James Harris Lord Malmesbury (1709—1786) ein Werk über allgemeine Grammatik unter dem Titel: Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar. Es beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit den Redetheilen und hat vor allem das Verdienſt, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen auf die alten claſſiſchen Grammatiker zurückgelenkt und das genauere Studium derſelben durch die Hervorhebung ihrer Bedeutung gewiſſermaßen

---

[1]) Préf. zu dem erſten Bande, p. X.

[2]) erſchienen zuerſt an VII der Republik und in dritter Auflage 1815.

zur Pflicht gemacht zu haben. Doch zeichnet ſich auch des Verfaſſers eigne Behandlung ſprachphiloſophiſcher Fragen ſpeciell des Weſens der Redetheile, des Verhältniſſes des Sprechens zum Denken, durch Scharfſinn und Geiſt aus, ohne jedoch im Ganzen eine neue Bahn zu brechen. Die Sprache beſteht ihm aus artikulirten Lautcomplexen, die kraft Uebereinkommens (by compact) eine Bedeutung haben, ſie iſt ihm, wie ſeinen Vorgängern, ein Gehäuſe, erfunden zur Bezeichnung von Dingen und Gedanken, welche ihr urſprünglich gewiſſermaßen fremd ſind, nicht eine beſondre nach eigenthümlichen Geſetzen lebendig gewordene Form des inneren Lebens. So bleibt er im Weſentlichen durchweg an der Außenſeite der Sprache haften, ohne das Vermögen zu gewinnen, in ihr Inneres einzudringen.

Ganz anders war es mit ſeinem großen Gegner John Horne Tooke (1736—1812), einem Manne von den außerordentlichſten Geiſtesgaben, der entſchiedenſten Selbſtſtändigkeit und Originalität im Denken, hoher philoſophiſcher Bildung, einer ſich an Bacon von Verulam anſchließenden wiſſenſchaftlichen Geiſtesrichtung und einem ſo großen Talent für ſprachwiſſenſchaftliche Forſchung, daß ſich faſt mit Gewißheit annehmen läßt, daß, wenn er ſeine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachforſchung nicht weſentlich nur auf ein einziges Werk beſchränkt hätte, es ihm gelungen ſein würde, durch die von ihm eingeſchlagene neue Bahn ſchon zu ſeiner Zeit richtigeren Anſchauungen über Sprache überhaupt und insbeſondre die jetzt als indogermaniſche bezeichneten Eingang und Verbreitung zu verſchaffen.

Er iſt der Vorläufer der neueren Sprachwiſſenſchaft nicht bloß in Bezug auf ihr Verfahren — naturwiſſenſchaftliche Erforſchung der Sprache aus ihr ſelbſt, durch genaue Beobachtung ihrer Formen und deren Funktionen, Vergleichung mit den verwandten Erſcheinungen in andern Sprachen und Beachtung ihrer geſchichtlichen Umwandlungen in Bezug auf Laut und Bedeutung — ſondern, trotz ſeiner Beſchränkung auf einen kleinen Kreis

der indogermaniſchen Sprachen, deren Centrum ſeine Mutterſprache, das Engliſche, bildet, ſelbſt in Bezug auf einige ihrer wichtigſten Reſultate.

Was ihn ſo weit zu führen vermochte, iſt, abgeſehen von ſeinen übrigen hohen Geiſtesgaben, daſſelbe, was auch die Hauptgrundlage der neueren Sprachforſchung bildet, eine, ſo weit es ſeine noch ſehr beſchränkte Hülfsmittel zuließen, methodiſche Etymologie und Philologie; allein wenn man bedenkt, daß die neuere Sprachwiſſenſchaft in der Etymologie eine faſt muſtergiltige Vorgängerin und Lehrerin in der der größten Grammatiker — der indiſchen — kennen, nachahmen und verbeſſern gelernt hatte, in der Philologie ſich an ein durch die großen deutſchen Philologen unſeres Jahrhunderts ſo ſehr umgeſtaltetes und vollendetes Vorbild halten konnte, ſo muß es um ſo größere Bewunderung erregen, daß Horne Tooke, ohne ſolchen Muſtern folgen zu können, einzig durch eigne Geiſteskraft im Stande war, die im Weſentlichen richtigen Wege einzuſchlagen.

Der Titel des ausgezeichneten Werkes, welches wir ihm verdanken, iſt *Επεα πτεροεντα* or the diversions of Purley (Name des Gutes ſeines Freundes Tooke, deſſen Namen er dem ſeinigen Horne hinzugefügt hat). Der erſte Theil erſchien 1786, der zweite (in der erſten Ausgabe mir nicht zugänglich) 1805; eine neue Ausgabe, nach welcher ich citiren werde, iſt 1829 mit Zuſätzen, welche der Verfaſſer ſeinem Exemplar beigeſchrieben hatte, und einem kleinen ſchon 1778 erſchienenen ſprachwiſſenſchaftlichen Schriftchen deſſelben, von Richard Taylor veröffentlicht.

Wie der Verfaſſer der letzte der bedeutenden Sprachforſcher iſt, welche der Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft vorhergingen, ſo bildet ſein Werk gleichſam den Angelpunkt zwiſchen der alten ſogenannt philoſophiſchen Betrachtung der Sprache und der neueren wiſſenſchaftlichen. Obgleich Horne Tooke, als Kind ſeiner Zeit von jener keineswegs ganz frei iſt und durch den

nicht ganz abzuſchüttelnden Einfluß derſelben bisweilen zu irrigen Anſichten geführt wird, ſo dient ſie ihm doch weſentlich nur zur Widerlegung der bis dahin daraus hervorgegangenen Irrthümer; er bekämpft dieſe mit ihren eignen Waffen, zu denen er noch die des Witzes, der Satire und Ironie geſellt, die er mit gewaltiger Wirkung zu handhaben verſteht. Mit Entſchiedenheit macht er den Unterſchied zwiſchen der ſprachlichen und logiſchen Auffaſſung der Dinge, Vorſtellungen und Begriffe geltend. So heißt es z. B. II. 439, nachdem Jul. Caesar Scaliger's Unterſcheidung zwiſchen Substantia und Essentia angeführt iſt: (Essentia) *οὐσία* etiam convenit rebus extra praedicamenta .... At substantia .... in iis tantum, quae substant accidentibus: For pray, what is Scaliger's own consequence from the words you have quoted? That Whiteness is not a Substantive but Nomen substantiale. By which reasoning, you see, the far greater part of grammatical substantives are at once discarded, and become Accidentalia, or philosophical Adjectives. But that is not all the mischief; for the same kind of reasoning will likewise make a great number of the most common grammatical Adjectives become philosophical Substantives, as denoting substances. For both Substances and Essences .... are equally and indifferently denoted sometimes by grammatical Substantives and sometimes by grammatical adjectives u. ſ. w. mit dem Schluß S. 454: perhaps you will perceive in the misapprehension of this useful and simple contrivance of language (nämlich des Adjectivs), one of the foundations of those heaps of false philosophy and obscure .... metaphysic, with which we have been bewildered. You will soon know what to do with all the technical impertinence about Qualities, Accidents, Substances, Substrata, Essence, the adjunct Natures of things &c. &c.

Daß ſein Verfahren den Grund zu einer neuen Theorie der Sprache lege, ſpricht er mit vollem Bewußtſein aus[1]); ſo treibt es ihn denn auch zu beſtimmterer Accentuation ſchon ausgeſprochener richtigerer Anſchauungen und zur Erkenntniß neuer; I, 298 iſt ihm Sprache zwar 'an Art ... But an Art springing from necessity and originally by artless men'. Dabei macht er ſich zugleich über die ſonderbaren Anſichten der Verfaſſer der Grammaire générale des Port Royal und des Herrn de Brosses über die Entſtehung der Präpoſitionen luſtig und ſpricht die ſelbſt heute noch nicht allenthalben durchgedrungene Ueberzeugung aus, daß dieſe aus keinem andern Princip (urſprünglich) entſprungen ſind, als die übrigen Wörter; dieſe letztre belegt er durch eine Fülle von etymologiſchen Unterſuchungen in Bezug auf die germaniſchen Präpoſitionen und Conjunctionen, welche in höchſt ehrenwerther philologiſch-hiſtoriſcher Weiſe geführt ſind; daß dabei eine Menge Irrthümer begangen werden, bedarf weder einer Bemerkung noch Entſchuldigung; im Gegentheil iſt es bei dem damaligen Stand der Sprachwiſſenſchaft zu bewundern, daß ihre Anzahl nicht noch viel größer iſt. Seine Erkenntniß der engliſchen Wörter fiend und friend als Participia Präſentis von angelſächſiſch (und goth.) fi-an 'haſſen' (ſanſkritiſch pîyant 'der höhnende') und goth. fri-jon 'lieben' (ſſkr. Thema prî-ya) zeugt wie ſein ganzes Werk für die Aufmerkſamkeit, mit welcher er die grammatiſche Geſtaltung der Wörter zu verfolgen wußte. Dieſer verdankte er auch die Entdeckung, daß die meiſten Abſtracta in den von ihm beſprochenen Sprachen urſprünglich Participia Perfecti Paſſivi waren, eine Entdeckung, welche nicht bloß für dieſe, ſondern für die indogermaniſchen Sprachen überhaupt ſeitdem eine generelle Grundlage in der Regel des Sanſkrits erhalten hat, wonach jedes Ptcp. Perf. Paſſ. im neutrum Abſtractbedeutung haben kann[2]) und eine weitere Beſtätigung in dem durch den

[1]) I. 377.

[2]) Pânini III. 3. 114.

Schreiber dieſer Zeilen geführten Nachweis, daß die indogermaniſchen Abſtracta auf ti urſprünglich Feminina dieſes ſelben Particips ſind.

Seine Hauptentdeckung jedoch iſt die von ihm, wenn gleich, aus Mangel an klarem Material, noch nicht erwieſene, doch ſchon zu einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhobene Anſicht, daß alle Endungen urſprünglich bedeutungsvolle Wörter geweſen ſeien[1]). Dieſe Anſicht iſt ſeitdem für die indogermaniſchen Spra-

[1]) Ich vereinige hier die Hauptſtellen, in welchen dieſe Anſicht hervortritt, und erlaube mir die wichtigſten Worte durch beſonderen Druck hervorzuheben. II. 429 the Verb does not denote any time; nor does it imply any assertion. No single word can. Till one single thing can be found to be a couple one single word can not make an Ad-sertion or an Ad-firmation: for there is joining in that operation; and there can be no junction of one thing. Darauf bemerkt ſein Geſellſchafter: Is not the Latin Ibo an assertion? und er ſelbſt antwortet: Yes indeed is it and in three letters. But those three letters contain three words: two Verbs and a Pronoun. Dieſe Erklärung ſtimmt dem Princip nach genau mit der der heutigen Sprachwiſſenſchaft überein; allein es gelang Horne Tooke nicht, das zweite Verbum richtig zu erkennen und das Verhältniß der Endung zu dem entſprechenden Pronomen genau zu beſtimmen; eine Aufgabe, die ohne tieferes Eindringen in das Celtiſche und ohne vorherige Schulung durch das Sanſkrit ſchwerlich erreichbar geweſen wäre. All those common terminations in any language, of which all Nouns or Verbs in that language equally partake (under the notion of declension or conjugation) are themselves separate words with distinct meanings .... These terminations are all explicable, and ought all to be explained: or there will be no end of such fantastical writers as this Mr. Harris, who takes fustian for philosophy. Auch hiermit hat H. T. ein Reſultat der neueren Sprachforſchung ausgeſprochen; und ſelbſt ſeine negativ ausgeſprochene Prophezeihung iſt, trotz dem daß noch keineswegs alle grammatiſche Exponenten dieſer Art erklärt ſind, zu einer poſitiven Wahrheit geworden. Seit der Zeit, wo die von H. T. geahnten und wenngleich vergeblich zu beweiſen verſuchten Reſultate theils bewieſen, theils als beweisbar erkannt ſind, ſind die allgemeinen und philoſophiſchen Grammatiken plötzlich verſchwunden und ihr Verfahren ſammt den darin herrſchenden Anſchauungen tritt nur noch in ſolchen Schriften hervor, die von den Wegen der Wiſſenſchaft ſeitab liegen. — Bemerkenswerth iſt auch, daß er ganz ähnlich wie M. Müller in Lectures on the science of lan-

chen in einer ſolchen Majorität von Fällen durch Induction bewieſen, daß man ſie auch für diejenigen Fälle, für welche ſie ſich im Einzelnen noch nicht feſtſtellen ließ, im Allgemeinen als giltig betrachten kann.

---

guage I, 217 (erſte Ausgabe), um dem Leſer ſeine Anſicht näher zu rücken, ſich der Analogie eines romaniſchen Futurums bedient, wobei ich wenigſtens (denn unſre ſonſt ſo reiche Bibliothek beſitzt das von Horne Tooke gekannte Werk von Castelvetro nicht) zuerſt erfahre, daß die Erklärung des italiäniſchen Futurums aus einer Zuſammenſetzung des in ein Futur zu verwandelnden Verbums mit dem Präſens des Verbum avere 'haben', z. B. amerò aus amare ho, amerai aus amare hai u. ſ. w. ſchon im 16. Jahrhundert von Castelvetro gegeben ward; aus H. T. II. 431 n. läßt ſich folgern, daß es in ſeinen: Correzione d'alcune cose del dialogo delle lingue di Benedetto Varchi. Baſel 1572. 4. geſchehen iſt. — Doch ich muß noch einige Stellen aus H. T. ſelbſt hinzufügen: II. 439 heißt es: Harris . . . says — "Take away the assertion from the verb *Γραφει*, writeth and there remains the Participle *Γραφων*, writing". — This is too clumsy to deserve the name of legerdemain. Take away *ει* and eth from *Γραφει* and Writeth and there remain only *Γραφ* and Writ, which are indeed the pure verbs; II. 431 in der Note it seems to me extraordinary that he (nämlich Castelvetro) should have supposed it possible that the Latin, or any other language, could, by the simple verb alone, signify the additional circumstances of manner, time, &c. without additional sounds or words to signify the added circumstances; and that he would imagine that the distinguishing terminations in any language (hier generaliſirt er ſelbſt zu ſehr) were not also added words; but that they sprouted out from the verb as from their parent stock. If it were so, how would he account for the different fruit borne by the same plant, in the same soil, at different times? Man ſieht, wie feſt bei ihm die Ueberzeugung ſteht, daß ein Wort nicht mehr auszudrücken vermöge, als ſich aus der Verbindung der daſſelbe conſtituirenden begriffausdrückenden Elemente ergibt, eine Ueberzeugung, welche in weſentlich gleicher Form ſchon die großen indiſchen Grammatiker ſich durch die Analyſe des Sanſkrits angeeignet hatten und für die indogermaniſchen und manche andre Sprachen durch die neuere Sprachwiſſenſchaft feſtgeſtellt iſt. — Ferner II. 454: Adjectives with such terminations (nämlich engliſch ly, ous, ful, some, less, ish &c.) are, in truth, all compound words: the termination being originally a word added to those other words, of which it now seems merely a termination, wo er bis zu der Conſequenz durchgedrungen iſt,

Steht Horne Tooke durch ſeinen ſiegreichen mit den alten Waffen gegen die alten Anſchauungen geführten Kampf als der letzte der älteren Sprachforſcher da, ſo giebt ihm die letzterwähnte Entdeckung, ſowie ſeine ganze neue Methode das Recht, an die Spitze der neueren geſtellt zu werden und wäre nicht der Einfluß des Sanſkrits auf die Entſtehung der letzteren ſo entſcheidend geweſen, ſo würde man ſchwanken können, ob ſie nicht ſchon mit Horne Tooke zu beginnen hätte. Für uns iſt die Entſcheidung dieſer Frage von keiner Erheblichkeit, da die uns aufgelegte Beſchränkung auf die Geſchichte der deutſchen Thätigkeit im Gebiete der neueren Sprachwiſſenſchaft ohnehin den Fremden ausgeſchloſſen hätte. Um ſo mehr freut es mich, daß in dieſer Ueberſicht der älteren Geſchichte dieſer Diſciplin mir die Gelegenheit geboten war, ſeiner in einer Weiſe zu gedenken, die ich verſucht habe mit ſeiner hohen wiſſenſchaftlichen Bedeutung in Einklang zu bringen.

---

welche ſich wenigſtens für die Entwickelungsphaſe der indogermaniſchen Sprachen, welche wir genauer zu erkennen vermögen, nicht mehr leugnen laſſen wird, nämlich, daß ſie einzig — höchſtens mit ſehr ſpärlichen Ausnahmen — auf Zuſammenſetzung begriffbezeichnender Lautcomplexe mit ſich ſelbſt (Reduplication) oder andern beruht. Schließlich füge ich noch II. 468 hinzu, wo er ſich am beſtimmteſten ausſpricht: Case, gender, number are no parts of the noun. But as these same circumstances frequently accompany the noun, these circumstances are signified by other words expressive of these circumstances; and in some languages these words by their perpetual use have coalesced with the noun; their separate signification has been lost sight of (except in their proper application); and these words have been considered as mere artificial terminations of the Noun.

So Mood, Tense, Number, Person, are no parts of the Verb. But these same circumstances frequently accompanying the verb, are then signified by other words expressive of these circumstances: and again, in some languages, these latter words, by their perpetual recurrence, have coalesced with the verb; their separate signification has been lost sight of (except in their proper application); and these words have been considered as mere artificial terminations.

Von unmittelbarem Einfluß auf die Umgeſtaltung der Sprachwiſſenſchaft war dieſes ſo ausgezeichnete Werk auch nicht im Geringſten. Erſt nachdem durch die neuere Entwickelung derſelben in völliger Unabhängigkeit von ihm weſentlich gleiche Reſultate gewonnen waren, wurde die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe zurückgelenkt. Der eigentliche Grund, daß Horne Tooke's Arbeit ſo ganz einflußlos blieb, liegt wohl vorzugsweiſe darin, daß das ihm zu Gebote ſtehende Material nicht hinreichte, die Richtigkeit ſeiner Ideen zu beweiſen, ja die Art, wie er ſie, trotz dem, beweiſen zu können glaubte, weit entfernt, ſeinem Zwecke zu dienen, vielmehr dahin wirken mußte, an ihrer Richtigkeit Zweifel hervor zu rufen. Wenn er z. B. ſeinen Leſern einreden wollte, daß lateiniſch ibo aus i boul (= *βουλ* in *βούλομαι*, vol in volo) und o (= ego) entſtanden und erſt iboul, dann ibou, ibo geworden, ebenſo amabo aus amaboul amabou hervorgegangen ſei, alt audibo = audi(re) volo, nun audiam[2]) = audi(re) amo ſei, ſo mußte ſich dieſer ohne weiteres ſagen, daß dieſe Erklärungsverſuche eben ſo zweifelhaft, unwahrſcheinlich, willkürlich und phantaſtiſch ſeien, als die von ihm bekämpften Anſichten. Vielleicht hätte er viel mehr gewirkt, wenn er dieſe Erklärungen nur als Veranſchaulichung ſeiner Anſicht hingeſtellt hätte, ohne den Anſpruch zu machen, ſie dadurch zu beweiſen. Dieſer Anſpruch mußte die Kritik des Leſers nothwendig herausfordern und dieſe konnte nur ungünſtig ausfallen. Wie aber der Schöpfer dieſer Idee, von ihr erfüllt, gegen die Mangelhaftigkeit ſeines Beweiſes verblendet ward, ſo vergaß auf der andern Seite der Leſer bei ſeiner Kritik, daß etwas richtig ſein könne, auch wenn der ſchlagende Beweis ſeiner Richtigkeit aus Mangel an Material oder auch aus Schwäche des Beweiſenwollenden noch nicht geführt iſt, und verſchüttete, wie man zu ſagen pflegt, das Kind mit ſammt dem Bade. Es iſt in der Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Idee allein nicht gethan. Boden erlangt

[2]) II. 431. u. 432. Note.

ſie erſt, wenn ihre Berechtigung erwieſen iſt; dann aber wird ſie auch nur durch ſonderbare Verhältniſſe, welche in einem europäiſchen Culturſtaat kaum wahrſcheinlich ſind, gehindert werden können, unmittelbar Einfluß zu gewinnen. Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man Horne Tooke das Recht beſtreiten, ſelbſt in einer allgemeinen Geſchichte der neueren Sprachwiſſenſchaft an ihre Spitze geſtellt zu werden, allein die Gerechtigkeit fordert auch in dieſem Fall anzuerkennen, daß die Mangelhaftigkeit des Beweiſes und der Verkörperung dieſer von ihm zuerſt ausgeſprochenen Idee nicht ſubjective ſondern objective Gründe hat; hätte er eine Kunde des Sanſkrits gehabt und ſich mit dieſer Sprache ernſtlich zu beſchäftigen vermocht, ſo würde ihm der Beweis und die Verkörperung ſeiner ſo entſchieden erkannten und mit ſo gewaltiger ſubjectiver Ueberzeugung vorgetragenen Idee wenigſtens auf indogermaniſchem Gebiete ohne große Schwierigkeit vollſtändig gelungen ſein[1]).

In Deutſchland erſchienen ebenfalls mehrere Arbeiten, welche ſich auf dem Gebiete der ſogenannten philoſophiſchen und allgemeinen Grammatik bewegen[2]). Sie ſchließen ſich weſentlich an die franzöſiſchen und ſind mit Ausnahme derer von Auguſt Friedrich Bernhardi (1768—1820) von ſehr geringer Bedeutung. Bernhardi war ein Mann von Geiſt und als Schüler von Fr. Aug. Wolf, ſo wie durch ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu Tieck, dem Haupte der Romantiker, denen die Entwickelung der eigenthümlich deutſchen Anſchauungen, die ſich fortan in der

[1]) Es gibt ein Werk über ihn von Shepherd: Memoirs of John Horne Tooke. Lond. 1813. 2 Voll. mir aber nicht zugänglich. In Henry Dewar's Artikel Grammar in Brewster's Edinburgh Encyclopaedia Bd. X ſind Tooke's Anſichten über die Redetheile vorzugsweiſe hervorgehoben; doch iſt der ganze Artikel, obgleich erſt 1830 erſchienen, weſentlich im Geiſte der alten philoſophiſchen Anſchauungen geſchrieben, keineswegs in dem von Horne Tooke.

[2]) Vgl. J. S. Vater Ueberſicht des Neueſten, was für Philoſophie der Sprache in Deutſchland gethan worden iſt. 1799.

wiſſenſchaftlichen Auffaſſung hiſtoriſcher Erſcheinungen geltend machen ſollte, nicht zum wenigſten verdankt wird, einigermaßen mit dem Ideenkreis vertraut geworden, welcher die Umgeſtaltung der deutſchen Wiſſenſchaft herbeiführte. Anklänge an dieſe Elemente, ſo wie einzelne geiſtreiche und ſcharfſinnige Behandlungen der Redetheile bilden die Vorzüge ſeiner beiden hieher gehörigen Werke[1]). Im Weſentlichen entfernen ſie ſich jedoch nicht von der durch die Franzoſen eingeſchlagenen Bahn; nur macht ſich neben deren Einfluß auch der von Monboddo geltend.

Indem Bernhardi die 'unbedingte Form der Sprache' darſtellen will, welche 'die nothwendige, keineswegs aber die nothdürftige' iſt, wohl aber zugleich 'die idealiſche'[2]), aber ohne alle Einſicht in wirkliche Sprachen handthiert, kommt er, wie ſeine Vorgänger auf dieſem Wege, zunächſt zu den willkürlichſten Phantaſtereien, — wie z. B. 'die ganze Sylbe ſtellt dar den ausgebildeten Satz, in welchem allemal der den Vocal vorn unmittelbar berührende Conſonant der hauptſächlichſte, das reine Subject, der Vocal das reine Prädikat iſt und die vor dem Hauptconſonans hergehenden Ausbildungen des Subjects, die dem Vocal folgenden Ausbildungen des Prädikats'[3]), oder 'Jeder an ſich ſtehende Vocal iſt als eine Wurzel zu achten'[4]) — und, wenn es gilt nachzuweiſen, was denn in dieſer unbedingten Form der Sprache nothwendig ſei, zum platteſten Scholaſticismus, indem die Erſcheinungen der ihm geläufigen Sprachen als die nothwendigen Requiſite der unbedingten Form der Sprache aufgewieſen wer-

---

[1]) Der Titel des erſten iſt 'Sprachlehre'. Es beſteht aus zwei Bänden, deren erſter den beſonderen Titel 'Reine Sprachlehre' führt und 1801 erſchien; der zweite 'Angewandte Sprachlehre' erſchien 1803. Das zweite Werk iſt betitelt 'Anfangsgründe der Sprachwiſſenſchaft' und erſchien 1805.

[2]) Anfangsgründe S. 6 ff.

[3]) ebdſ. S. 97.

[4]) ebdſ. S. 107.

den[1]). Dennoch darf nicht verkannt werden, daß Bernhardi's Arbeiten auch zur Verbreitung mancher Anſchauungen über ſprachliche Erſcheinungen dienten, welche richtiger waren als die damals gewöhnlichen.

Ehe ich dieſe Ueberſicht der ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit vor Eintritt der neueren Entwickelung ſchließe, muß ich noch erwähnen, daß faſt am Ende des vorigen Jahrhunderts das erſte wirklich bedeutende Werk über die Bildung der menſchlichen Sprachlaute abgefaßt ward. Es rührt von dem berühmten mechaniſchen Genie Wolfgang von Kempelen her, geboren in St. Petersburg 1734, geſtorben in Wien 1804. Derſelbe hatte ſchon 1778 eine Sprachmaſchine verfertigt, welche vermittelſt der Bewegung von Blaſebälgen und Klappen alle Sylben deutlich und vernehmlich ertönen ließ, und im Jahre 1791 veröffentlichte er ſein Werk 'Mechanismus der menſchlichen Sprache', in welchem er die Sprachwerkzeuge und die Art, wie die in den europäiſchen Sprachen vorkommenden Laute gebildet werden, in einer für die damalige Zeit höchſt anerkennenswerthen Weiſe beſchreibt.

---

[1]) Vgl. z. B. Sprachlehre I. 143, wo die Nothwendigkeit der geſchlechtlichen Differenziirung der Subſtantiva demonſtrirt wird.

II. Abtheilung.

Geſchichte der neueren Sprachwiſſenſchaft und orientaliſchen Philologie in Deutſchland etwa ſeit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Allgemeine Momente, welche auf die Umgeſtaltung der Sprachwiſſenſchaft von Einfluß waren.

Deutſchland hatte zwar an der Wiedererweckung der Wiſſenſchaften ſowohl productiv als reproductiv und insbeſondere an allem, was mit der Sprachwiſſenſchaft zuſammenhängt, einen ſehr regen und höchſt ehrenvollen Antheil genommen. Allein die Kämpfe, welche ſich an die Reformation ſchloſſen, die bedeutendſten geiſtigen Kräfte in ihren Dienſt nahmen, ſie und andre an pedantiſche Streitigkeiten gewöhnten und in dieſen verbrauchten, die Nazion in zwei feindliche Heerlager ſpalteten, — in deren einem, dem katholiſchen, bald und für lange Zeit aller Sinn für Wiſſenſchaft faſt ganz erſtickt und eingebüßt ward, — zuletzt die materielle Macht und den Wohlſtand des Volkes auf lange Jahre hin vernichteten, durch die religiöſe Spaltung, die Bürgerkriege und die in Folge davon entſtandene Fülle von faſt ganz unabhängigen Staaten und Stätchen das Reich in Atome auflöſten und den Sinn für die Einheit und Zuſammengehörigkeit des deutſchen Volkes faſt ganz zerſtörten, konnten nicht verfehlen, dahin zu wirken, daß wie die politiſche, ſo auch die geiſtige Macht unſers Vaterlandes immer tiefer ſank und beider Einfluß auf Europa faſt ganz dahin ſtarb.

Wenn Deutſchland trotzdem vor dem Schickſal Spaniens behütet ward, wenn ſeine Wiſſenſchaft auch die ungünſtigſten Verhältniſſe zu überdauern vermochte, um dann zu einer noch nicht geſehenen Herrlichkeit zu erblühen, ſo ſind es, neben dem unverwüſtlichen Geiſt des germaniſchen Volkes, vor allem die Schulen und Univerſitäten ſeiner proteſtantiſchen Länder, denen es dieſen wunderbaren Erfolg zu verdanken hat.

Langſam erholte ſich unſer Vaterland von den ſchweren Wunden, welche ihm insbeſondere der dreißigjährige Krieg geſchlagen hatte. Spät erſt trat es in die Reihe der Völker, welche einen herrſchenden Einfluß auf die moderne Cultur-Entwickelung zu üben beſtimmt ſind, dann aber auch mit einer Intenſivität, mit einer Ausdehnung über alle Gebiete des Denkens, Wiſſens und Schaffens, wie ſie bisher noch von keinem ausgegangen iſt. In Deutſchland iſt in dem Zeitraum dieſer ſeiner literariſchen Entwickelung die ganze Weltanſchauung im Gegenſatz zu allen, welche früher herrſchten, umgeſtaltet, und eine Grundlage gewonnen, welche nicht nur der Kunſt und den Wiſſenſchaften, ſondern dem ganzen Leben der europäiſchen Völker eine neue Richtung gegeben hat. Und nicht bloß die Anfänge, nein ſelbſt der bedeutendſte und glänzendſte Theil dieſer Entwickelung fällt nicht — wie bei andern Völkern: Griechen, Spaniern, Engländern, Franzoſen — in die Zeit politiſchen Aufſchwungs, Sieges, Macht und Ruhm — nein keine ihrer geringſten Epochen fällt ſogar in die Zeit der tiefſten politiſchen Erniedrigung und Machtloſigkeit. Weit entfernt ein Kind politiſcher Macht und Größe zu ſein, hat ſie vielmehr die Nazion erſt wach gerufen, ihr das Gefühl ihrer Einheit wiedergewonnen, ihr neues Selbſtbewußtſein eingehaucht, ihre Kraft gehoben, ihren Muth geſtählt, ſie vorbereitet, erzogen, gebildet und ihr die Fähigkeit und die Stärke gegeben, ſich aus dem tiefen politiſchen Verfall, in welchem ſie ſie vorgefunden hatte, zur Einheit und zu einer Macht zu erheben, die, obgleich ſie ihr Ziel noch nicht erreicht hat, doch die Bürgſchaft

einer auch in dieser Beziehung ehrenvollsten Zukunft in sich trägt. So bietet Deutschland das noch nie gesehene wunderbare Schauspiel eines geistigen Aufschwungs, der im Gefolge tiefster Demüthigung eintrat, nicht durch Sieg und Ruhm hervorgerufen ward, sondern vielmehr umgekehrt diese erst in seinem Gefolge hatte, sie vorbereitet und wesentlich durch seine Kraft herbeigeführt hat.

Dieser Aufschwung beginnt etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und reicht — wenn gleich in seiner Lebhaftigkeit und Richtung wechselnd — ununterbrochen bis in unsre Tage hinein. Die Unpartheilichkeit gegen alles Fremde, einer der schönsten Züge des deutschen Charakters, trug in dieser Entwickelung ihre herrlichsten Früchte. Alle Elemente der Bildung, wie sie die ältesten und jüngsten Zeiten, die verschiedensten Völker hervorgebracht haben und hervorbringen, vereinigen sich harmonisch mit den Schöpfungen deutscher Arbeit und gestalten sich zu einer Universalität, die in den Eigenthümlichkeiten des deutschen Geistes und der daraus hervorgebrochenen neuen Weltanschauung ihre Einheit findet. So erweitert sich deutsche Cultur zu einer universellen, in welcher jedes der Culturvölker einen Theil und nicht den schlechtesten seiner selbst findet, nichts ihm absolut Fremdes erkennt und darum leicht und gern, wie in einer erweiterten Heimath, sich niederläßt.

Johann Gotthold Ephraim Lessing (geboren 1729 in Camenz, gestorben 1781 in Wolfenbüttel) und Joseph Joachim Winckelmann (geboren 1717 in Stendal, ermordet 1768) sind es, in denen die beiden Hauptseiten der deutschen wissenschaftlichen Bestrebungen, welche fortan herrschend wurden: ehrfurchtsvolle aber ernste Bekämpfung unberechtigter Autorität und tiefe Versenkung, ja vollständiges Aufgehen in den Gegenstand der Forschung, zuerst mit entschiedener Bestimmtheit und siegreichem Erfolg sich zur Geltung brachten. An sie schlossen sich fast unmittelbar Herder (1744—1803) und Göthe und die übrigen großen Heroen des vorigen Jahrhunderts, welche im Verein mit jenen zuerst

eine Sprache ſchufen, die des Ideenreichthums und überhaupt des großen geiſtigen Inhalts würdig iſt, mit welchem ſie und ihre Nachfolger auf allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft ſie erfüllt haben.

Vertheilt ſich dieſer Ideenreichthum gleich auf eine nicht geringe Anzahl von Männern, ſo iſt es doch Herder, welcher durch Fülle, Tiefe und Umfang derſelben, ſowie durch nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der eigenthümlichen Weltanſchauung, die das Charakteriſtikum deutſcher Wiſſenſchaft ward, vor allen hervorragt. Er und Leſſing ſind es, welche auf Inhalt und Form der deutſchen Wiſſenſchaft — abgeſehen von den Naturwiſſenſchaften — mehr als irgend ein anderer beſtimmend gewirkt haben. Wenn Herder mehr durch Großartigkeit und Fülle der Ideen glänzt, aber der Fähigkeit ermangelt, ſie durch Dialektik und Concentration auf einen Gegenſtand zur wiſſenſchaftlichen Geltung zu bringen, zu verkörpern und ſo ihre Berechtigung nachzuweiſen, ſo ſteht ihm Leſſing zwar an Ideenreichthum nach, übertrifft ihn aber weit in der dialektiſchen oder überhaupt wiſſenſchaftlichen Behandlung aller Gegenſtände, an die er ſeine Hand legt. Hat Herder uns auf lange Zeit mit Ideen verſehen, ſo lehrte Leſſing, wie der Stoff zu behandeln ſei, wie Ideen befähigt werden ihn zu durchſtrömen, wie Inhalt und Form ſich zu einer wiſſenſchaftlichen, nicht bloß überzeugenden, oder gar nur überredenden, ſondern zwingend beweiſenden Einheit geſtalten. Iſt Herder der große Stratege, aus deſſen Haupt vorzugsweiſe die Pläne hervorgingen, welche die wiſſenſchaftliche Anſchauung umzugeſtalten beſtimmt waren, ſo iſt Leſſing der Taktiker, welcher vor allen die Kampfweiſe ſchuf, durch die ſie befähigt wurden, das Feld zu erobern und zu behaupten.

Einer der fruchtbarſten Gedanken Herders, deſſen Ausführung in die Blüthe ſeines Lebens fällt (1773—79), iſt die Sammlung von Volksliedern. Er war zwar nicht der erſte, welcher ſeine Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite hin gerichtet hatte, auch

nicht der erste, welcher von dem ästhetischen Werth derselben berührt ward[1]), allein er war der erste, welcher eindringend ihr Wesen, ihren Werth und ihre vielseitige Bedeutung in den feurigen Worten glühender Begeisterung, wie sie fast nur ihm zu Gebote standen, zur Anschauung zu bringen und zu allgemeiner Ueberzeugung zu erheben suchte. Damit war ein Ferment in die Wissenschaft eingeführt, von welchem die classische Cultur so gut wie gar keine Notiz genommen hatte und, da die neuere Cultur sich wesentlich in den Bahnen bewegte, welche jene eingeschlagen hatte, so war das wenige, was in dieser Richtung bis dahin geschehen war, auch für sie bis auf Herder ohne allen Einfluß geblieben. Diesen Einfluß erkämpfte und errang ihm Herder, vielleicht ohne auch nur entfernt zu ahnen, daß er damit eines der Hauptmomente in das Leben und in die Wissenschaft trug, durch dessen weitere Entfaltung sich die neue geistige Entwickelung von der überlieferten auf das wesentlichste unterscheiden sollte.

Drei Richtungen insbesondere sind es, in denen der Einfluß der mit dieser Sammlung beginnenden Bestrebungen: eine tiefere Einsicht in das eigentliche Leben und die Schöpfungen der Völker zu gewinnen, zunächst für Deutschland und von da aus für die europäische Cultur von höchster Bedeutung wurde.

Vornweg trugen sie nicht wenig zur Läuterung des deutschen Geschmacks bei. Der Einfluß der Volksdichtungen und ihrer Weisen zeigt sich schon in den ältesten und schönsten Ergüssen der göthischen Lyrik, und als der Meister selbst in späteren Jahren und mit ihm Schiller durch ihr nur zu verlockendes Beispiel die deutsche Poesie wieder in die Bahnen der Kunstpoesie zu leiten drohten, waren die bis dahin in reichen Sammlungen hervorgetretenen Volkslieder und die in der Scheidung des volksthümlichen und des rein individuellen in den größten Dichtern erstarkte ästhetische Kritik mächtig genug, um vermittelst der Romantiker

[1]) vgl. bei ihm selbst, Werke, schöne Literatur 1828. VII. 68.

wenigſtens einen hemmenden Proteſt hervorzurufen und die Bahn frei zu erhalten, welche durch Wilhelm Müller, Heine, Pfau und andre zu lyriſchen Schöpfungen geführt hat, in denen Volksgeiſt und individueller Geiſt ſo innig verſchmolzen ſind, daß ſie neben den älteren göthiſchen das größte bilden, was, ſo weit uns bekannt, nach der hebräiſchen Lyrik, auf dieſem Gebiete vom Menſchengeiſte geſchaffen iſt.

Ferner weckte und erhöhte die Erkenntniß des hohen Werths des deutſchen Volksliedes auch die Theilnahme für die übrigen Schöpfungen und Geſtaltungen des deutſchen Volksgeiſtes; Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche fingen an mit gleichem Eifer erforſcht, geſammelt und betrachtet zu werden. Man erkannte und verfolgte den Einfluß des Volksgeiſtes auf die übrigen Gebiete menſchlicher Entwickelung: Recht, Staat, Religion, alle Formen des Lebens. Daraus ging — gefördert durch manche andre Momente — nicht bloß eine deutſche Alterthumswiſſenſchaft hervor, nicht bloß eine ganz neue Auffaſſung der Culturgeſchichte, ſondern vor allem eine Verehrung und Liebe zu unſerm Volke, wie ſie Deutſchland lange abhanden gekommen war. Die Erkenntniß, daß der Einzelne vor allem in ſeinem Volke wurzeln, ſich mit ihm und ſeinem Geiſte eins wiſſen und erſt auf dieſem Boden zur Selbſtſtändigkeit heranreifen müſſe, erblühte zu vollem Bewußtſein, zu Geſtalt und treibendem Leben. Man ſah, was in dieſer Beziehung gefehlt war, welch ſchmähliche Folgen der Mangel an Vaterlandsliebe nach ſich gezogen hatte. Das Gefühl der Pflichten gegen die Nazion erſtarkte in der Liebe zu ihr. Das ganze Volk wurde von dem Gedanken erfüllt, alle ſeine Kräfte daran zu ſetzen, die faſt verlorene Selbſtſtändigkeit wieder zu erringen, ſeine Nazionalität durch Wiederherſtellung ſeiner Einheit ſicher zu ſtellen. Deutſchlands Freiheitskämpfe und Einheitsbeſtrebungen wurden das Vorbild der Nazionen, die in ähnlichen Gefahren ſchweben, und das Nationalitätsprincip erhob ſich zu einem der erſten Glaubensſätze der europäiſchen Politik.

Das für die Wiſſenſchaft bedeutendſte Reſultat jedoch aller dieſer auf die Schöpfungen des Volksgeiſtes gerichteten Forſchungen, welche nach und nach ſich über alle Völker und Zeiten auszudehnen ſuchten, war ein tieferes Verſtändniß der Entwickelung der menſchlichen Culturelemente, eine neue Weltanſchauung, welche weſentlich auf der genaueren Erkenntniß des Verhältniſſes und der Rechte beruht, in welchem und nach welchen der Geiſt der Einzelnen und der Geſammtgeiſt eines naturgemäß zuſammengehörigen Menſchencomplexes bei der Entfaltung der Geſtaltungen deſſelben ſich betheiligen und zu betheiligen berechtigt ſind. Während man früher faſt alle Entwickelung dem Einfluß von Individuen zuſchrieb, fing man an die ganze Fülle, Tiefe, Höhe, Kraft und Gewalt des Geſammtgeiſtes zu begreifen, welcher in dieſen Schöpfungen gewirkt hat und, wenn auch nicht in jedem Augenblicke ſichtbar, fort und fort wirkſam iſt. Man fühlte, daß eine naturgemäße Entwickelung aller geiſtigen Triebe auf dem Zuſammenwirken aller in einem naturgemäß zuſammengehörigen Menſchencomplexe, einem Volke, lebendigen geiſtigen Kräfte und Anlagen beruhe, und daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit, das heißt Verſchiedenheit an Weſen und Größe (Qualität und Quantität) der menſchlichen Anlagen — der ſchaffenden, erkennenden und beurtheilenden — in dieſem Zuſammenwirken die Möglichkeit gegeben war, das Höchſte zu erringen, was einem Volksgeiſte erreichbar iſt. Dieſes Gefühl konnte nicht umhin, vor den Geſtaltungen, welche dieſes Zuſammenwirken geſchaffen und feſtgeſtellt hatte, Ehrfurcht zu erzeugen und, im Gegenſatz zu den Beſtrebungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche, im Namen der nicht ſelten nichts weniger als geſunden Vernunft, mehrfach eine unbefugte Kritik an ihnen geübt hatte, den rein negirenden Kräften einen Zügel anzulegen. Mag man gleich im Einzelnen hier nach beiden Seiten hin gefehlt haben, ſo ſtellte ſich doch im Ganzen die Ueberzeugung feſt, daß die Ehrfurcht vor den concreten Geſtaltungen des Menſchengeiſtes und die

kritiſche Umgeſtaltung derſelben zwei Faktoren der menſchlichen Entwickelung ſind, welche, im Allgemeinen gleich berechtigt, erſt in den Kämpfen um die beſonderen Elemente derſelben ihre beſtimmten Gränzen erhalten. Was ſich in dieſer Beziehung zu einer mehr oder minder klaren Ueberzeugung entwickelt hatte, ſuchte eine tiefe Philoſophie zu wiſſenſchaftlichem Bewußtſein zu erheben.

Vier theils gleichzeitig, theils unmittelbar hintereinander wirkende Philoſophen, wie ſie in einem ſo kurzen Zeitraum noch nie hervorgetreten waren: Kant, Fichte, Schelling und Hegel waren es, in deren Arbeiten die Verhältniſſe und die Rechte des individuellen und des in ſeinen Schöpfungen objectiv gewordenen gemeinſamen Geiſtes gegen einander abgewogen und — in den Werken des letzten, des tiefſten Denkers, welchen die Geſchichte bis jetzt zu nennen vermag — feſtgeſtellt wurden.

Die ſeitdem herrſchende Weltanſchauung ruht auf dem Gedanken, daß dieſe Schöpfungen: Staat, Recht, Religion, Sprache, Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. und ihre Entwickelungen nach Geſetzen hervortreten, die in der Natur der Menſchheit begründet ſind und ſich nach dem Maaße der Differenziirung derſelben in den naturgemäß zuſammengehörigen Menſchencompleren und Individuen zur Geltung bringen. Damit war die mäkelnde einzig negirende Kritik, welche in ihnen nur Ausflüſſe der Noth erkennen zu dürfen glaubte, und ſomit etwas Nothdürftiges, weit hinter den Idealen zurückſtehendes, welche ſie zu ahnen, oder in ihrem Schoß zu tragen ſich einbildete, oder vorgab, aus der Wiſſenſchaft hinausgewieſen; keineswegs aber war das Recht des Individuums beſtritten, auf dem gemeinſamen Boden nach dem Maaße ſeiner geiſtigen Kräfte an der gemeinſamen Arbeit ſich zu betheiligen und das was in ſeinen beſonderen Ueberzeugungen berechtigtes liege, zur Geltung zu bringen; im Gegentheil erhob ſich das Recht zu einer dem Complex, dem es angehörte, ſchuldigen heiligen Verpflichtung.

Wenn diese neue Weltanschauung, die wir der genialen Intuition Schelling's und dem universellen dialektischen Geiste Hegel's vorzugsweise verdanken, vom höchsten Einfluß auf Inhalt und Richtung der deutschen Wissenschaft überhaupt war, so übte Hegel's philosophische Thätigkeit einen fast nicht minder bedeutenden auf die vollständige Umgestaltung des Charakters der einzelnen Disciplinen.

In der Zeit, welche der Thätigkeit der großen Philosophen vorherging und sie theilweise noch begleitete, hatte sich für die Behandlung der Gegenstände des Wissens und Denkens eine empirische und philosophische, oder gewissermaßen praktische und theoretische Scheidung geltend gemacht. Mit wenigen Ausnahmen verfuhr man so, daß man die Gestaltungen und Geschichte der menschlichen Entwickelungen, wie Recht, Staat, Sprache u. s. w., rein empirisch darstellte; man lehrte, was an bestimmten Orten Rechtens sei, welche die Organe eines bestimmten Staates, welche ihre Funktionen, die Gesetze und den Gebrauch bestimmter Sprachen u. s. w., wesentlich um den Lernenden in den Stand zu setzen, von dem Erlernten einen praktischen Gebrauch zu machen. Die Gründe dieser Entwickelungen, das Wesen, den Zusammenhang derselben zu erforschen, die Art und Weise ihrer weiteren Entfaltung aufzuzeigen, überließ man der Philosophie. Dieses Verhältniß der einzelnen Disciplinen zur Philosophie stellt der große Philosoph, welche an der Spitze dieser Tetras steht, in der naivsten Form noch als ein vollständig berechtigtes dar. In seiner Schrift 'Der Streit der Fakultäten' (1798) hat nur die philosophische Fakultät eine wissenschaftliche Bedeutung; die übrigen stützen ihre Lehren auf Normen, die, wie er im vollen Ernst meinte, von der Willkür ausgehen: der Theolog soll nach ihm seine Lehren nur aus der Bibel, der Jurist nur aus dem Landrecht, der Mediciner (so heißt es wörtlich) nur aus der Medicinalordnung schöpfen.

Die Wissenschaft der Philosophen machte es sich aber, mit

wenigen Ausnahmen, in Bezug auf dieſe Entwickelungen ſehr bequem. Ohne ſich um die thatſächlichen Geſtaltungen zu bekümmern, ſog ſie ihre Weisheit faſt nur, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Daumen. Sie nahm ihre Stellung über, unter, neben und außerhalb der Dinge, über welche ſie philoſophirte, nur nicht da, von wo aus allein eine wahre Erkenntniß ihres Weſens, Begriffs und ihres Entwickelungsganges zu erforſchen war, in ihnen ſelbſt, in ihrem Mittelpunkt und in ihrer Geſchichte. So trat die ganz eigenthümliche Theilung der Arbeit ein, daß die einen die Dinge kannten, ohne von ihren Gründen zu wiſſen, die andren die Gründe kannten, oder zu kennen meinten, ohne von den Dingen zu wiſſen; jene wußten, wie die Dinge ſind, aber weder warum ſie ſo ſind, noch wie ſie ſich weiter zu entfalten haben, dieſe dagegen wußten zwar, wie ſie ſein müßten, nicht aber wie ſie in Wirklichkeit ſind.

Dieſer unnatürliche Zuſtand konnte ſich dem wiſſenſchaftlichen Geiſt gegenüber, welcher ſich auf allen Gebieten der Forſchung geltend machte, natürlich nicht behaupten. Der geſchichtliche Sinn, welcher immer mächtiger hervortrat, erkannte nicht ſelten den Zuſammenhang und die Gründe der Dinge einfach vermittelſt der richtigen Faſſung und Anordnung der Thatſachen; die philoſophiſche Richtung, das heißt das Beſtreben, die Gründe der Dinge zu kennen, theilte ſich nach und nach allen Disciplinen mit und nöthigte jeden, der ſich mit ihnen beſchäftigte, ſein Augenmerk auch auf ihre Begründung zu richten. Als dann mit Verbreitung der Hegelſchen Weltanſchauung die Ueberzeugung immer allgemeiner ward, daß das Vernunftgemäße ſich in den concreten Geſtaltungen verwirkliche, daß die thatſächliche Entwickelung derſelben nicht eine willkürliche, ſondern eine nothwendige, naturgemäße ſei, daß ihr Weſen, ihr Begriff, die Geſetze ihrer Entfaltung nur aus ihnen ſelbſt, der genauſten Kenntniß ihrer Zuſtände in den verſchiedenen Phaſen ihrer Geſchichte, und dem Geiſte des Menſchencompleres, in dem ſie ſich entfalten,

begriffen werden können, als man vollends ſah, daß Hegel ſelbſt und ſeine bedeutenderen Schüler ſich Mühe gaben, dieſe Kenntniſſe ſich anzueignen, daß das, was Hegel wunderbares geleiſtet hat, nicht zum wenigſten auf ſeiner genialen Benutzung dieſer Kenntniſſe beruhte, was er verfehlt, auf deren Ungenügendheit, — da gelangte man natürlich zu der Einſicht, daß das, was ſich nur durch die genaueſte Kenntniß der Dinge ſelbſt erreichen laſſe, wohl am beſten von denen zu erreichen ſein werde, die ſich mit dieſen ſelbſt am eindringendſten beſchäftigen. In Folge davon verſchwand der alte Gegenſatz von Empirie und Philoſophie; die empiriſche und philoſophiſche Richtung verbanden ſich, verſchmolzen zu einer höheren Einheit, zur wahrhaften Wiſſenſchaft Die empiriſche Darſtellung der Dinge trat nur noch bei Verfolgung praktiſcher Zwecke hervor, die Erkenntniß derſelben ſuchte man auf hiſtoriſch-philoſophiſchem, genauer auf begrifflich-hiſtoriſchem, das heißt, wiſſenſchaftlichem Wege; die abſtract philoſophiſche Betrachtung der Dinge verlor ſich immer mehr und machte der wiſſenſchaftlichen Platz; unter den erſten die der Sprache. Die allgemeinen und philoſophiſchen Grammatiken, welche im vorigen Jahrhundert wie die Pilze aufgeſchoſſen waren, verſchwanden ſchon im Anfang des unſrigen vor der Entwickelung einer Sprachwiſſenſchaft. Die Naturphiloſophie iſt längſt von den Naturwiſſenſchaften verdrängt und nur noch Nachzügler ſprechen von einer Rechtsphiloſophie, von einer Philoſophie der Geſchichte und ähnlichen Philoſophien, während die wiſſenſchaftliche Behandlung der entſprechenden Diſciplinen theils ſchon in voller Blüthe ſteht, theils in friſchem Aufblühen begriffen iſt. So iſt die Philoſophie, welche ſich vor kaum einem Jahrhundert als die einzige Wiſſenſchaft betrachten zu dürfen glaubte, eines der Gebiete nach dem andern beraubt, welche ſie als ihr unentreißbares Beſitzthum anſah. Sie ſind in die Hände derer übergegangen, welche ſich durch die genaueſte Kenntniß derſelben als ihre legitimen Herrſcher beurkundet haben. Die Pſychologie, welche ſie ſelbſt heute noch

nicht aufzugeben geneigt iſt, gibt ſich immer mehr als ein untrennbarer Theil der Anthropologie, alſo weiter der Zoologie zu erkennen; die ihr untergeordnete Logik, dieſe Wiege der Philoſophie, wird ihr bald nachfolgen; ſelbſt die Aufgabe, welche ſie noch mit einigem Recht in Anſpruch zu nehmen ſcheint: die Erkenntniß des Zuſammenhangs aller geiſtigen Entwickelungen wird ſich bald als die einer Univerſalgeſchichte im höchſten Sinne des Wortes herausſtellen, ſo daß ihr vielleicht nichts weiter übrig bleiben wird, als die ſpeculative Metaphyſik, dieſe Mythologie der Wiſſenſchaft.

So hat Hegel grade dadurch, daß er die Philoſophie zur höchſten Vollendung, deren ſie fähig war, emporhob, ohne es zu wollen, aber ganz in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der menſchlichen Entwickelung, ihre Auflöſung herbeigeführt. Indem er ihr Räthſel löſte, bereitete er ihr das Schickſal der Sphinx; aber nur ihr ſterblicher Theil verſchwindet; der unſterbliche lebt fort in allen Wiſſenſchaften und wird deren innerſte Seele bleiben, ſo lange das Streben nach Erkenntniß die höchſte Aufgabe der Menſchheit bilden wird.

Es waren aber nicht bloß derartige Umwandlungen allgemeiner Anſchauungen, welche der Umgeſtaltung der Sprachwiſſenſchaft zu Gute kamen, ſondern auch eine Fülle ſpecieller wiſſenſchaftlicher Entwickelungen, die theils ſchon vor derſelben begonnen hatten und ſie begleiteten, theils während derſelben hervortraten.

Der mächtige Aufſchwung, welchen deutſche Wiſſenſchaft ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu nehmen begann, erhielt keine geringe Förderung durch die Gründung einer neuen Univerſität (Göttingen 1737), welche, in einer für die damalige Zeit höchſt freiſinnigen Weiſe eingerichtet und faſt ausnahmslos ſehr verſtändig verwaltet, bald zu einer Blüthe gelangte, die ſie — abgeſehen von der Philoſophie — mehrere Jahrzehnte, ja faſt ein halbes Jahrhundert hindurch zum Mittelpunkte der wiſſenſchaftlichen Entwickelung erhob. Der jugendliche Drang eines

neuen Institutes vereinigte sich mit dem frisch erwachten und rasch erstarkenden geistigen Aufschwung des ganzen protestantischen Deutschlands. Alle Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit waren repräsentirt und zu einem nicht geringen Theile in hervorragender Weise. Jede Corporation entwickelt aber nach und nach einen bestimmten Corporationsgeist, welcher, sobald er sich befestigt hat, die Kraft erlangt, sich selbst von Natur heterogene Elemente, sobald sie ihm eingefügt sind, zu assimiliren und wer sich bemüht, die Geschichte der deutschen Universitäten genauer zu erforschen, wird finden, daß sich fast durch jede derselben eine specielle Richtung als ihr eigentlich charakteristisches Element zieht, eine Eigenthümlichkeit des deutschen Universitätslebens, welcher wir die reiche nach den mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Richtungen hin verzweigte Entwickelung unsres wissenschaftlichen Lebens wohl vorzugsweise zu verdanken haben.

Die Richtung, welche als die in Göttingen vorherrschend gewordene bezeichnet werden kann, ist die auf das Thatsächliche. Sie diente unmittelbar als Correktiv der sonst vorherrschenden Richtungen auf das Ideale und trug nicht wenig dazu bei, für die schon besprochene allgemeine Weltanschauung, welche uns das charakteristische Merkmal der neueren deutschen Wissenschaft zu bilden scheint, eine der Hauptunterlagen zu entwickeln.

Diese Richtung auf das Thatsächliche bethätigte sich nämlich vorzugsweise durch hervorragende Pflege der Naturwissenschaften und Geschichte und in dem bisherigen fast anderthalb Jahrhundert zählenden Bestand der Universität ist keine Zeit nachzuweisen, in welcher sie nicht auf beiden Gebieten Männer besaß, welche zu den ersten ihres Faches gezählt wurden.

Der geschichtliche Geist, auf seinem eigentlichen Gebiet erstarkt, theilte sich auch allen übrigen Wissenschaften mit, und brach der Erkenntniß Bahn, daß die Erforschung des Wesens aller menschlichen Schöpfungen vorzugsweise auf der ihrer Geschichte beruhe. Auch an diesen Entwickelungen betheiligten sich Göttinger Gelehrte

in erſter Reihe, vor allen Hugo, deſſen Verdienſte um Einſicht in das Weſen und die Geſchichte des Rechts, insbeſondre des bislang bedeutendſten Typus deſſelben, des römiſchen, neben denen Savigny's die erſte Stelle einnehmen. In ähnlicher Weiſe wirkte Carl Friedrich Eichhorn für die Erkenntniß der Entwickelung des deutſchen Rechts, andre für andre menſchliche Schöpfungen und alle Reſultate, welche hier gewonnen wurden, dienten zur Förderung der Einſicht in den Gang der menſchlichen Entwickelungen überhaupt und ſo auch, wenn gleich theilweis nur mittelbar, der Sprache.

Von gleicher Bedeutung wurden für ſie die Naturwiſſenſchaften, theils durch ihre Reſultate, theils, ja faſt vorzugsweiſe, durch ihre Methode, welche einen immer mehr ſteigenden Einfluß auf die Behandlung aller Zweige des Wiſſens errang.

Waren ſchon Blumenbachs Unterſuchungen über die menſchlichen Raſſen (de generis humani varietate nativa) und die weitere Entwickelung dieſer Forſchungen durch andre auf die Sprachwiſſenſchaft von großem Einfluß, ſo erhielten eine eben ſo große Bedeutung die phyſiologiſchen über die Sprachwerkzeuge, ja eine noch größere für ſie wie für die ganze menſchliche Entwickelung die geologiſchen und paläontologiſchen Entdeckungen; dieſe greifen bis in die neueſten Zeiten immer mächtiger in die Umgeſtaltung der überlieferten Anſchauungen ein und nicht am Wenigſten in die über Urſprung und Geſchichte der menſchlichen Sprache.

Waren es ſo ſchon innere Momente — Umgeſtaltung der Philoſophie, Erweiterung und Vertiefung der Geſchichte, Reſultate und Methode der Naturwiſſenſchaften, welche wie auf alle Disciplinen, ſo auch auf die Sprachwiſſenſchaft von bedeutender Einwirkung waren — ſo traten faſt eben ſo mächtig wirkende äußere Momente hinzu, welche in einzelnen Gebieten des Wiſſens umfaſſende Fortſchritte herbeiführten und bei dem immer ſchlagender hervortretenden Einfluß, welchen die Entwickelungen auf

einem Gebiete der Erkenntniß auf die andren ausüben, auch auf dieſe fördernd und umgeſtaltend wirkten.

Napoleon's Zug nach Aegypten rückte auf einmal das älteſtbekannte Culturland in den Vordergrund der geſchichtlichen Forſchung; die ſich immer mehr erweiternde und befeſtigende Herrſchaft der Engländer in Indien brachte die indiſche Cultur dem Kreiſe der europäiſchen Gelehrten immer näher; an die Erkundung der Trümmer alter Culturſtaaten, welche ſich über der Erde erhalten hatten, ſchloſſen ſich in immer weiteren Kreiſen Ausgrabungen der unter ihrer ſchützenden Decke bewahrten, beide begleitet von Entdeckungen, die nicht bloß Lücken der alten Geſchichte ergänzen, neue Gebiete dem Blicke eröffnen, ſondern die ſichre Geſchichte der menſchlichen Cultur in Zeiten hinaufrücken, die dem bis dahin als Glaubensartikel betrachteten Datum der Schöpfung faſt unmittelbar folgen und mit hoher Wahrſcheinlichkeit auf Jahrtauſende menſchlicher Cultur jenſeits deſſelben ſchließen laſſen — beide zugleich eine faſt unverſiegbare Quelle der wichtigſten Probleme, welche den Geiſt der Forſchung noch viele Jahre hin in regſter Spannkraft zu erhalten verſprechen.

Unter dem Einfluß dieſer und andrer Momente — unter denen die Fülle von wiſſenſchaftlichen Reiſen eine der bedeutendſten Stellen einnimmt — haben im Laufe unſres Jahrhunderts faſt alle Zweige des Wiſſens eine Umgeſtaltung erfahren, welche ſie, wenigſtens theilweis, kaum noch als Fortſetzung früherer Entwickelungen erkennen läßt.

Vor allem war es die Philologie, dieſe nächſt befreundete Schweſter der Sprachwiſſenſchaft, welche zu einer Erweiterung und Vertiefung gelangte, die für letztere zum höchſten Gewinn wurde.

Auch die Anfänge ihrer Umgeſtaltung fallen in die große Zeit der geiſtigen Erhebung Deutſchlands und mit Stolz darf Göttingen wenn auch nicht den größten, doch keinen geringen Antheil daran in Anſpruch nehmen.

Heyne, zwar kein Mann von genialer Kraft, aber von reichen Kenntniſſen im Gebiet der klaſſiſchen Sprachen, von geſundem, wenn auch nicht wiſſenſchaftlich durchbildetem, Urtheil, von entſchiedenem, wenn auch nicht tiefem, hiſtoriſchen Sinn, ſelbſt mit einem gewiſſen politiſchen Tact begabt, empfänglich für neues und bereit ihm Eingang zu gewähren und zu verſchaffen, iſt derjenige, welcher den ſeit den Zeiten des großen Joseph Scaliger immer enger und dürftiger gewordenen Kreis der Philologie wieder erweiterte, den als integrirenden Theilen derſelben aufgenommenen Elementen eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit ſchuf, allen durch Zurückgehen auf die Quellen eine feſtere Grundlage zu geben ſuchte und theils als Wiederherſteller, theils als Begründer der hiſtoriſch-philologiſchen Schule der Umgeſtaltung der Philologie zu einer Wiſſenſchaft des claſſiſchen Alterthums in höchſt anerkennenswerther Weiſe vorarbeitete. Was er anbahnte, wurde von dem genialen Fr. A. Wolf[1]), dem gründlichen und umfaſſenden Forſcher Aug. Böckh[2]) und ihren Schülern u. aa. zum Ziele geführt. Leben und Geſchichte des claſſiſchen Alterthums waren fortan nicht mehr bloße Hülfsmittel zur Interpretation der claſſiſchen Schriftſteller; ſie bilden von jetzt an vielmehr einen einheitlichen Wiſſenszweig, als deſſen Aufgabe die Erkenntniß der ganzen Cultur der claſſiſchen Zeit hervortritt. Dieſer fing an ſich zu beſonderen aber mit einander eng verbundenen Diſciplinen auszubilden, die, weit entfernt, das, was man bisher für die Hauptaufgabe der Philologen nahm, zu benachtheiligen, es vielmehr im Ganzen und Einzelnen förderten und neu belebten. Die eindringendſte Kenntniß der claſſiſchen Literatur und des Gebrauchs der claſſiſchen Sprachen wurde von Gottfried Hermann

---

[1]) Ich erlaube mir auf den ſchönen Aufſatz von M. Bernays 'Göthe's Briefe an F. A. Wolf' in den Preußiſchen Jahrbüchern 1867. 1868 zu verweiſen, insbeſondre auf die Charakteriſtik 1867 Decemb. S. 622 u. 623.

[2]) vgl. a. a. O. 658 und Anm. 31.

und seiner Schule zu einer vorher nie gekannten Höhe geführt; ein tieferes Eindringen in den Sprachbau wurde durch Philip Buttmann angebahnt; Immanuel Bekker schuf die diplomatische Kritik und durch diese und andre Männer begann schon im Anfang unseres Jahrhunderts die classische Alterthumswissenschaft, sich zu einer Disciplin abzurunden, welche die bis dahin bedeutendste Phase der menschlichen Cultur in einer solchen Vollständigkeit theils schon vorführte, theils vorzuführen die sichre Hoffnung gab, daß sie nicht umhin konnte, ähnliche Bestrebungen für die Erkenntniß andrer Culturkreise hervorzurufen und ihnen zum Muster zu dienen.

Es war zunächst die hebräische Philologie, welche um ihr Centrum: die Erklärung der Bibel, gravitirend, etwa um dieselbe Zeit und ebenfalls und zwar in noch höherem Grade, als die classische, von Göttingen aus sich in ähnlicher Weise zu erweitern und zu vertiefen begann. Die Vorurtheilslosigkeit, mit welcher insbesondre die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts die Bibel zu betrachten angefangen hatte, begann hier und zwar ohne die Achtung aus den Augen zu setzen, welche alte und heilige Ueberlieferungen verdienen, aber auch ohne den Rechten der Wissenschaft etwas zu vergeben, mit deutschem Ernst neue wissenschaftliche Bahnen zu brechen, welche auch die Sprachwissenschaft auf richtigere Wege zu leiten bestimmt waren.

An beide fängt im ersten Jahrzehent unsres Jahrhunderts an sich auch eine deutsche Philologie zu schließen. Ihre Gestaltung war von einem Feuereifer begleitet, der bekanntlich nicht bloß aus wissenschaftlichem Triebe sprühte, sondern nicht zum wenigsten von patriotischen Gefühlen geschürt wurde. Der Blick der besten Männer wendete sich von dem traurigen Bild, welches der tiefe politische Verfall des Vaterlandes darbot, zur Betrachtung der früheren Größe und Herrlichkeit unsres Volkes zurück, suchte Trost und Hoffnung in der Erforschung des geistigen Lebens desselben, der gewaltigen Kraft, die es entfaltet hatte, erkannte,

daß die Quellen derſelben noch nicht verſiegt ſeien, ſtrebte mit aller Macht, ſie wieder lebendig zu machen, durch das vorgehaltene Bild der alten Thatkraft zu neuen Thaten aufzurufen. Hier war es, wo ſich die Richtung auf die Erkenntniß eines Volkslebens, ſeiner Elemente und ſeiner Entwickelung, welche von Herder angebahnt war, zuerſt und in fruchtbarſter Weiſe verwirklichen ſollte. Es iſt nur eine Pflicht der Pietät, hier die wegen ihrer Fehler nur zu ſehr verkannten Romantiker ins Gedächtniß zurückzurufen. Bei dieſen wie bei andern künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nahmen ſie eine der erſten Stellen ein. Ihnen insbeſondre verdanken wir wenn auch nicht die bedeutendſten Thaten, doch höchſt bedeutende Antriebe und Anregungen zur Wiedererweckung unſeres nationalen Lebens und zur Ausprägung der beſonderen Eigenthümlichkeiten unſeres wiſſenſchaftlichen. Aus ihren Reihen ſind die beiden Schlegel, Tieck, Arnim u. aa. hervorgegangen, deren Mängel und Fehler von ihren Vorzügen und Verdienſten weit überſtrahlt werden; und nicht wenige, die zu den glänzendſten Sternen deutſcher Wiſſenſchaft gehören: Schelling, die beiden Grimm, Savigny ſtanden im engſten Zuſammenhang mit ihnen.

Das Bild dreier in einem hohen Grad vollendeter oder ihrer Vollendung zuſtrebender Philologien wirkte mächtig auf die Stoffe, welche einer ähnlichen Entwickelung fähig waren.

Die Sprachenkunde, welche ſich bis dahin in einer ſo beſchränkten Weiſe mit den Sprachen beſchäftigt hatte, daß ſie kaum eine andre Stellung einnahm, als die einer Dienerin der Ethnologie, kein anderes Ziel im Auge zu haben ſchien, als dem Nachweis der Verwandtſchaft oder Nichtverwandtſchaft unter den Völkern der Erde zu dienen, wurde, mit Macht in den Kreis der philologiſchen Beſtrebungen geriſſen, zunächſt zu einem tieferen Eindringen in die Sprachen, welche ſie vorführte, beſtimmt und ſo aus einer Unterlage der Sprachwiſſenſchaft zu einem integrirenden Theil derſelben erhoben. Zwar büßte ſie dadurch ihre —

doch immer nur ſcheinbare — Selbſtſtändigkeit ein, begann aber in der Vertheilung unter ſie und in der Annahme des ſprachwiſſenſchaftlichen Charakters ein für die Wiſſenſchaft weit fruchtbareres Leben zu entfalten. Allein, wo irgend der Stoff dazu eine Handhabe bot, blieb ſie bei dieſer auf die Sprache beſchränkten Philologie nicht ſtehen. In der durch die weiter entwickelten Philologien lebendig gewordenen und über alle verwandte Kreiſe ſich ausdehnenden Ueberzeugung, daß die Sprache zwar eines der bedeutendſten Elemente für das Verſtändniß einer Volksentwickelung ſei, aber ohne die Kenntniß der übrigen Elemente derſelben weder dieſe vollſtändig zu verſtehen vermöge, noch ſelbſt durchweg verſtändlich werden könne, ſchickte auch ſie ſich an, mit ihren ſprachlichen Arbeiten philologiſche zu verknüpfen und ſich aus der engeren Sprachenkunde zu einer lebendigen Philologie aller Völker und Zeiten umzugeſtalten, deren Sprachen ſie ihre Forſchung zugewandt hatte. Natürlich iſt die Intenſivität und der Umfang dieſer philologiſchen Thätigkeit in Bezug auf die einzelnen Völker von dem Material bedingt, welches ihr zu Gebote ſteht. Eine indiſche Philologie konnte ſich, geſtützt auf eine reiche heimiſche Literatur und eine Fülle von andern Quellen, natürlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer achtungswerthen Höhe emporarbeiten, während bei einem Volke, von welchem außer der Sprache kaum mehr als einige Lieder oder ſonſtige Sprachproben bekannt ſind, die Philologie wenig über die tiefere Ergründung der Sprache — das rein ſprachwiſſenſchaftliche Element — hinausſchreiten kann, und da, wo ſelbſt von der Sprache nur ſpärliche Kenntniß gewonnen iſt, die alte Aufgabe der Sprachenkunde das einzige iſt, was vielleicht erfüllt zu werden vermag. Doch ſelbſt in den beiden letzteren Fällen iſt die Ueberzeugung, daß Sprachkunde und Sprachwiſſenſchaft zur Erreichung ihrer Ziele vorzugsweiſe durch eine entſprechende Philologie befähigt werden, ein mächtiger Antrieb zur Erforſchung alles deſſen, was eine Anbahnung und Geſtaltung von dieſer ermöglicht.

So waren es neue tiefſinnige Ideen, gewaltige Fortſchritte und Umgeſtaltungen von Diſciplinen, die der Sprachwiſſenſchaft mehr oder weniger nahe ſtehen, welche der Geſchichte derſelben ſeit dem erſten Jahrzehent unſres Jahrhunderts theils vorhergingen, theils ſie begleiteten. Es iſt keinen Augenblick zu bezweifeln, daß dieſe Momente auf die Umgeſtaltung und Neubelebung der Sprachwiſſenſchaft von großem Einfluß waren, aber nur fördernd und in dem richtigen Wege beſtärkend, keineswegs ihn weiſend oder ſeine Richtung weſentlich beſtimmend. Dieſe Weiſung erhielt ſie, wie ſich ergeben wird, von ganz andrer Seite.

Sie ſelbſt war, wie wir in der vorigen Abtheilung erfahren haben, eigentlich keineswegs eine neu auftretende junge Diſciplin. Die Anfänge derſelben reichen in das höchſte uns bekannte Alterthum und es giebt faſt keine Epoche der uns bekannten Geſchichte, welche nicht dazu beigetragen hätte, das, was für ſie geleiſtet war, zu erhalten oder weiter zu fördern. Das letzte Jahrhundert vollends, ſpeciell die der neuen Wendung zunächſt vorhergegangenen Decennien, hatten eine außerordentliche Theilnahme für alles entwickelt, was in ihr Bereich gehört und zur Förderung derſelben beizutragen vermag: Specialgrammatik, allgemeine Grammatik, Sprach-Philoſophie, Phyſiologie der Laute, Forſchungen über Urſprung und Entwickelung der Sprachen waren zu einer Lieblings-, faſt zu einer Mode-Beſchäftigung geworden, und eine umfaſſende Erweiterung und Begünſtigung der Sprachenkunde ſchien den ſicherſten Weg zur Vollendung dieſer Wiſſenſchaft gebahnt zu haben. Und dennoch war die Wendung, welche nun eintrat, eine ſo gewaltige, daß von allem, was früher geſchehen war, faſt kein Stein übrig blieb, daß der ganze Werth der vorhergegangenen Arbeit — ſelbſt des darin richtigen, denn dieſes erhielt ganz andere Unterlagen — zu einem rein hiſtoriſchen herabſank, daß die Sprachwiſſenſchaft erſt jetzt eine Wiſſenſchaft zu werden begann und von dieſem Geſichtspunkt aus mit Recht als eine der jüngſten betrachtet werden darf.

II.

Beachtung des Sanſkrit durch Europäer bis zu der Einführung deſſelben in die deutſche Wiſſenſchaft.

Wir haben ſchon in der vorigen Abtheilung (S. 222) Gelegenheit gehabt zu bemerken, welchen Eindruck die, wahrſcheinlich doch nur ſehr oberflächliche, Kenntniß des Sanſkrit auf einen der erſten Europäer, dem ſie entgegentrat, Philippo Sassetti, machte, und wie ihm ſpeciell die Uebereinſtimmung der Zahl- und andrer Wörter deſſelben mit dem Italiäniſchen auffiel. Erinnern wir uns, daß trotz der lang dauernden Herrſchaft der Griechen neben und in Indien, trotz ihrer Herrſchaft in und Beziehungen zu den Ländern des perſiſchen Reiches zu einer Zeit, wo die Verwandtſchaft des Indiſchen und Perſiſchen mit ihrer eignen Sprache noch viel leichter, als um faſt zwei Jahrtauſende ſpäter ins Auge fallen mußte, auch nicht eine Ahnung derſelben im ganzen Bereich der claſſiſchen Literatur nachzuweiſen iſt, ſo muß man erkennen, daß in den wenigen Bemerkungen Sassetti's ſich ein wiſſenſchaftlicher Geiſt des neuen Europa's kund giebt, der ſehr weſentlich von dem des claſſiſchen Alterthums verſchieden iſt. Man würde ſich vielleicht berechtigt fühlen, jenen Mangel dadurch zu erklären, daß nur ungebildete oder wenigſtens für Wiſſenſchaft gleichgültige Griechen in jene Länder gekommen wären, wenn nicht ſelbſt die Aehnlichkeit des Latein, im Verhältniß zu ihrer Bedeutung, nur ſpärlich hervorgehoben und für Erweiterung und Vertiefung ihrer Sprachwiſſenſchaft ſo gut wie gar nicht benutzt wäre. So rächte ſich an ihnen der Uebermuth, mit welchem ſie auf alles Nicht-Helleniſche herabſahen, und hinderte ſie, zu den vielen Kränzen, die ihr Haupt ſchmücken, auch den Ruhm zu fügen, eine wahre Sprachwiſſenſchaft zu gründen, ja vielleicht zu vollenden, wozu die günſtigſten Umſtände und ihre große geiſtigen Anlagen ſie mehr als irgend ein andres Volk befähigt hatten.

Doch überheben wir uns nicht zu ſehr! Es dauerte noch faſt zwei Jahrhunderte, ehe Sassetti Nachfolger fand, und mehrere

Jahrzehente länger, ehe die Erkenntniß der Verwandtſchaft des Sanſkrit mit europäiſchen und anderen aſiatiſchen Sprachen für die Wiſſenſchaft fruchtbar gemacht ward.

Zwar erkannten die bedeutenderen unter den Männern, welche nach Indien gingen, um dem Chriſtenthum auch hier Eingang zu verſchaffen, ſehr bald, daß ſie hier eine Religion und eine Cultur zu bekämpfen hatten, welche auf einer reich entwickelten, zu einem großen Theil noch exiſtirenden, eifrig ſtudirten und ſehr einflußreichen, größtentheils in einer heiligen Sprache abgefaßten Literatur beruhe, und daß ſie ihre Aufgabe zu erfüllen nicht im Stande ſeien, ohne ſich eine Kenntniß derſelben und vor allem der Sprache, in welcher ſie vorlag, anzueignen; allein dieſes Ziel zu erreichen war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Es iſt bekanntlich nur die Kaſte der Brahmanen, welche als Träger, Pfleger und Erhalter der altindiſchen Literatur wirkt; nur unter ihnen, und auch hier nicht in großem Umfang, iſt die Kenntniß derſelben verbreitet; im Dekhan, wo die europäiſchen Miſſionäre in den beiden erſten Jahrhunderten vorzugsweiſe, ja faſt allein thätig waren, noch bei weitem weniger als in Hindoſtan und Bengalen. Die Verachtung, mit welcher die Inder, insbeſondre die Brahmanen, ihre erbliche Prieſter, auf Fremde, Mletschtschha's herabſehen, die ſie als unrein betrachten, erlaubte kaum eine nähere Berührung, um wie viel weniger eine Mittheilung ihrer heiligen Schriften, einen Unterricht in der heiligen Sprache.

Doch wurden dieſe Schwierigkeiten — insbeſondre vermittelſt Proſelyten — von einzelnen überwunden. Schon um 1620 hatte ſich ein Miſſionär, Robertus de Nobilibus, eine ſehr umfaſſende Kenntniß des Sanſkrit erworben, ſo daß eine zu Miſſionszwecken verfaßte Fälſchung der Veden, welche, obgleich nicht im Entfernteſten den ächten verwandt, doch eine gute Kenntniß und Fertigkeit im Sanſkrit bezeugt, auf ihn zurückgeführt

wird[1]). Im Jahre 1664 erlernte, wie ſchon früher erwähnt, ein deutſcher Miſſionär, Heinrich Roth, Sanſkrit, um mit den Brahmanen disputiren zu können[2]). Der zweite Deutſche, welcher, ſo weit bekannt iſt, ſich mit dem Sanſkrit beſchäftigte, war der Jeſuit Hanxleden, welcher 1699 nach Indien ging und dort über dreißig Jahre (er ſtarb 1732) in der malabariſchen Miſſion arbeitete. Er war der erſte Europäer, welcher eine Sanſkrit-Grammatik ſchrieb; eben ſo faßte er zuerſt ein Malabariſch-Sanſkrit-Portugieſiſches Lexikon ab und hinterließ außerdem Sanſkrit-Abſchriften und anderes wahrſcheinlich ſehr werthvolles, welches zum Theil von Paullinus a Sto Bartholomaeo benutzt ward[3]). Wären ſeine Sanſkrit-Arbeiten ſogleich nach ihrer Abfaſſung veröffentlicht worden, ſo würden ſie ſicherlich in dem für

---

[1]) vgl. darüber Ellis in Asiatic Researches XVI, 1—59. A. W. v. Schlegel, Indiſche Bibliothek, II. 50—56.

[2]) Fr. v. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Inder, Vorrede p. XI.

[3]) Vgl. Fr. v. Schlegel a. a. O. p. XII und Paullinus a Sancto Bartholomaeo, Examen historico-criticum codd. Indicorr. Bibliothecae sacrae congregationis de propaganda fide Rom., 1792 p. 51. 55. 76. 77. In Bezug auf Hanxleden's Sanſkrit-Grammatik und das Verhältniß derſelben zu der eigenen, welche Paullinus 1790 veröffentlichte, wird S. 51 geſagt: Hic ergo primus grammaticam Samscrdamicam ex libro grammatico Brahmanico Sidharúbam dicto confecit atque haec grammatica Grandonica (dieß iſt der Titel der Hanxleden'ſchen Sanſkrit-Grammatik von ſſkr. grantha 'Buch') cum nostra Samscrdamica, quam ab Kunhen et Krshna Brahmanibus Angamalensibus accepimus, quoad elementa et regulas una eademque est. In regulis linguae Samscrdamicae tradendis P. Hanxleden utitur lingua latina, wie auch Paullinus a St. Barth. Es wäre wohl der Mühe werth, das Hanxleden'ſche Manuſcript mit des letzteren beiden Grammatiken zu vergleichen. Dieſe ſind trotz ihrer mehr äußerlichen in der lateiniſchen Tranſcription hervortretenden Mängel, welche durch die Ausſprache des Sanſkrits nach malabariſcher Weiſe herbeigeführt ſind — z. B. d für ſſkr. t, l im Auslaut für ſſkr. t, Auslaſſung des Visarga in der lateiniſchen Tranſcription — im Ganzen eine gute Arbeit und erlauben, wie auch ihr Verhältniß zu der Hanxleden'ſchen ſein mag, die Folgerung, daß dieſe für ihre Zeit ſehr bedeutend geweſen ſein würde.

ſprachliche Forſchungen ſo ſehr enthuſiasmirten vorigen Jahrhundert ein bedeutendes Ferment gebildet haben. So blieben ſie, wie die Kenntniß des Sanſkrit, welche Robertus de Nobilibus und Roth ſich erworben hatten, zunächſt ohne allen Einfluß auf die europäiſche Wiſſenſchaft. Man erfuhr durch ſie weder etwas über das Sanſkrit ſelbſt, noch über ſeinen Zuſammenhang mit andern Sprachen.

Auf den letzteren wurde die Aufmerkſamkeit ſeit Sassetti zum erſtenmal wieder 1714 und 1725 durch zwei Deutſche und 1724 durch einen in Deutſchland lebenden und wirkenden Franzoſen gezogen. Von jenen beiden Deutſchen iſt der Name des einen unbekannt, der andre iſt der ſchon in der erſten Abtheilung (S. 261) erwähnte Benjamin Schultze, oder, wie er ſich in dem darauf bezüglichen Briefe unterſchreibt, Schulze, Miſſionär in Tranquebar und Mitverfaſſer der Ueberſetzung der Bibel in das Tamuliſche. Die auf beide bezügliche Mittheilung findet ſich in 'Herrn Schultzens Schreiben an Herrn Profeſſor Francken vom 19. Auguſt 1725' in 'der Königl. Däniſchen Miſſionarien aus Oſt-Indien eingeſandter Ausführlichen Berichte Andrer Theil. Halle 1729. 21. Continuation S. 708' und lautet folgendermaßen:

'Noch eins aber muß ich alhier bey der Ueberſetzung der Malabariſchen Bibel erwähnen, nemlich daß ich bey dieſer Gelegenheit ein Ding observiret, welches man hinfüro noch weiter zu unterſuchen haben wird. Es kommen in der Bibel einige Namen der Sterne vor, da war es denn nöthig, daß ich mich erkundigte, wie ſelbige alhier in dieſem Lande in ihrer Sprache hieſſen. Ich zeigte daher einem gelehrten Bramanen den Orion, Pleiades und Siebengeſtirn, und fragte, wie ſie die ſieben Sterne pflegten zu nennen? Er ſagte: Sapta rishigoel. Ich verwunderte mich und fragte: Was denn Sapta rishigoel eigentlich bei ihnen hieſſe. Er ſagte: Sieben Propheten. Ich fuhr fort und fragte: In was für einer Sprache? denn es iſt ja kein Mala-

bariſch? Er ſagte: Das iſt aus dem Kirendum [ſſkr. grantha 'Buch' bezeichnet das Sanſkrit, als Sprache der heiligen Bücher], im Kirendum heiſſet sapta ſieben und rishigoel Propheten. Als ich kurz darauf Kirendum anfing zu lernen, ſo befand ich, daß ſie in ihrer Numeration faſt lauter pure lateiniſche Wörter hatten. Hier fraget ſichs: Woher die Bramanen dieſe Wörter gekrigt? Ob ſie ſelbige von der Portugieſiſchen Sprache abgeborget, die nunmehr 200 Jahr in Indien bekannt worden, oder ob ſie ſelbige von vielen Jahren her von den Römern und alten Lateinern bekommen? Ich kann hierinnen nichts determiniren. Doch zweifle ich, daß die Bramaner-Sprache nur vor 200 Jahren ſoll entſtanden ſeyn und ſie alsdann erſt mit fremden Worten zu zählen angefangen hätten. Weil aber der Braman, der mich in dieſer Sprache zu informiren anfing, bald darauf ſtarb, ich dieſe nicht viel excoliret und bis dato noch nicht Zeit gefunden, mich deßhalben mehr zu bekümmern; ſo muß man dieſes ins künftige beſſer unterſuchen. Vorietzo will ich nur denjenigen zu gefallen, welche gern dieſe Zahl wiſſen wollten, ſo viel, als zur Nachricht nöthig iſt, hier mittheilen. Die Bramaner zählen alſo

1	egam	אֶחָד	eins
2	due	duo	twe
3	trini	tres, tria	dri
4	shatuari	quatuor	
5	pantschu	quinque	πέντε
6	shattu	sex	
7	sapta	septem	
8	asta	octo	
9	navva	novem	
10	deça (die Bezeichnung des ſſkr. ञ durch ça iſt nicht von mir, ſondern von Schulze)	decem	
11	egadeça	undecim	

12	duadeça	duodecim
13	trejodeça	tredecim
14	shadordeça	quatuordecim
15	pantschadeça	quindecim
16	shodeça	sedecim
17	saptadeça	septendecim
18	astadeça	octodecim
19	egonawintsha (unum de viginti)	novendecim
20	wintsha	viginti
30	trintsha	triginta
40	shattuarintshada	quadraginta

Hierbei muß ich noch melden, daß ein guter Freund in Hamburg, da er in den gedruckten Oſt-Indiſchen Nachrichten des ſel. Hrn Magister Grundlers Malabariſchen Kalender examiniret, ſchon Anno 1714 den 3. April observiret und mit Recht behauptet habe, daß dieſe dem Hrn Magister unbekannt ſcheinende Wörter, wie ich jetzt bewieſen, pur lateiniſche Wörter ſind. Weil aber dieſe observation niemand eher zu unterſuchen Gelegenheit gehabt, ſo iſt ſeine Meynung bisher vielleicht in suspenso geblieben, doch aber mit dieſer gegenwärtigen Nachricht völlig ausgemacht'.

Der angedeutete Franzoſe iſt der ausgezeichnete Sprachkenner Maturin Veyssiere La Croze, geboren zu Nantes 1661, welcher als Mönch wegen freierer Anſichten verfolgt, ſich nach Deutſchland flüchtete, 1696 zum Proteſtantismus übertrat und 1739 in Berlin ſtarb. Dieſer bemerkt in ſeinem Werke Histoire du Christianisme des Indes. 1724 S. 439: J'ai remarqué plusieurs autres choses communes aux Indiens et aux anciens Persans; entre autres un grand nombre de mots et de noms semblables dans l'une et dans l'autre langue. Leider theilt er an dieſer Stelle keine Proben mit und ebenſowenig habe ich deren an andern Stellen ſeiner zahlreichen und

ausgezeichneten Arbeiten gefunden; doch habe ich ſie, wie ich nicht unbemerkt laſſen darf, nicht zu dieſem Zweck durchgeſehen. Auf jeden Fall iſt La Croze ein Mann von ſo großen linguiſtiſchen Kenntniſſen und ſo großer Sittlichkeit geweſen, daß man wohl annehmen darf, daß in der Menge der Aehnlichkeiten, welche er bemerkt zu haben glaubte, wenn auch nicht alles, doch vieles richtig und er alſo der erſte war, der die Verwandtſchaft des Altindiſchen mit dem Perſiſchen andeutete.

Theophilus Siegfried Bayer, einer der größten Orientaliſten des vorigen Jahrhunderts, geboren in Königsberg 1694, geſtorben 1738, kennt durch die Arbeiten der proteſtantiſchen Miſſionäre und eigne Vergleichungen die Identität der indiſchen, perſiſchen und griechiſchen Zahlwörter, begnügt ſich aber damit, dieſes ſo wie die Uebereinſtimmung in anderen Beziehungen dem Einfluß der griechiſchen Herrſchaft in Bactrien zuzuſchreiben [1]). Christian Theodor Walther, einer der Miſſionäre in Malabar, welcher ſchon 1733 eine Doctrina temporum Indica ex libris Indicis et Brahmanum institutione a. Ch. 1733 Trangumbariae digesta (abgedruckt hinter Bayer Historia regni Graecorum Bactriani mit Beigabe einer Arbeit von Euler: de Indorum anno solari astronomico) zu verfaſſen vermochte, in welcher mehrere indiſche Wörter verglichen werden, erhob ſich zu einer höheren Erklärung dieſer Beziehungen, indem er als gemeinſchaftliche Quelle derſelben die Scythen betrachtete.

Sehen wir, mit welchem Eifer ſogleich die erſten Deutſchen, welche mit Indien in Berührung kamen, ſich um deſſen Sprache und Cultur bekümmern, Hanxleden durch Abfaſſung einer Grammatik und eines Lexikons des Sanſkrit, ein Ungenannter, Schultze und Bayer durch Beachtung und Vergleichung der Zahlwörter u. ſ. w. mit europäiſchen, Walther und Euler durch Erforſchung ihrer Zeitrechnung, Ziegenbalg ſchon im zweiten Jahrzehent des

[1]) vgl. ſeine Historia regni Graecorum Bactriani S. 112 ff.

18. Jahrhunderts, um dieß ins Gedächtniß zurückzurufen (ſ. S. 261), durch ſorgfältige Mittheilungen über indiſche Religion und Mythologie, ſo kommt es einem faſt ſo vor, als ob ſie, wie erſte Entdecker einer unbebauten Inſel, ſich hätten beeilen wollen, ſie gewiſſermaßen durch Fahnen und Fähnchen für ihr Vaterland in Beſitz zu nehmen, als ob ſie uns ein beſonderes Anrecht auf dieſes Gebiet des Wiſſens hätten verſchaffen wollen, das Recht, die Erforſchung altindiſcher Sprache und Cultur ſo wie der ſich daran unmittelbar ſchließenden Wiſſenszweige: Sprachwiſſenſchaft, Urzuſtand der Indogermanen und insbeſondre ihrer Religion und Mythologie, ſo wie vergleichende Mythologie als eine deutſche Domäne zu betrachten.

Viel mehr darin zu ſehen ſind wir nicht berechtigt. Auf die Entwicklung dieſer Wiſſenszweige waren ſie ſo wenig als andre indiſche Miſſionäre des vorigen Jahrhunderts von irgend erheblichem Einfluß. Hanxleden's Arbeiten ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht erſchienen und ſchwerlich mehr des Druckes werth; Ziegenbalg's Genealogie der Malabariſchen Götter iſt erſt im vorigen Jahr gedruckt und in der That erſt in unſerm Jahrhundert ein brauchbares, ſogar nützliches Werk geworden, während es, wenn es zur Zeit ſeiner Abfaſſung gedruckt wäre, nur den Werth einer Curioſität gehabt haben würde. Die Zeit einer indiſchen Wiſſenſchaft war noch nicht gekommen und die Miſſionäre, insbeſondere die damaligen, waren nicht im Stande, ſie herbeizuführen. Doch nahmen die Mittheilungen über die Sanſkrit-Literatur zu und die Bewunderung der Werke derſelben fand einen ſehr beredten und inhaltsreichen Ausdruck in einem Brief des Geiſtlichen Pons vom 23. November 1740[1]). Im Jahre 1767

[1]) In Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères 1re éd. T. XXVI p. 218. 1743; 2de éd. T. XIV p. 65, 1781; 3e éd. T. VIII p. 37. 1814. Das weſentlichſte des Inhalts iſt mit gebührender Anerkennung nach Reguier von Biot mitgetheilt im Journal des Savans 1840, Octob. Anhang, im beſondern Abdruck S. 4 ff.

wurde vom Pater Coeurdoux in Pondichery dem Abbé Barthélemy für die franzöſiſche Akademie eine Abhandlung eingeſandt, in welcher zuerſt das Verhältniß des Sanſkrit zum Griechiſchen und Latein eindringender betrachtet und der richtige Grund deſſelben: die urſprüngliche Verwandtſchaft der Inder, Griechen und Lateiner ausgeſprochen ward[1]). Wie wenig aber die Zeit trotz des damals ſo lebendigen linguiſtiſchen Eifers für die Anerkennung dieſes wichtigen Reſultates vorbereitet war, läßt ſich daraus ermeſſen, daß dieſe Abhandlung, obgleich ſchon 1768 in der franzöſiſchen Akademie vorgeleſen, erſt 40 Jahre ſpäter im Druck erſchien, zu einer Zeit, wo es durch Engländer und Deutſche ſchon in die Wiſſenſchaft Eingang gefunden hatte[2]).

Was den Beſtrebungen der Miſſionäre nicht gelingen ſollte, verdankt die Wiſſenſchaft mittelbar dem Handel und unmittelbar, wenigſtens zunächſt, dem Rechtsgefühl, eine Erſcheinung, die bis jetzt in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ganz vereinzelt daſtehen möchte.

Die engliſch-oſtindiſche Handelscompagnie, gegründet ſchon unter der Königin Eliſabeth im erſten Jahre des ſiebenzehnten Jahrhunderts, hatte der noch ungebrochenen einheimiſchen Macht gegenüber und in den Kämpfen mit ihren europäiſchen Nebenbuhlern, insbeſondre den Holländern und ſpäter den Franzoſen, die erſten anderthalb Jahrhunderte nur ſehr langſam ihre Stellung in Indien zu befeſtigen und zu erweitern vermocht. Erſt durch die Kriege mit den Franzoſen etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begründeten die Engländer ihre ſtaatliche Uebermacht und

---

[1]) Er vergleicht z. B. ſſkr. dânam mit lateiniſch donum, dattam mit datum (in welchem jedoch nur die Grundelemente der Bildung ſtimmen), vîra mit virtus (worin vir = vîra), vidhavâ mit vidua, nava mit novus; ſtellt den Indicativ und Potential des Verbum as (ſſkr. asmi, lat. sum, griech. εἰμί u. ſ. w.), einige der Pronomina und die Zahlwörter zuſammen.

[2]) vgl. M. Bréal, Introduction XVI ff. zu ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung von Bopp's Vergleichender Grammatik, T. I.

nahmen dann nach und nach von den drei geographiſch zu dieſem Zweck höchſt günſtig gelegenen Regierungsſitzen aus: Calcutta in Bengalen, Bombay im Weſten und Madras im Oſten des Dekhan, nach und nach das ganze ſo große Gebiet Indiens in Beſitz. Dieſer Prozeß hat ſich erſt in den letzten Jahren vollendet, aber ſchon durch Clives Statthalterſchaft von 1758—1767 (mit Unterbrechungen) und die von Hastings (1772—1785) war die Herrſchaft der Engländer über die ſchönſten Theile Indiens vollendet und der zukünftige Heimfall des Ueberreſtes faſt außer Frage geſtellt. Viele Millionen Eingeborener ſtanden ſchon unter der Herrſchaft engliſcher Beamten, als Hastings Gouverneur ward. In dem engliſchen Volk aber hat ſich, trotz der Neigung ſeiner Individuen zu Gewaltthätigkeiten, ein lebendiges Rechtsgefühl entwickelt, welches nur bei Gefahren, oder wenn hoher Gewinn für die Geſammtheit in Ausſicht ſteht, dem eingebornen Triebe zu gewaltthätigen Handlungen Raum giebt. Eines der Hauptmomente dieſes Rechtsgefühls iſt die Ueberzeugung, daß jeder Theil des Staats ſo weit, als die Intereſſen des Geſammtſtaates es zulaſſen, zur Selbſtregierung berechtigt iſt, insbeſondre jedes ihm einverleibte Volk den Anſpruch hat, ſo weit als es die Sicherheit des geſammten Staatscomplexes erlaubt, nach ſeinen eignen Geſetzen Recht zu erhalten.

Dieſes Princip wurde in Bezug auf die indiſchen Verhältniſſe auch von der politiſchen Klugheit empfohlen; denn nur ſo war es möglich, ſich die Zuneigung der in Sitte, Religion, Sprache und faſt allen Elementen des ſocialen Lebens von den Herrſchern ſo verſchiedenen und ihnen an Anzahl ſo unendlich überlegenen Eingebornen zu erwerben und eine Herrſchaft anzubahnen, die nicht ihre einzige Stütze in der Gewalt zu finden beſtimmt wäre.

Man beſtrebte ſich demnach, auch den indiſchen Unterthanen nach ihren eignen Geſetzen Recht zu ſprechen, und war dadurch genöthigt, ſich mit den Quellen von dieſen bekannt zu machen.

Einem für die Hauptzahl der Bewohner — die eingebornen oder dem Inderthum treu gebliebenen Inder — im Gegensatz zu den Mohammedanern — so günstigen Bestreben konnten auch die Brahmanen, die Träger der indischen Cultur, Kenner ihrer heiligen Sprache und Rechtsquellen, nicht umhin, ihren Beistand zu leihen. Sie wurden dazu um so mehr bestimmt, da ihnen dadurch auch in der neuen Staatsordnung ein Einfluß gesichert ward, welcher ihre politische Stellung unter den mohammedanischen Herrschern weit überragte und der unter den indischen Fürsten, deren Anzahl und Macht immer mehr zusammenschmolz, wenigstens nahe kam.

So geschah es denn, daß auf Veranstaltung von Hastings ein Werk über das indische Recht von elf Brahmanen[1]) aus Sanskritwerken zusammengestellt, ins Persische übersetzt und von da durch Nathaniel Brassey Halhed in das Englische übertragen ward. Der Titel des letzteren ist: A Code of Gentoo[2]) Law, or Ordinations of the Pundits. From a Persian translation, made from the original written in the Shanscrit language. Diese Uebersetzung ward den Direktoren der ostindischen Compagnie in London von Hastings am 27. März 1775 übersandt und erschien im Druck zuerst 1776, dann 1777[3]) und 1781. Im Jahre 1778 ward sowohl eine französische als deutsche[4]) Uebersetzung davon veröffentlicht.

In der Einleitung zu diesem Werk ist zum erstenmale etwas genaueres über Sanskrit und dessen Literatur veröffentlicht, auch einiges zur Probe in Sanskritschrift, mit lateinischer Transcription, mitgetheilt; doch erkennt man an einzelnen Fehlern, daß der Uebersetzer selbst noch kein Sanskrit erlernt hatte. Im Gegentheil

---

[1]) Ihre Namen finden sich in dem im Texte zu erwähnenden Werk p. LXXVI.

[2]) Portugiesische Benennung der Hindu, s. a. a. O. XXII.

[3]) Diese Ausgabe liegt mir vor.

[4]) Letztre von Rud. Erich Raspe. Hamburg 1778.

bemerkt er, daß er ſelbſt das wenige, was er mittheilt, erſt ſpät und faſt durch Zufall erlangt habe: 'die indiſchen Gelehrten (Pundits), die das Geſetzbuch zuſammenſtellten, wieſen hartnäckig alle ſeine Bitten, ihn im Sanſkrit zu unterrichten, zurück und ſelbſt der Einfluß und Wunſch des General-Gouverneurs konnte ſie nicht bewegen, von dieſem Entſchluß abzugehen'[1]). So groß war damals noch bei den meiſten brahmaniſchen Indern die Scheu, ihre heilige Sprache einem Fremdling zugänglich zu machen. Doch fand er nach Vollendung ſeiner Ueberſetzung, wie er an eben dieſer Stelle mittheilt, einen Brahmanen von freiſinnigerer Richtung, welcher ihm den gewünſchten Unterricht gewährte. So war er wohl der erſte Europäer, der ſich im Hauptſitz der indiſchen Sanſkritſtudien, in Bengalen, eine Kenntniß des Sanſkrits erwarb. Er benutzte ſie zwar nicht zu literariſchen Arbeiten auf dieſem Gebiet, ſprach aber in viel ſchärferen Ausdrücken, als bis dahin öffentlich geſchehen war, ſchon im Jahre 1778, in der Vorrede zu ſeiner Grammatik der bengaliſchen Sprache, von der großen Aehnlichkeit des Sanſkrits insbeſondre mit dem Perſiſchen, Griechiſchen und Latein. I have been astonished, heißt es da, to find this similitude of Sanskrit words with those of Persian and Arabic and even of Latin and Greek; and these not in technical and metaphorical terms, which the mutuation of refined arts and improved manners might have occasionally introduced; but in the main groundwork of language, in monosyllables, in the names of numbers, and the appellations of such things as could be first discriminated on the immediate dawn of civilisation.

Damit daß Halhed einen Brahmanen gefunden hatte, der ihn Sanſkrit lehrte, ſcheint das Eis gebrochen zu ſein. Der nächſte Engländer, welcher ſich ebenfalls auf Antrieb von Warren Hastings in dem eigentlichen Sitze indiſcher Gelehrſamkeit, in

[1]) A Code of Gentoo Law, p. XXXV.

Benares[1]), eine bedeutende Kenntniß des Sanſkrit erwarb, war Ch. Wilkins. Dieſer zog zunächſt 1785 durch die Ueberſetzung einer der bedeutendſten Epiſoden des Mahâbhârata: der Bhagavadgîtâ — nach A. W. v. Schlegel's Urtheil[2]) 'das ſchönſte, ja vielleicht das einzig wahrhafte philoſophiſche Gedicht, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweiſen haben' — die Aufmerkſamkeit auf den eigenthümlichen — in philoſophiſcher und dichteriſcher Beziehung hervorragenden — Inhalt der indiſchen Literatur[3]). Das Werk erregte große Aufmerkſamkeit; noch in demſelben Jahr erſchien eine ruſſiſche Ueberſetzung, 1787 eine franzöſiſche und 1801 eine deutſche[4]). Zwei Jahre nachher, 1787, ließ er auch die Ueberſetzung des indiſchen Fabelwerkes, Hitopadeça, erſcheinen; 1798 faßte er das Verzeichniß der von William Jones geſammelten Sanſkrithandſchriften ab, und 1808 die vierte der von Europäern bearbeiteten Sanſkrit-Grammatiken, zwar vielfach fehlerhaft, aber doch die erſte etwas handlichere und darum für Verbreitung der Kenntniß des Sanſkrits brauchbarere; an dieſe ſchließt ſich ein 1815 herausgegebenes Verzeichniß der Wurzeln der Sanſkrit-Sprache[5]). Nicht unbemerkt wollen wir laſſen, daß er nicht bloß der erſte war, der in Europa in Sanſkritſchrift drucken ließ, ſondern ſogar ſelbſt die Typen dazu geſchnitten und gegoſſen hatte[6]).

Unendlich bedeutender ſowohl für das Sanſkrit ſelbſt, als die daraus hervorgewachſenen Diſciplinen war die Thätigkeit eines

---

[1]) A. W. v. Schlegel, Opuscula latina ed. Böcking, Lpz. 1848 p. 411.

[2]) Indiſche Bibliothek II. 219.

[3]) The Bhagvat Geeta or dialogues of Kreeshna and Arjoon in eighteen lectures; with notes. Translated from the Original in the Sanskreet or ancient language of the Brahmans. London 1785.

[4]) ſ. Fr. Adelung Bibliotheca sanscrita: Literatur der Sanſkrit-Sprache. 2. Aufl. 1837 S. 212 und Gildemeister Bibliothecae Sanscritae etc. Specimen nr. 188. 189.

[5]) vgl. darüber Westergaard Radices linguae sanscritae p. X.

[6]) Aug. Wilh. v. Schlegel, ſämmtliche Werke, XII. 429.

der ausgezeichnetſten Männer und Orientaliſten Englands, William Jones. Geboren im Jahre 1746 erwarb er ſich ſchon in England durch das Studium der orientaliſchen Sprachen, insbeſondre des Arabiſchen und Perſiſchen, ſowie durch ſeine hohen geiſtigen, ſelbſt dichteriſchen Anlagen einen bedeutenden Namen. In ſeinem 37. Jahre ward er zum Oberrichter in Fort William in Bengalen ernannt und damit beginnt ſeine für Indien und die Kenntniß ſeiner Literatur und alten Sprache ſo überaus ſegensreiche Thätigkeit, welche, obgleich nur auf einen Zeitraum von elf Jahren beſchränkt (er ſtarb ſchon 1794), doch den Grund legte für eine nach allen Seiten hin fruchtbare Entwickelung der indiſchen Alterthumskunde. Schon ein Jahr nach ſeiner Ankunft in Indien ſtiftete er eine aſiatiſche Geſellſchaft, deren Arbeiten außerordentlich viel zu der Kenntniß nicht bloß Indiens, ſondern des ganzen Orients beigetragen haben.

William Jones war es, welcher zuerſt ſich eine eindringendere Kenntniß des Sanſkrit erwarb und in weſentlich richtigen und geſchmackvollen Ueberſetzungen erprobte. Durch ſie führte er in die europäiſche Literatur eines der gelungenſten dichteriſchen Erzeugniſſe Indiens — das Drama: Çakuntalâ — und eines der bedeutendſten — das Geſetzbuch des Manu — ein; auch einen der angeſehenſten Hymnen des Rigveda überſetzte er, ſo wie manche Werke von geringerer Bedeutung. Sie wurden faſt alle in andre Sprachen — auch in die unſrige — übertragen und dienten nicht wenig dazu, die Aufmerkſamkeit auf das Sanſkrit immer mehr zu ſteigern und zu feſſeln. Die Sakuntala, deren Ueberſetzung zuerſt 1789 erſchienen war, wurde von einem unſrer genialſten Denker, G. Forſter, ſchon 1791 unſrer Mutterſprache angeeignet, von Herder einer beſonderen Betrachtung[1]) unterworfen und von Göthe mit den ſchönen Diſtichen begrüßt:

---

[1]) Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt IX. 181 ff.

Willt du die Blüthe des frühern, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was ſättigt und nährt,
Willt du den Himmel die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn ich Sakontala dir und ſo iſt Alles geſagt.

Nächſt dem erwarb ſich W. Jones das Verdienſt, den Druck des erſten Sanſkritwerkes veranſtaltet zu haben und auch hier war ſeine Wahl, welche bei dieſem erſten Verſuch natürlich nur auf Werkchen von kleinem Umfang beſchränkt war, eine ziemlich glückliche. Ein ſehr liebliches kleines Gedicht — eine Schilderung der ſechs indiſchen Jahreszeiten, im Sanſkrit Ritusaṁhâra — demſelben großen Dichter zugeſchrieben, welchem das Drama Çakuntalâ verdankt wird, eröffnete 1792 den Reigen ſanſkritiſcher Drucke, welcher im folgenden Jahrhundert in immer weiterem Umfang fortgeſetzt, die Gewähr gibt, daß was von der altindiſchen Literatur bis jetzt durch Abſchriften bewahrt iſt, auch für alle Zukunft der Wiſſenſchaft erhalten bleiben wird.

Das verwandtſchaftliche Verhältniß des Sanſkrit zu andern insbeſondre europäiſchen Sprachen, welches Niemanden entging, der dieſe alte Sprache auch nur, wie man zu ſagen pflegt, primoribus labris berührte, konnte ſich natürlich der Aufmerkſamkeit eines Mannes nicht entziehen, der auf der Höhe europäiſcher Bildung ſtehend, mit umfaſſendem geiſtigen Blick ausgeſtattet, ſich in wahrhaft eindringender Weiſe mit ihr beſchäftigte, und ſo wurde er der erſte, welcher den genealogiſchen Zuſammenhang des Sanſkrit mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen mit voller Beſtimmtheit, mit geringerer den mit dem Deutſchen, Celtiſchen und Perſiſchen öffentlich ausſprach und auch den richtigen Grund dafür erkannte. Bei der hohen Bedeutung dieſer Entdeckung dürfen wir es uns nicht verſagen, ſie in ſeinen eignen Worten mitzutheilen. Dieſe finden ſich in den Asiatic Researches T. I. p. 422 (geſchrieben 1786 und veröffentlicht 1788) und lauten

folgendermaßen: 'The Sanscrit language whatever may be its antiquity, is of a wonderful structure; more perfect than the Greek, more copious than the Latin, and more exquisitely refined than either; yet bearing to both of them a stronger affinity, both in the roots of verbs and in the forms of grammar, than could have been produced by accident; so strong that no philologer could examine all the tree without believing them to have sprung from some common source which, perhaps, no longer exists. There is a similar reason, though not quite so forcible, for supposing that both the Gothic and Celtic, though blended with a different idiom, had the same origin with the Sanscrit'. Aber nicht allein die Verwandtſchaft der Sprachen erkannte William Jones; er ahnte auch ſchon die auffallende Aehnlichkeit der altindiſchen Religion mit der der Griechen und der Italer, welche in unſern Tagen zu den ſo reſultatenreichen Forſchungen über die alten indogermaniſchen Religionen geführt hat, die wir unter dem Namen 'vergleichende Mythologie' zu begreifen pflegen. Seine Worte finden ſich a. a. O. S. 224 und lauten: 'There exists a striking similitude between the chief objects of worship in ancient Greece or Italy and in the ... country, which we now inhabit' (d. i. Indien).

Den Weg, den W. Jones eingeſchlagen hatte, betraten neben und nach ihm auch andre Engländer. Keiner aber mit ſolchem Erfolg wie Henry Thomas Colebrooke (geboren 1765, geſtorben 1837). Er war der erſte, welcher Sanſkrit und ſeine Literatur in wahrhaft philologiſchem Sinn behandelte und dadurch einen ſichern Grund für eine Sanſkrit-Philologie legte.

Wie W. Jones war er Richter in Indien (in Mirzapoor), dann politiſcher Reſident am Hofe von Berar. In dieſen Stellungen hatte er Gelegenheit, ſich mit dem Gegenſtande, dem er fortan einzig ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit widmete, auf die

umfaſſendſte und gründlichſte Weiſe bekannt zu machen. Seine erſten und faſt bedeutendſten Schritte ſind durch eine grammatiſche und lexikographiſche Arbeit bezeichnet. Mit dem ſichren Griffe eines wahren Philologen wählte er dazu die hervorragendſten einheimiſchen Grundwerke; für Grammatik das des Pânini, für Lexikographie den Amarakosha. Von der Sanſkrit-Grammatik hat er leider nur einen verhältnißmäßig geringen Theil, ungefähr den vierten, im Druck veröffentlicht (in Calcutta 1805); die Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, welche darin herrſchen, machen es höchſt bedauernswerth, daß das Werk nicht vollendet ward; doch iſt es, gegen die ſonſtige Sitte der Engländer, ſo unpraktiſch angelegt, ſo ganz von der Darſtellung der Inder abhängig geblieben, und ſo wenig der europäiſchen Auffaſſung von Sprachen genähert, daß ſein unmittelbarer Einfluß zur Verbreitung des Sanſkrits nur ſehr gering ſein konnte; von Nutzen kann es nur denen ſein, die einen großen Theil der Schwierigkeiten des Sanſkrits ſchon überwunden haben. Vollſtändig dagegen erſchien 1808 ſeine Bearbeitung des erwähnten lexikaliſchen Werkes. Nächſt dem betheiligte er ſich auch an der Herausgabe vieler indiſcher Texte, ſo des Hitopadeça (1803. 1804), mehrerer indiſcher Lexika (1807), des Pânini (1810) und beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit indiſchem Recht, Philoſophie und Mathematik, um deren Kunde er ſich durch ſorgfältige Ueberſetzungen und gründliche Aufſätze die allergrößten Verdienſte erwarb. In den vielen einzelnen Aufſätzen, welche er in den Asiatic Researches und nach ſeiner Rückkehr aus Indien (1816) in den Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland veröffentlichte, hat er übrigens wenige Gebiete der indiſchen Philologie unberührt gelaſſen und unter vielen andern werthvollen Mittheilungen ſchon 1805 die erſte genauere Kunde über die heiligen Schriften der Inder: die Veden, gegeben.

Der durch W. Jones und Colebrooke gegebene Anſtoß wirkte zunächſt in Indien mächtig fort und rief dort eine ziemlich

eifrige Betheiligung ſowohl von Europäern hervor, welche in Indien lebten, als von Indern ſelbſt. Während die letzteren ſich mehr mit dem Druck indiſcher Texte beſchäftigten, lieferten die erſtren theils Ueberſetzungen und Aufſätze, theils Grammatiken, welche die Erlernung des Sanſkrits für Europäer erleichterten. So erſchien 1806 in Serampore eine Grammatik von Carey; 1808 in London die ſchon erwähnte von Ch. Wilkins; 1810 in Calcutta eine von Forster. In den Jahren 1806 ff. wurden ſelbſt ſchon die beiden erſten Bücher und der Anfang des dritten des großen Epos Râmâyana im Sanſkrittext mit engliſcher Ueberſetzung veröffentlicht. Trotz ihrer zum Theil unverſchuldeter vielfacher Irrthümer ſind hier auch die Aufſätze unſres Landsmanns Franz Wilford zu erwähnen, welcher mit hannoverſchen Truppen als Officier 1781 nach Indien kam und ſich von 1784 bis zu ſeinem Tode aufs eifrigſte mit indiſcher Geſchichte beſchäftigte. Seine Arbeiten ſind in den Asiatic Researches erſchienen.

Der Eifer für das Sanſkrit, welcher in Indien erwacht war, äußerte natürlich zunächſt ſeine Wirkung auf das Land, von wo aus es beherrſcht wurde und wo die Kenntniß dieſer Sprache nach und nach auch eine praktiſche Bedeutung erhielt. Doch eine etwas eindringendere Erlernung derſelben in England ſelbſt fand erſt ſehr ſpät, kaum in unſern Tagen, Eingang; zunächſt erregten nur die Mittheilungen über das verwandtſchaftliche Verhältniß derſelben zu andern Sprachen eine bedeutendere Aufmerkſamkeit; dabei begnügte man ſich mit den aus Indien herübergekommenen, oder durch ſolche, welche ihre Kenntniß des Sanſkrit dort erworben hatten, erlangten Berichten; eine ſelbſtſtändige Beſchäftigung mit dem Sanſkrit trat noch nicht ein. Doch trugen auch ſchon dieſe dazu bei, eine richtigere Anſchauung über dieſes Verhältniß auch in Europa zu geſtalten. Es iſt dieß insbeſondre ein Verdienſt Monboddo's, welcher die Belehrungen, die er ſeinem Freunde Chr. Wilkins verdankte, theils in ſeinem ſchon in der erſten Abtheilung (S. 292) erwähnten Werke Origin

and progress of language, theils in ſeinen Antient Metaphysics auf eine im Ganzen verſtändige Weiſe zu verwerthen wußte. Die hieher gehörigen Stellen, aus dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts herrührend, finden ſich bei M. Müller, Lectures on the science of language I. 152 ff. In einer derſelben (a. a. O. S. 154) betrachtet er insbeſondre die Gleichheit der Zahlwörter im Sanſkrit und Griechiſchen.

In einer andern[1]) kommt er zu dem Schluß, daß aus der von Wilkins nachgewieſenen Aehnlichkeit des Sanſkrit mit dem Griechiſchen folge, daß das eine entweder ein Dialekt des andern, oder beide Dialekte einer Urſprache (of some original language) ſein müßten. Jenes könne nicht der Fall ſein, alſo nur dieſes (they must be both dialects of the same language).

Zu einer mehrfach insbeſondre bei Engländern hervortretenden Auskunft flüchtete ſich der berühmte Philoſoph Dugald Steward (1753—1828), ein Landsmann von Monboddo und, da ſie die große Revoluzion vorahnen läßt, welche aus der Kenntniß des Sanſkrits in Bezug auf die Sprachwiſſenſchaft entſprang, erlaube ich mir ſie hier anzudeuten. Da ſich mit dieſer innigen Beziehung des Sanſkrit zu den geographiſch ſo weit entlegenen europäiſchen Sprachen die alten Anſchauungen, welche entweder alle Sprachen aus dem Hebräiſchen ableiteten, oder größtentheils von einander iſolirten, nicht in Einklang bringen laſſen, ſo ergriff er den einfachen Ausweg, die ganze Geſchichte mit der Sanſkritſprache für eine Lüge zu erklären und einen Essay zu ſchreiben, in welchem er zu beweiſen ſuchte, daß ſie von den ſpitzbübiſchen Brahmanen nach dem Muſter des Griechiſchen und Latein zuſammengeſchmiedet und ſowohl die Sprache als ihre Literatur eine Fälſchung ſeien, eine Anſicht, die ſogar noch im Jahre 1840 von einem Profeſſor in Dublin, Charles William Wall, weitläufig entwickelt ward[2]).

---

[1]) bei Max Müller S. 153 mitgetheilt.

[2]) a. a. O. 156 und Götting. Gel. Anz. 1842 S. 1888.

Wenn es, trotz des innigen Zuſammenhangs zwiſchen England und Indien, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur einen einzigen Engländer im Heimathlande gab, Ch. Wilkins, welcher eine Kenntniß des Sanſkrits aus Indien mitgebracht hatte, ſo darf es uns warlich nicht Wunder nehmen, wenn es auf dem ganzen europäiſchen Continent um dieſelbe Zeit damit nicht beſſer beſtellt war. Auch hier gab es nur einen einzigen, welcher ſich des Sanſkrits einigermaßen bemächtigt hatte. Es war dieß ein aus dem Oeſterreichiſchen, aus Hoff an der Leitha, gebürtiger Jeſuit, als ſolcher Paulinus a Sancto Bartholomaeo, urſprünglich Joh. Phil. Wesdin (oder Weszdin) genannt, welcher von 1776—1789 als Miſſionär auf der Küſte Malabar zugebracht hatte, dann in Rom lebte, wo er 1805 ſtarb[1]). Seit ſeiner Rückkehr aus Indien hatte er eine beträchtliche Anzahl Schriften über Indien veröffentlicht, die ſich in der That weder durch eindringende Kenntniſſe, noch Kritik, noch überhaupt hervorragende geiſtige Gaben auszeichnen. Dennoch iſt ihm das Verdienſt zuzuſprechen, der erſte Europäer zu ſein, welcher nicht eine, ſondern zwei Grammatiken des Sanſkrits veröffentlichte, die erſte ſchon im Jahre 1790 unter dem Titel Sidharubam seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam vulgo Samscret dictam, in qua hujus linguae existentia, origo, praestantia, antiquitas, extensio, maternitas ostenditur, libri aliqui in ea exarati critice recensentur et simul aliquae antiquissimae gentilium orationes liturgicae paucis attinguntur et explicantur auctore Paulino a Sancto Bartholomaeo, die zweite im Jahre 1804[2]), alſo noch ein Jahr vor der Colebrooke'ſchen. In der That

---

[1]) vgl. Fr. Adelung Bibliotheca sanscrita. S. 40. 41 n. 2. und Fr. C. Alter Miscellaneen S. 256.

[2]) Dieſe führt den Titel Vyácarana seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio.

sind diese beiden Grammatiken für die Einführung des Studiums der in ihnen gelehrten Sprache von keinem Einfluß gewesen, theils in Folge der unpraktischen Einrichtung der ersten Bearbeitung — in welcher eine damals so gut wie gar nicht bekannte Schrift ohne jegliche Transcription zur Bezeichnung der Sanskritwörter verwendet wird — theils weil die damaligen wissenschaftlichen, wohl auch politischen Verhältnisse, die noch sehr schwache buchhändlerische Verbindung mit Italien, wo beide Grammatiken (in Rom) erschienen waren, der Mangel an andern Hülfsmitteln, auch die geringe Bekanntschaft mit der altindischen Cultur und ihren literarischen Producten noch keine rechte Theilnahme an ihr aufkommen ließen. Als diese Theilnahme erst mehr als zwei Decennien später auf dem Continent zu erwachen begann, waren aber handlichere Grammatiken von Wilkins und Forster geliefert, welche die von Paulinus ganz in den Hintergrund drängten und ihnen nur noch einen historischen Werth ließen. Dieß nimmt dem Verfasser derselben jedoch nicht das Verdienst, die erste Sanskrit-Grammatik in einer europäischen Sprache abgefaßt zu haben, und eine Geschichte der Sprachwissenschaft wird es für ihre Pflicht halten, dieß wenigstens nicht unerwähnt zu lassen.

Die innige Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen — die ja schon dem ersten Europäer, der etwas von ihm hörte, Sassetti, aufgefallen war — konnte natürlich auch ihm nicht entgehn. Er spricht sich darüber in mehreren seiner Schriften aus, am energischsten in seiner Dissertatio de latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom, 1802, wo er so weit geht zu behaupten 'Indos veteres diceres latine locutos fuisse, Latinos indice' (S. 10). Nach dieser Richtung hin wurden auch seine Schriften von den Linguisten des Continents nicht unberücksichtigt gelassen und trugen dazu bei, die Anzahl der Sanskritwörter, welchen ähnliche in den verwandten Sprachen entgegenkommen, zu vermehren.

Derartige Sammlungen, obgleich nicht ſelten aus unzuverläſſigen Quellen geſchöpft, oder bei der ſo ſehr verſchiedenartigen Tranſcription altindiſcher Wörter faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und verſtümmelt, reichten dennoch hin, um gegen Anfang unſres Jahrhunderts bei denen, welche ſich mit der Zuſammenſtellung beſchäftigt hatten, die Ueberzeugung von der urſprünglichen Zuſammengehörigkeit der ſich dadurch als verwandt ausweiſenden Sprachen feſtzuſtellen. Allein theils Mangel an Kritik in Bezug auf die Quellen dieſer Zuſammenſtellung, theils auch die Unmöglichkeit, eine genügende Kritik in dieſer Beziehung zu üben — da das Sanſkrit ſo gut wie noch gar nicht bekannt war — machten es unmöglich, mit Beſtimmtheit zu erkennen, wie weit ſich dieſe Zuſammengehörigkeit erſtrecke. Es war in der That leicht für einen Mann wie Sassetti, der italiäniſch und lateiniſch verſtand, zu erkennen, daß das Sanſkrit Wörter enthält, die ihre Reflexe in dieſen Sprachen finden, für einen Mann wie William Jones, der auch Deutſch, Griechiſch, Perſiſch und Celtiſch kannte, daß dieſe Sprachen mit ihm verwandt ſein müßten, aber bei der Art, wie man damals Sprachen bloß nach der Lautähnlichkeit begrifflich ähnlicher Wörter verglich, konnte ein Mann, welcher noch mehr Sprachen verſtand, ſemitiſche, ural-altaiſche u. ſ. w., leicht auch Aehnlichkeit zwiſchen dieſen und dem Sanſkrit finden und mit demſelben Recht wie Sir William Jones eine gemeinſchaftliche Grundſprache für Sanſkrit, Griechiſch, Lateiniſch, Perſiſch, Celtiſch und Deutſch ahnte, auch eine weitere Ausdehnung derſelben auf das Ural-Altaiſche, Semitiſche u. ſ. w. annehmen. Und in der That finden wir, daß Joh. Chriſtoph Adelung, unzweifelhaft einer der allerkenntnißreichſten der damaligen Linguiſten, in dem vergleichenden Verzeichniß ſanſkritiſcher Wörter mit denen anderer Sprachen, welches er im Mithridates I. 149 ff. aufgeſtellt hat, außer den jetzt als ſanſkrit-verwandt anerkannten perſiſchen Sprachen (Zend, Pehlewi, Perſiſch), dem Kurdiſchen, Armeniſchen, den germaniſchen Sprachen [illegible] in allen

ihren Zweigen, dem Lateinischen, Griechischen, Albanesischen, den slavischen und dem Lettischen, auch die jetzt als nicht verwandt erkannten, auf keinen Fall in einem analogen Verhältniß wie jene zum Sanskrit stehenden, semitischen (Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch), das Koptische, Türkische, Ungarische, Finnische, Wogulische, Mandschu und Grusinische zur Vergleichung herbeizieht. In Uebereinstimmung damit drückt er sich über das verwandtschaftliche Verhältniß des Sanskrit zu andern Sprachen a. a. O. 149 auf eine Weise aus, welche in Bezug auf W. Jones' Auffassung thatsächlich einen Rückschritt bildet, aber einen für den damaligen Zustand der Sprachwissenschaft keineswegs ganz unberechtigten. Adelungs Worte sind: 'Das hohe Alter dieser Sprache (d. i. des Sanskrit) erhellet unter andern auch aus der Uebereinkunft so vieler ihrer Wörter mit andern alten Sprachen, welche wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben; denn an eine spätere Entlehnung oder Vermischung ist bei so sehr entfernten Völkern wohl nicht zu denken.' Während W. Jones eine Grundsprache nur für Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, zögernd für Gothisch, Celtisch und Persisch annehmen wollte und somit von einem richtigen Instinkt geleitet innerhalb der Gränzen blieb, welche sich später im Allgemeinen als richtig erwiesen, ist Adelung augenscheinlich geneigt, für alle die Sprachen, in denen er Wörter fand, die nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft berechtigt schienen, mit sanskritischen verglichen zu werden, eine und dieselbe Abstammung anzunehmen. Nun ist aber nicht zu bezweifeln, daß man z. B. mit demselben Recht, mit welchem man damals sskr. naptri (eigentlich naptṛ) 'Nichte' (eigentlich 'Enkelin') mit lat. neptis, Niftel, νήπιος verglich (Adelung a. a. O. S. 165), auch befugt war, nara (eigentlich nâra) 'Wasser' mit hebräisch nahar 'fließen und Fluß' (ebds.) zu vergleichen, und Adelung ist auf dem damaligen Standpunkt der Sprachvergleichung und

der Kenntniß des Sanſkrits ganz in ſeinem Rechte, wenn er die Stammverwandtſchaft des Sanſkrits viel weiter ausdehnen zu wollen ſcheint, als von W. Jones geſchehen iſt. So anerkennenswerth es auch ſein mag, daß ſich W. Jones durch einen richtigen Inſtinkt innerhalb der richtigeren Gränzen feſthalten ließ, ſo iſt Inſtinkt doch kein wiſſenſchaftliches Beweismittel und es kann ſtets die Frage entſtehn, ob es nicht bloß Mangel an umfaſſenderen Sprachkenntniſſen war, welche W. Jones hinderte, weiter zu gehen, grade wie Adelung wegen Unkenntniß des Celtiſchen kein celtiſches Wort mit dem Sanſkrit verglich.

Doch wie dem auch ſein mag, ſo viel wird jeder zugeſtehen, welcher den damaligen Standpunkt der Etymologie, der Methode der Sprachen- und Wortvergleichung, ſowie der Kenntniß des Sanſkrit berückſichtigt, daß es in jener Zeit ſchwerlich irgend Jemand gab, welcher zu beweiſen vermocht hätte, warum man weder zur Vergleichung des hebräiſchen nahar mit ſſkr. nâra berechtigt ſei, noch zu vielen andern Vergleichungen ſanſkritiſcher Wörter mit andern Wörtern ſemitiſcher, ural-altaiſcher und andrer Sprachen, welche entweder aufgeſtellt waren, oder mit völlig demſelben Rechte, wie viele der mit Griechiſch, Latein und andern indogermaniſchen Sprachen verglichenen, damals aufgeſtellt werden durften.

So trat der Sprachwiſſenſchaft zum zweitenmal ein Problem entgegen, welches zu Fragen drängte, ohne deren Löſung kein weiterer Weg offen ſtand. Die weſentlichſten dieſer Fragen waren: wann iſt man zur Vergleichung von Wörtern verſchiedener Sprachen berechtigt, d. h. wann hat man das Recht, in lautlich und begrifflich ähnlichen Wörtern verſchiedener Sprachen nicht einen Zufall, ſondern einen inneren Zuſammenhang anzunehmen; ferner: worin müſſen Wörter gleich ſein, wenn man ihre Gleichheit für erwieſen betrachten darf; endlich: wie unterſcheidet man Wörter verſchiedener Sprachen, die ihnen durch Entlehnung gemeinſam ſind, von ſolchen, die ihnen ſchon urſprünglich gemein-

schaftlich angehören. Ein ähnliches Problem war schon früher in der persischen Sprache gegeben; auch in ihr hatte man eine Sprache kennen gelernt, welche mit geographisch weit entfernten, speciell den deutschen und slavischen, vieles gemeinschaftlich besaß. Aber obgleich das Persische schon seit langer Zeit in Europa wohl bekannt war, hatte man sich doch mit dieser auffallenden Erscheinung ohne tieferes Eindringen in die nähere Bestimmung und Gründe derselben ganz vag abgefunden, oder wegen unzureichender Mittel abfinden müssen. Noch zu Adelung's Zeit wagte man nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob sie aus Mischung dieser Sprachen oder in Folge gleicher Abstammung zu erklären sei[1]). Vielleicht wäre man auch in Bezug auf das Sanskrit und die damit verwandten Sprachen nicht zu dem vollen Beweis ihrer gemeinschaftlichen Abstammung gelangt, wenn es hier nicht Mittel und Männer gegeben hätte, die die Lösung der dazu führenden Fragen ermöglichten. Eines der wichtigsten war eine eindringende Kenntniß des Sanskrit. Aus ihr und mit ihr gemeinschaftlich entwickelte sich zunächst die indogermanische Sprachwissenschaft und im Anschluß an sie traten, von Nacheifer erfüllt, all die Forschungen und Resultate auf den verschiedensten Gebieten sprachwissenschaftlicher Thätigkeit hervor, welche bis jetzt den Inhalt derselben bilden.

III.

Einführung des Sanskrit in die deutsche Wissenschaft.

Friedrich von Schlegel.

Die schwere Zeit, welche in den ersten fünfzehn Jahren unsres Jahrhunderts auf Europa lastete und speciell durch die Continentalsperre fast alle Verbindung mit England und dessen indischen Besitzungen, in denen das Sanskritstudium so schön angefacht war und sich zu entwickeln begann, aufgehoben hatte,

[1]) s. Adelung Mithridates I. 277 ff.

würde vielleicht eine regere Theilnahme des europäiſchen Continents an dieſem neuen Wiſſenszweig noch lange verzögert haben, wenn nicht gerade der Krieg ſelbſt und eine ſeiner barbariſchſten und völkerrechtswidrigſten Epiſoden hier auf das allergünſtigſte gewirkt hätte.

Alexander Hamilton, geboren 1765, geſtorben 1824, war einer der Engländer, welche ſich in Indien aufgehalten hatten, und hatte dort die Gelegenheit benutzt, ſich eine ehrenwerthe Kenntniß des Sanſkrit anzueignen[1]). Um den Anfang unſres Jahrhunderts kehrte er nach Europa zurück und war unter den Engländern, welche, nachdem der Krieg zwiſchen ihnen und den Franzoſen nach der kurzen Pauſe, die dem Frieden von Amiens gefolgt war, wieder ausbrach, in Folge einer Napoleoniſchen Anordnung gegen alle Engländer, die ſich zur Zeit des Wiederausbruches des Krieges in Frankreich oder deſſen Provinzen aufhielten, an der Rückkehr in ihre Heimath gehindert und in Paris zurückgehalten wurden.

In die Zeit dieſes ſeines unfreiwilligen Aufenthaltes in Paris fällt auch der längere 1802 begonnene und mit Unterbrechungen bis in das Jahr 1807 dauernde von Friedrich von Schlegel und der gelegentliche ſeines Bruders Auguſt Wilhelm[2]).

Beide Brüder, nächſt Leſſing die eminenteſten Gründer und Prototypen jener ſich in ihren Gegenſtand liebevoll verſenkenden, ſich nicht über ihn ſtellenden oder ihm hochmüthig gegenüberſtehenden, ſondern in ſeinen Kern einzudringen und ihn von da

---

[1]) Außer dem Cataloge der Sanſkrit-Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek in Paris: Catalogue des manuscrits sanskrits de la bibliothèque impériale. Avec des notices du contenu de la plupart des ouvrages etc. Par A. Hamilton et L. Langlès. Par. 1807, gab er 1810 den Hitopadeça heraus, den Anfang einer grammatiſchen Analyſe deſſelben (ſ. Gildemeister Bibl. Sanscr. 365) und ein Verzeichniß grammatiſcher Kunſtausdrücke der Inder (ebdſ. 376).

[2]) vgl. Helmina von Chezy, Unvergeſſenes I. 268 und 250.

aus zu begreifen ſuchenden und darum eben ſchöpferiſchen Kritik, welche eines der bedeutendſten Momente der neueren deutſchen Wiſſenſchaft bildet, hatten ſchon damals durch ihre Betheiligung an allem, was zur Vertiefung, Umgeſtaltung und Entwickelung deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt von Einfluß war, ſo wie überhaupt durch die Extenſivität und Intenſivität ihrer wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Thätigkeit eine hervorragende Stellung im deutſchen Geiſtesleben gewonnen.

Sie waren geboren in Hannover: Auguſt Wilhelm den 5. September 1767 (geſtorben 12. März 1845 als Profeſſor des Sanſkrit in Bonn), Carl Wilhelm Friedrich den 10. März 1772 (geſtorben in Dresden 12. Januar 1829). Jener verbrachte ſeine ganze, dieſer einen Theil ſeiner Studienzeit in Göttingen, damals dem Hauptſitz der Geſchichte und Philologie. Später brachten beide Brüder längere Zeit zunächſt in Jena zu, der Stätte, an welcher ſich vorzugsweiſe die allgemeinen Anſchauungen bildeten, die die Hauptgrundlage der deutſchen wiſſenſchaftlichen Entwickelung werden ſollten, dann in Berlin, wo ſich ſchon damals ein vielſeitig entfaltetes nationales Leben zu geſtalten begann; beider Orten ſtanden ſie in nahen Beziehungen zu den bedeutendſten Männern auf dem Gebiete der Kunſt und Philoſophie und nahmen eben ſo ſehr anregend als angeregt eine einflußreiche Stellung ein.

Friedrich Schlegel, insbeſondre ausgezeichnet durch poetiſche Gaben und eine noch größere dichteriſche Empfänglichkeit, eine vielleicht zu ſehr überwiegende, aber für das, was in der Wiſſenſchaft Noth that, höchſt erſprießliche Richtung auf die Ergründung der im Menſchen und in den menſchlichen Complexen wirkenden Naturgewalten, verbunden mit einem philoſophiſchen Tiefſinn, der ihn nicht bei oberflächlicher Betrachtung des Spiels dieſer Kräfte ſtehen bleiben ließ, ſondern tiefer und tiefer zur Aufſuchung des Centrums derſelben trieb, dabei eine leicht bewegliche, nach den verſchiedenſten Seiten hin mit der Geſammtfülle

eines ungewöhnlich großen eben ſo wohl analytiſchen als ſynthetiſchen Talents zu wirken befähigte Natur, feurig, enthuſiaſtiſch, aller Tiefen ſeiner Mutterſprache mächtig, ſchien vom Schickſal beſtimmt zu ſein, gleichmäßig ein Muſter tiefſter Forſchung, vollendetſter Erkenntniß und wirkſamſter, zugleich glänzendſter Darſtellung auf deutſchem Boden werden zu ſollen. Wenn er dieſe Höhe nicht erreicht, die Hoffnungen zu einem nicht geringen Theil getäuſcht hat, zu welchen die großen intellectuellen Gaben, die ihm von der Natur verliehen waren, berechtigten, ſo mag die Schuld daran zu einem nicht geringen Grad in manchen Gefühlsrichtungen und Neigungen, auch dem Mangel eines ſtreng entwickelten Charakters liegen, welche die Wege durchkreuzten, die einer ſo hochbegabten Natur gewieſen zu ſein ſchienen; doch läßt ſich nicht verkennen, daß auch ſeine äußeren Lebensverhältniſſe, die ihn erſt dann zu einer gewiſſermaßen phyſiſchen Ruhe kommen ließen, als auch ſein abgehetzter Geiſt ermüdet war, viel dazu beitrugen, daß er ſelbſt das Ziel nicht erreichte, welches ihm trotz jener Mängel erreichbar geweſen wäre, ſo daß wir nicht umhin können, unſer Vaterland, deſſen Gleichgültigkeit gegen ſeine geiſtig begabteſten Söhne leider ſchon faſt ſprüchwörtlich geworden iſt, wenigſtens zum Theil dafür verantwortlich machen zu müſſen, daß ein ſolcher Baum nicht zu der Reife gelangte, nicht die Früchte zu tragen befähigt ward, zu denen der herrliche Blüthenkranz, welcher ihn geſchmückt hatte, die ſicherſte Ausſicht zu gewähren ſchien.

Zu der Zeit, als Fr. Schlegel nach Paris überſiedelte, fand ſeine und mehrerer ſeiner Freunde Aufmerkſamkeit auf die Geſtaltungen, in und aus denen ſich der Geiſt eines Volkes am eheſten erkennen laſſe, ihre Hauptnahrung in der Erforſchung der dichteriſchen Erzeugniſſe des Mittelalters. Dieſe bildete auch eine Hauptbeſchäftigung Schlegels während ſeines Aufenthaltes in Paris. Zugleich aber erlernte er auch Perſiſch und benutzte die ihm durch Al. Hamilton gebotene Gelegenheit, ſich des Sanſkrits

zu bemächtigen; bei letzterem hatte er nach Helmina von Chezy's Mittheilungen täglich drei Stunden[1]). Die Frucht dieser Studien legte er nieder in seiner Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde von Friedrich Schlegel. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. Heidelberg 1808. 8°. XVI. 324.

Dies kleine Werkchen hatte nicht die Eigenschaft, welche man sonst gewohnt ist, in den epochemachenden Werken deutschen Geistes zu finden. Es beruht auf einer für den ersten Anlauf genügenden, ja keineswegs gering zu achtenden, aber auch nichts weniger als gründlichen Kenntniß weder des Sanskrit, noch der vielen übrigen Sprachen, an welchen, mehr oder weniger eingehend, Schlegel seine Ideen und Gedanken entwickelte. Dafür aber hatte es Eigenschaften, welche man bis dahin selten in den Werken deutscher Gelehrten gefunden hatte: tiefsinnig, geist- und ideenreich, klar und anziehend geschrieben, besaß es durch Inhalt und Form alles, was dazu dienen konnte, die Aufmerksamkeit auf die darin besprochenen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt zu lenken, zu fesseln und in nahen und fernen Kreisen zu verbreiten. Mit ihm ist einerseits das Studium des Sanskrits in die deutsche — und damit erst wesentlich in die europäische — Wissenschaft eingeführt; andrerseits sind der Hauptsache nach auch schon die Gesichtspunkte theils hervorgehoben, theils angedeutet, durch welche es für Umgestaltung der Sprachwissenschaft von so großer Bedeutung ward.

Das Werkchen — denn so dürfen wir es nach dem Verhältniß seines eignen Umfangs zu dem Umfange dessen, was es in die Wissenschaft einführte, mit Recht nennen — zerfällt in drei Bücher, deren bloße Inhaltsangabe sogar zeigt, mit welchem prophetischen Blick schon Schlegel die reichen und vielseitigen Resultate dieses ihm und fast dem ganzen Europa ganz neuen

[1]) Helm. v. Chezy, Unvergessenes I. 270.

Gegenſtandes des Wiſſens zu erkennen und bis zu einem keineswegs geringen Grade hervorzuheben vermochte.

In dem erſten Buch überſchrieben 'von der Sprache' handelt er nicht bloß von der indiſchen Sprache überhaupt, ſondern auch von deren Verwandtſchaft in materieller und formeller Beziehung mit den jetzt indogermaniſch genannten, wird durch Betrachtung der Eigenthümlichkeiten derſelben zu einer morphologiſchen Claſſificirung der Sprachen geführt, ſelbſt zur Betrachtung des Urſprungs derſelben und der Gründe, aus welchen ſich die Verſchiedenheit der verwandten erklären laſſe.

Das zweite Buch, mit der Ueberſchrift 'Von der Philoſophie', beſpricht, außer Allgemeinem, das Syſtem der Seelenwanderung und Emanation, den aſtrologiſchen Aberglauben und wilden Naturdienſt, die Lehre von den zwei Principien und den Pantheismus.

Das dritte Buch, bezeichnet 'Hiſtoriſche Ideen', ſpricht vom Urſprung der Poeſie, von den älteſten Wanderungen der Völker, von den indiſchen Colonien und der indiſchen Verfaſſung, und ſchließlich von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt und deſſen Werth und Zweck.

Hinzugefügt ſind unter dem Titel 'Indiſche Gedichte' deutſche Ueberſetzungen aus dem Râmâyana, Manu's Geſetzbuch und dem Mahâbhârata. Die Sprache dieſer Ueberſetzungen iſt, wie ſich nicht anders von Friedrich Schlegel erwarten läßt, eine ganz ausgezeichnete, trotz dem, daß er es in dieſer erſten deutſchen Uebertragung ſogar ſchon verſucht hat, das epiſche Metrum des Sanſkrit nachzubilden und nicht ſelten mit ausgezeichnetem Glück.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß vieles, was in dieſer Bahn brechenden Schrift behauptet oder entwickelt iſt, irrig, falſch iſt, ja nicht ſelten ſelbſt unſer Lächeln erregt. Vergeſſen wir aber nicht, daß Schlegel den Weg gefunden und gewieſen hat, durch deſſen Verfolgung wir erſt ſo weit gelangt ſind, daß wir über manche Worte des Entdeckers und erſten Wegweiſers uns ein Lächeln erlauben dürfen.

In der That treten, neben den Mängeln dieses ersten Werkes über Sanskrit und die vollständige Umgestaltung der Sprachwissenschaft, so bedeutende Glanzpunkte in ihm hervor, daß jene dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt, ja fast vollständig überstrahlt werden. So war das, was Schlegel über die Wichtigkeit der 'grammatischen', oder, wie er S. 28 sich ausdrückt, 'inneren Structur' einer Sprache für die Erkenntniß der genealogischen Verhältnisse derselben sagt, noch nie vorher so klar, so eindringlich und so entschieden ausgesprochen worden. Der Gedanke, daß bei Vergleichung von Sprachen der grammatische Bau von Wichtigkeit sei, war zwar nicht neu, aber in den bisherigen linguistischen Arbeiten fast ohne allen Einfluß geblieben. Schlegel sprach ihn nicht bloß aus, sondern deutete auch seine Anwendung an und selbst seine Ergebnisse für eine genauere Einsicht in das Verhältniß verwandter Sprachen zu einander. Bei dieser Gelegenheit braucht er zuerst den Ausdruck 'vergleichende Grammatik', welchem in der Entwickelung der neueren Sprachwissenschaft eine so bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Doch ich will mir erlauben einiges einzelne hervorzuheben. Im zweiten Capitel des ersten Buches zeigt er durch materielle Vergleichungen, 'daß die Verwandtschaft (des Sanskrit mit der römischen und griechischen, sowie mit der germanischen und persischen Sprache) nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe...., sondern dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete' (S. 6 ff.) Die Beispiele sind, wenn gleich in einigen Fällen irrig, doch im Ganzen gut gewählt, so z. B. wird sskr. yûyon (wir schreiben jetzt yûyam) 'ihr' mit englisch you, sskr. shvopno (svapna) 'Schlaf' mit isländisch sveffn, sskr. lokote (lok-ate) 'er sieht' mit deutsch 'lugen', sskr. dodami dodasi dodati (wir schreiben jetzt und würden abtheilen da-dâ-mi, da-dâ-si, da-dâ-ti) 'ich gebe, du giebst, er giebt' mit griechisch δι-δω-μι, δι-δω-ς, δι-δω-σι, sskr. svon (wir schreiben sva-m) 'sein' im accus. sing. msc. und nom. und acc. sing. ntr. mit latei-

niſch suu-m, ſſkr. sva-n (svâ-m) acc. sing. fem. mit lat. sua-m verglichen u. ſ. w. Im dritten Capitel ſucht er die an die Spitze ſeines Werkes geſtellte irrige Behauptung zu erweiſen, daß das Sanſkrit unter ſeinen verwandten 'die ältere Sprache ſei, die andern aber jünger und aus ihm abgeleitet' (S. 3). Dieſe Behauptung, welche gewiſſermaßen jenſeits der Wahrheit liegt, konnte natürlich nicht erwieſen werden, die Beweiſe aber, welche er dafür geltend macht, ſtellen zunächſt im Weſentlichen feſt, was innerhalb der Wahrheit liegt und ſpäter mit immer größerer Beſtimmtheit hervortrat: daß das Sanſkrit unter ſeinen verwandten der Indogermaniſchen Urſprache im Allgemeinen am nächſten ſteht und deren Geſtalt im Ganzen treuer bewahrt hat, als die übrigen. Wichtiger aber iſt, daß bei dem Verſuch ſeine Behauptung zu beweiſen, die beiden Methoden, welche die bedeutendſten Träger der neueren Sprachwiſſenſchaft wurden: die vergleichende und hiſtoriſche, zum erſtenmal mit Entſchiedenheit geltend gemacht wurden.

'Jener entſcheidende Punkt', heißt es S. 28, 'der hier alles aufhellen wird, iſt die innre Structur der Sprachen, oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufſchlüſſe über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weiſe geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeſchichte Licht verbreitet hat'. Dann heißt es nach Betrachtung des grammatiſchen Verhältniſſes der perſiſchen Sprache zum Sanſkrit (S. 31): 'Es wäre zu wünſchen, daß jemand .... Unterſuchungen darüber anſtellte, wie die perſiſche Grammatik ehedem beſchaffen geweſen, ob ſie ſich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einſt der indiſchen und griechiſchen noch ähnlicher war, als ſie es jetzt iſt. Dieß würde mehr Aufſchluß und Beſtätigung geben als eine noch ſo große Anzahl übereinſtimmender Wurzeln'. Noch entſchiedener drückt er ſich in dieſer Beziehung S. 41 aus, wo es heißt, 'wenn man die Sprache wiſſenſchaftlich, d. h. durchaus hiſtoriſch betrachten will'. Endlich S. 60: 'Es würden die

Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen seyn, oder eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkürlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte'.

Aus seinen grammatischen Vergleichungen einzelnes anzuführen, möchte jetzt kaum mehr der Mühe werth sein, dagegen erlaube ich mir eine vergleichende Bemerkung von allgemeinerer Bedeutung hervorzuheben, welche zeigt, wie umfassend sein Blick war. Nachdem er bemerkt, daß die älteren Phasen des Deutschen: das Gothische, Angelsächsische, Altnordische sich in ihrem grammatischen Bau dem Sanskrit mehr nähern, als die heutigen, heißt es S. 34: 'Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser älteren Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber hier im Ganzen das Princip der neueren Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämmtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Sanskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Erscheinung zu erklären'. S. 40 bemerkt er, daß das 'Griechische und Römische.... in einigen Punkten durch die Beihülfe der Präpositionen (er hätte auch den griechischen Artikel und die vielen Denominative erwähnen können) schon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden'.

In dem vierten Capitel ist der Versuch, alle Sprachen unter zwei Hauptrubriken zu classificiren, bemerkenswerth; hier tritt die Bedeutung, welche er auf die Determination der substantiellen Bedeutung eines Wortes durch (grammatische) Nebenbestimmungen mit andern Worten: auf den formativen Charakter einer Sprache,

legt, am aller beſtimmteſten hervor. 'Entweder', heißt es da S. 45, 'werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellauts angezeigt; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen'. Seine unklaren oder vielmehr unrichtigen Vorſtellungen über das Weſen und die Entſtehung der Flexion[1]) einerſeits, ſo wie die Vermiſchung der formloſen und agglutinirenden Sprachen, führen zwar ſchon bei der etwas tumultuariſchen Anwendung dieſes Princips zu unrichtiger Vertheilung, doch war es immer ein höchſt bedeutender Gedanke und iſt der Keim[2]) geblieben, an welchen ſich faſt alle

[1]) Man vergleiche z. B. S. 41. 'Im Griechiſchen kann man noch wenigſtens einen Anſchein von Möglichkeit finden, als wären die Bildungsſylben aus in das Wort verſchmolzenen Partikeln und Hülfsworten urſprünglich entſtanden . . . beim Indiſchen aber verſchwindet vollends der letzte Schein einer ſolchen Möglichkeit und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organiſch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen ſeinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechaniſch durch angehängte Worte und Partikeln zuſammengeſetzt ſei'; ſiehe auch S. 50 und Bopp, Vergleichende Grammatik § 108.

[2]) Selbſt in der Claſſification, welche A. W. von Schlegel daraus herleitete, iſt ſie nur als Keim zu betrachten und es iſt eine anerkennenswerthe Selbſtentſagung, die wohl nur ihren Grund in brüderlicher Liebe hat, wenn August Wilhelm ſeine Claſſification ſeinem Bruder Friedrich zuſchreibt. Seine Worte in dieſer Beziehung ſind Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818 S. 85, 6. Cette classification fondamentale des langues a été développée par mon frère. Allein ſtatt der Zweitheilung ſeines Bruders hat er die ſeitdem vielfach benutzte, weſentlich modificirte und näher beſtimmte Dreitheilung: Les langues qui sont parlées encore aujourd'hui et qui ont été parlées jadis chez les différens peuples de notre globe, se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes et

bisherigen Claſſificirungsverſuche angeſchloſſen haben. Auch entſprießen ihm ſchon bei Schlegel ſelbſt geniale und tiefſinnige Anſchauungen, deren Richtigkeit durch die erſt ſpäter eingetretenen gründ-

---

les langues à inflexions (ebdſ. S. 14). Auch iſt in den flectirenden Sprachen wenigſtens theilweis die Bildung durch Affixe anerkannt; denn ob man ſie des syllabes dérivatives oder Affixe nennt, iſt für die Sache ſelbſt von keiner Erheblichkeit; den einzigen Unterſchied, den er zwiſchen den Affix-Sprachen und den flectirenden in Bezug auf die Derivationselemente noch feſthält, iſt, daß in jenen die Bildungselemente noch iſolirt erſcheinen und einen vollen Sinn enthalten, beides aber in dieſen nicht der Fall ſei. Die ſeitdem genauer geführten und tiefer eindringenden Unterſuchungen haben gezeigt, daß letztere Annahme für die älteren Zuſtände der indogermaniſchen Sprachen nicht berechtigt iſt, daß ſich von ſehr vielen Derivationselementen mit Beſtimmtheit nachweiſen läßt, daß ſie einſt auch in ihnen iſolirt und mit ſelbſtſtändiger Bedeutung exiſtirten. Eben ſo gibt es umgekehrt in den Affix-Sprachen Derivationselemente in Fülle, die in ihnen nicht mehr iſolirt und mit ſelbſtſtändiger Bedeutung erſcheinen. Auf jeden Fall bezeichnete aber A. W. v. Schlegels nähere Beſtimmung einen bedeutenden Fortſchritt in der Morphologie der Sprachen und ich erlaube mir deßhalb das Weſentliche derſelben noch beizufügen; es findet ſich S. 14 ff.: Les langues de la première classe n'ont qu'une seule espèce de mots, incapables de recevoir aucun développement ni aucune modification. On pourrait dire que tous les mots y sont des racines, mais des racines stériles qui ne produisent ni plantes ni arbres. Il n'y a dans ces langues ni declinaisons, ni conjugaisons, ni mots dérivés, ni mots composés autrement que par simple juxta-position u. ſ. w. Als Beiſpiel wird das Chineſiſche gegeben. Dann heißt es in Bezug auf die Affix-Sprachen (S 15): Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les idées accessoires et les rapports, en s'attachant à d'autres mots, mais que, pris isolément, ils renferment encore un sens complet . . . . Dann über die flectirenden Sprachen: On pourroit les appeler les langues organiques, parce qu'elles renferment un principe vivant de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde. Le merveilleux artifice de ces langues est de former une immense variété de mots et de marquer la liaison des idées que ces mots désignent, moyennant un assez petit nombre de syllabes qui, considérées séparément, n'ont point de signification, mais qui déterminent avec précision le sens du mot auquel elles sont jointes. En modifiant les lettres radicales, et en ajoutant aux racines des syllabes dérivatives on forme des mots dérivés de diverses espèces et des dérivés des dérivés u. ſ. w.

licheren Forſchungen zum Theil vollſtändig beſtätigt wurden. Der Art iſt z. B. was er über die amerikaniſchen Sprachen S. 50 und 56 ff. ſagt; auch die Bemerkung über die agglutinirenden Sprachen 'der ſcheinbare Reichthum iſt im Grunde Armuth u. ſ. w.' (S. 52) wird im Weſentlichen als richtig anzuerkennen ſein.

Doch es würde, trotz der Bedeutung dieſes Buches, mehr Raum einnehmen, als billig wäre, wenn ich noch mehr der vielen ſchönen Stellen hervorheben wollte, durch welche es zu den Studien lockte, die es in Deutſchland hervorzurufen beſtimmt war. Was für die Wiſſenſchaft darin bedeutend war, iſt in ſie in viel beſtimmterer Form aufgenommen; das nicht wenige irrige theils widerlegt, theils ſtillſchweigend fallen gelaſſen. Erlauben wir uns nur noch, die Hauptreſultate desſelben für Sprache zuſammenzufaſſen, wie ſie Schlegel ſelbſt im erſten Capitel des erſten Buches hinſtellt. Die nächſte Verwandtſchaft hat danach das Sanſkrit mit dem Lateiniſchen und Griechiſchen, ſo wie der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Sie erſtreckt ſich auf die Wurzeln und die innerſte Structur und Grammatik. Mit Armeniſch, Slaviſch, Celtiſch iſt die Verwandtſchaft — wenigſtens im Verhältniß zu der zuerſt hervorgehobenen — gering, doch nicht zu überſehen, da ſie ſich ſelbſt noch wenigſtens in einigen grammatiſchen Formen kund giebt. In der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten dürften ſich, ſo wie in der koptiſchen noch indiſche Wurzeln genug finden. Die Grammatik dieſer Sprachen iſt, ſo wie auch die baskiſche, grundverſchieden von der indiſchen. Die übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen haben mit der indiſchen Familie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft.

Mit Recht, nicht von Bruderliebe verblendet, ſagt Aug. Wilh. v. Schlegel im Jahre 1815 in dem erſten Artikel, welchen er ſelbſt in Bezug auf das Sanſkrit veröffentlichte[1]): 'Wir kennen

[1]) Heidelberger Jahrbücher 1815 nr. 56 in 'Sämmtliche Werke' XII. 487.

noch kein andres Buch, worin die etymologischen, historischen und philosophischen Gesichtspunkte dieser Forschung so weit umfassend und tief eindringend aufgestellt wären, als in Friedrich Schlegel's Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier'. Dennoch — wenn man betrachtet, was darauf folgte, was nach ihm auf dem Gebiete geleistet ist, auf welches die Aufmerksamkeit in großartiger Weise von ihm gelenkt ward — muß man sich darauf beschränken, es, trotz seines hohen Werths für seine Zeit, als ein glänzendes Programm, als eine brillante Ouverture zu bezeichnen. In der That zeigt Schlegel darin den Werth des Sanskritstudiums an und für sich und seine Bedeutung für die Sprachwissenschaft; er deutet die vergleichende und historische Methode an, deren diese sich zu bedienen habe und skizzirt die Resultate, welche für die tiefere Erforschung der mit dem Sanskrit genealogisch verwandten Sprachen, so wie für das Verhältniß der Sprachfamilien zu einander und für Sprache im Allgemeinen vom Sanskrit und den daran sich knüpfenden Sprachstudien erwartet werden dürfen. Allein es ist zu viel gesagt, wenn A. W. v. Schlegel an der angeführten Stelle in Bezug auf diese Schrift hinzufügt: 'Dieß bleibt für uns der Grundstein des Gebäudes'. Mit bei weitem größeren Recht kann man es den Plan, den Umriß des Gebäudes nennen. Den Grundstein eines Gebäudes zu legen ist eine mehr handwerksmäßige Thätigkeit. Selten nur wird sie denen gelingen, in denen der Geist der Wissenschaft zu eng mit dem der Kunst verknüpft, von einer allzu umfassenden Genialität beherrscht und fast erdrückt wird. Für sie bedarf es mehr der Einseitigkeit, der Selbstbeschränkungsfähigkeit des Berufs, des Handwerks im besten Sinne.

IV.

Franz Bopp's erſtes Auftreten.

Franz Bopp, geboren in Mainz den 14. September 1791, dann mit ſeinen Aeltern, welche dem Hof des Kurfürſten von Mainz gefolgt waren, nach Aſchaffenburg übergeſiedelt, zeigte ſchon beim Beſuch der dortigen Lehranſtalten eine beſondere Neigung zu Sprachſtudien, keineswegs in Folge einer hervorragenden Anlage zu Sprachfertigkeit, ſondern, wie K. J. Windiſchmann, welcher ihm von früher Jugend an eine lebhafte Theilnahme gewidmet hatte, in der Vorrede zu deſſen erſtem Buche ausdrücklich hervorhebt: 'ſogleich vom Anbeginn mit der Abſicht, auf dieſem Wege in das Geheimniß des menſchlichen Geiſtes einzudringen und demſelben etwas von ſeiner Natur und ſeinen Geſetzen abzugewinnen'[1]). Fr. Schlegel's Werk hatte zwar überhaupt und in den weiteſten Kreiſen des gebildeten und gelehrten Deutſchlands gewirkt, beſonders aber in dem engen Kreiſe ſeiner Freunde, der ſogenannten Romantiker, gezündet, welche nach den bis dahin veröffentlichten Mittheilungen über Alter und Inhalt der indiſchen Religion und Philoſophie für die myſtiſche Seite ihrer Beſtrebungen, die ſchon in den bekannteren Literaturen des Orients Nahrung gefunden hatte, von dem Studium des Sanſkrits und ſeiner Literatur die entſcheidendſte Förderung und Hülfe erwarteten. Dieſer Richtung gehörte insbeſondre Windiſchmann an, ein Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit, Arzt und Philoſoph[2]), von nicht geringen Verdienſten um die Geſchichte der Philoſophie, aber befangen in den Beſtrebungen, welche, theilweis — und er

[1]) K. J. Windiſchmann in den Vorerinnerungen zu 'Franz Bopp über das Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache u. ſ. w.' Frankfurt 1816. S. IV.

[2]) Insbeſondre berühmt durch ſein Werk 'Die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte', in welchem auch der indiſchen Philoſophie eine bedeutendere Stellung eingeräumt ward, als vor ihm der Fall war.

ſelbſt ſicherlich — in redlichem Irrthum, Licht in der Finſterniß, lautere Wahrheit in trüben Quellen ſuchen. Seinem Einfluß werden wir es wohl wenigſtens zum Theil zu verdanken haben, daß Bopp's Neigung und geniale Anlage zur Sprachforſchung ſich nicht auf die Sprachen beſchränkte, welche die Hauptgegenſtände des Sprachſtudiums in der damaligen Zeit bildeten, daß ſich ſein Blick vielmehr ſchon in früher Jugend auf die Erwerbung der Kenntniß des Sanſkrits richtete. Damit war aber auch der Einfluß der romantiſchen Richtung auf Bopp zu Ende. Sein klarer Blick, ſein genialer Inſtinkt für die Grenzen des Erkennbaren, hielt ihn frei von allen jenen Verirrungen der Romantiker, welche ſo vielen Schaden und Unheil brachten und drohten, daß ihre große Verdienſte darüber faſt ganz in Vergeſſenheit geriethen. Sein Beiſpiel wirkte auch auf ſeine Schüler, und wenn wir mit Dank anerkennen müſſen, daß das Sanſkritſtudium und alles was ſich daran knüpft, weſentlich jener aufwühlenden Neuerung der Romantiker, ihrem Beſtreben, in die eigenſte Natur jedes Nationalweſens einzudringen, ſeine Entſtehung in Deutſchland verdankt, ſo dürfen wir doch freudig hinzufügen, daß weder bei Bopp noch bei irgend einem der bedeutenderen Nachfolger auf dieſen Gebieten jene Verſchwommenheit, Nebelhaftigkeit, Verfinſterungsſucht hervortritt, welche die Nachtſeite der romantiſchen Richtung bilden.

Im Jahre 1812 ging Bopp nach Paris, um ſich daſelbſt mit den orientaliſchen Sprachen und insbeſondre dem Sanſkrit zu beſchäftigen. Hier hatte ſich ſeit mehreren Jahren Chézy dem Studium des letzteren gewidmet, und wurde während Bopp's Aufenthalt daſelbſt, 1814, zum Profeſſor desſelben am Collège de France ernannt[1]). Da Windiſchmann in der Vorrede zu Bopp's erſtem Buche ihn nicht ausdrücklich unter den Pariſer Gelehrten erwähnt, denen Bopp für Förderung ſeiner Studien

[1]) A. W. v. Schlegel Sämmtliche Werke XII. 427.

verpflichtet ſei, auch Bopp ſelbſt in der Vorrede zu ſeiner erſten Ausgabe des Nala (London 1819 p. III.) bemerkt, daß er Sanſkrit ohne Hülfe eines Lehrers erlernt habe, ſo beruht Helmina von Chezy's Behauptung [1]), daß er ihres Mannes Unterricht genoſſen habe, ſicherlich auf einem Irrthume. Im Jahre 1815 unterſtützte er ſchon Auguſt Wilhelm von Schlegel bei ſeinen Studien des Sanſkrit, wie ſich aus einem in Paris geſchriebenen Briefe des letzteren vom 4. Februar dieſes Jahres an ſeinen Freund Favre in Genf ergiebt. Hier heißt es [2]): Mais figurez-vous cet enfentillage à mon âge? je n'ai pu résister au désir d'apprendre la langue sanscrite; j'étais ennuyé de ne savoir que des langues que tout le monde sait et me voilà depuis deux mois écolier zélé des Brahmes. Je commence à débrouiller assez facilement les caractères; je m'oriente dans la grammaire, et je lis même déjà, avec le secours d'un Allemand, que j'ai trouvé ici, l'Homère de l'Inde, Valmiki. Il m'est trop incommode de suivre le cours de Mr. Chézy, mais je le consulte sur la marche à prendre. Enfin, j'espère avancer assez pour continuer cette étude à moi seul, pendant le loisir de la vie de campagne. On a beaucoup de difficulté de se procurer les livres nécessaires. Il y a encore peu de choses imprimées dans la langue originale en Angleterre, et les livres publiés aux Grandes-Indes, outre qu'ils sont d'une cherté excessive, ne se trouvent presque point. Cependant je m'en suis procuré quelques-uns, et j'attends un envoi de Londres. Voilà mes confessions en fait de folies érudites. Mme de Staël (bei welcher ſich Schlegel damals aufhielt) dit que c'est par paresse

[1]) Unvergeſſenes II. 64.

[2]) In Mélanges d'histoire littéraire par Guillaume Favre, avec des lettres inédites d'Aug.-Guillaume Schlegel et d'Angelo Mai . . . publiés par J. Adert. Genève 1856, Tome I. p LXXVI.

que j'étudie tout celà. Ich habe diese Stelle ganz mitgetheilt, da sie uns zugleich über die Anfänge von A. W. v. Schlegel's Beschäftigung mit dem Sanskrit unterrichtet[1]). Der Deutsche, welcher ihm Hilfe leistete, ist natürlich niemand sonst als Bopp, (vergl. Indische Bibliothek. I. S. 8). In demselben Jahre gedenkt Schlegel desselben in seiner schon erwähnten Anzeige von Chézy's Yadjnadatta-Badha[2]) mit den Worten: 'Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein ebenso fleißiger als bescheidener Forscher, hält sich seit mehreren Jahren mit königlich baierischer Unterstützung in Paris auf, und hat neben seiner Kenntniß andrer Morgenländischer Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrita gemacht.'

Damit war der Schöpfer der vergleichenden Grammatik in ehrenvoller Weise seinem Vaterlande angekündigt und ehe noch ein halbes Jahr verging, trat er mit seinem ersten Werke auf, welches theils den Keim, theils schon die Resultate selbst in seinem Schooße trug, zu deren weiterer Entwickelung eine darauf folgende mehr als fünfzigjährige literarische und Lehr-Thätigkeit des Verfassers die bedeutendsten Ergänzungen liefern sollte.

Es ist dieß das schon erwähnte Buch, welches in seiner im wahrhaften Sinne des Wortes epochemachenden Wichtigkeit es wohl verdient hat, mit seinem vollen Titel hier aufgeführt zu werden. Er lautet: 'Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Uebersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Veda's. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet

---

[1]) Beiläufig bemerke ich die übrigen Stellen dieses Briefwechsels, in denen Schlegel seiner indischen Studien erwähnt; sie finden sich p. LXXVIII. LXXXVI. XCIX und C. CI und CVIII.

[2]) In 'Sämmtliche Werke' XII, S. 437.

von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt am Main, in der Andreäischen Buchhandlung. 1816 8°. XXXXVI. 312.'

Abgesehen von den Vorerinnerungen, welche XXXXVI Seiten umfassen, zerfällt das Werk, darin dem von Friedrich Schlegel nicht unähnlich, in einen Theil, welcher sich auf das sprachliche Verhältniß des Sanskrit zu andern Sprachen bezieht, und in einen andern, welcher den literarischen Erzeugnissen des Sanskrit an und für sich gewidmet ist. Der letztere Theil, welcher etwa die Hälfte des Buches umfaßt und theilweis nicht von Bopp selbst herrührt, kann füglich übergangen werden; ich bemerke nur, daß auch hier wie bei Fr. Schlegel der Versuch gemacht ist, selbst das indische Metrum in der Uebersetzung nachzubilden, aber mit viel geringerem Glück. So sehr bei Bopp auch das Bestreben anzuerkennen ist, die Werke der indischen Literatur auch der Form nach unsrer Muttersprache anzueignen, so muß doch zugestanden werden, daß ihm die Natur die dazu nöthigen Gaben nur in geringem Grade verliehen hatte; er scheint dieß später auch selbst gefühlt zu haben; wenigstens ist die Zahl seiner Uebersetzungen gering geblieben und hörte mit der des 'Nalas und Damajanti' (1838) ganz auf.

Der Schwerpunkt dieses Werkes liegt in dem ersten Theil, in welchem trotz großer Mängel, dennoch mit voller Bestimmtheit die Aufgabe hervortritt, deren Lösung die Hauptthätigkeit des Verfassers fortan bilden sollte: nämlich vermittelst vergleichender und historischer Untersuchungen die Entstehung der grammatischen Formen in den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen zu erforschen. Damit war die Sprachvergleichung, welche bis dahin fast nur von ethnologischem oder ethnographischem Nutzen gewesen war, für die Sprache und Sprachen selbst aber so gut wie gar keine Frucht getragen hatte, auf einmal zu einem der wichtigsten und fruchtbarsten Theile, ja zum eigentlichen Mittelpunkt der Sprachwissenschaft geworden. Ein Moment, von welchem noch 1809 in Adelungs Mithridates II. 169 gesagt war: 'Allein die

Zeit dieser ersten Verwandtschaft' (des Germanischen mit dem Griechischen, Persischen u. s. w.) 'liegt so weit außer den Grenzen aller Geschichte, und fällt noch so tief in die Dunkelheit ihres ersten Stammsitzes in Asien, daß weder der Sprach- noch Geschichtforscher einen andern Gebrauch davon machen kann, als diesen gemeinschaftlichen Ursprung überhaupt anzuerkennen' — ward auf einmal durch die geniale Weise, in welcher Bopp davon Gebrauch machte, nicht bloß für den Sprachforscher das Wichtigste, sondern erhielt im Lauf seiner weiteren Entwickelung selbst für den Geschichtsforscher eine hohe Bedeutung.

Der Aufgabe, welche sich Bopp in diesem seinem Erstlingswerk gestellt hatte, ist er sich auch, wie aus mehreren Stellen hervorgeht, vollständig bewußt; so heißt es z. B. S. 12 'Da ich mich aber in meinen Behauptungen nie auf fremde Autorität stützen kann, indem bisher noch nichts über den Ursprung der grammatischen Formen geschrieben worden . . . .' und gegen den Schluß des Buches S. 137: 'Mir konnte bei meinem Streben, den Grund und Ursprung der grammatischen Formen derjenigen Sprachen zu erklären, die mit dem Sanskrit in engster Verwandtschaft stehen . . . .' Die Lösung dieser Aufgabe wird hier an dem eigentlichen Kern der indogermanischen Sprachen: dem Verbum versucht, und zwar speciell am Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Germanischen und Persischen. Danach zerfällt das Ganze in fünf Kapitel und einen Nachtrag. Das erste Kapitel handelt über Zeitwörter im Allgemeinen, die drei folgenden der Reihe nach über die altindische, griechische und lateinische, das fünfte über die germanische und persische Conjugation.

Ein Glück war es, daß zu der Zeit, als das Werk erschien, wohl Niemand in Europa — außer etwa Colebrooke und Wilkins, welche aber kein Deutsch verstanden — im Stande war, über die Kenntniß des Sanskrit, welche Bopp bei der Abfassung

deſſelben zu Gebote ſtand, ein Urtheil zu fällen. Gewiß verſtand Bopp ſchon damals hinlänglich Sanſkrit, um die Sprachformen, wie ſie ihm bei der Lectüre entgegentraten, richtig zu erkennen, aber zwiſchen dem Erkennen und Reproduciren derſelben liegt zumal im Sanſkrit — und zwar vorzugsweiſe, aber keineswegs allein, wegen der nicht unbeträchtlichen Anzahl phonetiſcher Geſetze, welche in letzterem Falle anzuwenden ſind — eine ganz außerordentlich breite Kluft. Dieſe hatte Bopp, wie eine zumal für den Umfang des dem Sanſkrit gewidmeten Kapitels verhältnißmäßig große Zahl von Fehlern zeigt[1]), noch nicht zu überſchreiten vermocht und bei der Neigung derer, welche weiter nichts wiſſen, als was ſie erlernt haben, die zu verfolgen, denen das Erlernte nur als Material zu höheren daraus vermittelſt der eigenen Geiſteskraft abzuleitenden Entwickelungen dient, würden

[1]) Bopp iſt von dem irdiſchen Schauplatz, auf welchem ihm eines der glänzendſten Looſe zu Theil ward, abgetreten und es ſchadet ſeinem Ruhme nichts, wenn ich einige der auffallendſten Fehler hier berühre. Es wird dieß hoffentlich nicht dazu dienen, dem Leichtſinn bei wiſſenſchaftlichen Arbeiten eine Entſchuldigung zu gewähren, wohl aber vielleicht dazu, unſer Urtheil über manche Erſcheinungen zu mildern. Jeder, der ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt, iſt der Gefahr ausgeſetzt, ſich Blößen der mannigfachſten Art zu geben und vielleicht ſind es diejenigen am meiſten, deren Blick am weiteſten reicht. Je enger und begränzter dagegen der Blick, deſto leichter läßt ſich der Boden, auf welchem man ſich bewegt, überſchauen; einem ſolchen Blick aber wird die Erweiterung einer Wiſſenſchaft nur in den ſeltenſten Fällen verdankt. Ja man könnte faſt den Unterſchied ziehen: die Dii majorum gentium der Wiſſenſchaft machen Fehler, aber keine Dummheiten; die Dii minorum gentium ſelten Fehler, aber deſto häufiger Dummheiten. Laſſen wir jetzt einige dieſer Fehler folgen: S. 29 ff. wird als Charakteriſtikum des zweiten Futur ſtets syà mit langem ſtatt kurzem a aufgeſtellt; nach S. 31 ſoll das Perfect von as (àsa u. ſ. w.) nicht iſolirt, ſondern nur in der Bildung des periphraſtiſchen Perfect vorkommen. S. 35 iſt in der Bildung des 1. Singular des Atmanepada von vyati-as und tan vieles falſch. S. 54 wird nàmà als hinteres Glied eines Compoſitum für Inſtrumental ſtatt Nominativ genommen; S. 66 werden die unmöglichen Formen ataupsas, ataupsat von tup gebildet; S. 69 datàh (wohl Druckfehler für dàtah) ſtatt dattah, Ptcp. Pf. Paſſ. von dà 'geben'.

die Blößen, welche er sich gab, auf eine Weise benutzt sein, die ihm vielleicht das Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn ganz verleidet hätte. Man würde einem Manne, der auf dem Gebiete, welches die Hauptgrundlage seiner Forschungen bildete, solche Blößen zeigte, wahrscheinlich die Berechtigung abgesprochen haben, über Gegenstände, welche er so wenig kenne, auch nur mitzusprechen und schwerlich irgend eine Notiz davon genommen haben, daß diese Fehler den großartigen Entdeckungen, welche das Buch enthielt, fast nirgends erheblichen Eintrag thaten. Diese Hemmung, welche, wenn die Kenntniß des Sanskrit schon weiter entwickelt und verbreitet gewesen wäre, ihm höchst wahrscheinlich in den Weg getreten wäre, wurde ihm glücklicherweise erspart. Es wurde ihm vergönnt, seine Fehler selbst zu verbessern und die Forschungen, welche er mit so glänzenden Entdeckungen begann, im Wesentlichen unter den günstigsten Umständen einem hohen Ziele entgegenzuführen.

Von den glänzenden Entdeckungen in Bezug auf die Entstehung der Verbalformen der indogermanischen Sprachen erlaube ich mir folgende hervorzuheben. Zunächst erkannte er, daß mehrere derselben durch Zusammensetzung mit dem Verbum substantivum gebildet sind und dieß zu zeigen war einer der Hauptzwecke seiner Arbeit (vgl. S. 8); so erklärte er den Aorist, in welchem sich ein formatives s zeigt (S. 18), das zweite Futurum (S. 30) und den Precativ. S. 16. 17 zeigt er, daß die Präteritalbedeutung des Imperfect nur in dem Augment ihren Exponenten habe, nicht in den Endungen. S. 27 vergleicht er das lateinische Particip des Futur z. B. daturu(s) mit dem Nomen, welches im Sanskrit zur Bildung des ersten oder periphrastischen Futur dient, z. B. dâtar. S. 61 erkennt er die Uebereinstimmung griechischer Präsensthemen mit sanskritischen, vergleicht die auf ε (α oder) ο mit den sanskritischen auf a, die reduplicirten wie δι-δω von δω mit den entsprechenden sanskritischen wie dadâ von dâ, die auf νυ wie ϱηγ-νυ mit den sskr. auf nu wie su-nu u. s. w. S. 67

ahnt er, daß die griechiſchen Futura wie ἐσσοῦ-μαι den ſſkr. mit dem Charakteriſtikum sya am nächſten ſtehen[1]). S. 84 erkennt er die Formen des Infinitiv auf μεναι als die primären. S. 90 vergleicht er den lateiniſchen Conjunctiv sim für siem mit dem ſſkr. Potential syâm. S. 96 erkennt er, daß die lateiniſche Endung des Imperfects bam u. ſ. w., ſo wie die des Futur bo u. ſ. w. auf dem Verbum fu = ſſkr. bhû beruhen und in ähnlicher Weiſe zur Bildung dieſer Verbalformen dienen, wie im Sanſkrit und Griechiſchen Formen des gleichbedeutenden Verbum ſubſtantivum. S. 103 weiſt er die Entſtehung des lateiniſchen Paſſivs aus der Zuſammenſetzung der entſprechenden Activform mit dem Pronomen reflexivum nach. S. 107 erkennt er die Endung der 2. Perſon Plur. Paſſiv auf mini als Reflex des Plurals eines Participii Medii, welches dem griechiſchen auf μενο entſprach. S. 151 endlich entdeckt er, daß das ſchwache Präteritum des Gothiſchen (in Pl. 1. auf dêdum, 2. dêduþ, 3. dêdun) durch Zuſammenſetzung mit dem Präteritum eines Verbum, welches 'thun' bedeutet, entſtanden ſei[2]).

Mit dieſen Entdeckungen war im Weſentlichen — in den Hauptpunkten — feſtgeſtellt, daß die grammatiſchen Formen der indogermaniſchen Sprachen — ihre Flexion — auf dem Wege der Zuſammenſetzung entſtanden ſind, daß der Unterſchied zwiſchen ihnen und den durch Affixe grammatiſche Formen bildenden Sprachen weit entfernt ſei ein ſolcher zu ſein, wie ihn Friedrich von Schlegel hingeſtellt hatte.

Neben dieſen generellen und ſpeciellen Entdeckungen trat in dieſem Werkchen zugleich eine verhältnißmäßige Fülle von feinen Beobachtungen und Bemerkungen, vor allen aber neben der Neuheit zugleich eine ſolche Sicherheit der grammatiſchen Methode,

---

[1]) vgl. Ahrens de dialecto Dorica, p. 287.

[2]) vgl. jetzt darüber Bopp in der Vergleichenden Grammatik 2. Aufl. II. S. 503 ff. § 620—622.

eine ſo außerordentliche Gabe grammatiſcher Combination hervor, daß hier eine ganz beſondere Begabung für Forſchungen dieſer Art anzuerkennen war, eine Begabung, welche um alle die Früchte zu ſpenden, die man von ihr zu erwarten berechtigt ſein durfte, nichts weiter mehr nöthig hatte, als ſich aller Hülfsmittel und alles Materials zu bemächtigen, die zu ihrer Verwerthung dienen konnten. Dazu war vor allem eine gründliche Kenntniß des Sanſkrits und nächſtdem ihre Verbreitung in größren Kreiſen nöthig, damit an dieſen Forſchungen auch Männer von mehr oder minder verſchiedenen Geiſtesgaben Antheil zu nehmen vermöchten.

V.

Indiſche Philologie in Deutſchland.

Wir haben ſchon oben[1]) geſehen, daß etwa ſeit 1814 auch Auguſt Wilhelm von Schlegel angefangen hatte, ſich mit Sanſkrit zu beſchäftigen. War er auch ſeinem Bruder Friedrich weder an Umfang noch Tiefe des Geiſtes zu vergleichen, ſo beſaß er doch dieſelbe ja eine noch höhere Empfänglichkeit für urſprünglich fremdartiges, nationell verſchiedenes und die Fähigkeit, ſich ganz hinein zu verſetzen und es ſich und ſeiner Nazionalität in einer wahrhaft genialen Weiſe anzueignen. Dabei war er, gebildet in der Schule der claſſiſchen Philologie, ein durch und durch geſchulter Philolog, der die Entwickelungen, welche grade auf dieſem Gebiete insbeſondre durch Fr. A. Wolf, Gottfr. Hermann, Imm. Becker u. aa. eingetreten waren, mit lebendiger Theilnahme verfolgt und ſelbſt durch Arbeiten der höheren Kritik u. aa. nicht wenig gefördert hatte. Dazu kamen noch reiche und vielſeitige Kenntniſſe, eine außerordentliche Klarheit des Denkens und Urtheils,

[1]) S. 372.

in welcher er seinen Bruder weit überragte und eine wunderbare Meisterschaft im Gebrauch nicht bloß der Muttersprache, sondern auch des Latein und einiger neuerer Sprachen.

Schon im Jahre 1815 hatte er eine Anzeige über eine Sanskritarbeit von Chezy veröffentlicht[1]), in welcher er nach kurzer Charakterisirung der englischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrit die Nothwendigkeit einer philologischen Bearbeitung der Sanskritwerke hervorhebt[2]) und den Deutschen 'einen besonderen Beruf' zuspricht, 'die indischen Alterthümer zu ergründen'[3]).

An die im Jahre 1818 gegründete Universität in Bonn berufen, widmete er sich fortan vorzugsweise der Einbürgerung dieses Wissenszweigs in die deutsche Wissenschaft und eröffnete diese Thätigkeit schon im Jahre 1819 durch einen sehr anregenden Aufsatz 'Ueber den gegenwärtigen Zustand der indischen Philologie'[4]). Hier heißt es sogleich S. 8: 'Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen'. Dieses Glück ist ihm im hohen Grade zu Theil geworden. Seine hohe Stellung als Gelehrter und durch ganz Europa auf sehr verschiedenen Gebieten anerkannter Schriftsteller trug nicht wenig dazu bei, daß sich insbesondre die preußische Regierung die Förderung dieser Studien angelegen sein ließ und sie durch Anschaffung von Sanskrittypen — schon im Jahre 1819 — und durch Anstellung von Lehrkräften an ihren Universitäten bethätigte; sein Wort, Beispiel und Unterricht führte ihnen mehrere der bedeutendsten Männer

---

[1]) In den Heidelberger Jahrbüchern, abgedruckt in 'sämmtliche Werke' XII, 427 ff.

[2]) a. a. O. 436.

[3]) ebds. S. 437.

[4]) Zuerst erschienen im '2. Heft des Jahrbuchs der preußischen Rhein-Universität', und ins Französische übersetzt in der Bibliothèque universelle und in der Revue encyclopédique; wieder abgedruckt in dem 1. Heft der Indischen Bibliothek 1820 S. 1—27.

zu, vor allen ſeinen großen Schüler, Chriſtian Laſſen, und ſeine eigne ſchriftſtelleriſche Thätigkeit lieferte die erſten Muſter einer philologiſchen Behandlung von Sanſkrittexten. Müſſen wir Franz Bopp den hohen Ruhm zuerkennen, auf dem Grunde des Sanſkrits die neuere Sprachwiſſenſchaft geſchaffen und bis zu einem hohen Grade entwickelt zu haben, ſo dürfen wir A. W. v. Schlegel den wenn gleich geringeren, doch in ſeinen Folgen kaum minder bedeutenden zuſchreiben, den Grund zu einer altindiſchen Philologie gelegt zu haben.

Mit begeiſterten Worten macht er auf die hohe Bedeutung der Sanſkritſtudien aufmerkſam, z. B. (S. 4): 'Es iſt hier nicht der Ort, umſtändlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebniſſe die Kenntniß des Sanſkrit und das Verſtändniß der darin abgefaßten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeſchichte der Menſchheit verſprechen; welche ſchöpferiſche Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poeſie, welche Tiefe und Klarheit geiſtiger Anſchauung in ihrer Philoſophie ſich offenbart', — gibt eine Ueberſicht und kurze Beurtheilung des bis dahin Geleiſteten, hebt dasjenige hervor, was zunächſt und überhaupt zur weiteren Förderung geſchehen müſſe und ſchließt (S. 26): 'dem deutſchen Fleiß und Tiefſinn ſteht alſo hier ein großes Feld der Mitbewerbung offen'. In Bezug auf die allgemeinen Erforderniſſe iſt hier insbeſondre das ſtärkſte Gewicht darauf gelegt, daß die Grundſätze der claſſiſchen Philologie auch bei dieſen Studien in Anwendung zu bringen ſeien; ſo heißt es S. 22: 'Soll das Studium der indiſchen Litteratur gedeihen, ſo müſſen durchaus die Grundſätze der claſſiſchen Philologie, und zwar mit der wiſſenſchaftlichſten Schärfe, darauf angewendet werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen ſeyen ja durch ununterbrochene Ueberlieferung im Beſitz des Verſtändniſſes ihrer alten Bücher, für ſie ſey das Sanſkrit noch eine lebende Sprache: wir dürften alſo nur bey ihnen in die Schule gehen. Mit den Griechen war

es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris . . . waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie aufgegebene Bekanntschaft mit der lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betrugs, den Weisen Indiens seyn würden'.

'Dem Herausgeber indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen, Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik'.

Als Hauptbedürfnisse zur Förderung der Sanskritstudien bezeichnete A. W. v. Schlegel in diesem Aufsatz (S. 15) eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen (eine Chrestomathie) eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar.

Hier trat nun wieder Bopp in die Arena und lieferte drei Arbeiten dieser Art, welche, wenn sie auch denen, die Schlegel im Sinne hatte, nicht ganz entsprechen mochten, doch zur Erleichterung und Verbreitung der Sanskritstudien nicht wenig beitrugen.

Bopp hatte im Jahre 1817 sich von Paris nach London

begeben, um in dem reichen Schatz der dortigen Handſchriften und in der Bekanntſchaft mit dem Vater der europäiſchen Sanſkritſtudien, Wilkins, und dem erſten Sanſkrit-Philologen, Colebrooke, die ſo glänzend eröffnete Bahn weiter zu verfolgen.

Ein wunderbar glücklicher Inſtinkt ließ ihn aus der überwältigenden Maſſe des größten epiſchen Gedichtes der Welt, des Mahâbhârata, dieſem Urwald von Poeſie, in welchem ſich Epiſoden in Epiſoden ſo dicht verſchlingen, daß man ſich faſt in einem unwegſamen Dickicht zu befinden glaubt, mit genialem Griff das ſchönſte wählen von allem, was nicht bloß dieſes Epos enthält, ſondern überhaupt die indiſche Muſe geſchaffen haben möchte. Wirkte dieſe Epiſode — die ſeitdem durch mehrfache Ueberſetzungen allgemein bekannt gewordene von Nala und Damajanti — ſchon durch ihren Inhalt und deſſen Darſtellung anziehend und feſſelnd, ſo iſt ſie zugleich im Ganzen in einer ſo leichten Sprache geſchrieben, daß ſie, zumal da das Sanſkrit doch von Jünglingen in reiferem Alter — erſt auf der Univerſität — erlernt wird, zugleich die erſte Lecture zu bilden im Stande iſt, während ſie durch einzelne ſchwierigere Stellen auch Gelegenheit gibt, tiefer in die Sprache einzudringen. So konnte ſie, wenigſtens zunächſt, die Stelle einer Chreſtomathie vertreten und in der That hat ſie ſich zu dieſem Gebrauch in einem ſolchen Umfange bewährt, daß ſich bis jetzt wohl ſchwerlich ein Sanſkritaner finden möchte, dem ſie nicht zu der erſten oder einer der erſten Uebungen im Sanſkrit gedient hätte.

Die Bopp'ſche Ausgabe dieſer Epiſode erſchien in demſelben Jahre, in welchem der erwähnte Aufſatz von Schlegel veröffentlicht ward, ſo daß einer ſeiner Wünſche, kaum ausgeſprochen, im Weſentlichen auch ſchon ſeine Erfüllung fand[1]). Die kritiſche Behandlung war im Verhältniß zu den Hülfsmitteln, welche

[1]) Nalus, carmen sanscritum e Mahàbhàrato: edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit Franciscus Bopp. London 1819. 8°. XIII. 216.

Bopp zu Gebote ſtanden, und der damaligen Stellung der Wiſſenſchaft eine ſehr lobenswerthe; der Druck außerordentlich correkt; nur die lateiniſche Ueberſetzung ließ vieles zu wünſchen übrig. In den Anmerkungen, wie auch ſchon in der Vorrede trat Bopp's Hauptneigung und Anlage zur Sprachvergleichung hervor.

Dieſes Werk gab A. W. von Schlegel die zweite Gelegenheit, eine Probe ſeiner ſchon damals eindringenden Kenntniß des Sanſkrit und insbeſondere ſeiner ſorgfältigen Interpretationskunſt in einer eingehenden Anzeige desſelben abzulegen[1]). Die erſte war in den Anmerkungen zu einer Ueberſetzung einiger Capitel des Râmâyana gegeben, in denen die Herabkunft der Ganga vom Himmel und die Veranlaſſung derſelben geſchildert wird[2]).

Ehe ich zu den beiden andern Werken Bopp's übergehe, möge nicht unerwähnt bleiben, daß um das Jahr 1820 auch Othmar Frank für Einführung des Sanſkrits in Deutſchland thätig zu werden begann; ebenfalls gleichwie Bopp von der baieriſchen Regierung unterſtützt, hatte er ſich durch einen Aufenthalt in London in einem verhältnißmäßig keineswegs geringen Grad damit bekannt gemacht, und veröffentlichte nach ſeiner Rückkehr zunächſt zwei Bände einer Chreſtomathie[3]). Es geſchah unter großen Opfern, welche ein anerkennenswerthes Zeugniß für den Eifer des Verfaſſers ablegten; es wäre demnach zu wünſchen geweſen, daß ſie einen günſtigen Erfolg gehabt hätten; allein dem ſtand ſowohl die größtentheils unglückliche Wahl und

---

[1]) In der 'Indiſchen Bibliothek' I. 97—128.

[2]) Ebenfalls in der 'Indiſchen Bibliothek' S. 28—96; auch in 'ſämmtliche Werke' III. 3—60.

[3]) Chrestomathia Sanskrita, quam ex codicibus manuscriptis adhuc ineditis Londini exscripsit atque in usum tironum versione, expositione, tabulis grammaticis &c. illustratam edidit O. Frank. Monachii, typographice ac lithographice opera et sumptibus propriis. 1820. Pars altera 1821. 4.

noch unglücklichere Behandlung des Mitgetheilten entgegen. A. W. v. Schlegel, welcher die Arbeit beurtheilt hat[1]), sagt mit Recht, daß 'Frank sehr häufig mißverstanden und auf eine seltsame Art; was er auch richtig verstanden hat, besitzt er nicht die Gabe, andern verständlich zu machen. Das schlimmste dabei ist, daß er nicht treu und enthaltsam übersetzen zu wollen scheint, ... sondern mystisch und anagogisch umdeutet und den einfachsten Sätzen .... die Hirngespinste einer verworrenen Metaphysik unterschiebt, die indischen Schriften mit einer Vorliebe für Verdüsterung behandelt.' In der That war Frank ein unklarer und unkritischer Kopf, dessen Uebersetzungen indischer Schriften auch in die Muttersprache viel schwerer als das Original oder vielmehr so gut wie gar nicht zu verstehen sind. Von einigem Nutzen würde vielleicht seine drei Jahre später veröffentlichte Sanskrit-Grammatik[2]) geworden sein, da sie durch ihre Kürze den Anfängern den Eingang in diese Sprache hätte erleichtern können, wenn nicht sein unglückseliges Latein auch hier den Zugang versperrt hätte. Da schon im folgenden Jahre Bopp's Grammatik zu erscheinen anfing, so wurde sie überflüssig und verscholl, gleichwie seine übrigen Schriften und seine Thätigkeit an den Universitäten zu Würzburg und München, ohne jeden Einfluß auf die Sanskritstudien; seine keineswegs unbedeutenden Kenntnisse des Sanskrits hätten seine Arbeiten eigentlich vor einem solchen Schicksal schützen sollen, allein seine Unfähigkeit, ihnen eine klare Form zu geben, sein Mangel an Kritik u. aa.[3]) entschuldigen die Theilnahmlosigkeit des Publikums.

[1]) Indische Bibliothek II. 19—24; vgl. auch Vorrede zu der Ausgabe der Bhagavadgîtâ ed. 2. p. XLII.

[2]) Vyâkâranam Çâstrachakshush (!so!) Grammatica sanscrita nunc primum in Germania edidit. Othm. Frank. 1823. 4.

[3]) Eine gewisse Verkehrtheit, wie sie sich in andern Schriften kund gibt, die er abgefaßt hat, z. B. in der de Persidis lingua et genio u. s. w., worüber man A. W. v. Schlegel Indische Bibliothek, II. 384 vergleiche.

Die erſte Bopp'ſche Grammatik[1]), vollendet im Jahre 1827, ſtützte ſich weſentlich auf die engliſch geſchriebenen Grammatiken von Wilkins und Forster, theilweis auch auf die von Colebrooke. Dieſe wiederum ruhten auf den Grammatiken der Eingebornen, von denen ſie faſt in ſclaviſcher Abhängigkeit ſtehen. Es waren damit im Allgemeinen ſowohl die Licht- als die Schattenſeiten der indiſchen Darſtellung des Sanſkrit der europäiſchen Wiſſenſchaft zugänglich gemacht. Jene waren jedoch unverkennbar überwiegend; ſie betrafen faſt durchweg den Stoff der Grammatik. Hier lernte man zum erſten Male eine Grammatik kennen, welche ihre Aufgabe, eine ganze, und noch dazu ſo reich entwickelte, Sprache grammatiſch zu behandeln, alle Gebilde derſelben durch Analyſe in ihre conſtitutiven Elemente zu zerlegen, und durch Syntheſe mit Beobachtung aller bei der Analyſe erkannten formativen und phonetiſchen Geſetze gewiſſermaßen wieder aufzubauen, mit tiefſtem wiſſenſchaftlichen Ernſt und größtentheils mit außerordentlichem Glück verfolgt hatte. Die Schattenſeiten lagen einerſeits in der Form, welche wohl der indiſchen Lehrmethode angemeſſen ſein mochte, aber der europäiſchen Gewohnheit Sprachen zu lehren und zu lernen ſo fern ſteht, daß ihre Bewahrung ein ſehr weſentliches Hinderniß der Verbreitung des Sanſkritſtudiums gebildet haben würde. Ein andrer bedeutender Mangel lag darin, daß die indiſchen Grammatiker, ſo weit ſie bekannt ſind, gar keinen Verſuch gemacht hatten, die Entſtehung der grammatiſchen Formen — außer vom phonetiſchen Standpunkt aus und auch da nur, wo ſich umfaſſendere Geſetze erkennen ließen — zu erklären. Es galt nun dieſe Mängel zu vermeiden, ohne die Vorzüge einzubüßen und es iſt Bopp zu dauerndem Ruhme anzurechnen, die Löſung dieſer Aufgabe ſchon in ſeiner erſten Bearbeitung der Sanſkrit-Gram-

[1]) Ausführliches Lehrgebäude der Sanſkrita-Sprache von Franz Bopp, ordentlichen Profeſſor . . . zu Berlin u. ſ. w. Berlin 1827. 4. XVI. 360.

matik kräftig angebahnt und in den nachfolgenden Umarbeitungen bis zu einem hohen Grade vollendet zu haben. Bezüglich der Annäherung der Darſtellung an die europäiſche Weiſe war zwar ſchon einiges von den engliſchen Vorgängern geleiſtet, doch ſteht es in keinem Verhältniß zu den durch Bopp vollzogenen Fortſchritten; er überragt ſie weit theils an Genauigkeit, theils an Kürze und Klarheit, welcher letzte Vorzug alle ſeine Schriften auszeichnet, und auch hier ſowohl in der Sichtung als Ordnung und Faſſung des Stoffes ſchon hervortritt; in Bezug auf Erklärung der Entſtehung der grammatiſchen Gebilde dagegen gebührt ihm allein der Ruhm der Initiative und zwar einer im Beginn ſowohl als im weiteren Fortgang überaus glänzenden.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Bopp weſentlich ſeinen engliſchen Vorgängern in Bezug auf das Material der Sprache folgte; dazu traten nur einige Ergänzungen aus ſeiner Lecture, welche faſt nur dem Mahâbhârata, ſpeciell den von ihm theils vor, theils während der Bearbeitung der Grammatik veröffentlichten Epiſoden deſſelben entlehnt waren; die einheimiſchen Grammatiken der Inder waren unberückſichtigt geblieben. Darüber erklärte ſich Bopp ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem 'ausführlichen Lehrgebäude' S. V mit folgenden Worten: 'Ich habe die Bearbeitung einer Grammatik der Sanſkrita-Sprache in der Ueberzeugung unternommen, daß, nach dem, was beſonders von Wilkins und Forster in dieſem Gebiete verdienſtliches geleiſtet worden, eine weitere Förderung des Gegenſtandes nicht etwa von einer ausgedehnteren Benutzung der eingebornen Grammatiker ausgehen könne, ſondern nur von einer unabhängigen Kritik der Sprache ſelbſt, welche den Weg auszumitteln ſtrebt, auf welchem dieſe zu ihren Bildungen gelangt iſt, oder die Geſetze zu beſtimmen, nach welchen dieſelben ſich entwickelt haben'. Gegen dieſe Beſchränkung insbeſondere erhob ſich Chriſtian Laſſen, der eigentliche Vater und jetzt Neſtor der indiſchen Philologie, in einer eingehenden

Recenſion der Bopp'ſchen Grammatik[1]), in welcher er die Bedeutung und Wichtigkeit einer Bearbeitung der Sanſkrit-Grammatik auf Grund der heimiſchen Grammatiker überhaupt, vorzugsweiſe aber für die richtige Auffaſſung der Geſchichte und der Umwandlungen der Sanſkrit-Sprache, hervorhob. Er zog zuerſt und in der gründlichen Weiſe, von welcher er ſchon vorher und noch mehr nachher ſo viele Proben abgelegt hat, die Aufmerkſamkeit auf Erſcheinungen der Vedenſprache, welche in Pânini's Grammatik berückſichtigt waren und förderte durch eine Fülle von feinen Bemerkungen die Einſicht in die Geſchichte der Sprache im Allgemeinen ſowohl als auch im Beſonderen. Dennoch läßt ſich jetzt nicht verkennen, daß es für die Entwickelung der Sanſkritſtudien von Nutzen war, daß Bopp ſich über die ſonſt ſo naturgemäße Forderung, die großen einheimiſchen Grammatiker zu Rathe zu ziehen, bei ſeinem erſten Verſuch, eine für Deutſchland und, man darf ohne Uebertreibung hinzuſetzen, für Europa wahrhaft brauchbare Grammatik des Sanſkrit zu geſtalten, hinwegſetzte. Wer die heimiſchen Grammatiker kennt, weiß, daß es, zumal wenn man ſich ohne fremde Hülfe hinein finden will — wie dieß z. B. bei dem Verfaſſer dieſer Geſchichte der Fall war, welcher ſeine vollſtändige Sanſkrit-Grammatik ganz auf die heimiſche Grammatik baute, alſo aus Erfahrung ſprechen kann — keine Kleinigkeit iſt, ſich Pânini's Grammatik ſo anzueignen, daß man aus ihr die grammatiſchen Geſetze des Sanſkrit vollſtändig zu erkennen vermöge. Es würde Bopp ſicher manche Jahre gekoſtet haben, und da er verhältnißmäßig langſam zu arbeiten pflegte, würde das erſte Heft ſeines Lehrgebäudes wahrſcheinlich ſtatt 1824 erſt in dem Jahre erſchienen ſein, in welchem

[1]) In A. W. v. Schlegel's Indiſcher Bibliothek III. 1—113, dem letzten Aufſatz dieſer Zeitſchrift, welche nicht würdiger und verdienſtvoller als mit ihm abſchließen konnte. Darin iſt auch ſchon das erſte Heft der lateiniſchen Bearbeitung der Bopp'ſchen Grammatik berückſichtigt.

seine Grammatik vollendet war. Auch darf ich, dessen hohe Achtung vor Bopp's Größe hoffentlich aus jedem Worte hervorleuchten wird, welches ich über ihn schreibe, mir wohl den Zweifel erlauben, ob es ihm gelungen sein würde, sich so tief in die heimische Grammatik zu versenken und wiederum so hoch über sie zu erheben, gewissermaßen so in sie hinein und wieder aus ihr heraus zu kommen, daß er sie ganz zu ergründen und, ohne in ihre Fesseln zu gerathen, frei nach seiner eigenen genialen Individualität mit dem ihr entlehnten Stoff zu schalten vermocht hätte. Bopp war eine wunderbar große, aber einseitige Genialität. Er ist der größte Sprachvergleicher, den es bis jetzt gegeben hat; für ihn existirt eine Sprache in ihrer Besonderheit fast nur in so weit, als diese Besonderheit ein Verhältniß zu einem Allgemeineren ausdrückt. Sein Augenmerk ist kraft der ihm eingebornen Geistesrichtung wesentlich auf die Elemente gerichtet, welche einer besonderen Sprache mit anderen gemeinschaftlich sind, um daraus die allgemeine Grundlage aller dieser Besonderheiten abzuleiten. Nur in so weit die ursprüngliche Identität der Besonderheiten nicht zu erweisen ist, ohne die Gesetze zu erkennen, nach welchen sie sich in verschiedenen Kreisen verschieden gestaltet haben, richtet es sich auch auf die eigenthümlichen Gesetze dieser besonderen Kreise — hier besonderen Sprachen — deren Erkenntniß eigentlich die Aufgabe ihrer speciellen Philologie ist. Weist nun jene Richtung auf das Allgemeine der Linguistik, so kann man, da sie bei Bopp die vorwaltende, die philologische ihr untergeordnet ist, ihn einen philologischen Linguisten nennen, während für diejenigen, welche die Erkenntniß der allgemeinen Gesetze einer Sprachclasse vorwaltend zur Erläuterung einer besonderen Species derselben benutzen, der Name linguistische Philologen nicht unpassend wäre; der philologische Linguist sucht sich vorzugsweise vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben, die linguistischen Philologen steigen mehr vom Allgemeinen zum Besonderen herab.

Hätte es zu der Zeit, als Bopp seine Sanskrit-Grammatik

begann, ſchon einen bedeutenden linguiſtiſchen Philologen des Sanſkrits gegeben, ſo würde es vielleicht beſſer geweſen ſein, wenn die Arbeit in die Hände eines ſolchen gerathen wäre, allein 1821, in welcher Zeit wohl Bopp ſein Werk anfing, waren die linguiſtiſchen Principien, die dabei in Anwendung hätten kommen müſſen, noch viel zu wenig bekannt, als daß Jemand, ohne hervorragende linguiſtiſche Anlage, ſie ſo weit ſich hätte aneignen können, daß er ſie philologiſch anzuwenden fähig geweſen wäre. Wenn es alſo von dieſem Geſichtspunkt aus faſt nothwendig war, daß der große Linguiſt ſelbſt, wenn auch mit geringeren philologiſchen Anlagen, ſich an das Werk machte, ſo war es von einem andern her zugleich von der größten wiſſenſchaftlichen Wichtigkeit. Denn gerade dieſe mehr linguiſtiſche als philologiſche Darſtellung war im Stande, ſogleich erkennen zu laſſen, welche hohe Bedeutung das Studium des Sanſkrit für den Aufbau einer neuen Sprachwiſſenſchaft zu üben beſtimmt ſei.

Uebrigens haben die Mängel der Bopp'ſchen Grammatik nicht allein die Anbahnung eines gründlichen Studiums des Sanſkrit nicht gehindert, ſondern ſicherlich dazu ſowohl als zur Erweckung einer lebendigen Theilnahme an demſelben mehr als irgend eine andre Erſcheinung auf dem Gebiete des Sanſkrit beigetragen. Es wird wenige in der jetzigen Generation der Sanſkritaner und Linguiſten geben, welche nicht einer der Bopp'ſchen Sanſkrit-Grammatiken die Einführung in ihre Studien zu verdanken haben.

Welchem Bedürfniß durch das Erſcheinen dieſer eine ſo ſchwere Sprache in faßlicher Darſtellung entwickelnden Grammatik begegnet ward, zeigte ſich unmittelbar durch den Abſatz derſelben. Kaum war ſie vollendet (1827), als auch ſchon die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe eintrat, welche Bopp in lateiniſcher Sprache abfaßte[1]). Dann folgte die deutſche Bearbeitung in

[1]) Grammatica linguae Sanscritae auctore Francisco Bopp. Altera emendata editio. Berlin 1832; das erſte Heft war jedoch ſchon 1828 erſchienen.

kürzerer Faſſung[1]), deren erſte Ausgabe 1834 erſchien; die zweite folgte 1845; die dritte in drei Heften von 1861 bis 1863.

In allen fünf Bearbeitungen ragt mehr die Richtung auf Sprachvergleichung und Erkenntniß des Organismus der Sprache hervor, als die minutiös-exacte Darſtellung des ſpeciellen Zuſtandes des Sanſkrit. In Bezug auf jene Richtung beſitzt Bopp die ganze Genauigkeit und Energie der Forſchung, welche einen weſentlichen Theil einer einſeitigen Genialität bildet; in Bezug auf dieſe geht ſie ihm ab. Während ſeinem tiefen Forſcherblicke nichts in den unterſuchten und zu unterſuchenden Sprachen entgeht, was auf jene allgemeinen Punkte ein Licht werfen kann, hat er in der langen Zeit ſeines an den glänzendſten linguiſtiſchen Entdeckungen ſo reichen Lebens vielleicht kaum eine Unterſuchung gemacht, welche die Kenntniß der ſpeciellen Grammatik des Sanſkrit zu erweitern fähig geweſen wäre; hier begnügte er ſich das zu benutzen, was andre nach dieſer Richtung hin leiſteten.

Zur Vervollſtändigung der Hülfsmittel für den erſten Anfang der Sanſkritſtudien faßte Bopp auch ein kleines Gloſſar ab[2]). Sein beſchränkter Umfang macht es zwar unfähig, zur Bewältigung ſchwierigerer Schriftſteller benutzt zu werden; für dieſe war aber zu den Hülfsmitteln, welche die indiſche Preſſe ſchon früher geliefert hatte, im Jahre 1819 ein Sanſkrit-Lexikon von Wilson getreten[3]), welches ich nicht unerwähnt laſſen darf, da es auch für das Studium des Sanſkrit in Deutſchland von der allergrößten Bedeutung war und A. W. von Schlegel zu

---

[1]) Kritiſche Grammatik der Sanſkrita-Sprache in kürzerer Faſſung.

[2]) Glossarium Sanscritum a Fr. Bopp. Berlin 1830. VIII. 216. klein 4°.

[3]) A Dictionary Sanscrit and English; translated, amended and enlarged from an original compilation prepared by learned natives for the College of Fort William. Calc. 1819. 4 foll. 2. XLIX. 1061. 4°. Eine zweite Ausgabe, ſehr vermehrt, aber mit Weglaſſung der Angabe der Autoritäten, erſchien ebdſ. 1832. X. 982 groß 4° und ſehr ſparſam gedruckt.

einer tief eingehenden auch für den damaligen Stand der Sprachvergleichung nicht unwichtigen Beurtheilung Veranlaſſung gab[1]). Ein bedeutendes Verdienſt erwarb ſich Bopp in ſeinem Gloſſar dadurch, daß er die Bedeutungen der aufgenommenen Wörter aus den bis dahin im Druck erſchienenen Sanſkritſchriften, insbeſondre den von ihm ſelbſt herausgegebenen, belegte. Auch ſeine ſpecielle Richtung auf Sprachvergleichung ging in dieſem Gloſſar nicht leer aus; den Schluß desſelben (S. 204—216) bildete eine: Synopsis Radicum earumque derivatorum nominum substantivorum et adjectivorum, in welcher die in den verwandten Sprachen entſprechenden verglichen ſind. In einer zweiten Ausgabe, welche in drei Heften von 1840 bis 1847 erſchien, iſt des Werkes Umfang, wenn man die Vergrößerung des Formats mit in Betracht zieht, mehr als verdoppelt; es iſt die Anzahl der benutzten Schriftſteller, der aufgenommenen Wörter, Bedeutungen und Belegſtellen außerordentlich vermehrt; vor allem aber die Vergleichung der verwandten Sprachen in den Vordergrund getreten, ſo daß ſie auch auf dem Titel eine Hauptſtelle einnimmt.[2]) Die dritte Ausgabe erſchien in zwei Heften 1866 und 1867; das zweite unmittelbar vor dem Tode des großen Verfaſſers, ſo daß ſeine Freunde durch den Mangel der eigenhändigen Unterſchrift auf den ihnen verehrten Exemplaren auf den großen Verluſt, der ihnen bevorſtand, ſchon vorbereitet wurden. In dieſer letzten Ausgabe tritt die vergleichende Richtung ſo ſtark hervor, daß die aus den angeführten Sprachen mit dem Sanſkrit verglichenen Wörter in beſondren Indices am Schluſſe des Werkes alphabetiſch aufgeführt werden.

Während Bopp ſeine erſte Sanſkrit-Grammatik ausarbeitete,

---

[1]) In der Indiſchen Bibliothek I. 3 (1822) S. 295—364.

[2]) Glossarium sanscritum, in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, slavicis, celticis comparantur, a Fr. Bopp. Berlin 1847. groß 4°. VIII. 412.

hatte A. W. von Schlegel den Anfang mit einer gründlichen philologiſchen Bearbeitung von Sanſkrit-Schriften gemacht. Er hatte dazu eine der bedeutendſten und tiefſinnigſten philoſophiſchen Epiſoden des Mahâbhârata gewählt, die ſchon oben erwähnte Bhagavadgîtâ, welche durch die hohe Verehrung, ja Heiligkeit[1]), welche ihr in Indien zu Theil geworden iſt, zugleich ein helles Licht auf die dort vorwaltende Geiſtesrichtung wirft. Dieſe Heiligkeit hatte ihr aber auch ein Geſchick zu Theil werden laſſen, wie es bei indiſchen Schriften ſelten vorkommt. Der Text iſt nämlich in allen bis jetzt zugänglichen Autoritäten — Handſchriften, Scholien und Ueberſetzungen — im Weſentlichen identiſch[2]), faſt wie es bei den den Veden zugezählten Schriften der Fall iſt. Jetzt, wo wir das diaſkeuaſtiſche Verfahren der Inder etwas genauer, jedoch noch keineswegs beſonders genau, kennen, werden wir zwar nicht mit Schlegel daraus folgern, daß uns die Hand des Dichters ſelbſt bewahrt ſei, aber doch eine ſehr alte ſorgfältige Diaſkeuaſe. Alte — in einem Scholiaſten des 14. Jahrhunderts — erwähnte Varianten ſind an Anzahl gering und die neueren verdienen den ſicherſten Autoritäten gegenüber keine Beachtung. Letztre machten es möglich, einen nur in wenigen Stellen anzweifelbaren Text zu liefern, welcher nur zwei Conjecturen enthält; und auch von dieſen iſt die eine (XVI. 2) ſicherlich nicht aufrecht zu halten, während die andre, mir wenig-

---

[1]) vgl. die 2. Ausgabe der Bhagavadgîtâ p. XXXIV.

[2]) vgl. A. W. v. Schlegel Praefatio zu ſeiner Ausg. (in der 2. Aufl.) p. XXXIX. XL, S. 229 wozu man noch fügt, daß auch Galanos' Ueberſetzung, welche in Benares gemacht ward, auf demſelben Text beruht (ſiehe *Γιτα ἡ θεσπεσιον μελος μεταφρασθεισα ἐκ του βραχμανικου παρα Δημητριου Γαλανου, Ἀθηναιου. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ ἐκδοθεῖσα . . . μελέτῃ Γεωργιου Κ. Τυπαλδου.* Athen 1848 S. 126). Der Vers, welcher in einigen Autoritäten im Anfang des 13. Capitels erſcheint, der einzige interpolirte — welchen Schlegel mit Recht ausgelaſſen hat — fehlt auch bei Galanos.

ſtens, nicht abſolut nothwendig ſcheint[1]). So war der zweite, oder wenn man Othmar Frank's Chreſtomathie mitzählen will, der dritte Sanſkrittext, welchen Deutſchland für Förderung dieſer Studien lieferte, ein faſt vollſtändig zuverläſſiger, zuverläſſiger als irgend einer der claſſiſchen Literatur, ein Gewinn, der, zumal im Beginn eines derartigen Wiſſenszweiges, nicht hoch genug veranſchlagt werden kann.

Das Werk war aber auch durch ſeinen Inhalt von der höchſten Wichtigkeit und ganz und gar geeignet, Aufmerkſamkeit und Theilnahme für die neue Geiſtesarbeit zu wecken und zu feſſeln. Natürlich konnte dieß nicht ohne Erläuterungen des Textes geſchehen. Dieſe lieferte Schlegel in einer, für die damaligen Verhältniſſe der Sanſkritkunde, wunderbar meiſterhaften

---

[1]) Es iſt etaṁ me saṁçayaṁ krishna chhettum arhasy açeshatah | tvadanyah saṁçayasyâsya chhettâ nahy upapadyate || VI. 39, wo alle Autoritäten, Schol. Codd. und ed. Calc. das erſte Wort etan leſen. Ich nehme das dritte Wort samçayam für asaṁçayam mit bekannter und in alter und richtiger Weiſe nicht bezeichneter Einbuße des anlautenden a hinter e; meine Ueberſetzung lautet dann: 'Dieſes löſe mir in unbezweifelbarer Weiſe vollſtändig; denn außer dir gibt es keinen Löſer dieſes Zweifels'. Ich weiß zwar, daß chhid in dieſer Bedeutung bis jetzt nur mit nebenſtehendem saṁçaya, saṁdeha 'Zweifel' (löſe den Zweifel') nachgewieſen iſt; aber wenn der ganze Zuſammenhang und ſelbſt ein nachfolgendes saṁçaya, wie hier, deutlich zu erkennen gibt, daß chhid in dem Sinne zu verſtehen iſt, wo es ſonſt saṁçaya neben ſich hat, ſo glaube ich, durfte das letztre auch fehlen. Ich geſtehe zwar, daß ich in andren indiſchen Texten, von denen eine alte Diaſkeuaſe nicht ſo ſorgfältig bewahrt iſt, wegen der Vertauſchung eines n mit ṁ nicht ſo heiklich ſein würde; aber hier, wo die größte Sorgfalt anzuerkennen iſt und alle Autoritäten übereinſtimmen, ſcheint mir alles aufgeboten werden zu müſſen, eine ſo ſehr geſchützte Leſeart zu retten und zwar um ſo mehr, da ſie nicht bloß die doctior, ſondern vielmehr die doctissima iſt. Denn wem hätte einfallen ſollen, das ſo leicht verſtändliche, mit dem gewöhnlichen Gebrauch übereinſtimmende etaṁ in etan zu ändern? oder wie kann man ſich denken, daß ein bloßer lapsus calami, der ſo leicht zu verbeſſern war, in alle Autoritäten gedrungen wäre? XVIII, 78 habe ich nicht unter die Conjecturen gezählt, da die von Schlegel aufgenommene Leſeart weſentlich mit zwei Handſchriften ſtimmt.

Weiſe in einer Ueberſetzung, deren Latinität allein zum Studium desſelben zu locken vermocht hätte, und in, wenn gleich kurzen, doch im Ganzen ausgezeichneten critiſchen und exegetiſchen Anmerkungen[1]). So wandte ſich dieſer Arbeit denn auch die Theilnahme der bedeutendſten Männer zu, eines Wilhelm von Humboldt und Hegel's. Jener behandelte Inhalt, Sprache und Schlegel's Bearbeitung in lehrreichen Mittheilungen in der Indiſchen Bibliothek[2]), denen Anmerkungen von Schlegel ſelbſt beigemiſcht ſind, und den philoſophiſchen Inhalt allein oder wenigſtens vorzugsweiſe in einer ſeiner ausgezeichnetſten Abhandlungen, welche in denen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften erſchien[3]). Mit letzterem beſchäftigt ſich eine Anzeige von Hegel, welche die ethiſchen und philoſophiſchen Geſichtspunkte des indiſchen Gedichts hervorhebt und zuerſt 1827 in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik veröffentlicht

---

[1]) Der Titel der erſten Ausgabe iſt: Bhagavad-Gita, idest Θεσπεσιον Μελος, sive Almi Crishnae et Arjunae Colloquium de rebus divinis, Bharatae episodium. Textum recensuit, annotationes criticas et interpretationem latinam adjecit A. G. a Schlegel. Bonn 1823. 8°. XXVI. 189. Die zweite Ausgabe hat den Beiſatz: Editio altera auctior et emendatior cura Christiani Lassen 1846. LIV. 298. — In Bezug auf die Ueberſetzung erlaube ich mir W. v. Humboldt's Urtheil hieher zu ſetzen: 'Dieſe Uebertragung iſt ſo meiſterhaft und zugleich von ſo gewiſſenhafter Treue, von ſo geiſtvoller Behandlung des philoſophiſchen Gehalts des Gedichts und von ſo ächter Latinität, daß u. ſ. w.' in der, Anm. 3 anzuführenden, Abhandl. S. 7 des beſ. Abdrucks.

[2]) II. 218—259 und 328—372.

[3]) 'Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gitá bekannte Epiſode des Mahábhárata'. In den Abhandlungen von 1825 und 1826, Berlin 1827 S. 1—64, wiederholt in deſſen ſämmtlichen Werken I. Berlin 1844 S. 26—109. In der gewiſſermaßen als Vorrede zu betrachtenden Anmerkung zu der Ueberſchrift heißt es: 'Die gegenwärtige Abhandlung hat keinen andern Zweck, als den, in möglichſter Kürze einen treuen und vollſtändigen Begriff von dem oben (in der Ueberſchrift) erwähnten Gedicht, und vorzüglich von dem darin vorgetragenen philoſophiſchen Syſtem auf eine, auch des Indiſchen nicht kundigen Leſern verſtändliche Weiſe zu geben'.

iſt[1]). Erſt über ein Jahrzehent ſpäter erſchien eine metriſche deutſche Ueberſetzung von L. R. S. Peiper.

Durch die angeführten Hülfsmittel zur Erlernung des Sanſkrit, ſo wie durch die Theilnahme, welche die beiden Epiſoden des Mahâbhârata durch ihren hoch dichteriſchen, der Nala vom allgemein menſchlichen, die Bhagavad-Gîtâ vom didaktiſchen, ſpeciell philoſophiſchen Standpunkt aus erregten, war das Studium dieſer Sprache und der darin erhaltenen Literatur in Deutſchland eingebürgert. Es galt nun, dasſelbe zu erweitern und zu vertiefen. Dazu bedurfte es insbeſondre der Veröffentlichung indiſcher Werke. Das, was in dieſer Beziehung in Indien geſchah, war, wenn gleich von dem Standpunkt aus, auf welchem dort die Wiſſenſchaft ſtand, anerkennenswerth, doch für die Anforderungen, welche man in Europa und ſpeciell in Deutſchland, in Folge des hohen Aufſchwungs, welchen die klaſſiſche Philologie ſeit Anfang unſres Jahrhunderts hier genommen hatte, zu ſtellen berechtigt war, ſehr ungenügend. Man mußte daran denken, Ausgaben indiſcher Werke in Europa zu veröffentlichen, welche ſich die Arbeiten der klaſſiſchen Philologie zum Muſter nahmen und ſie, ſo weit als es der Beginn einer ſo ſchwierigen Wiſſenſchaft und die keineswegs für derartige Arbeiten günſtigen Umſtände, unter denen ſie in's Leben traten, erlaubten, zu erreichen ſuchten. In Deutſchland, welches ſchon in den erwähnten Arbeiten einen ſolchen Eifer für dieſe Studien gezeigt hatte, daß ſich von da aus eine Hauptthätigkeit auf dieſem Gebiet erwarten ließ, gab es im Anfang des dritten Jahrzehent noch ſo gut wie gar keine Handſchriften von Sanſkritwerken. Erſt im Jahre 1827 fing die Berliner Bibliothek an Sanſkrit-Handſchriften zu erwerben, deren Zahl im Jahre 1840 nur auf 31 Nummern geſtiegen war[2]). Tübingen beſaß im Jahre 1839

[1]) Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik 1827 Januar 51—65, October 1441—1492, wieder abgedruckt in Hegel's Werken Bd. XVI Berlin 1834 S. 361—435.

[2]) vgl. 'Die Handſchriften-Verzeichniſſe der königlichen Bibliothek,

nur 11 [1]); einzelne waren wohl noch sonst zerstreut, z. B. in Hamburg, aber die Zahl und noch mehr die Beschaffenheit derselben war so unbedeutend, daß wer ein noch nicht gedrucktes Sanskritwerk veröffentlichen wollte, sich nothwendig nach London begeben mußte, wo insbesondre die Bibliothek der ostindischen Compagnie an Handschriften überaus reich ist. Bei der bekannten Armuth des größten Theils der deutschen Gelehrten, insbesondre in den Jahren, wo man am meisten zu derartigen Unternehmungen geneigt ist, und bei der eben so bekannten Kostspieligkeit eines Aufenthaltes in London, waren wohl nur wenige im Stande, solche Opfer aus eignen Mitteln zu bringen. Dankbar ist zwar anzuerkennen, daß manche deutsche Regierungen die Sanskrit-Wallfahrer unterstützten, allein Deutschland war damals und ist selbst jetzt noch ein armes Land, so daß diese Unterstützungen nur selten eintraten und, so viel mir — auch aus eigner Erfahrung — bekannt, äußerst spärlich ausfielen. Diese Verhältnisse lähmten natürlich die Arbeiten derer, welche sich diesen Studien gewidmet hatten und mochten manche überhaupt abhalten, sich ihnen zu widmen. Speciell erklären sie, woher es kam, daß Unedirtes im Allgemeinen seltener veröffentlicht ward, dagegen, was auch sein Gutes hatte, insbesondre indische Publikationen von Neuem und zwar größtentheils besser bearbeitet wurden.

Bopp hatte während seines Aufenthaltes in Paris das große Epos, das Mahâbhârata, durchgelesen und sich Auszüge daraus gemacht, welche er, da er das Werk wegen seines großen Umfanges und weil nicht sein ganzer Inhalt von der Art ist, daß er die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten ununterbrochen

herausgegeben von dem Königlichen Oberbibliothekar Geh. Reg. Rth. Dr. Pertz. Erster Band: Verzeichniß der Sanskrit-Handschriften von Herrn Dr. Weber'. Berlin 1853. 4°. p. X.

[1]) s. 'H. Ewald Ueber die Indischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen', in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. 298—307.

feſſeln könnte', nicht für geeignet hielt, in ſeiner ganzen Ausdehnung veröffentlicht zu werden, in einzelnen Abtheilungen nach und nach herauszugeben beabſichtigte. Auf den ſchon oben erwähnten Nala ließ er demnach im Jahre 1824 den Text, mit Ueberſetzung und Anmerkungen, von vier kleineren Epiſoden folgen [1]), dann im Jahre 1829 den Text von vier anderen, deren Ueberſetzung in demſelben Jahr beſonders erſchien [2]) und endlich 1832 die zweite Ausgabe des Nala [3]), zu welcher er im Jahre 1838 eine Ueberſetzung im Versmaaß des Originals [4]) fügte. Indeſſen war 1836 in Indien der Anfang gemacht das ganze große Epos im Druck zu veröffentlichen und das rieſige Unternehmen in vier eng gedruckten Bänden, groß Quart, (mit dem Harivaṁça) auf 3565 Seiten nach drei Jahren zu Ende geführt. Dieſer Umſtand mochte vielleicht dazu beitragen, daß Bopp die weitere Veröffentlichung ſeiner Auszüge und überhaupt jede eigentlich philologiſche Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanſkrits aufgab und ſich einzig

---

[1]) Indralokâgamanam. Arbſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel nebſt andern Epiſoden des Maha-Bharata, in der Urſprache zum erſtenmal herausgegeben, metriſch überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen verſehen von Franz Bopp. Berlin 1824. klein 4°. XXVIII. 78 Seiten Sanſkrit-Text, 122 Ueberſetzung und Anmerkungen. p. VI. VII. Von dieſem Buch iſt mit Auslaſſung der Ueberſetzung von einigen Capiteln des Nala und einigen Aenderungen in den Noten 1868 eine 'zweite durchgeſehene Ausgabe' erſchienen. Die Ueberſetzungen auch beſonders.

[2]) Diluvium cum tribus aliis Mahá-Bhárati praestantissimis episodiis Primus edidit Franc. Bopp. Fasciculus prior, quo continetur textus sanscritus. Berlin 1829. klein 4°. 126 Seiten, ohne Titel. Der Titel der Ueberſetzung lautet: Die Sündfluth nebſt drei andern der wichtigſten Epiſoden des Mahá-Bhárata. Aus der Urſprache überſetzt von Fr. Bopp. Berlin 1826. 8°. XXVIII. 163.

[3]) Nalus Maha-Bharati episodium. Textus sanscritus cum interpretatione latina et annotationibus criticis curante F. Bopp. Altera emendata editio. Berlin 1832. klein 4°. XV. 239.

[4]) Nalas und Damajanti, eine indiſche Dichtung aus dem Sanſkrit überſetzt von F. Bopp. Berlin 1838. 12. 275.

denjenigen Arbeiten zuwandte, in denen ſeine Meiſterſchaft, ja der höchſte Rang, ihm unbeſtritten zuerkannt war.

Die eigentlich philologiſche Bearbeitung des Sanſkrit ſchlug ihren Sitz vorzusweiſe in Bonn auf, wo ſich unter Schlegel's und ſeines großen Schülers Laſſen's Augen und Theilnahme eine Reihe von Männern bildete, denen die Anbahnung und theilweiſe Entwickelung einer wahrhaft gründlichen Sanſkrit-Philologie nicht bloß in Deutſchland, ſondern in Europa überhaupt und ſelbſt über deſſen Grenzen hinaus in Amerika und ſogar Indien wohl vorzugsweiſe zuzuſchreiben ſein wird.

A. W. von Schlegel, welcher faſt ſeine ganze übrige Lebenszeit dem Sanſkrit und den ſich daran ſchließenden Wiſſenszweigen widmete, ließ 1829 in Gemeinſchaft mit Laſſen eine Ausgabe des Hitopadeça 'nützliche Unterweiſung', oder 'guter Rath' [1]), einer kürzeren Bearbeitung des Pantſchatantra [2]), erſcheinen [3]). Bei der critiſchen Behandlung zeigte ſich zuerſt die Schwierigkeit, welche ſich einer wahrhaft critiſchen Bearbeitung indiſcher Schriften, die nicht durch ihre Heiligkeit oder einen ſchon alten fortlaufenden Commentar, in welchem jedes Wort des Textes gloſſirt iſt, geſchützt ſind, in einer ſchwer zu überwindenden Weiſe noch jetzt entgegenſtemmt und vielleicht nie ganz gehoben werden wird. Die Handſchriften weichen in den ausgenommenen Schriften, zu denen auch der Hitopadeça gehört, gewöhnlich auf das ſtärkſte von einander ab und — abgeſehen davon, daß ein bedeutender critiſcher Apparat in Europa ſchwer zu beſchaffen iſt — machen

---

[1]) vgl. Pantschatantra ed. Kosegarten p. 227, 25.

[2]) vgl. meine Ueberſetzung des Pantſchatantra (Pantſchatantra: Fünf Bücher indiſcher Fabeln, Märchen und Erzählungen) I. Leipzig 1859 S. 18.

[3]) Hitopadesas id est Institutio salutaris. Textum codd. mss. collatis recensuerunt, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecerunt A. G. a Schlegel et Christ. Lassen 4°. Pars I textum sanscritum tenens 1829. Pars II Commentarium criticum tenens 1831. Die lateiniſche Ueberſetzung iſt nicht erſchienen.

es auch außerdem beſondre Umſtände ſehr ſchwierig, die richtigen Grundſätze einer diplomatiſchen Kritik bei ihnen in einer erſprießlichen Weiſe zur Anwendung zu bringen.

Das indiſche Klima iſt der Erhaltung von Handſchriften außerordentlich ungünſtig[1]); ſchwerlich giebt es deren, die über das vierzehnte Jahrhundert hinauf reichen[2]). Viele alte Werke ſind theilweiſe in Folge davon eingebüßt und die Bewahrung der zahlreichen erhaltenen verdankt man nur theils der frommen Verehrung der heiligen oder alten Werke, theils dem großen wiſſenſchaftlichen Eifer überhaupt, welche zu den ſchönſten Charakterzügen des indiſchen Volkes gehören. Dieſe konnten es jedoch nicht abwenden, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Handſchriften verhältnißmäßig ſehr jung und damit der diplomatiſchen Kritik ein Haupthülfsmittel entzogen iſt.

Ferner fällt vielfach ein Umſtand weg, welchem die Kritik der occidentaliſchen Klaſſiker ſo ſehr viel bei der Wiederherſtellung verhältnißmäßig alter Texte verdankt, nämlich die Unwiſſenheit der mittelalterlichen Abſchreiber, durch welche dieſe davor behütet

---

[1]) vgl. auch Schlegel praefatio zu ſeiner Ausgabe des Râmâyana. T. I. p. XLIX.

[2]) Die älteſte Handſchrift der Chambers'ſchen Sammlung iſt, jedoch undeutlich, von 1435 = 1379 nach Chr. datirt (Weber Sanſkrit-Handſchriften der Berliner Bibliothek 1219); die älteſte der Pariſer Bibliothek datirt nach Al. Hamilton bei Schlegel (praefatio zu ſeiner Ausgabe des Râmâyana I. p. XLVIII) von 1472 nach Chr.; in einem Handſchriften-Convolut der Fraser'ſchen Sammlung in der Ratcliff'ſchen Bibliothek in Oxford fand Schlegel (ebdſ.) Theile des Râmâyana und Bhâgavata-purâna und darin das Datum 1405 und 1407. Für das Bhâgavata Purâna nr. 809 und 810 gibt Aufrecht weſentlich übereinſtimmend in ſeinem Catalog der Bodlejaniſchen Bibliothek (p. 346[b]) als Datum 1406 und 1407; für die Handſchrift des Râmâyana 805 dagegen 1433 (ebdſ. S. 345). An der angeführten Stelle erwähnt Schlegel auch eine Handſchrift, welche ein, dem Jahre 1097 nach Chr. entſprechendes, Datum habe; über dieſe vgl. man jedoch Boehtlingk, Pânini's Acht Bücher grammatischer Regeln, Bd. II. Einleitung p. XXXIX. XL. S. auch Weber, Indiſche Literaturgeſchichte 209 und 172.

waren, Veränderungen vorzunehmen, deren Willkürlichkeit sich gewöhnlich nicht mit Leichtigkeit nachweisen ließe. In Indien sind die Gelehrten von jeher sehr arm gewesen und Armuth, so wie Eifer für Erhaltung ihrer alten Literatur hat großen Kennern des Sanskrits das Rohr des Abschreibens in die Hand gegeben, Kennern, die oft wohl in jeder Beziehung die Schriftsteller überragen mochten, deren Werke sie abzuschreiben sich genöthigt oder veranlaßt sahen.

Endlich scheint den Indern — wie man schon aus ihren religiösen und philosophischen Richtungen schließen kann — Achtung vor den wissenschaftlichen Rechten eines Individuums seit langer, langer Zeit, vielleicht seit den ersten Anfängen ihrer literarischen Entwicklung unbekannt gewesen zu sein; fast jeder war fähig, seine eignen zu opfern und fühlte daher schwerlich Scrupel, auch die eines andern in den Kauf zu geben. Es kam ihnen alles auf den Werth des Gegenstandes, auf die Sache, an; was der einzelne zur Entwickelung desselben gethan, war ihnen fast ganz gleichgültig. War eine Verbesserung in einem Wissenszweig, etwa in einem philosophischen System vorgenommen, so ging sie in die überlieferte Darstellung desselben über, die danach modificirt oder erweitert ward, ohne daß der, dem die Ergänzung oder Umwandlung verdankt war, dabei eine Ehre für sich in Anspruch nahm, oder wenigstens im Allgemeinen von andern erlangte[1]). Diesem Mangel an Achtung vor dem Subject ist es zuzuschreiben, daß eine Geschichte der indischen Wissenschaft, ja eine Geschichte Indiens überhaupt aus indischen Quellen wohl nie mit Sicherheit herzustellen sein wird. Aehnliches erlaubte man sich in allen Zweigen der Literatur, wo und so lange eine solche Willkür walten konnte; natürlich in einigen mehr, in andern minder; am meisten da, wo neben der schriftlichen eine

[1]) vgl. auch Weber Akademische Vorlesungen über Indische Literaturgeschichte S. 48. 216.

mündliche Ueberlieferung herlief, vielleicht ihr vorherging. Wi groß sie aber war, wie sehr man sich häufiger Zusätze, seltene Verkürzungen erlaubte, kann man an dem Zustand mehrere Capitel des Mahâbhârata und des ganzen Pantschatantra erkennen bei denen sich vermittelst alter Uebersetzungen und andrer Mitt ungefähr der Umfang und die Gestalt bestimmen läßt, welche si vor 1200 und vor tausend Jahren hatten[1]). In derartige Schriften die relativ älteste Gestalt herzustellen, fehlen wenigsten bis jetzt fast alle feste Anhaltspunkte sowohl für objective al subjective Kritik, und ich fürchte, daß man — zumal da prak tische Zwecke hier noch gebieterischer, als in der classischen Philo logie ein Wort mitzusprechen haben — sich nicht selten wird bescheiden müssen, zufrieden zu sein, wenn man einen fehlerlosen und lesbaren Text den Schülern in die Hand zu geben vermag. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet war die Schlegel-Lassen'sche Ausgabe des Hitopadeça ein sehr nützliches Werk, dessen Bedeutung durch die ausgezeichneten Anmerkungen, von denen es begleitet ist, nicht wenig erhöht wurde; es führte zuerst in eine kritische Betrachtung und eine wahrhaft philologische Behandlung der überlieferten Sanskrittexte ein und dieß war von um so größerem Nutzen, da dieses indische Werk durch die Verbindung von leichteren und schwereren Theilen — prosaischen und dichterischen — sich dazu eignete, schon mit Anfängern gelesen zu werden und demnach schon diese für eine indische Philologie vorbereitete.

In demselben Jahre, in welchem der erste Band des Hitopadeça erschien, veröffentlichte A. W. von Schlegel auch den Anfang seines bedeutendsten Werkes auf dem Gebiete des Sanskrit,

---

[1]) vgl. in Bezug auf das Mahâbhârata meine Uebersetzung des Pantschatantra Th. 1. Einleitung § 218; 221; 223 und das Verzeichniß der indischen Handschriften in Berlin von A. Weber im ersten Bande der Verzeichnisse der königlichen Bibliothek in Berlin, S. 108 nr. 407, sowie in Bezug auf das Pantschatantra meine ganze Einleitung dazu.

die leider unvollendet gebliebene Ausgabe des Râmâyana[1]). Hier trat ihm die oben erwähnte große Verſchiedenheit der Handſchriften im reichſten Maaße entgegen. So ſehr er ſich Mühe gab, ſich einen umfaſſenden critiſchen Apparat zu verſchaffen, ſo war er doch weit entfernt, alles zu beſitzen, was noch heutiges Tages für die Critik dieſes Epos von Wichtigkeit in Europa und Aſien exiſtirt; dennoch trat ihm ſchon in ſeinen Hülfsmitteln eine durchgängige Verſchiedenheit entgegen; ut paucis expediam, heißt es (T. I. praef. p. IX): pro una Rameide, quam ubique eandem memorari putabam, ex illibatis adhuc bibliothecarum thesauris binae vel trinae adeo mihi prodiere Rameides, ut narrationis argumento singulisque sententiis sic satis inter se consentientes, ita verborum delectu et versuum structura, interdum etiam ordine numeroque dissimillimae. Nachdem er dieſe Verſchiedenheit zu erklären verſucht hat, insbeſondre durch Annahme einer einſtigen, keineswegs unwahrſcheinlichen, bloß mündlichen Ueberlieferung, claſſificirt er die ihm zugänglichen und ſorgſam, insbeſondre wiederum mit Beihülfe von Laſſen[2]), benutzten Handſchriften in drei Hauptclaſſen, in deren einer er eine nördliche — vorzugsweiſe durch Commentare geſchützte — Recenſion erkennt, in der andren eine bengaliſche (gaudaniſche), in der dritten eine eklektiſche, aus jenen beiden durch Verbindung entſtandene[3]). In der erſten glaubte er — und im Allgemeinen

[1]) Ramayana id est Carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmicis opus. Textum codd. mss. collatis recensuit interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit Aug. Guil. a Schlegel. Vol. primi pars prior. Bonn 1829. LXXII. 382. 8°. Dieſe erſte Abtheilung des erſten Bandes enthält den Sanſkrittext des erſten Buches und der 20 erſten Capitel des zweiten. Die 2. Abtheilung folgte 1838 und enthält die lateiniſche Ueberſetzung des in der erſten veröffentlichten Textes. In demſelben Jahr erſchien auch die erſte Abtheilung des 2. Bandes, in welcher der Text des 2. Buches zu Ende geführt iſt. Mehr iſt nicht erſchienen.

[2]) vgl. I. praef. p. LXIX.

[3]) ebdſ. XXII ff. insbeſondre XXXV ff.

wohl mit Recht[1]) — eine treuere Bewahrung der alten und ächten Geſtalt des Epos zu erkennen und machte ſie daher zur Grundlage ſeiner Recenſion[2]). Doch hielt er ſich nicht ganz ſtreng an ſie, ſondern gab in einigen Fällen, wo er Gründe für dieſe Abweichung zu erkennen glaubte, der bengaliſchen den Vorzug; in andern verfuhr er noch kühner, mit der ganzen dictatoriſchen Gewaltſamkeit, zu welcher ſich in der Zeit, wo Schlegel ſeine Studien der occidentaliſchen Philologie gemacht hat, auch dieſe noch berechtigt glaubte[3]). Einen diplomatiſchen Text haben wir demgemäß auch in dieſer Ausgabe nicht vor uns; und ob eine älteſt-erreichbare Hand mit Sicherheit herſtellbar ſei[4]), wird ſich erſt entſcheiden laſſen, wenn alle für die Critik nutzbaren Hülfsmittel bekannt und in Betracht gezogen ſind. Abgeſehen davon war der Schlegel'ſche Text ein ausgezeichneter Erwerb für Förderung der Sanſkritſtudien; in fehlerfreiem Sanſkrit, im Ganzen ſehr correct gedruckt und mit einer vortrefflichen und höchſt eleganten lateiniſchen Ueberſetzung ausgeſtattet, trug er nicht wenig dazu bei, den Eifer für dieſe Sprache in immer weiteren Kreiſen zu wecken, zu verbreiten und durch die Bekannt-

[1]) In der bengaliſchen Recenſion ſcheint manches geändert zu ſein, um es mit ſpäteren, insbeſondre religiöſen Anſchauungen in Uebereinſtimmung zu bringen; man vergleiche z. B. eine Stelle, wo ſie die Identität von Vishnu mit Brahman ſtatt der Schlegel'ſchen (II. 103, 10) und Bombay'ſchen Leſeart hat, bei Muir, Original Sanskrit Texts I², 54 n. 97.

[2]) ebdſ. S. XXIII. L. LII.

[3]) ebdſ. LIII ff., insbeſondre LVI. LVIII.

[4]) Die bengaliſche Recenſion iſt durch den italiäniſchen Sanſkritkenner Gaspare Gorresio mit italiäniſcher Ueberſetzung und Anmerkungen vollſtändig herausgegeben (Paris 10 Bände 1843—1858 und als Nachtrag Uttarakânda ebdſ. 1867). Eine dritte Recenſion bildet die Scramporer Ausgabe (3 Bände 1806. 1808. 1810), welche, wie die Schlegel'ſche, unvollendet geblieben iſt und auch nur die beiden erſten Bücher des Textes enthält. Eine vierte bieten mehrere Handſchriften der Chambers'ſchen Sammlung in Berlin, ſ. Weber in 'Handſchriften-Verzeichniſſe der Königlichen Bibliothek, Bd. I. Sanſkrit-Handſchriften. S. 119—123'.

schaft mit einem, trotz nationaler Mängel, doch im Ganzen hochpoetischen Werke zu belohnen.

Außer diesen Ausgaben wirkte Schlegel noch sehr günstig für Einführung und Benutzung des Sanskrits durch seine schon mehrfach erwähnte indische Bibliothek, welche vom Jahre 1820 bis 1830 in neun Heften eine Fülle trefflicher critischer exegetischer und sprachlicher Aufsätze veröffentlichte, die mit wenigen Ausnahmen von Schlegel selbst herrühren.

Doch die im Verhältniß zu der Aufgabe dieses Werkes mir vorgeschriebenen engen Gränzen verstatten es nicht, eine eingehendere Darstellung der deutschen Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Philologie mitzutheilen. Ich muß mich hier, wie in einigen andern Fällen, für jetzt darauf beschränken, Sachen und Personen kurz anzudeuten; eine ausführlichere Behandlung hoffe ich in der Geschichte der sprachwissenschaftlichen Probleme zu liefern.

Die Geschichte des Sanskritstudiums in Deutschland zerfällt trotz des kurzen Zeitraums, welchen es bis jetzt umfaßt, in zwei ziemlich scharf geschiedene Perioden, welche durch die Einführung der Veden — dieser zu einem großen Theil sicherlich ältesten literarischen Urkunden des indogermanischen Geistes — im Laufe der vierziger und ff. Jahre von einander getrennt sind. Gingen dieser gleich höchst bedeutende Werke vorher, so tritt doch seitdem unverkennbar eine größere Vertiefung der indischen Wissenschaft hervor. Durch die genauere Bekanntschaft mit den Veden wurde erst eine richtigere Einsicht in die Geschichte der Sanskrit-Sprache ermöglicht und es zeigte sich, zu welchen für die Urgeschichte des indogermanischen Stammes bedeutenden Fragen und Problemen sie die Veranlassung und wahrscheinlich auch Lösung zu gewähren im Stande sind. Es nahm das Studium des Sanskrit damit einen neuen Aufschwung, welcher auch nicht wenig dadurch unterstützt wurde, daß in dem Anfang desselben Decenniums die Chambers'sche Sammlung von Sanskrit-Handschriften, welche

insbeſondre im Gebiet der Vedenliteratur nicht unanſehnlich iſt, für die Berliner Bibliothek angekauft ward und die Anzahl indiſcher Handſchriften in Deutſchland überhaupt ſich zu vermehren anfing. Reichte die Benutzung derſelben auch nicht zur Herſtellung critiſcher Ausgaben hin, ſo waren ſie doch genügend, um durch Abſchriften eine Grundlage zu liefern und die Möglichkeit zu geben, den theuern Aufenthalt in England bloß zu Collationen verwenden zu müſſen und ſomit bedeutend abkürzen zu können.

Was nun die Thätigkeit der deutſchen Sanſkritiſten im Einzelnen betrifft — wobei ich jene Scheidung in die Periode vor und nach Bekanntwerdung der Veden in dieſer kurzen Ueberſicht unberückſichtigt laſſen muß — ſo verdanken wir ihr zunächſt mehrere treffliche Handſchriften-Cataloge: den der Berliner veröffentlichte Albrecht Weber (geboren 1825) im Jahre 1853; den der in der Bodlejana in Oxford bewahrten Theodor Aufrecht (geb. 1821) in den Jahren 1859 und 1864; den der Tübinger Heinrich Ewald (geb. 1803) im Jahre 1839 und Rudolf Roth im Jahre 1865.

Grammatiken des Sanſkrit außer den ſchon erwähnten von Frank und Bopp ließen erſcheinen: Anton Boller im Jahre 1847, der Verfaſſer dieſer Geſchichte in den Jahren 1852, 1855, 1863 und 1868, letztre beide in engliſcher Sprache, Julius Oppert 1859 und 1864 in franzöſiſcher Sprache, Max Müller (geb. 1823) im Jahre 1866 in engliſcher Sprache, L. Kellner 1868 und in demſelben Jahre Auguſt Boltz. Einzelne Theile derſelben behandelten H. Ewald im Jahre 1827; Karl Guſtav Albert Höfer (geb. 1812) 1840; Otto Böhtlingk 1843 ff., Th. Aufrecht, Schweizer-Sidler, der Verfaſſer dieſer Geſchichte, Jobaentgen, Delbrück und andre.

Die Grammatik der Präkrit-Sprachen, d. h. derjenigen Formen von alten ariſchen Volksſprachen Indiens, welche zu literariſchen Zwecken, insbeſondre in den Dramen verwendet wurden,

iſt von Albert Höfer 1836 und von Chriſtian Laſſen (geb. 1800) 1837 dargeſtellt.

Der letztre erwarb ſich, in Verein mit Burnouf, auch das Verdienſt, zuerſt die heilige Sprache der ceyloneſiſchen und hinterindiſchen Buddhiſten, das Pâli, ebenfalls eine der alten indiſchen Volksſprachen, zu erforſchen (1826). Einzelne Theile ihrer Grammatik haben Wilhelm Storck (geb. 1829) im Jahre 1859 und 1862 und Friedrich Müller 1867 behandelt.

Um das Verſtändniß der Sprache in den älteren Inſchriften, — insbeſondre denen des Açoka, — ſo wie auf den alten Münzen hat auf deutſchem Boden Laſſen ſich viele Verdienſte erworben.

Lexika des Sanſkrits ſind begonnen zunächſt von Otto Böhtlingk und Rudolph Roth gemeinſchaftlich, ferner von Theodor Goldſtücker. Das erſtre, ein wahrer Theſaurus der indiſchen Sprache, wird durch die Kühnheit des Unternehmens, den Umfang der geſtellten Aufgabe und ihre im Ganzen meiſterhafte Ausführung den beiden Bearbeitern ein dankbares Andenken nicht bloß bei allen Indologen, ſondern überhaupt bei allen, welche für Sprachwiſſenſchaft Theilnahme hegen, für alle Zukunft ſichern. Der Anfang des Werkes fällt ſchon in die Zeit (1852), wo der lebendigſte Eifer für die Veden und die damit zuſammenhängenden Schriften entbrannt, die unendlich größere Bedeutung der Vedenſprache, als die des claſſiſchen Sanſkrit, zu vollem Bewußtſein gekommen war. Die Aufgabe ward daher ſo weit gefaßt, daß in dieſem Werke alle Wörter Aufnahme finden ſollen, welche in den zugänglichen Schriften der Vedenliteratur ſowohl als des gewöhnlichen Sanſkrit vorkommen. Es ſind bis jetzt fünf große Quart-Bände vollſtändig erſchienen und dürfen wir die Rüſtigkeit, mit welcher das Werk bis zu dieſer Stunde gefördert iſt, zum Maaßſtabe nehmen, ſo wird wohl noch vor Schluß eines Decenniums ein Wörterbuch vollendet ſein, welches an Umfang und Ausführung ſchwerlich hinter dem einer andern Sprache zurückſtehen wird.

Das engliſch abgefaßte Lexikon von Goldſtücker, von welchem ſeit 1858 bis jetzt ſechs Hefte erſchienen ſind, verſpricht durch die Fülle und Sorgfalt in der Behandlung der einzelnen Artikel eine wahre indiſche Encyklopädie zu werden, aber bei dem Umfange, zu welchem es in Folge davon herangewachſen und der Langſamkeit, mit welcher ſich die einzelnen Hefte bisher gefolgt ſind, liegt eine Vollendung des Werkes in dem bisherigen Maaßſtab durch den eben ſo gelehrten als gründlichen und ſcharfſinnigen Verfaſſer wohl kaum innerhalb der Gränzen der Möglichkeit; doch auch ſo iſt es eine höchſt ausgezeichnete Bereicherung der Sanſkrit-Literatur, indem nicht wenige Artikel deſſelben faſt förmliche Monographien über Theile der indiſchen Alterthumskunde bilden.

Ein kleineres Lexikon ward in engliſcher Sprache von dem Verfaſſer dieſer Geſchichte im Jahre 1866 veröffentlicht; eine Abhandlung in Bezug auf indiſche Lexikographie von Adolf Friedrich Stenzler (geb. 1807).

Außer dem ſchon erwähnten Gloſſar von Bopp erſchienen einige als Theile von Chreſtomathien oder Editionen, ſo von Gildemeiſter (geboren 1812) zu der 2. und 3. von ihm beſorgten Ausgabe von Laſſen's Anthologie 1865, 1868 und ſeiner Recenſion des Meghadûta von Kâlidâsa 1841; von dem Verfaſſer dieſer Geſchichte zu ſeiner Chreſtomathie 1854 und zu ſeiner Ausgabe des Sâmaveda 1848.

Ein Wurzellexikon des Sanſkrit ließ Fr. Aug. Roſen (geb. 1805, geſt. 1837) ſchon 1827 erſcheinen; eines des Prâkrit Nicol. Delius (geb. 1813) im Jahre 1839.

Anthologien oder Chreſtomathien veröffentlichten: Laſſen 1838, mit ſtarken Veränderungen neu herausgegeben von Gildemeiſter 1865 und 1868, Böhtlingk 1845, Häberlin 1847, der Verfaſſer dieſer Geſchichte 1853; ein Sanſkrit-Leſebuch Höfer 1850.

Was Editionen indiſcher Werke betrifft, ſo verdanken wir Otto Böhtlingk zunächſt die Herausgabe zweier heimiſcher Gram-

matiken, der von Panini 1840, und der von Vopadeva 1847; ferner die einiger kleinerer grammatiſcher Tractate; endlich die eines von einem Eingebornen herrührenden Lexikons (Hemak'andra's Abhidhânak'intâmani) 1847. Einen jener Tractate (die Phitsûtra des Çântanava, eine Art Accentlehre) hat 1866 Kielhorn von neuem in einer trefflichen Bearbeitung herausgegeben; einen andern, welcher die unregelmäßigeren Nominalbildungen, die durch die ſogenannten Unnadi-Affixe, behandelt, mit dem Commentar eines Eingebornen Theod. Aufrecht 1859. Dieſer Letztre hat im Jahre 1862 auch ein Lexikon eines Eingebornen (Halâyudha's Abhidhânaratnamâlâ) mit einem Sanſkrit-Engliſchen Gloſſar veröffentlicht.

Von den ſogenannten Prâtiçâkhya's, einer Art grammatiſcher Schriften, deren Hauptaufgabe der richtige Vortrag der Veden bildet, iſt das zu dem Rigveda gehörige, jedoch nur zu einem geringen Theile, von Max Müller in dem erſten Bande ſeiner 1856 begonnenen, aber bis jetzt nicht fortgeſetzten, in Leipzig erſchienenen, Ausgabe des Rigveda veröffentlicht und exegetiſch behandelt, das zu dem ſogenannten weißen Yadschurveda gehörige von Albr. Weber im 4. Bande ſeiner reichhaltigen 'Indiſchen Studien'. Ein Werkchen, welches ſich auf eine beſondre Recitationsweiſe der Veden bezieht (Upalekha, de Kramapâtha libellus) wurde von Wilhelm Pertſch (geb. 1832) im Jahre 1852 veröffentlicht. Die alte vediſche Gloſſenſammlung, das Naighantuka, ſammt dem auf die Veden ſich beziehenden exegetiſchen Werke des Yâska, dem Nirukta, wurde von Rudolph Roth 1852 herausgegeben.

Theile der heimiſchen Werke über Prâkrit-Grammatik veröffentlichten Laſſen und Höfer, jener in ſeinen Institutiones linguae Pracriticae, dieſer in der von ihm redigirten Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft der Sprache.

Der Druck der wichtigſten Werke der indiſchen Literatur, der Grundwerke der Veden, wird faſt nur Deutſchen verdankt.

Die Rigvodasaṁhitâ zu veröffentlichen begann ſchon Fr. Aug. Roſen; ſein früher Tod unterbrach aber das Unternehmen, ſo daß nur das erſte Achtel derſelben im Druck erſchien, 1838. Im Jahre 1849 begann Max Müller eine neue Ausgabe des Textes mitſammt dem großen Commentar von Sâyana. Von dieſer ſind bis jetzt vier ſtarke Quartbände ausgegeben, in denen das Werk bis zum Schluß des achten Mandala geführt iſt, ſo daß nur noch zwei übrig ſind und die Vollendung des coloſſalen Unternehmens in nächſter Zeit in Ausſicht ſteht. Neben dieſer Bearbeitung, welche einen beſonderen Werth durch die Einleitungen erhält, in denen antiquariſche und andre für die indiſche Philologie wichtige Fragen behandelt werden, iſt wie ſchon beiläufig bemerkt, eine Ausgabe ohne den indiſchen Commentar von ihm begonnen, von welcher jedoch nur der erſte Band (Leipzig 1856) erſchien. Im Jahre 1849 hatte auch Eduard Röer (geboren 1804, geſtorben 1865) den Anfang des Rigveda mit dem indiſchen Commentar drucken laſſen; doch iſt auch dieſe Ausgabe nicht fortgeſetzt. Eine vollſtändige Ausgabe in lateiniſcher Tranſcription hat Th. Aufrecht 1861—1863 als 6. und 7. Band von Albrecht Weber's Indiſchen Studien veröffentlicht.

Den Sâmaveda hat der Verfaſſer dieſer Geſchichte im Jahre 1848 mit Ueberſetzung und Gloſſar u. ſ. w. herausgegeben.

Den ſogenannten weißen Yadschur-Veda mit dem dazu gehörigen Çatapatha-Brâhmana und Kâtyâyana's Çrautasûtra ſammt den indiſchen Commentaren oder Auszügen aus ihnen hat Albr. Weber in den Jahren 1849—1859 veröffentlicht.

Den ſogenannten ſchwarzen Yadschur-Veda hat Ed. Röer herauszugeben begonnen (1854) und nach ſeiner Heimkehr aus Indien der ausgezeichnete engliſche Sanſkritiſt E. B. Cowell fortgeſetzt. Davon iſt bis jetzt ein Band erſchienen.

Den vierten, den Atharva-Veda, endlich hat Rudolph

Roth in Verein mit dem kenntnißreichen amerikanischen Sanskritisten, Whitney, 1856 herausgegeben.

Ausgaben aus der Reihe der übrigen zu der vedischen Literatur gehörigen Schriften der Brâhmana's, Sûtra's, Upanishad's, Jjotisha (Vedenkalender) u. s. w. verdanken wir Röer, Weber, Martin Haug, Stenzler, Louis Poley, Goldstücker.

Was die beiden großen Epen, das Mahâbhârata und Râmâyana betrifft, so ist schon bemerkt, daß die von A. W. von Schlegel begonnene Ausgabe des letzteren in ihren Anfängen unterbrochen ward; von dem ersteren wurden durch deutsche Arbeit nur Episoden veröffentlicht, und zwar von Bopp, Schlegel, Lassen, 1827, Holtzmann (geboren 1810) 1841.

Auch von einigen der Purânen erschienen in Deutschland nur Proben durch Stenzler 1829, Wollheim (geb. 1811) in demselben Jahr, Louis Poley 1831, und Rückert (s. weiterhin).

Dagegen wurden mehrere Kunstgedichte vollständig herausgegeben, zwei dem Kâlidâsa zugeschriebene: Raghuvamça 1832 und Kumârasambhava 1838 durch Stenzler, Nalodaya schon 1830 durch Ferdinand Benary (geb. 1805), das Uttara-Naishadha-Charita durch Röer 1853.

Aus dem Bereich der lyrischen Poesie wurde Kâlidâsa's Meghadûta 'die Wolke als Bote', wie schon erwähnt, von Gildemeister 1841 mit einem andern Gedicht vereint herausgegeben; desselben Ritusamhara, eine Schilderung der indischen Jahreszeiten, von Peter von Bohlen (geb. 1796, gest. 1840) in seinem Todesjahre; Jayadeva's Gîtagovinda von Lassen 1836; das Ghatakarpara von Dursch 1828 und Hermann Brockhaus (geb. 1806) im Jahre 1841; ebenso einige andre kleinere, z. B. das Gedicht vom Vogel Tschâtaka von H. Ewald 1842, der Mohamudgara von H. Brockhaus 1841.

Aus dem Gebiete der gnomischen Poesie veröffentlichte P. von Bohlen Bhartrihari's Centurien 1833 und Böhtlingk eine alpha-

betiſch geordnete Sammlung indiſcher Sprüche, von der bis jetzt drei Theile 1863, 1864, 1865 erſchienen ſind.

Von indiſchen Dramen ſind herausgegeben die Çakuntalâ durch Böhtlingk 1842, die Urvaçî durch Robert Lenz (geſtorben 1835?) 1833 und von neuem durch Friedrich Bollenſen 1846; die Mrichchhakatikâ 'das Thonwägelchen' 1830 durch Stenzler; der Prabodhachandrodaya 'der dem Mondesaufgang (an Zauber) gleiche Aufgang der Erkenntniß' durch Herm. Brockhaus 1835, 1845; das Mahâviracharitra 'Râma's Thaten' durch F. H. Trithen (geſt. 1853?) 1849; der Anfang des Malatîmâdhava 'Mâlatî und Mâdhava' durch Laſſen 1832 und eine Farçe Dhûrtasamâgama durch denſelben in ſeiner Anthologie 1838.

Von indiſchen Fabelwerken und Erzählungen iſt das Pantſchatantra durch Johann Gottfried Ludwig Koſegarten (geb. 1792, geſt. 1860) veröffentlicht 1848, und der Anfang einer andern Recenſion 1859. Ferner iſt das erſte Heft einer neuen Ausgabe von G. Bühler 1868 erſchienen. Der Hitopadeça iſt, wie ſchon erwähnt, von A. W. von Schlegel und Laſſen 1829—1831 herausgegeben; eine neue Ausgabe beſorgte Max Müller 1865. Das umfangreichſte und bedeutendſte Werk dieſer Gattung, eine wahre Sammlung und poetiſche Bearbeitung der indiſchen Fabeln, Märchen und Erzählungen, den Kathâsaritsâgara hat Herm. Brockhaus veröffentlicht (von 1839 bis 1866).

Philoſophiſche Werke ſind von Othmar Frank 1835, Röer 1845, 1850, Laſſen 1832 und Goldſtücker 1865 herausgegeben; ein rhetoriſches von Röer in Verbindung mit dem Engländer Ballantyne 1851. Ein beträchtlicher Theil eines hiſtoriſchen (der Râjatarangiṇî, einer Chronik von Kaſchmir) von Anton Troyer (geb. 1772, geſt. 1865) im Jahre 1840; eine Familienchronik von Wilh. Pertſch 1852.

Aus den älteſten Quellen des indiſchen Rechtes hat G. Bühler mehreres herausgegeben 1867, und eines der bedeutendſten juriſtiſchen Werke Stenzler 1849.

Aus der Literatur des Pâli hat Fr. Spiegel einiges bekannt gemacht 1841 und 1845.

Die meisten dieser Ausgaben, ja fast alle, sind mit Uebersetzungen in deutscher oder lateinischer, englischer, französischer Sprache und gewöhnlich mit Anmerkungen oder andern das Verständniß erleichternden Hülfsmitteln versehen. Außerdem sind auch eine beträchtliche Anzahl Uebersetzungen sowohl von diesen als anderen, nicht von Deutschen veröffentlichten, Werken der indischen Literatur erschienen. Sie umfassen fast alle Stadien der Uebersetzungskunst von der nur als Hülfsmittel zum Verständniß für Anfänger dienenden Interlinear-Uebersetzung an bis zu den vollendetsten Meisterwerken, welche mit treuer Nachbildung des Inhalts und bisweilen selbst der Form des Originals die höchste Achtung vor dem Genius unsrer Muttersprache verbinden und so unsre Literatur durch Werke bereichert haben, welche auch dem indischen, ursprünglich so fremdartigen Geist auf unserm Boden eine Art Heimathsrecht zu erwerben vermochten. Unter letzteren nehmen die erste Stelle ein die Uebersetzungen von Fr. Rückert (geb. 1789, gest. 1866), dessen wunderbar großes und eigenthümliches Sprachtalent, welches ihn befähigte, alle Töne des dichterischen Triebes der gebildeteren Völker, insbesondre der orientalischen, in einem Umfang und in einer Meisterschaft wiederklingen zu lassen, wie sie bis auf ihn noch nie hervorgetreten war, in einem umfassenden Maaße auch diesem neuen Zweige des Wissens zu Gute kam. Wir verdanken ihm eine Anzahl von Uebersetzungen und Nachbildungen indischer Poesien, welche dadurch zu Perlen der deutschen Dichtkunst umgeschaffen wurden und nicht wenig zur Aufnahme und Verbreitung der indischen Philologie beitrugen. Sie selbst so wie eine nicht geringe Fülle von Aufsätzen exegetischen und critischen Inhalts bezeugen zugleich die tiefe Kenntniß des Sanskrit und der Prâkrit-Sprachen, welche der große Dichter neben der vieler anderer, insbesondre orientalischer, sich angeeignet hatte. Rückert hatte einen

Sprachsinn, in welchem das receptive Moment, wie es dem Sprachgelehrten in einem mehr oder weniger hohen Grad nothwendig ist, auf das innigste mit dem schöpferischen verbunden ist, wie es bei dem großen Dichter und Denker hervortritt; ja gerade letzteres war ihm in einem so hohen Maße zu Theil geworden, daß man fast berechtigt ist zu behaupten: wenn die Sprache noch nicht existirt hätte, würde Rückert einen sehr wesentlichen Theil zur Schöpfung derselben beigetragen haben. Seinem Hauptcharakter nach darf man ihn, wie mir scheint, als ein großartiges aber höchst eigenthümliches Sprachgenie bezeichnen. Er hatte ein wunderbares Gefühl dafür, wie die Dinge in Worten auszudrücken sind, und zwar nicht bloß in geistiger, sondern auch in materieller Beziehung. Allein seine Richtung rang weniger nach Vertiefung in die Dinge als nach einem anschaulichen Ausdruck derselben. Man kann — wenn auch mit einiger Uebertreibung — fast sagen, daß die Dinge für ihn nicht selbstständig existirten, sondern nur in den Worten, in denen sie zu sprachlichem Leben gelangen, zu Elementen der Sprache werden; sie hatten einen überragenden Werth für ihn in ihrer sprachlichen Seite; in ihrer Selbstständigkeit waren sie ihm mehr oder weniger unzugänglich. Darum ist er als Dichter mehr redselig und malerisch, als tief und concis, mehr im besten Sinne des Wortes nachbildend, als selbstständig schaffend. Dadurch aber war er von der Natur in hervorragendster Weise gerade zum wunderbaren Uebersetzer und selbst ausgezeichneten Interpreten ausgestattet. Daß er auch tiefere sprachwissenschaftliche Forschungen angestellt hatte, zeigen die während seines Lebens veröffentlichten Werke nicht; doch soll sich darauf bezügliches in seinem Nachlaß finden. — Berühmt und seit 1828 mehrfach neu aufgelegt ist seine Uebersetzung des Nala; 1831 veröffentlichte er 'Achtunddreißig sanskritische Liebeslieder' des Amarû; 1833 'Ajas und Indûmati' eine Episode aus Kâlidâsa's Raghuvaṁça; 1837 Uebersetzungen aus Bhartrihari und die des Gîtagovinda; 1838 die

brahmaniſchen Erzählungen, in denen ſich eine Ueberſetzung der Sâvitrî, einer Epiſode des Mahâbhârata befindet; 1858 und 1859 Text und Ueberſetzung einer intereſſanten Partie des Mârkandeya-Purâna; in ſeinem Nachlaß fand ſich auch eine Ueberſetzung der Çakuntalâ, welche 1867 veröffentlicht iſt. Außerdem ſind ſeine Anzeigen von Sanſkritwerken in den Berliner und Wiener Jahrbüchern voll von reizenden Ueberſetzungen und feinen ſprachlichen Bemerkungen.

Unter den übrigen Ueberſetzern ſind hervorzuheben B. Hirzel, welcher 1833 eine Ueberſetzung der Çakuntalâ, 1838 der Urvaçî, 1846 des Prabodhachandrodaya und in der Zwiſchenzeit mancher kleinerer Werke veröffentlichte; ferner Adolf Holtzmann, welcher unter andern eine Ueberſetzung erſcheinen ließ, welche geeignet iſt, auf eine einnehmende Weiſe mit dem weſentlichen Inhalt des coloſſalen Mahâbhârata bekannt zu machen[1]); dann Karl Schütz, einer der gründlichſten Kenner des Sanſkrit, insbeſondre der Kunſtpoeſie, dem wir von 1835 bis 1859 mehrere ſorgfältige Ueberſetzungen und feine exegetiſche und critiſche Bemerkungen verdanken. Außerdem gibt es Ueberſetzungen oder Nachbildungen, unmittelbare und mittelbare, von Merkel, Fertig, Boxberger, E. Meyer, Fr. v. Schack, Grube, Lobedanz u. aa. Das Hauptwerk der indiſchen Medicin verſuchte Fr. Heßler in das Lateiniſche zu überſetzen und zu erläutern; einen Theil desſelben übertrug Bullers in das Deutſche. Auch die erwähnten Editoren von Sanſkritwerken haben mehrfach Ueberſetzungen von Werken geliefert, welche ſie nicht herausgaben, z. B. P. v. Bohlen, Albr. Weber, Höfer, Goldſtücker, Max Müller, der Verfaſſer dieſer Geſchichte u. aa.

Beiträge zum Verſtändniß der indiſchen Sprache und Literatur wurden von dieſen und andren auch ſonſt geliefert durch Aufſätze und Kritiken, welche in Zeitſchriften, insbeſondre ſolchen

[1]) Indiſche Sagen von Dr. Ad. Holtzmann. 2. Aufl. 1854. 2 Bde.

erschienen, welche theils Indien speciell, theils dem Orient überhaupt, theils den Beziehungen zwischen ihm und dem Occident gewidmet sind; wie der Indischen Bibliothek von Schlegel, den Indischen Studien von Albr. Weber, der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, der Zeitschrift für Wissenschaft der Sprache, der für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slavischen Sprachen, dem Orient und Occident. Außer den bisher erwähnten Männern wurden hier auch von vielen andern Beiträge gespendet, unter denen insbesondre die des Herausgebers von zweien derselben, Adalbert Kuhn, hervorzuheben sind. Dieser beschäftigt sich vorzugsweise mit Forschungen über die Spuren in Sprache, Religion, Sagen, Sitten und Gebräuchen, aus denen sich die ursprünglichen Zustände des indogermanischen Volksstammes vor seiner Trennung in verschiedene Zweige erkennen lassen und hat dabei, so wie in Kritiken und andern wissenschaftlichen Arbeiten, vielfach Gelegenheit gefunden, sich um Sanskrit, insbesondre das vedische, keine geringe Verdienste zu erwerben. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen in dieser Beziehung auch Sonne's Arbeiten.

In Bezug auf die Realia der indischen Philologie wurde ebenfalls rasch ans Werk gegangen. Schon im Jahre 1830 veröffentlichte P. von Bohlen eine Arbeit 'Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten', in zwei Bänden. Der Verfasser dieser Geschichte ließ im Jahre 1840 einen größeren Artikel über Indien in der Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste erscheinen. Drei Jahre darauf begann die Veröffentlichung des großartigen Werkes von Chr. Lassen 'Indische Alterthumskunde', einer Concentration gewissermaßen der gesammten geistigen Thätigkeit dieses großen Gelehrten, in welcher alle Richtungen seines Forschens und Wissens über Indien, wie Flüsse

in einem Ocean zusammenströmen. Es gewährt eine geschichtliche Entwickelung des politischen und Culturlebens der Inder bis zu der Zeit der Verbreitung der mohammedanischen Herrschaft, welche durch Umfang des Wissens und kritische Behandlung eine der hervorragendsten Stellen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung einnimmt.

Nächst Lassen hat sich Albr. Weber große Verdienste um die indischen Realia erworben, insbesondre durch eine Fülle von Monographien, welche theils in seinen 'Indischen Studien', theils in den Abhandlungen oder Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, theils in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht sind. Es gibt wenig Gebiete der indischen Alterthumswissenschaft, zu deren genauerer Erkenntniß er nicht Beiträge geliefert hätte. Insbesondre sind seine Aufsätze für Indische Literaturgeschichte wichtig; dieser hat er auch ein besonderes Werk 1852 gewidmet. In Bezug auf die vedische Literatur dürfen wir die bahnbrechende und epochemachende kleine Schrift von Rudolph Roth nicht unerwähnt lassen: Zur Literatur und Geschichte des Weda. 1846; eben so wenig Max Müller's History of ancient Sanskrit literature. Für Literaturgeschichte überhaupt ist Goldstücker's Werk über Pâṇini höchst beachtenswerth. Ueber die indischen Fabelwerke und Erzählungen, so wie den Einfluß ihres Inhaltes auf außerindische Länder, insbesondre Europa, hat der Verfasser dieser Geschichte Untersuchungen veröffentlicht in dem 1. Bande (der Einleitung zu) seiner Uebersetzung des Pantschatantra, ferner im Orient und Occident, dem Ausland und aa. OO. Für die Kenntniß des indischen Rechts sind Stenzler, Kalthoff und insbesondre Bühler[1]) und Johaentgen[2]) thätig gewesen. Ausgezeichnete Forschungen

[1]) A digest of Hindu Law etc. Edited by Raymond West and Bühler. Bombay 1867.

[2]) Ueber das Gesetzbuch des Manu. Eine philosophisch-literaturhistorische Studie. 1863.

über die Vedânta-Philoſophie verdanken wir Friedrich H. Hugo Windiſchmann, geb. 1811 geſt. 1861, Behandlungen und Erläuterungen indiſcher Inſchriften und Münzen insbeſondre Laſſen.

In einzelnen Aufſätzen haben übrigens faſt alle bisher erwähnten Sanſkritiſten auch für die Aufhellung der indiſchen Alterthumswiſſenſchaft gewirkt. Für die Kenntniß der Indiſchen Religion noch R. Roth, M. Müller, Kuhn, Haug u. aa. Für indiſche Aſtronomie, außer Weber, Max Müller und Holtzmann und ſo dieſe und andre auch für andre hieher gehörige Gegenſtände.

Obgleich ich in dieſer kurzen Ueberſicht der indiſchen Philologie nur die Hauptpunkte hervorzuheben vermochte, ſo wird man dennoch erkennen, daß ſie, trotz vieler äußerer Schwierigkeiten — unter denen ich nur die beiden erwähnen will, daß ſie zunächſt für Deutſchland nur einen rein theoretiſchen Werth hat, nicht zugleich, wie in England, einem praktiſchen Zweck dient, und ferner lange Zeit an einem faſt vollſtändigen Mangel an Handſchriften litt — dennoch unter den Händen der deutſchen Indologen keine geringe extenſive Fortſchritte machte. Daß dieſe auch von großer intenſiver Bedeutung waren, ließe ſich durch Vergleichung des früheren Zuſtandes unſrer Kenntniſſe von Indien mit dem heutigen erweiſen. Dieß würde uns hier zwar zu weit führen, allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Jeder, welcher ſie anſtellt, ſich bald überzeugen wird, daß der jetzige Zuſtand Reſultate in Bezug auf die äußere und insbeſondre innere geſchichtliche Entwickelung: Sprache, Religion, Recht, Geſellſchaft, Sitten und Gebräuche, Kunſt und Wiſſenſchaft des indiſchen Volkes gewährt, von denen man vor der Thätigkeit der deutſchen Indologen auch nicht die geringſte Ahnung hatte. Natürlich waren dieſe in ihrer Geſammtheit ſowohl als im Einzelnen auch auf die Schriften von Einfluß, welche nicht unmittelbar auf den indiſchen, ſondern auf ſecundären Quellen beruhen, ſo daß man die Bedeutung derſelben auch aus derartigen Werken, z. B. durch Vergleichung der ausgezeichneten Geſchichte der Arier

von Max Duncker mit irgend einem älteren Werke ähnlichen Inhalts erkennen kann.

VI.

Die nächſten Unterlagen der Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft.

Wie die erſten Anfänge der neueren Sprachwiſſenſchaft aus der Bekanntſchaft mit dem Sanſkrit hervortraten, ſo iſt auch die Entwickelung der indiſchen Philologie auf ihre weitere Entfaltung vom größten Einfluß geblieben, wie ſich dieß ſchon äußerlich darin kund gibt, daß mit wenigen Ausnahmen die Männer, welche wir als Sanſkritphilologen aufgeführt haben, auch eine mehr oder weniger bedeutende Thätigkeit auf dem ſprachwiſſenſchaftlichen Gebiete überhaupt geübt haben. Aus dieſem Grunde ſchien es mir angemeſſen, die kurze Geſchichte der indiſchen Philologie der der neueren Sprachwiſſenſchaft vorauszuſenden.

Allein die Sanſkritphilologie bildete keineswegs die einzige Unterlage der letzteren, ſondern jede Sprache, welche ſchon eine philologiſch-linguiſtiſche, oder tiefere philologiſche Behandlung erhalten hatte, oder während der Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft erhielt, trug auch zur Erweiterung und Berichtigung der ſprachwiſſenſchaftlichen Anſchauungen bei.

Als die tiefere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft begann, waren aber erſt wenige Sprachen einer wahrhaft philologiſchen, oder gar philologiſch-linguiſtiſchen Behandlung theilhaftig geworden, ſtreng genommen nur die claſſiſchen und wenige ſemitiſche; dicht vor Thorſchluß — möchte man ſagen — trat noch die großartige Behandlung der germaniſchen Sprachen durch Jacob Grimm hinzu, welche ſich ſogleich nicht bloß zu einer der wichtigſten Grundlagen, ſondern zu einem der Hauptgebäude der neueren Sprachwiſſenſchaft geſtaltete. Alle übrige Sprachen, ſowohl indogermaniſchen, als ſemitiſchen, ural-altaiſchen Stammes u. ſ. w. erhielten erſt im Fortgang der neueren Sprachwiſſenſchaft Behand-

lungen, durch welche ſie in den Kreis ſprachwiſſenſchaftlicher Forſchung eingeführt zu werden vermochten. Wir würden alſo, ehe wir zu der, oben (S. 379) abgebrochenen, weiteren und tieferen Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft übergehen, — wie ſie zunächſt in den Arbeiten hervortrat, welche Bopp in dem dritten Decennium unſres Jahrhunderts in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften veröffentlichte, und weſentlich in ſeiner von 1833 bis 1852 erſchienenen 'Vergleichenden Grammatik' concentrirte, — ähnlich, wie wir die indiſche Philologie vorausgeſchickt haben, eigentlich auch die Philologie der claſſiſchen, germaniſchen und ſemitiſchen Sprachen vorausſenden müſſen. Allein die ſemitiſchen Sprachen waren für die erſte Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft von ſehr geringem, faſt von gar keinem Einfluß; — dieſe fand lange Zeit allein oder vorwaltend im Gebiete der indogermaniſchen Statt —; ſo daß wir jene ohne Nachtheil für das erſte unberückſichtigt laſſen dürfen. Was dagegen die claſſiſche und germaniſche Philologie betrifft, ſo werden dieſe in der Sammlung, von welcher meine Arbeit nur einen geringen Theil bildet, einer beſonderen Behandlung unterzogen, ſo daß ich mich in Bezug auf ſie hier auf das eigentlich linguiſtiſche: die Behandlung dieſer Sprachen an und für ſich, als reale nicht formale Theile der Philologie, beſchränken darf.

Doch werde ich jetzt nur das hervorheben, was den erwähnten Bopp'ſchen Arbeiten vorherging, die weitere Entwickelung dagegen in der Abtheilung berühren, welche die indogermaniſche Sprachforſchung behandeln wird.

Was die claſſiſche Philologie im Allgemeinen betrifft, ſo haben wir ſchon oben (S. 328) angedeutet, daß Heyne's Verdienſt vorzugsweiſe in der Erweiterung und in der Geltendmachung einer geſchichtlichen Behandlung derſelben zu ſuchen iſt. Auf jede Erweiterung einer Wiſſenſchaft folgt bei ungeſtörter Entwickelung eine eindringendere Behandlung aller ihrer einzelnen Theile, eine Vertiefung derſelben. Aus ihr trat durch die Thätigkeit der aus-

gezeichneten Philologen unsres Jahrhunderts, von denen einige oben genannt sind, andre, welche sich mit der sprachwissenschaftlichen Seite der Philologie beschäftigten, später hervorgehoben werden, die wunderbare Gestaltung der classischen Philologie hervor, welche einen der höchsten Glanzpunkte der wissenschaftlichen Entwickelung in unserm Vaterlande bildet. Nicht am wenigsten machte sie sich in der Grammatik der classischen Sprachen geltend und schuf dadurch Unterlagen, welche im Wesentlichen zureichend und fest genug waren, um den ersten Arbeiten der Sprachwissenschaft eine bedeutende Stütze zu gewähren.

Unter den Männern, welche als die eigentlichen Gründer der tieferen Philologie betrachtet werden dürfen, nimmt Johann Gottfried Jakob Hermann (geboren 1772, gestorben 1848) eine der allerersten Stellen ein. Er war ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben, insbesondre durch eine gewaltige Schärfe und Klarheit des Denkens ausgezeichnet, von großem kritischen Talent und einem feinen, durch das sorgsamste Studium der griechischen Meister der Darstellung hoch ausgebildeten Gefühl für den Gebrauch und die Eigenheiten der griechischen Sprache. Diesen großen Vorzügen standen jedoch Mängel auch gegenüber, welche theilweis in der philosophischen Richtung lagen, welche während seiner Jugendbildung herrschte und ihn vielfach in seiner philologischen Thätigkeit leitete. Er war Anhänger der kantischen Philosophie und ermangelte fast alles historischen Sinnes. Alle Erscheinungen suchte er aus allgemeinen, wie er meinte, nothwendigen, Gesetzen zu erklären, die er sich aus dem Zustande, in welchem die Thatsachen statistisch vorlagen, nicht selten auf eine rein willkürliche subjective Weise construirte. Seine Verdienste um die griechische Grammatik liegen vorzugsweise im Gebiete der Syntax; seine dahin gehörigen ausgezeichneten Bemerkungen und Entwickelungen finden sich theils zerstreut in seinen Ausgaben und anderen Schriften, theils in seinen Anmerkungen und Beigaben zu den von ihm besorgten neuen Auflagen von Vigerus de praecipuis

Graecae dictionis idiotismis. Mit der formativen Seite der Sprache beschäftigt sich mehr oder weniger eingehend eines seiner früheren Werke: de emendanda ratione Graecae Grammaticae 1801, aber grade in diesem treten seine philosophische Vorurtheile und willkürliche Auffassungen und Erklärungen am grellsten hervor; sehr verdienstvoll darin ist dagegen seine Benutzung und kritische Behandlung der Ansichten der alten Grammatiker.

Große Verdienste dagegen, wenigstens im Verhältnisse zu den früheren Bearbeitungen, hat sich um die Behandlung und Erkenntniß der griechischen Formationslehre Philipp Carl Buttmann erworben (geboren 1764, gestorben 1829); er war ein Mann von großen Kenntnissen, Fleiß, einem gewissen historischen Sinn und einer nicht unbedeutenden Combinationsgabe. Seine griechischen Grammatiken, deren erste 1792 erschien, trugen nicht bloß zur Erleichterung der Erlernung dieser Sprache bei, sondern durch die fortgesetzte Verbesserung und Erweiterung derselben wurde seine 1819 erschienene 'Ausführliche Griechische Sprachlehre' schon eine fast vollständige und ziemlich methodisch geordnete Sammlung aller in der classischen Sprache und der meisten in den Dialekten vorkommenden grammatischen Formen, deren Werth durch die Beachtung mancher Gesichtspunkte — z. B. ob bestimmte Bildungen mehr oder weniger häufig gebraucht werden, zu welcher Zeit, von welcher Classe von Schriftstellern u. aa. — welche für die tiefere Erkenntniß der Sprache von größter Bedeutung sind, nicht wenig erhöht wurde. Von geringerem Werthe — wenn gleich ein Zeugniß seiner scharfen und feinen Beobachtungs- und nicht geringen Combinationsgabe — ist sein Lexilogus (Bd. I. 1818, Bd. II. 1824); etymologische Forschungen auf lexikalischem Gebiet können bei irgend schwierigeren Fragen nicht ohne den Compaß der Sprachenvergleichung geführt werden.

Einen noch stärkeren historischen Sinn entwickelte in der Behandlung der griechischen Grammatik Friedrich Thiersch (geboren

1784, gestorben 1860), dem wir eine sorgsame Bearbeitung der älteſt-bekannten Phaſe des Griechiſchen, der homeriſchen Sprache verdanken; doch war ſie mit Erklärungsverſuchen verknüpft, welche einer tieferen Einſicht in das Griechiſche keinen Nutzen brachten.

Auf lexikaliſchem Gebiet war in ähnlicher Weiſe Franz Paſſow, geb. 1786 geſt. 1833, thätig; er legte, ebenfalls durch beſondre Beachtung der homeriſchen Sprache, einen geſchichtlichen Grund in der griechiſchen Lexikographie.

Für die Dialekte war noch wenig geſchehen, doch genügten für den erſten Anlauf die Arbeiten von Sturz und für das Helleniſtiſche die von Bretſchneider und Winer. Auf dem Gebiet des Lateiniſchen gab es zwar für das praktiſche Bedürfniß brauchbare Grammatiken und die aus fünf Theilen beſtehende von E. J. A. Seyfert lieferte, wenn gleich in einer das Aufſuchen erſchwerenden Weiſe, einen reichen Stoff; allein ein bedeutendes Werk auf dieſem Gebiete, die 'ausführliche mit möglichſt ſorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und nach neuen Unterſuchungen verbeſſerte Grammatik der lateiniſchen Sprache von Konrad Leopold Schneider' (geb. 1786, geſt. 1821) war durch den frühen Tod des Verfaſſers in den erſten Anfängen ſtehen geblieben, indem nur die erſte Abtheilung: Elementarlehre (wir würden lieber ſagen: Lautlehre) der lateiniſchen Sprache in zwei Bänden 1819. 1821 (804 S.) und der erſte Band der zweiten Abtheilung: Formenlehre 1819 (nur die Declination der Subſtantiva enthaltend) erſchienen iſt. Dieſes Werk ſtaunenswerthen Fleißes und umfaſſender und ſorgſamer Gelehrſamkeit gereicht dem Verfaſſer zur höchſten Ehre und war, insbeſondre durch die umfaſſende Materialienſammlung, in dem verhältnißmäßig kleinen Theil der Sprache, welchen es behandelt, für die ſprachwiſſenſchaftliche Betrachtung des Lateiniſchen vom größten Werthe. Eine faſt eben ſo große Bedeutung hatte für die Anfänge der vergleichenden Grammatik das Werk von Carl Lud. Struve 'Ueber die lateiniſche Deklination und Conjugation'. In Bezug auf die

Lexika mußte man ſich dagegen noch mit den nach altem Schnitt gearbeiteten behelfen, deren Hauptverdienſt in der Nachweiſung des Sprachgebrauchs beſtand.

Was die germaniſche Philologie betrifft, ſo war das Intereſſe dafür, wie wir in der erſten Abtheilung z. B. an der frühen Veröffentlichung der älteren Sprachphaſen ſahen, bei verſchiedenen germaniſchen Völkern, insbeſondre den Engländern und Deutſchen, ſchon ziemlich früh erwacht und in Deutſchland ſeitdem nie ganz abgeriſſen; doch war es lange Zeit nur von ſehr geringer wiſſenſchaftlicher Bedeutung. Nehmen wir Johann Schilter (1632 bis 1705) aus, deſſen Quellenſammlung und Gloſſar für die Kenntniß des Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen einen höchſt achtungswerthen Grund legte, ſo läßt ſich der Beginn eines wirklichen Ernſtes und Eifers für germaniſche Philologie in den Ländern deutſcher Zunge erſt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſetzen, in die Zeit, in welcher das Nibelungenepos auf dem Schloß Hohenems in Graubündten entdeckt ward; für deutſche Sprache, wenn wir die nicht bloß für ihre Zeit vortrefflichen, ſondern ſelbſt jetzt noch nicht zu überſehenden[1]) Arbeiten von Johann Leonhardt Friſch (1666—1743) ausnehmen, erſt in deſſen letztes Drittheil. Aber auch jener Eifer beſchränkte ſich zunächſt mehr auf eine zwar ſehr dankenswerthe, aber theilweis auch ſehr unkritiſche Veröffentlichung insbeſondre aus der mittelhochdeutſchen Literatur (durch Bodmer 1698—1783, Breitinger

[1]) Ich kann nicht umhin Jacob Grimm's Urtheil über dieſen ausgezeichneten Sprachforſcher aufzunehmen. Es lautet (Deutſches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm Bd. I. Vorrede p. XXII): Joh. Leonh. Friſch's Deutſch-Lateiniſches Wörterbuch 'kann das erſte gelehrte Wörterbuch heißen, da es nicht wie die vorhergehenden, aus der Mundart einer beſtimmten Gegend geſammelt und wiederum nachgeſchrieben iſt, ſondern mit weiter Umſicht ferner liegende Urkunden, Chroniken und Gedichte zu Rathe zieht und gründliche beſonnene Wortableitungen aufſtellt. Es enthält einen wahren Schatz von früher nicht beachteten und auch ſpäter nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten'.

1701—1726, werthvoller Christoph Heinrich Müller 1740—1807), welche erst mit dem Anfange unsres Jahrhunderts einen mehr wissenschaftlichen Charakter anzunehmen begann (Büsching 1783—1828, von der Hagen 1780—1824, Docen 1792—1828, G. F. Benecke 1762—1844). Erst in diese Zeit fällt auch die erste brauchbarere Bearbeitung des ältesten Denkmals der germanischen Sprachen, der gothischen Bibelübersetzung, durch den um deutsche Sprache mannigfach verdienten, insbesondre durch seine Einsicht in den Bau derselben seine Zeit nicht wenig überragenden Fulda (1724—1788), nach dessen Tod 1805 herausgegeben von Zahn (1767—1818). Doch wollen wir nicht übersehen, was auch schon Heinrich Hoffmann von Fallersleben in seiner sehr nützlichen Arbeit 'Die deutsche Philologie im Grundriß' Breslau 1836 p. V. VI hervorgehoben hat, daß die Wichtigkeit einer deutschen Philologie schon 1752 von J. Andr. Fabricius (1696—1769) in seinem Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit I. 153. 154 anerkannt und die Anstellung von Professoren der deutschen Sprache an den Universitäten gefordert ward. Dennoch dauerte es noch fast ein halbes Jahrhundert, ehe Anfänge einer gründlicheren deutschen Philologie hervortraten und Göttingen gebührt der Ruhm, die erste Universität gewesen zu sein, an welcher einer der Hauptbegründer wahrhaft wissenschaftlicher deutscher Philologie und tiefer Kenner insbesondre des Mittelhochdeutschen, der schon erwähnte G. F. Benecke, Ostern 1806, zum Professor ernannt, Mittelhochdeutsch zum Gegenstand von Vorlesungen erhob.

Was grammatische und lexikalische Arbeiten auf dem Gebiet der germanischen Sprachen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrifft, welche von Deutschen abgefaßt sind, so nehmen die zahlreichen gründlichen und besonnenen Arbeiten von Joh. Christoph Adelung trotz ihrer ausschließlichen Partheilichkeit für das obersächsische Deutsch, und mancher verkehrter Ansichten in Bezug auf die alten Sprachformen, eine für ihre Zeit höchst ehrenwerthe

Stelle ein, mehr jedoch die lexikaliſchen als die grammatiſchen. In Bezug auf die lexikaliſche Seite hat ſich auch das von Joachim Heinrich Campe (1746—1818) herausgegebene durch Ergänzungen des Wortſchatzes verdient gemacht, obgleich ihm bei den divergirenden Anſichten ſeiner Bearbeiter die geſchloſſene Einheit des Adelung'ſchen fehlt und ein unverſtändiger Purismus, der alles Fremde tilgen will, es nicht ſelten ſelbſt lächerlich macht. Doch beſchränkt ſich bei beiden das noch heute Anerkennenswerthe auf das Neuhochdeutſche. Nach beiden Seiten hat ſich auch Theodor Heinſius (1770—1849), ſo wie auf dem der Grammatik Joh. Chriſtian Aug. Heyſe (1764—1829) Verdienſte erworben. Für die grammatiſche und lexikaliſche Einſicht in die übrigen Phaſen der deutſchen Sprache, insbeſondre in die älteren, war bis zum Jahre 1819 weniges von Erheblichkeit geſchehen. Zwei Werke von allgemeinerem Inhalt finde ich erwähnt, habe ſie aber nicht einzuſehen vermocht[1]). Sonſt war nur die grammatiſch-lexikaliſche Bearbeitung des Gothiſchen von Fulda in der ſchon erwähnten Ausgabe der Bibelüberſetzung veröffentlicht und manches ehrenwerthe für die lexikaliſche Einſicht in das Mittelhochdeutſche von Docen u. aa. insbeſondre Benecke in dem Gloſſar zu ſeiner Ausgabe des Wigalois von Wirnt (1819 S. 513 bis 767) geſchehen.

---

[1]) F. G. Canzler, Verſuch einer Anleitung zur Kunde einiger Haupttöchter und Mundarten der Germaniſchen oder Teutſchen Haupt- oder Mutterſprache außerhalb Teutſchlands. Göttingen 1799. 8°. — J. W. Pfaff, Allgemeine Umriſſe der germaniſchen Sprachen, der hochdeutſchen, der niederdeutſchen, der ſchwediſchen, der gothiſchen des Ulfilas, in neuer Art gefaßt, ſammt Anhang, enthaltend die vorzüglichſten Worte, welche der niederd., ſchwed. und goth. eigenthümlich ſind. Nürnberg 1817. 8°.

VII.

Jacob Ludwig Carl Grimm.

Mit dem Jahre 1819 trat auf dem Gebiete der germaniſchen Philologie, vor allem dem ſprachwiſſenſchaftlichen Theile derſelben ein Wendepunkt ein, welcher nicht bloß für ſie eine vollſtändige Umgeſtaltung herbeiführte, ſondern auch für die Sprachwiſſenſchaft überhaupt von allertiefſter Bedeutung war. Und dieſen tiefeinſchneidenden Wendepunkt verdanken wir einem Mann von einer wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Größe, einem Forſchungstrieb, einer Begabung mit allen den geiſtigen Kräften, welche zur Erreichung hoher wiſſenſchaftlicher Ziele unentbehrlich ſind, einem warmen und tiefen Gefühl für das ganze Leben ſeines Volkes, einem tief poetiſchen, einem wahrhaft hiſtoriſchen Sinn, kurz einem Verein von Gaben des Geiſtes und Charakters, wie ſie wohl in keinem von allen, die bis jetzt auf dem Gebiet der Sprach- und Alterthumsforſchung thätig geweſen ſind, in dem Maße verbunden waren. Nur einen Mann gibt es in der Geſchichte der Wiſſenſchaft, welcher durch Aehnlichkeit der Beſtrebungen, der wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die er abfaßte, ja wohl auch der Grundwurzel, aus welcher ſie hervortrieben, mit Jacob Grimm verglichen zu werden verdient. Es iſt dieß der große Römer Marcus Terentius Varro, der größte ihrer Sprach- und Alterthumsforſcher, welcher zu ſeinen, auch in dem verſtümmelten Torſo noch bewunderungswerthen Arbeiten, gleichwie Deutſchlands Stolz und Ehre, unſer unſterblicher Grimm, den Hauptantrieb in der Liebe zu ſeinem Volke fand. Es würde ſchon für hohen Ruhm zu rechnen ſein, mit einem Mann, wie Varro, auch nur auf eine und dieſelbe Stufe geſtellt zu werden, allein ich glaube kaum zu irren, wenn ich behaupte, daß eine, ſoweit es die Fragmente der varroniſchen Werke zulaſſen, eingehendere Vergleichung beider Männer, ſelbſt, wenn wir die Verſchiedenheit der Zeiten

und der Culturzuſtände in Rechnung bringen, dennoch unſerm Grimm eine bedeutend höhere Stellung anweiſen würde.

Jacob Grimm, geboren am 4. Januar 1785, geſtorben den 20. September 1863[1]), hatte in einem, die gewöhnliche Dauer nicht unbeträchtlich überragenden, zwar keineswegs ganz ſturmfreien, aber doch zum größten Theil friedlichen und, ſoweit man es von außen zu beurtheilen vermag, mit mehr als gewöhnlichem Menſchenglück ausgeſtattetem, Leben Muße und einen bis zum letzten Athemzug nicht verſiegenden Drang, die Kräfte und Eigenthümlichkeiten ſeines Geiſtes- und Gemüthslebens mit einem unermüdlichen Fleiß in einer Fülle der bedeutendſten Schriften aus ſich herauszugeſtalten und ſo zum Heil und Stolz unſres Volkes ein Gelehrtenleben zu veranſchaulichen, welches zu allen Zeiten als ein vielleicht nie wieder erreichbares Muſter daſtehen wird.

Wir haben ſchon bemerkt, daß hohe Liebe zu ſeinem Volke den eigentlichen Grundzug dieſes großen und wahrhaft liebenswürdigen Forſchers bildet. Daß dieſe eine ſo intenſive Gewalt erhielt, daß ſie nicht bloß den Grund, ſondern ſelbſt den Faden bildet, welcher ſich durch alle ſeine ſo zahlreichen und ſo verſchiedenartigen Schöpfungen hindurchzieht und ſie zuſammenhält, dazu hat nicht am wenigſten die tiefe Schmach beigetragen, in welcher das Vaterland in der Bildungszeit Grimm's darniederlag, in der Zeit, in welcher der Menſch die tiefſten, ſein ganzes Leben beherrſchenden Eindrücke zu empfangen pflegt. Um die Schmach der Gegenwart zu vergeſſen, flüchteten nicht wenige von Deutſchland's beſten Söhnen in die großen Tage der Vergangenheit und ſuchten das Bild deutſchen Glanzes und deutſcher Größe, wie es dunkel in den Erinnerungen der Vorzeit erhalten war, in allen

[1]) Vgl. R. Leonhardi, die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Hanau 1864. — Wilh. Scherer in den Preußiſchen Jahrbüchern Bd. XIV. 1864 (Dec. 628—680), Bd. XVI. 1865 (Juli 1 ff.). Gervinus, Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts VIII. 57.

seinen Gliedern neu zu beleben. Während aber viele in der Vergangenheit die Gegenwart vergaßen, war Grimm's Blick klar genug, um über das, was der Vergangenheit gebührt, nicht die Forderungen, Aufgaben, Rechte und Pflichten der Gegenwart zu übersehen. Mit der romantischen Schule durch Bande der Freundschaft, gemeinschaftliche Richtungen und Neigungen des Herzens und Gemüthes verbunden, schloß er sich ihren Bestrebungen doch nur in soweit an, als sie der Wissenschaft förderlich waren, insbesondre in so fern sie zum Verständniß des Geistes dienten, welcher die nationale Vergangenheit belebt und gestaltet hatte; sie waren aber nicht im Stande, seinen wissenschaftlichen Sinn zu überwinden und sich unterthänig zu machen. Hier war es, wo sich seine und die Wege mancher von seinen Freunden schieden. Er liebte die Vergangenheit als solche, nicht aber als ein zurückzusehnendes Vorbild der Gegenwart. So hat er sich von dem Einfluß der Nachtseite der Romantik frei zu halten gewußt, während ihre für die Entwickelung der Wissenschaft fruchtbare Wirkungen grade in ihm einen der allerbedeutendsten, wohl überhaupt den bedeutendsten Vertreter fanden.

Die Natur hatte ihn zum Forscher im umfassendsten Sinn gestempelt; stetes und unausgesetztes Forschen war, wie er selbst fühlte, seine eigentliche Lebensaufgabe; beklagt er doch fast sogar diese Forscherluſt, 'diese', wie er selbst sagt, 'unüberwindliche Neigung seiner Natur, immer lieber fort zu untersuchen, als das Untersuchte darzustellen'[1]). Es ist zwar nicht ganz unwahr: Grimm's Darstellung hat mehr oder weniger unter diesem unermüdlichen, selbst haftigen, begeisterten Eifer der Forschung gelitten; allein dieser Nachtheil ist unendlich gering im Vergleich zu dem wahrhaft unermeßlichen Gewinn, den die Wissenschaft grade dieser Neigung verdankt; alle Zeit, die er der Darstellung absparte, kam der Forschung zu Gute; schwerlich würde er diese Fülle von

[1]) Deutsche Grammatik 2. Ausg. I. v.

Entdeckungen gemacht haben, wenn er ſtatt dieſer 'unüberwindlichen Neigung' zu folgen, einen großen Theil ſeiner für die Forſchung unerſetzlichen Zeit der Darſtellung gewidmet hätte. Die Gabe der Darſtellung iſt noch immer eine unendlich mehr verbreitete als die der Forſchung; ſie läßt ſich größtentheils erlernen und das, was man dazu von der Natur erhalten haben muß, iſt im Verhältniß zu dem Erlernbaren ſehr gering; die Gabe der Forſchung dagegen muß man, wie die Gabe der Dichtung, ganz von der Natur erhalten haben; erlernen läßt ſich hier nichts weiter, als der Gegenſtand, auf welchen man ſeine Forſchung richtet; der Forſcher, ſelbſt der minder begabte, bedarf wenigſtens eines Funkens von dem, was man Genie nennt, der Darſteller, ſelbſt der vollendetſte, nur des Talents. Die Natur hatte Grimm mit allen Kräften und Anlagen ausgerüſtet, welche der Forſcher beſitzen muß, vor allem hatte ſie ihm das verliehen, was die Hälfte, vielleicht noch einen größeren Theil des Genies ausmacht: die Energie, ſich alle Mittel anzueignen, die dieſen Kräften und Anlagen zu dienen fähig ſein können. Seine Forſchung wandte ſich vorzugsweiſe ja faſt einzig dem germaniſchen Alterthum und den germaniſchen Sprachen zu; doch ließ er ſich nichts näher oder ferner liegendes entgehen, deſſen Benutzung zur tieferen Einſicht in dieſen Mittelpunkt ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen von Nutzen oder Bedeutung ſein konnte. Mehr oder weniger machte er ſich mit einer Fülle von Sprachen bekannt, nicht bloß den indogermaniſchen, ſondern auch den celtiſchen, den ural-altaiſchen, insbeſondre der finniſchen u. aa.; um das Weſen der Volkspoeſie — für deren Unterſchied von der Kunſtpoeſie er ſchon in ſeinem Werke: 'Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang' (1811) ſo viel geleiſtet hatte — insbeſondre der deutſchen tiefer zu erkennen, nahm er an dem Leben und den Aeußerungen derſelben auch bei andern Völkern den lebhafteſten auch literariſchen Antheil; ſo verdanken wir ihm eine ſchöne Sammlung der alten ſpaniſchen Romanzen, einen Aufſatz über

die finnische Kalevala u. aa.; um das Wesen und die Gestaltungen des deutschen Märchens zu ergründen, begnügte er sich nicht mit der viel bewunderten schon an und für sich Epoche machenden Sammlung der deutschen Formen desselben, sondern dehnte seine Forschungen über alles Aehnliche aus, was ihm zugänglich war. Damit schuf er ein ganz neues Gebiet der Forschung, das sich über ein Volk nach dem andern erweitert und was ursprünglich nur zur Aufhellung des germanischen Volkslebens und einer eigenthümlichen Seite desselben dienlich schien, ist die Grundlage für Forschungen geworden, deren Wichtigkeit für die Erkenntniß des Seelenlebens und der Culturgeschichte der Völker von Tag zu Tag mehr hervortritt und die ursprünglich nationale Bedeutung jener Märchensammlung zu einer universalen entwickelt hat. Ueberhaupt gibt es in der wissenschaftlichen Erforschung des germanischen Lebens — abgesehen von den sogenannten exacten Wissenschaften und der Philosophie in engerem Sinn — wenige Gebiete geistiger Entwickelung, welche Grimm nicht entweder neu geschaffen, oder umgeschaffen, oder durch seine Forschungen erweitert, ergänzt und vertieft hätte. Deutsches Recht, Religion, Mythologie, Sage, Märchen, Fabel, Volks- und individuelle Poesie, vor allem aber Sprache und Literatur danken ihm theils ihre erste Entdeckung, theils ihre erste wissenschaftliche Behandlung, theils mehr oder minder große Förderung. Um in allen diesen Gebieten so bewunderungswürdig zu wirken, stand ihm ein seltner Verein von erkennenden und schöpferischen Geisteskräften zu Gebote. Ein hoher poetischer Sinn und eine reiche Phantasie, klares Urtheil und eine mächtige Combinationsgabe, vor allem aber eine so tiefe und im Allgemeinen sichere historische Anschauung, daß er die geschichtlichen Mächte, welche die geistigen Entwickelungen der Menschheit beherrschen, wie wenig andre Forscher, zu ahnen, zu erkennen, theilweis bloßzulegen und zum Bewußtsein zu erheben vermochte. Dieß trat insbesondre in seinen sprachlichen Arbeiten hervor. Schon in der Vorrede zu der ersten

Ausgabe des erſten Bandes ſeiner deutſchen Grammatik weiß er ſich im Gegenſatz zu den praktiſchen, etymologiſch-philoſophiſchen, abſtract-philoſophiſchen, kritiſchen (ſich an die ſogenannten beſten Schriftſteller klammernden), puriſtiſchen (fremdes ausſtoßenden und die Sprache durch die gewaltſamſten Mittel bereichern wollenden), kurz zu allen unhiſtoriſchen Grammatikern und ſpricht es aus, 'daß er von dem Gedanken lebhaft ergriffen worden, eine hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache zu unternehmen' (Vorrede XVII). In der zweiten (Vorrede VIII) ſtellt er als ſeine Aufgabe hin 'das unſtillſtehende, nach Zeit und Raum veränderliche Element unſrer Sprache nachzuweiſen'. So war er es denn auch, bei welchem zuerſt die hohe und feſte Geſetzmäßigkeit der hiſtoriſchen Entwickelung eines gewaltigen Sprachzweigs ſelbſt in dem lautlichen Körper mit voller Beſtimmtheit hervortrat.

Jacob Grimm war ſchon lange auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums thätig geweſen — hatte 1811 ein Werk 'über den altdeutſchen Meiſtergeſang', mit ſeinem Bruder Wilhelm gemeinſchaftlich 1812 die 'Kinder- und Hausmärchen', 1813 'Altdeutſche Wälder' 3 Bände, 1816 'Deutſche Sagen' 2 Bände und andres veröffentlicht — als er daran ging der ganzen Erforſchung des geiſtigen Lebens ſeines Volkes durch eine vollſtändige, aus den Quellen ſelbſtſtändig geſchöpfte, hiſtoriſche Darſtellung der germaniſchen Sprachen eine feſte Grundlage zu geben. Er ſtand in der Kraft und Blüthe des Lebens, ſeinem 34. Jahre, als 1819 der erſte Band dieſes Werkes erſchien, deſſen Bedeutung ſelbſt in der, im Verhältniß zu der zweiten Ausgabe, noch unvollendeten Geſtalt ſchon ſo groß war, daß ſie durch das Attribut 'epochemachend', zumal wenn man den ſo häufigen Mißbrauch dieſes Beiſatzes in Betracht ziehet, kaum genügend gekennzeichnet wird. Obgleich ſie drei Jahre nach Bopp's Conjugationsſyſtem erſchien und auch auf den Zuſammenhang der germaniſchen mit den übrigen ſtammverwandten einige Blicke warf, ſo lag ihr

Hauptverdienſt doch weſentlich in der quellemäßigen hiſtoriſchen Darſtellung der Formenlehre in den Hauptphaſen der germaniſchen Sprachen von der älteſten — der gothiſchen — bis auf die neueſte Zeit. Selbſt derjenige Theil, welcher für die ganze weitere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft von ſo entſcheidender Bedeutung ward, die geſchichtliche Darſtellung der deutſchen Lautlehre, fehlte hier noch gänzlich. Dennoch wurde ſie auch ſo mit einem wahren Heißhunger begrüßt und machte faſt unmittelbar eine neue Ausgabe nothwendig. Man erkannte ſogleich, welch' eine ungeſuchte, faſt unmittelbare Quelle der Einſicht in das Weſen einer Sprache ihre hiſtoriſche Behandlung durch ſich ſelbſt, faſt ohne jede weitere Nachhülfe des Forſchers darbietet, wie hier die richtige geſchichtliche Verbindung viel zahlreichere und ſichrere Reſultate gewährt, als der ſchärfſte Denker aus der nicht hiſtoriſchen Betrachtung eines abgegränzten Zuſtandes zu ergrübeln vermöchte.

Aber alles was in dieſer erſten Ausgabe geleiſtet war, wurde im größten Maaßſtab in der zweiten, 1832 erſchienenen, übertroffen.

Sie iſt eine der wunderbarſten Arbeiten, welche je auf ſprachwiſſenſchaftlichem Gebiet vollzogen ſind. Mit ihr war die hiſtoriſche Behandlung der Sprache in einem der wichtigſten und reicheſt entfalteten Sprachzweige zu vollem Leben erblüht und in einem vollendeten Muſterwerk der naturwiſſenſchaftlichen der Inder, der philoſophiſchen der Griechen und dem erſten Verſuch der vergleichenden, wie er in dem erſten Werk von Bopp hervorgetreten war, auf jeden Fall ebenbürtig, eher noch ſie weit überragend, zur Seite getreten. So waren denn die vier Richtungen und Methoden lebendig geworden und zu vollem Bewußtſein gebracht, deren Verbindung beſtimmt war, den Charakter und die weitere Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft zu bilden.

An den erſten Band ſchloſſen ſich im Laufe von fünfzehn Jahren noch drei andere, ohne daß das Werk ſeinen Abſchluß

erreicht hätte. Doch auch ſo überragt es alles, was je für einen andern Sprachzweig oder eine andre Sprache geſchehen iſt.

Wie die indiſche Grammatik hat dieſes Werk den ganzen Kreis ſprachlicher Erſcheinungen in die Grammatik gezogen — den einzigen Ort, wo ſie einer wiſſenſchaftlichen Behandlung fähig ſind. Die Themenbildung (von Grimm Wortbildung genannt) iſt mit demſelben, ja mit noch größrem Fleiß, als von den Indern, behandelt und alles erhält durch die Aufweiſung des geſchichtlichen Zuſammenhangs, ſo wie durch vielfache der Vergleichung entnommene Erörterungen, theilweis auch auf ſprachphiloſophiſchen Betrachtungen ruhende Ergebniſſe Vorzüge, zu deren Erwerbung der indiſchen Grammatik theils die Möglichkeit, theils der Gedanke fern lag. Doch wollen wir nicht verſchweigen, daß in Bezug auf Vergleichung und philoſophiſche Auffaſſung Grimm's Darſtellung auch manche Mängel birgt; ihre wahre und eigenthümliche Größe ruht ganz vorzugsweiſe auf der hiſtoriſchen Behandlung.

Was die Phaſen der deutſchen Sprache betrifft, welche Grimm vorgeführt hat, ſo liegt es theils in der Natur einer hiſtoriſchen Behandlung einer Sprache, theils in dem Umfang der Quellen, daß ſie ſich vorzugsweiſe auf die literariſche Entwickelung derſelben beſchränken muß. Während hier mehr oder weniger zahlreiche Quellen zu Gebote ſtehen, fehlen ſie für die geſprochene Sprache und die literaturloſen Dialekte in den älteren Zeiten faſt gänzlich, exiſtiren ſelbſt für neuere Zeiten ſehr ſpärlich und beginnen erſt in neueſter Zeit unter dem Einfluß der mächtiger erſtarkten Sprachwiſſenſchaft, die ihre hohe Bedeutung für die Einſicht in das Weſen der Sprache zu erkennen begonnen hat, mit größerer Liebe und mehr oder weniger wiſſenſchaftlichem Eifer erſchloſſen zu werden. Grimm's Behandlung umfaßt demgemäß das Gothiſche; das Althochdeutſche, Altſächſiſche, Angelſächſiſche, Altfrieſiſche, Altnordiſche; das Mittelhochdeutſche, Mittelniederdeutſche, Mittelniederländiſche, Mittelengliſche; das Neu-

hochdeutsche, Neuniederländische, Neuenglische, Schwedische und Dänische, für welche literarische Quellen — etwa mit Ausnahme des Mittelniederdeutschen — in mehr oder weniger genügendem Umfang vorlagen.

Die zweite Ausgabe des ersten Bandes enthält zwei Bücher; das erste, welches in der ersten Ausgabe noch fehlt, handelt von den Buchstaben (S. 1—595) und zwar zunächst von den Buchstaben insgemein. Dann folgt die Lautlehre der einzelnen Sprachphasen in der oben aufgeführten Ordnung und zum Schluß eine allgemeine Vergleichung der Laute, zuerst untereinander, dann mit andern Sprachzweigen des indogermanischen Stammes.

Es war dieß die erste wissenschaftliche, speciell geschichtliche, Behandlung der Lautlehre einer Sprache, bei welcher alle Momente berücksichtigt waren, die beachtet werden müssen, z. B. die Unterschiede, welche mit der Stellung eines Lautes im Anfang, inmitten oder im Schluß eines Wortes (Anlaut, Inlaut, Auslaut) verbunden sind u. aa. In Folge davon trat eine Fülle der wichtigsten Resultate wie von selbst hervor. So vor allem vollständig [1]) das eigenthümliche Lautverschiebungsgesetz, welches einerseits zwischen dem Gothischen (oder überhaupt Nordgermanischen, das Niederdeutsche mit eingeschlossen) und den meisten übrigen indogermanischen Sprachen, speciell dem Sanskrit und dem Griechischen besteht und andrerseits zwischen dem Nordgermanischen und Südgermanischen (Hochdeutsch). Während das Gothische dem Griechischen z. B. so gegenübersteht, daß die griechische tenuis, z. B. t, durch die gothische Aspirata th, die griechische Aspirata, z. B. ϑ (th), durch die gothische media d, die griechische media, z. B. d, durch die gothische tenuis t reflectirt wird, zeigt sich im Wesentlichen dasselbe Verhältniß zwischen dem Hochdeutschen und Gothischen, z. B.:

[1]) Ein Theil desselben war schon 1818 von dem großen dänischen Linguisten Rask ausgesprochen, s. Bopp Vergl. Grammatik I², S. 121.

griech. T TH[4]) D
goth. TH D T
goth. T TH D
ahd. Z[1]) D T

ſo daß beide Verhältniſſe eine fortgehende gleichmäßige Verſchiebung darſtellen, z. B. griech. T = goth. TH = ahd. D; griech. TH = goth. D = ahd. T; griech. D = goth. T = ahd. Z[2]).

Grimm ſtellte dieſes Geſetz, welches dem Hauptentdecker zu Ehren das Grimm'ſche genannt wird, S. 583 ff. auf und zwar zunächſt in folgenden zwei Tabellen:

griechiſch	P. B. F[3]).	T. D. TH[4]).	K. G. KH[5]).
gothiſch	F. P. B.	TH. T. D.	.. K. G.
althochdeutſch	B(V). F. P.	D. Z. T.	G. CH. K.

---

[1]) vgl. über ahd. Z für TH Grimm Geſchichte der deutſchen Sprache S. 395.

[2]) Wäre die bisherige Verſchiebung durchweg regelmäßig eingetreten — was nicht der Fall iſt — und folgte ihr eine neue, den bisherigen beiden entſprechende, ſo würde die deutſche Sprache damit zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehren, z. B. jetziges (hochdeutſches) T Z D würden wieder
TH D T werden
und damit der Kreislauf vollendet ſein:
Griech. oder vielmehr urſprachliches T = goth. TH = ahd. D wäre wieder T.
Urſprachl. TH = goth. D = ahd. T wäre wieder TH.
Urſprachl. D = goth. D = ahd. Z wäre wieder D.
Und in der That wollen alle, die ein feines Ohr haben, behaupten, daß wir z. B. nicht ein reines T, ſondern ſtatt deſſen Th ſprechen, ſo daß z. B. in Bezug auf dieſen Laut der Kreislauf vollendet wäre; man vgl. griech. θ in θάνατος mit goth. d in dauth, ahd. tôd, jetzt der Ausſprache nach Thod. Bekanntlich hat ſich auch vielfach die Schreibweiſe th ſtatt t feſtgeſetzt, vgl. z. B. Th in griech. θη (ſſkr. dhâ), D in agſ. dôn (altſ. duan), T in ahd. tuon, aber wieder Th in unſerm thun, und das von dieſem Verbum abgeleitete θέμα (für urſpr. dhâmant oder thâmant, ſſkr. dhâman) goth. altſ. agſ. altnord. dôm, ahd. tôm, jetzt thum als Abſtractſuffix z. B. in 'Wachsthum'.

[3]) φ.

[4]) θ.

[5]) χ.

griech.	goth.	ahd.	griech.	goth.	ahd.	griech.	goth.	ahd.
P.	F.	B(V).	T.	TH.	D.	K.	..	G.
B.	P.	F.	D.	T.	Z.	G.	K.	CH.
F[1]).	B.	P.	TH[2]).	D.	T.	CH[3]).	G.	K.

ferner in einer 3. der Gutturale, in welcher die goth. Reflexe von griech. K und die lateinischen überhaupt mit aufgenommen sind:

griech.	latein.	goth.	ahd.
κ	c	h, g	h, g
γ	g	k	ch
χ	h	g	k.

Es ist für die genauere Bestimmung[4]) und Erklärung dieses Gesetzes, insbesondre für die Ausnahmen[5]), die es erleidet, seit dem Jahre 1822 viel geschehen durch Grimm selbst[6]), Rudolf von Raumer[7]), vor allen Lottner[8]), Graßmann u. aa.; aber alle eindringendere Untersuchungen haben nur dazu gedient, die hohe Bedeutung desselben 'für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie', wie sich Grimm schon bei der ersten Aufstellung desselben ausdrückt (S. 584), immer mehr ins Licht zu setzen.

---

[1]) φ.
[2]) θ.
[3]) χ.
[4]) In dieser Beziehung stellen sich die Reflexe im Allgemeinen jetzt folgendermaßen:

Urindogermanisch:	P. PH. B.	K. KH. G.	T. TH. D.
Gothisch:	F(B). B. P.	H(G). G. K.	TH(D). D. T.
Althochdeutsch:	F(B. V). P. F(PH).	H(G.K).K. CH.	D. T. Z.

[5]) Sie betreffen insbesondre den Inlaut, vielweniger den Anlaut und finden sich meistens bei der vorgermanischen tenuis, weniger bei der media; wenige und unsichre Beispiele gibt es von unregelmäßiger Verschiebung vorgermanischer aspiratae, niemals aber bleiben diese erhalten. Vgl. Lottner in KZ. XI. 198 ff., doch ist auch an dessen Darstellung jetzt manches zu ändern.
[6]) Geschichte der deutschen Sprache S. 392 ff.
[7]) Ueber die Aspiration und die Lautverschiebung. 1837 und sonst.
[8]) In Kuhn's Zeitschrift für vergl. Sprachforschung XI, 161 ff.

Insbeſondre in letzterer Beziehung war ſeine Wichtigkeit ſo groß, daß mit dieſer Entdeckung — die gewiſſermaßen der Prüfſtein der Etymologie ward — erſt eigentlich eine wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben beginnt. Indem man ſah, wie z. B. althochd. z regelmäßig dem ſo klangverſchiedenen griechiſchen, ſanſkritiſchen u. aa. überhaupt urindogermaniſchen d gegenübertrat, z. B. ſſkr. svâdu, griech. ἡδύ, goth. suti, ahd. suozi, griech. δάκρυ, goth. tagr, ahd. zahar u. aa., daß überhaupt die Laute, welche ſich in urſprünglich gleichen Wörtern in verſchiednen Sprachen deſſelben Stammes wiederſpiegeln, dem Klange nach ſo häufig, ja faſt gewöhnlich ganz verſchieden ſind, erkannte man, wie leicht der Gleichklang bei etymologiſchen Forſchungen täuſchen, und daß die etymologiſche Verwandtſchaft der Laute von der ihres Klanges ganz verſchieden ſein könne. So ergibt ſich z. B., daß das neuhochdeutſche Wort 'Kopf' mit lateiniſch caput, trotz der Lautähnlichkeit und Bedeutungsgleichheit, in etymologiſcher Beziehung nicht das geringſte zu ſchaffen haben könne, dagegen in 'Haupt', goth. haubith, angelſächſiſch heafud, ahd. haubit, obgleich ſo verſchieden im Klang, deſſen treuer Reflex zu erkennen ſei. In Folge davon richtete ſich fortan die etymologiſche Forſchung ganz vorzugsweiſe auf die Erforſchung der etymologiſchen Reflexe und es gelang dadurch, einen großen Theil des ſo ſehr ſchlüpfrigen Bodens der Etymologie vollſtändig zu befeſtigen, eine Menge Fragen dem Bereich des ſubjectiven Rathens zu entziehen und einer ſicheren methodiſchen Behandlung zu unterwerfen. Aber noch wichtiger wurden dieſe ſo geſetzmäßigen Lautverhältniſſe für die Erkenntniß der urſprünglichen Geſtalt ſprachlicher Erſcheinungen, welche in den verwandten Sprachen durch lautliche Einflüſſe verwiſcht iſt; wenn wir z. B. dem ſanſkritiſchen d in duh-itar im gothiſchen Reflex dieſes Wortes dauhtar und im ahd. tohtar diejenigen Laute gegenübertreten ſehen, welche regelmäßig dem urindogermaniſchen th entſprechen, deſſen Reflex θ auch in dem griech. θυγάτηρ erhalten iſt, ſo dürfen wir kaum

zweifeln, daß das Sanskrit, sonst ein so treuer Bewahrer der Urformen, hier — sicherlich durch Einfluß der nur durch einen Vokal getrennten spirans statt der ursprünglichen aspirata (gh) — die ursprüngliche Aspiration eingebüßt hat. Eben so können wir, wesentlich auf die Gesetze der Lautverschiebung gestützt, analog für das sskr. bandh, goth. bindan, eine anlautende Aspirata (bh) als ursprünglich aufstellen u. aa. der Art.

Doch es würde zu weit führen, hier in die Bedeutung dieser großen Entdeckung, so wie der übrigen großen Verdienste Grimm's um die germanische Lautlehre — die Erkenntniß und Geschichte des Umlauts — Vokalveränderung durch Einfluß eines i der nachfolgenden Sylbe — des Ablauts — eines inneren Vokalwechsels, über dessen Gründe die Forscher noch sehr von einander abweichen — so wie des Lautverhältnisses der germanischen Sprachen zu einander — näher einzugehen. Ich erlaube mir lieber einige Worte eines unsrer größten Sprachforscher, Aug. Friedr. Pott, über den hohen Werth der Grimm'schen Behandlung der Lautlehre überhaupt hinzuzufügen: 'Es ist' (heißt es in dessen Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 1833 S. XII) 'unter J. Grimm's hohen Verdiensten um besondre und allgemeine Sprachkunde gewiß keins der geringsten, den Buchstaben ihre bisher in der Sprachwissenschaft geschmälerte, natürliche Rechte zurückgegeben und dieselben zu der gleichstufigen Stellung erhoben zu haben, welche sie in der Sprache selbst einnehmen. Grimm's geschichtliche Darlegung der Lautumwandlungen in den germanischen Sprachen hat allein mehr Werth als manche philosophische Sprachlehre . . ., aus ihr geht . . . hervor, daß der Buchstabe als das handgreifliche, als das freilich auch nicht beständige, aber doch in ruhigerem Geleise sich bewegende Sprachelement, im Ganzen genommen, ein sichererer Faden im dunkelen Labyrinthe der Etymologie ist, als die oft kühn umherspringende Wortbedeutung; aus ihr, daß die Sprachforschung, insbesondre die vergleichende, ohne genaue

geſchichtliche Kenntniß vom Buchſtaben des feſten Halts entbehrt; ſie endlich zeigt mit Erſtaunen erregender Klarheit, daß ſelbſt im bloßen Buchſtaben nicht . . . die Geſetzloſigkeit . . . herrſcht . . . ſondern Einſchränkung durch . . . in der Natur der Laute begründete Geſetze . . .'

Von dieſem erſten Bande iſt ein Theil in einer dritten Auflage umgearbeitet 1840 erſchienen. Derſelbe behandelt jedoch nur — aber in höchſt umfaſſender Weiſe — den Vokalismus. Leider iſt dieſe neue Bearbeitung nicht fortgeſetzt, was um ſo mehr zu bedauern, da die Vorrede (p. XI) grade für den Conſonantismus und die Declination neues verſpricht.

Wenden wir uns daher zu der zweiten Ausgabe zurück. Das zweite Buch 'Von den Wortbiegungen' (S. 596—1067) behandelt im erſten Capitel die Declination und zwar zuerſt die des Subſtantivum, wiederum mit dem Gothiſchen beginnend und mit dem Däniſchen ſchließend (598—718); dann die des Adjectivum (bis 756); die der geſteigerten Adjective (bis 759); die der Zahlwörter, erſt der Cardinalia, dann der Ordinalia (bis 765); die der Eigennamen (bis 774), der Städtenamen (bis 777), der Völker- und Sektennamen (bis 778), der Ländernamen (bis 780). Dann folgt die Declination der Pronomina in mehreren kleinen Abſchnitten (bis 800) und zwar zunächſt die des perſönlichen ungeſchlechtigen (gothiſch ik, thu, und Genitiv seina u. ſ. w.), dann der Reihe nach die des Pronomen possessivum; des perſönlichen geſchlechtigen (goth. is, si, ita, altnordiſch hann, fem. hon, ohne Neutrum[1]), zugleich mit der des hochdeutſchen und niederländiſchen Poſſeſſivum dieſes Pronomens; darauf die der Pronomina demonstrativa (goth. sa, sô, thata, ahd. dër, diu, daz u. ſ. w., der Reſte von hi oder hji[2]), ahd.

[1]) vgl. darüber J. Grimm in ſeiner Geſchichte der deutſchen Sprache 1848. S. 756; Lottner in Kuhn's Zeitſchrift V. 396 ff., VII. 38 ff. und Wilh. Scherer, Zur Geſchichte der deutſchen Sprache, 1868, S. 371.

[2]) vgl. J. Grimm a. a. O. S. 932, Wilh. Scherer a. a. O. S. 372.

dêser u. s. w. und goth. jains u. s. w.); dann die der Interrogativa, und weniges über das Pronomen relativum, die unbestimmten, und die Anlehnung der Pronomina. Den Schluß bildet eine allgemeine Vergleichung der Declination (bis 835), deren dritter Abschnitt auch die dem germanischen verwandten Sprachzweige in Betracht zieht. Die großen Verdienste Grimm's bestehen hier — abgesehen von der das ganze Werk durchziehenden geschichtlichen Behandlung — in der Scheidung der Deklination in zwei Classen, deren eine sich von der andren durch ein nicht dem Stamme angehörig scheinendes n vor der Endung unterscheidet und von ihm die schwache genannt wird, während er die andre die starke nennt. Der Unterschied durchzieht alle germanischen Sprachen; über den Grund und woher das n stamme sind die Meinungen noch getheilt.

Das zweite Capitel des zweiten Buches handelt von der Conjugation. Eine kurze Einleitung hebt die Haupteigenthümlichkeiten derselben in den germanischen Sprachen hervor und stellt auch hier eine Eintheilung in zwei Hauptclassen auf: starke und schwache Verba (eher: primäre und abgeleitete), welche sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß jene nur ein einfaches Präteritum bilden, d. h. wesentlich nur durch Reduplication und Personalendungen, diese dagegen ein zusammengesetztes, ursprünglich periphrastisches, wie Bopp entdeckt hatte, durch Verbindung des Verbalthemas mit dem einfachen Präteritum des Verbum, welchem in seinem radikalen Theil das neuhochdeutsche Verbum 'thun' entspricht. Die starke Conjugation zerfällt dann wieder in zwölf Classen, basirt auf das Verhältniß der Form des Präteritum (Singular, Plural und Particip) zu der des Präsens. Dann folgt die Behandlung der eigentlichen Conjugation der einzelnen Phasen (bis 1007), die Bildung und Deklination der Participia, so wie die Bildung des participialen Adverbs (bis 1020), und schließlich der Infinitiv und seine Deklination (bis 1022). Daran schließt sich wiederum eine allgemeine Vergleichung der Conju-

gation, an deren Spitze ſich ein Verzeichniß ſämmtlicher ſtarker Verba befindet, während das Ende durch eine Vergleichung fremder (d. h. andrer indogermaniſcher) Sprachen gebildet wird.

Der zweite Band erſchien 1826 und behandelt im Verein mit dem 1831 erſchienenen dritten in zehn Capiteln die Wortbildung. Hier kömmt die Bildung der Themen und unflectirten Wörter zum erſten Male auf europäiſchem Boden zur Anerkennung und in einem hohen Grade auch zum Genuß ihrer vollen Rechte und zwar, wie Grimm (Vorrede VI) ſelbſt bemerkt, nicht ohne Einfluß des in den Sanſkritgrammatiken gegebenen Vorbilds. Das erſte Capitel handelt von der Bildung durch Laut und Ablaut (S. 5—89), d. h. ohne (wie wir jetzt ſagen dürfen: erhaltene, oder genauer: durch im Lauf der Zeit eingebüßte und nur vermittelſt der durch ſie im radikalen Theil herbeigeführte Lautveränderungen erkennbare) Affixe. Das zweite handelt von der Ableitung (S. 89—405), d. h. von der Bildung durch hinzugetretene (genauer: erhaltene) Affixe. Das dritte von der Zuſammenſetzung (S. 405—985). Es iſt dieß eines der umfaſſendſten, in welchem der Reichthum an Thatſachen und feinen Beſtimmungen, welchen die deutſche Sprachwiſſenſchaft Grimm verdankt, in einer ſtaunenswerthen Fülle hervortritt. Dieſer, in den germaniſchen Sprachen faſt unerſchöpfliche, Stoff iſt nach dem vordren Glied einer doppelgliedrigen Zuſammenſetzung zunächſt in vier Hauptabtheilungen gebracht: ſubſtantiviſche; adjectiviſche; verbale und Partikelcompoſition; dann folgt die mehr als zweigliedrige Compoſition (Decompoſita). Die Hauptabtheilungen werden in eigentliche und uneigentliche (urſprüngliche Zuſammenrückungen, wie 'Wolfs Milch' in Wolfsmilch) getheilt und nach dem zweiten Glied in Unterabtheilungen gebracht, z. B. die erſte in Subſtantiv mit Subſtantiv (z. B. Hausherr), mit Adjectiv (geldgierig), mit Verbum (Fallhut). Das begriffliche Verhältniß, welches im Allgemeinen in der näheren Beſtimmung eines hinteren Gliedes durch ein davorſtehendes beſteht, wird

gefaßt als ein präpositionelles, d. h. wo das vordre Glied, wenn keine Zusammensetzung Statt fände, mit einer Präposition verbunden werden würde, z. B. 'Angstschrei' für 'Schrei in der Angst', 'Feldzug' für 'Zug ins Feld', 'Sperwurf' für 'Wurf mit dem Sper'; als ein appositionelles, wo die nähere Bestimmung z. B. vergleichsweise zu fassen ist, wie 'Staubregen' für 'Regen fein wie Staub', oder als eine einen Genusbegriff specialisirende, wie 'Kieselstein'; als ein Casusverhältnisse bezeichnendes, z. B. 'Weintrinker', wo Wein im Sinn eines Accusativs steht. Näher in diese Darstellung einzugehen, würde hier um so weniger angemessen sein, da ich sie, trotz ihrer Dienlichkeit zur Sammlung des Materials, keinesweges als ein Muster einer methodischen Entwickelung aufstellen möchte.

Das vierte Capitel (Bd. III, 1831 S. 1—87) behandelt die Pronominalbildungen (durch Ableitung, Zusammensetzung, Umschreibung). Das fünfte (88—310) die Adverbia (höchst bedeutend durch eine Fülle von etymologischen Resultaten überhaupt, insbesondre aber durch den größtentheils geführten Nachweis, daß sie ursprünglich Casus sind, so wie durch eine vorwaltende Berücksichtigung der verwandten Sprachen); dazwischen werden besonders besprochen die Präpositionen (251—270), die Conjunctionen (270—288) und Interjectionen (288—310). Das sechste behandelt das Genus (311—563).

Der große Umfang dieses Capitels zeigt schon äußerlich, welch' riesenhafter Stoff hier bewältigt ist. Die Lehre vom Geschlecht ist in den indogermanischen Sprachen eine der schwierigsten und, trotz vielfacher Behandlung derselben, sind bis jetzt weder die Principien, auf denen es beruht, noch die Entwickelung und Geschichte desselben in einer befriedigenden Weise aufgehellt worden. Auch Grimm's Bearbeitung hat in Bezug auf die Grundfragen keine überzeugenden Resultate gewonnen. Dafür bietet sie aber einen hoch anzuschlagenden Ersatz in der Fülle von Gesichtspunkten, denen sie den Stoff unterwirft, und in der Menge

glänzender Reſultate der Detailforſchung. In letztrer Beziehung iſt der Reichthum hier, wie in allen Theilen dieſes rieſenhaften Werkes, ſo groß, daß ich mich enthalten muß, einzelnes hervorzuheben. Dagegen ſcheint es mir nicht undienlich, wenigſtens an dieſem einzelnen Beiſpiel, eine Probe einer Detailanordnung vorzuführen, in welcher die Fülle der von Grimm ins Auge gefaßten Geſichtspunkte und die feinverzweigte Sichtung des Stoffes hervortreten wird.

Nach einer allgemeinen Einleitung (S. 311—318) folgt

A. Natürliches Genus:

I. Bezeichnung deſſelben durch wurzelhaft verſchiedene Wörter, wie etwa Mann, Frau, Kind (S. 318 bis 331).

1. Bei Benennung von Menſchen:
   a. Maſculina. b. Feminina. c. Neutra.
2. Thieren, wie etwa: Hengſt, Stute, Füllen.
   a. Maſculina. b. Feminina. c. Neutra.

II. Durch Motion (331—344).

1. Vermittelſt Ablauts[1]).
2. Vermittelſt einfacher Geſchlechtsveränderung, indem
   a. aus ſtarken Maſculinen ſchwache Feminina werden[1]);
   b. aus ſtarken Neutren ſchwache Feminina[1]);
   c. aus ſchwachen Maſculinen ſchwache Feminina[1]).
3. Vermittelſt Ableitung (durch ableitendes i, in u. ſ. w.; und zum Schluß Maſculina aus Femininis, z. B. aus Ente: Enterich).
4. Vermittelſt Zuſammenſetzung (z. B. Hirſch: Hirſchkuh).
5. Anmerkungen zu der Motion insgemein.

[1]) Iſt jetzt anders zu faſſen.

B. Grammatisches Genus (344—557).

Einleitendes: Personification — indem Naturwesen, Gottheiten wie Wesen mit natürlichem Geschlecht angesehen werden — (344—359).

I. Grammatisches Genus sinnlicher Gegenstände (359 bis 476).

1. Epicoenum von Thieren.
2. Bäume und Pflanzen.
3. Erde, Stein, Metalle.
4. Fließendes Element.
5. Wehendes Element.
6. Leuchtendes Element.
7. Himmel und Gestirne.
8. Welt, Erde, Land.
9. Weg und Pfad.
10. Leib und seine Theile.
11. Theile des thierischen Lebens.
12. Theile der Bäume und Pflanzen.
13. Ackerbau.
14. Namen von Land, Stadt und Ort.
15. Haus.
16. Schiff.
17. Waffen.
18. Kleidung.
19. Kleinode.
20. Pferderüstung.
21. Wagengeräth.
22. Gefäße, Gemäße und Körbe.
23. Speise und Trank.
24. Fischfang.
25. Musikinstrumente.
26. Schmiede.

27. Anderes Werkzeug und Geräthe.
28. Menge (Vereinigung und Vielheit der erörterten einzelnen Begriffe).

II. Grammatiſches Genus abſtracter Gegenſtände (477 bis 539).

A. Unabgeleiteter (d. h. ſolcher, die ohne Zwiſchenkunft derivativer Buchſtaben aus Verbis gebildet ſind).

B. Abgeleiteter (durch vokaliſche, doppelvokaliſche und conſonantiſche Derivazionselemente).

C. Zuſammengeſetzter.

D. Abſtracteſte Neutra (Ausdehnung des Geſchlechts auf Wörter, die keine Nomina ſind, z. B. das Ich, das Du).

Schlußbemerkungen über das grammatiſche Genus (S. 539—557), wo insbeſondre der hiſtoriſch eingetretene Geſchlechtswechſel in einzelnen Wörtern behandelt wird (539—557).

C. Das Genus fremder Subſtantive (557—563).

Reich iſt dieſes Capitel auch an vergleichender Berückſichtigung der verwandten Sprachen.

Das ſiebente Capitel behandelt die Comparation (564—663). Das achte die Diminution mit einem Anhang über augmentative Form (664—707). Das neunte die Negation, in welchem außer den deutſchen insbeſondre romaniſche Negationsbezeichnungen mit vielem Erfolg erörtert werden (708—750). Das zehnte Frage und Antwort (751—769).

Der IV. Band erſchien 1837 und enthält zwei Abſchnitte des IV., der Syntax gewidmeten, Buches. Der erſte behandelt in fünf Capiteln das Verbum im einfachen Satz (S. 3—253), nämlich Capitel I. Genus (3—71); II. Modus (72—138); III. Tempus (139—189); IV. Numerus (190—200); V. Per-

ſonen (201—253). Der zweite das Nomen im einfachen Satz in acht Capiteln (254—941) und zwar Capitel I. Begriff des Nomen (254—265); II. Genus und Numerus (266—292); III. perſönliches Pronomen (293—365); IV. Uebrige Pronomina: Artikel; Demonſtrativa; Interrogativum; unbeſtimmte (366—459); V. Flexion (460—557), insbeſondre das ſyntaktiſche Verhältniß der ſtarken und ſchwachen (509); VI. Caſus, abhängige (588—886); VII. abſoluter Caſus (887—919); VIII. Adverb und Adjectiv (920—937).

Die Fülle des Stoffes und die Mannigfaltigkeit der Geſichtspunkte, unter welche er gebracht iſt, gewährt hier eine ſo reichhaltige Belehrung, daß der Schmerz über die äußere Veranlaſſung[1]), welche uns den Abſchluß des großartigſten Nationalwerkes, deſſen unſer Volk ſich bis jetzt rühmen kann, geraubt hat, nur um ſo tiefer brennt. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie ſehr die verhältnißmäßig ſo leichte Lehre vom einfachen Satz durch die hiſtoriſche, von keinen ſogenannt philoſophiſchen Vorurtheilen getrübte, Auffaſſung gewonnen hat, ſo können wir danach einigermaßen erahnen, welche bei weitem größere Einſicht ſeine Behandlung in die Lehre von den verbundenen Sätzen gebracht haben würde. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den reichen Gewinn, welchen die Darſtellung des einfachen Satzes ſpeciell für die germaniſchen Sprachen ergeben hat, und, trotz mancher Mängel, als Muſter für eine geſchichtliche Behandlung der Syntax andrer Sprachen, für die mehr geiſtige Entwickelung der Sprachen überhaupt, noch in Ausſicht ſtellt, im Einzelnen

---

[1]) Dieſe iſt nämlich entſchieden in Grimm's Vertreibung aus Göttingen 1837 zu erkennen. Damit war die Muße, welche ihn hier in den Stand geſetzt hatte, drei Bände ſeiner Grammatik in verhältnißmäßig ſehr raſcher Folge zu vollenden, unwiederbringlich verloren. Er mußte ſich fortan Arbeiten widmen, welche auf die Theilnahme eines größeren Publikums zu rechnen vermochten und dieſe — vor allen das deutſche Wörterbuch — nahmen faſt ſein ganzes übriges Leben in Anſpruch.

erörtern wollten. Wir machen nur darauf aufmerkſam, daß hier in einem großartigen Maaßſtab an einem der reicheſt entwickelten Sprachzweige das ganze geiſtige Leben, ſo weit es in dieſen Schranken hervorzubrechen und ſich kund zu geben im Stande iſt, zu klarer Anſchauung gebracht iſt. Man ſieht, wie die Sprache Verluſte erfährt und wie ſie ſie erſetzt, wie neues Leben ſich geſtaltet, ſich neue Formen ſchafft (man vgl. z. B. die Bildung des Paſſivs in den nordiſchen Sprachen), wie ſich die Sprache zwar körperlich vereinfacht, aber das körperlich Einfache ſich geiſtig vermannigfaltigt (man vgl. die Ausdrücke für die ſprachlichen Categorien der Zukunft u. aa.), wie ſie mit höher ſteigendem ſprachlichen Bedürfniß in dem überlieferten Schatz immer neue Mittel und Wege zu finden weiß, allen Forderungen gerecht zu werden. Durch die nicht ſeltne Verkennung der urſprünglichen indogermaniſchen Verhältniſſe (z. B. des des Medium zum Paſſiv) ſind zwar die Geſichtspunkte bisweilen verſchoben, doch nie ſo, daß die Entwickelung innerhalb des von Grimm behandelten Zeitraums gefälſcht oder bedeutend beeinträchtigt würde. Auch entſchädigen für Mängel der Art eine Fülle von richtigen Gedanken und Blicken, die über die ſpecielle Geſchichte des Germaniſchen hinüber und oft hoch in die weiteſte Ferne ragen.

Grimm trat nicht der Anſicht bei, 'daß die Mangelhaftigkeit der germaniſchen Tempusformen von jeher in unſrer Sprache gelegen, oder daß in anderen der Reichthum daran ſich erſt durch Verfeinerung ausgebildet habe. Sprachverfeinerung ſchafft nie neue Formen, ſondern läßt ſie untergehn, indem ſie beſtimmtere äußerliche Erſatzmittel dafür gewährt, wie dieſe ſich freilich bei uns hervorgethan haben (IV. 139)'. In Bezug auf das Verhältniß des Subſtantiv zum Adjectiv heißt es (IV. 254): 'Das Subſtantiv gibt den Namen, das Adjectiv die Beſchaffenheit eines Gegenſtandes an. Sicher war auch jenes bei ſeinem Urſprung von einer Eigenſchaft des benannten Dinges ausgegangen'. Ebendaſelbſt ſpricht er ſich ganz wie die großen indiſchen Grammatiker

für die Entſtehung des Adjectiv ſowohl als Subſtantiv (ich möchte hinzuſetzen: in der uns bekannten Phaſe der indogermaniſchen Sprachen) aus dem Verbum aus. S. 509 ſtellt er den, wenn auch nicht ganz, doch im Allgemeinen richtigen Satz auf, daß die von ihm als ſchwache bezeichnete Deklination die jüngere ſei und verbindet damit die entſchieden richtige, für Einſicht in die Sprachformen überhaupt ſo ſehr wichtige Bemerkung: 'eine Richtung, die vordringt und ſich geltender zu machen ſucht, wird die ſpätere, die von ihr eingedrängte und zurückweichende aber ſchon darum die ältere ſein. Das Alte muß auch in der Sprache neuen Einflüſſen nachgeben'. Auf dieſer Bemerkung beruht der, wenn auch in einzelnen Fällen Beſchränkungen erleidende, doch im Allgemeinen giltige Satz, daß die Ausnahmen in einer Sprache gewöhnlich einem älteren Sprachzuſtand angehören, die Regel dem ſpäteren.

Sehen wir das Werk im Ganzen an, ſo müſſen wir vor allem die wunderbare Energie anſtaunen, durch welche ſich ein einziger Mann eines Stoffes bemächtigte, von ſo gewaltigem Umfang, daß er ſelbſt für die Kräfte vieler kaum überwältigbar erſcheint; und dieſen Stoff hat er nicht bloß überwältigt, ſondern eigentlich erſt geſchaffen, ſo daß er faſt ganz ſein Werk iſt, vom Wirbel bis zum Zehe ihm angehört. Faſt noch in größerem Maaße aber iſt es zu bewundern, daß er während dieſer ganzen Arbeit — die faſt zwanzig Jahre hindurch dauerte, deren Reſultate — wenn wir die erſte und dritte Ausgabe des erſten Bandes mitzählen — über 4000 zum größten Theil ſehr enggedruckte Seiten füllen, ſich eine ungetrübte Friſche des Geiſtes erhielt, die vom Anfang bis zum Ende in harmoniſcher Gleichmäßigkeit den gewaltigen Stoff beherrſcht und in einer, wenn auch nicht allenthalben als muſtergiltig anzuerkennenden, doch ſtets belehrenden und anregenden Weiſe zur Anſchauung bringt. Durchweg tritt uns in ihr ein mächtiger Geiſt entgegen, dem es vielleicht mehr als irgend einem, der in der Sprachwiſſenſchaft gewaltet hat,

gegeben war, ſich in die Tiefe und den Umfang einer ſprachlichen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes vollſtändig zu verſetzen. Sein ſinniges poetiſches Gefühl ſetzte ihn in den Stand, in dem größten Erzeugniß menſchlicher Schöpfungskraft die feinſten Töne und Accorde der Seele zu erkennen, welche in ihm wiederhallen und nicht bloß das in ihm noch voll pulſirende Leben in ſeiner ganzen reichen Mannigfaltigkeit zum Bewußtſein zu bringen, ſondern noch den leiſeſten Pulsſchlag zu erlauſchen, ja ſelbſt in der abgeſtorbenen Hülle die Thätigkeiten zu erkennen, welche ſie einſt belebt hatten. Eine, wenn auch nicht ſyſtematiſch geſchulte, doch aus dem Weſen der Dinge, in welche er mit ſeinem ſprachgenialen Blick eindrang, wie von ſelbſt hervortretende Philoſophie hob ihn nicht ſelten aus der überwältigenden Fülle von Einzelheiten, mit denen er ſich vorzugsweiſe beſchäftigte, zu einer Höhe, die ihm die allgemeinen Geſetze mit einer ſo lebensvollen Klarheit erſchauen ließ, daß er ſie in einer zwar bisweilen eckigen, aber ſtets von Geiſt, Poeſie und Tiefſinn erfüllten, wie ein lebendiger Quell immer friſch und erfriſchenden Sprache, mit einer ſelten dialektiſch, ſehr häufig aber unmittelbar überzeugenden Gewalt kund zu thun vermochte. Was vom rein geſchichtlichen Standpunkt aus für den germaniſchen Sprachzweig geleiſtet zu werden vermochte, iſt von Grimm mit wenigen Ausnahmen faſt erſchöpft. Wo dagegen das vergleichende Verfahren zu tieferer Erkenntniß unentbehrlich, hat er, trotz einer Fülle von tief eindringenden und bewährten Vergleichungen, doch noch eine reiche, faſt kaum angeſchnittene, Ernte für weitere Forſchung hinterlaſſen.

Die deutſche Grammatik iſt Grimm's wunderbarſtes und vollendetſtes Werk. So hoch auch faſt alle übrigen Arbeiten des großen Forſchers vom Standpunkt der Wiſſenſchaft überhaupt daſtehen, ſo ſehr auch nicht wenige darunter ſind, welche allein genügten, einem Mann Unſterblichkeit im Reiche des Geiſtes zu ſichern, ſo treten ſie im Vergleich zu dieſem Koloß doch alle in

den Schatten, so daß man sie kaum neben ihm zu erwähnen wagt. Erst wenn man sich auch in sie versenkt und vor der auch in ihnen immer mächtiger hervortretenden Bedeutung der Eindruck, den die Grammatik hinterließ, im Gedächtniß einigermaßen zu schwinden beginnt, gewinnt man die Stimmung wieder, die uns in den Stand setzt, auch ihrer Größe, ihrem hohen wissenschaftlichen Werth eine unpartheiliche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Die bedeutendste Stelle unter Grimm's sprachwissenschaftlichen Werken, welche wir hier allein zu berücksichtigen haben, nimmt nächst der Grammatik seine 'Geschichte der deutschen Sprache' ein, welche zuerst im Jahre 1848 in 2 Bänden (zusammen 1035 Seiten) in Leipzig 8° veröffentlicht ward. Wenige Jahre danach (1853) erschien eine neue unveränderte Auflage 8° XVI. 726 (aber zugleich mit den Seitenzahlen der ersten Ausgabe am Rande); eine dritte mit Zusätzen aus dem Nachlasse des Verfassers ist 1867 herausgegeben.

Die Vorrede zu der ersten Ausgabe ist am 11. Juni 1848 geschrieben, also in den Tagen, in welchen die Wogen der leidenschaftlich-politischen Bewegung jenes Jahres am höchsten gingen. Grimm's wissenschaftliche Thätigkeit ist so innig mit seiner ganzen Liebe und Hingebung an die Geschicke des Vaterlands verflochten, daß wir uns wohl erlauben dürfen, aus der Widmung an Gervinus einige Worte des wahrhaft deutschen Mannes hervorzuheben, die den Kleinmuth, Zorn, Unmuth und dann wieder die Hoffnung und das Vertrauen aussprechen, wie sie in jenen Tagen nicht bloß sein Herz, sondern auch vieler andrer Herzen bewegten. Hätte er es doch erlebt, sein Vertrauen bekräftigt und seine Hoffnungen zu einem nicht geringen Theile verwirklicht zu sehen! Das Erwachen einer rein politischen, steif juridischen Richtung scheint ihm seine Lieblingsstudien mit Gefahr zu bedrohen: 'sie (diese Studien) müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius

an ſei als unnütz der Vergeſſenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unſrer Zeit mit dem heftigſten Anſpruch zu hängen. Solcher Geſinnung iſt im höchſten Grade einerlei, ob Geten oder Gothen jemals geweſen ſeien, ob Luther in Deutſchland eine feſte Macht des Glaubens angefacht, oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das ſie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unſrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob ſie fortan Deutſche heißen oder Polen und Franzoſen, gelüſtet dieſe ſelbſtſüchtigen nach dem bodenloſen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten ſoll'. Weiter dann 'Jetzt haben wir das Politiſche in Ueberſchwank und während von des Volks Freiheit ... die Vögel auf dem Dach zwitſchern, ſeiner heißerſehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß ſie bald nahe und nimmer von uns weiche!' Darauf: 'Der ſich zunächſt dem Forſcher in der Sprache enthüllende Grundſatz, daß zwiſchen großen und waltenden Völkern ... auf die Dauer *ſie* ſcheide und anders redende nicht erobert werden ſollen, ſcheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die *innern* Glieder eines Volkes müſſen nach Dialekt und Mundart zuſammentreten oder geſondert bleiben; in unſerm widernatürlich geſpaltnen Vaterland kann dieß kein fernes, nur ein nahes ... Ereigniß ſein. Dann mag was unbefugte Theilung der Fürſten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zerſplitterte, wieder verwachſen...'; ſchließlich hofft er auf einen Bund mit den Scandinaven 'welchen der Sprache Gemeinſchaft begehrt. Wie ſollte denn ... die ſtreitige Halbinſel nicht ganz zum feſten Lande geſchlagen werden, was Geſchichte, Natur und Lage fordert, wie ſollten nicht die Jüten zum alten Anſchluß an Angeln und Sachſen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutſchland ſich umgeſtaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher beſtehen'.

Das Werk ſelbſt entſpricht dem nicht, was man eigentlich

berechtigt iſt, von einer Geſchichte der deutſchen Sprache zu erwarten. Es iſt keineswegs eine Darſtellung der Entwickelung der deutſchen Sprache von der älteſt-erreichbaren Zeit an bis auf die unſrige; in dieſer Beziehung iſt es eher theils eine Ergänzung, theils eine Zuſammenfaſſung der Hauptreſultate der Grammatik; ergänzt wird dieſe, inſofern der Verſuch gemacht wird, die jenſeits, oberhalb der in der Grammatik gegebnen, mit dem älteſten literariſchen Denkmal, der gothiſchen Bibelüberſetzung, anhebenden Entwickelung, liegende Geſchichte des Germaniſchen zu erforſchen; zuſammengefaßt werden die Hauptreſultate in Betreff des Charakters der in der Grammatik behandelten, literariſchen und dialektiſchen Phaſen des Germaniſchen, und zwar insbeſondre, ja faſt allein der alten. Von dieſem Standpunkt aus kann man das Werk weſentlich als eine geſchichtliche Einleitung zu der Grammatik betrachten, welche nur zum Theil und, ſoweit eine ſolche vollſtändig dazu berechtigt iſt, in das Gebiet der Grammatik ſelbſt hinüberſtreift. So angeſehen iſt auch eine andre Seite dieſes Werkes, deren Behandlung, wie Grimm ſelbſt bemerkt (Vorrede XII), manchem nicht hinein zu gehören ſcheinen möchte, an und für ſich nicht allein berechtigt, ſondern ſogar nothwendig; man kann höchſtens den Vorwurf nicht unterdrücken, daß ſie etwas zu ſehr überragt, auch wohl die Klage oder das Bedauern hinzufügen, daß der große Forſcher grade bei ihr ſeiner lebendigen Phantaſie und großen Combinationsgabe die Zügel mehr ſchießen ließ, als Vorſicht und Beſonnenheit erlauben, und dadurch mehrfach zu Reſultaten gelangt iſt, welche vor einer unpartheiiſchen Kritik nicht zu beſtehen vermögen. Es ſind dieß die Unterſuchungen über die Träger dieſer Entwickelung, die germaniſchen Völker und die, welche Grimm zu ihnen zählen zu dürfen glaubte. Er ſelbſt ſtellt jedoch, wie wir nicht verkennen dürfen, grade dieſe Seite in den Vordergrund, und ſie iſt es auch, welche das Werk eigentlich veranlaßt hat. Wie die Vorrede berichtet, war es der Verſuch, den Zuſammenhang der Gothen

mit den Geten zu erweiſen, der auf die Ausarbeitung dieſes Buchs führte 'in welchem die Geſchichte aller deutſchen Völker, nicht bloß der Gothen, tiefer als es bisher geſchah, getränkt werden ſollte aus dem Quell unſrer Sprache, den zwar die Hiſtoriker als Ausſtattung ihres Gartens gelten laſſen, dem ſie doch kaum zutreten, um die Lippe daran zu netzen' (Vorrede p. VII). Weiter heißt es dann 'Sprachforſchung der ich anhänge . . . hat mich doch nie in der Weiſe befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre . . . Mir kam es verſuchenswerth vor, ob nicht der Geſchichte unſers Volkes das Bett von der Sprache her ſtärker aufgeſchüttelt werden könnte und . . . die Geſchichte aus dem . . . Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen ſollte'. Der Verbindung von ſprachlichen und geſchichtlichen Forſchungen verdankt die Wiſſenſchaft ſo außerordentlich viel, daß man jede Arbeit, in welcher ſie hervortritt, mit großen Hoffnungen verfolgen wird, um wie viel mehr die eines ſo großen Forſchers, wie Grimm. Lieſt man aber dann gegen den Schluß der Vorrede die Worte: 'Gedrosien, Σαττα γύδαι würden mahnen an die thrakiſchen Gaudae, in welchen wir nordiſche Gautar, wie in den Saken Sachſen, in den Daken Dänen wiederfinden. Es kommt doch der Daken und Dänen Namensgleichheit ſeltſam zu Statten, daß die indiſchen Aſuren nach ihrer Stammmutter Danu Dânavas heißen, Danu aber Tochter des Dakshus' (man leſe Dakshas) 'iſt, hier alſo beide Formen wiederum neben einander ſtehen', dann möchte mancher bedenklich werden, ob er auch nur ein Blatt über die Vorrede hinausſchreiten ſolle. Und in der That, einen ſehr großen Theil des Werkes werden manche — und ich kann nicht umhin, trotz meiner Ehrfurcht vor dem großen Forſcher, mich ſelbſt dazu zu rechnen — als Irrfahrten, als wahre Fahrten in die Irre betrachten. Doch iſt es ſelten gewinnlos, einen ſolchen Forſcher auch auf ſeinen Irrfahrten zu begleiten. Iſt nicht das Ziel, ſo iſt in den meiſten Fällen doch der Weg lohnend. Können wir

den erstrebten Hauptresultaten, insbesondre im Gebiete der Völker-Geschichte und -Verbindung nur selten beistimmen, so lohnen dafür eine Menge beiläufig geführter Untersuchungen mit ihren Resultaten, eine Fülle von geistvollen und tiefsinnigen Belehrungen, Betrachtungen und Bemerkungen, welche insbesondre, wo sie das Gebiet der Sprache, Grimm's eigentliche Heimath, berühren, sich zum größten Theil in unanfechtbare Wahrheiten verwandeln; so daß sich an diesem Werke bewähren wird, was Grimm (Vorrede XIII) als Unterschied deutscher von französischen und englischen Werken hervorhebt: 'Es scheint mir insgemein eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht alles abthun noch vorschnell zu Schlusse bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist'.

Das Werk zerfällt in zwei und vierzig Abschnitte, welche sich in vier Hauptgruppen und einen Anhang, oder, wenn man dem letztren auch jenen Namen geben will, in fünf Hauptgruppen zerlegen lassen.

Die erste — aus sieben Abschnitten bestehend — beschäftigt sich mit den Zuständen der Indogermanen vor der Abtrennung der Germanen. Der erste Abschnitt (S. 1—14) 'Zeitalter und Sprache' handelt von der Sprache als Quelle und Erweiterungsmittel der Geschichte. Der zweite (S. 15—27) 'Hirten und Ackerbauer' sucht zu zeigen, daß die indogermanischen Völker Europa's, welche Grimm, der herrschenden Ansicht gemäß, aus Asien einwandern läßt, speciell die Germanen als Hirten, Krieger und Jäger gekommen seien und erst in Europa sich an Ackerbau gewöhnt haben. Der dritte (S. 28—42) 'Das Vieh' bespricht die Thiernamen der Indogermanen und die damit in Verbindung stehenden Wörter wie für 'Hirt' u. aa. Der vierte (S. 43—52) ist eine Art Episode über die 'Falkenjagd', speciell über die Verbreitung derselben und die dahin gehörigen Namen. Der fünfte

(S. 53—70) 'Ackerbau' behandelt die Namen der darauf bezüglichen Inſtrumente, der Früchte u. ſ. w. Der ſechſte (S. 71—113) 'Feſte und Monate' handelt insbeſondre von der Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten und Monate bei den indogermaniſchen Völkern, ſpeciell den deutſchen; doch werden auch die Monatsnamen nicht verwandter, ural-altaiſche und baskiſche, in Betracht gezogen. Der ſiebente (S. 114—160) iſt 'Glaube, Recht, Sitte' überſchrieben. Ueber die Aufgabe deſſelben heißt es: 'Es war meine Abſicht in einer nicht ſparſamen Reihe von Beiſpielen gegenüber den aufgeſtellten Wortgeſchlechtern des Viehes und Getreides erkennen zu laſſen, wie feſt auch in Glauben und Sitte die ganze europäiſche Vorzeit unter ſich und mit Aſien zuſammenhänge.'

Die zweite Gruppe behandelt die Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern und die Individualiſirung ihrer Sprache in zehn Abſchnitten. Dieſe Gruppe zerfällt in zwei Unterabtheilungen; die eine beſpricht in drei Abſchnitten einerſeits die Abtrennung, andrerſeits die mit den Germanen nach Grimm's Anſicht in näherer Beziehung ſtehenden Völker. Die andre einerſeits den allgemeinen Charakter der indogermaniſchen Sprachen, andrerſeits das Hauptcharakteriſtikum der individuell germaniſchen. Der erſte Abſchnitt dieſer Gruppe, der achte des ganzen Werkes (S. 161—175) beſchäftigt ſich mit der angeblichen 'Einwanderung' aus Aſien. Der neunte (S. 176—217) 'Thraker und Geten' iſt derjenige, welcher, wie wir aus der Vorrede erfahren, die eigentliche Veranlaſſung zu der Ausarbeitung des ganzen Werkes bildete; in ihm ſucht Grimm die von Jornandes behauptete Identität der Geten und Gothen zu begründen; daran ſchließt ſich dann auch der Verſuch, die Daci mit den Dänen zu identificiren und vermittelſt der Geten 'nähere Berührung' zwiſchen den Germanen und Thrakern nachzuweiſen (S. 196). In ſprachlicher Beziehung iſt in dieſem Abſchnitt die Bemühung, daciſche Pflanzennamen, welche bei Diſcorides bewahrt

ſind, aus dem Deutſchen zu erklären, intereſſant, aber ſchwerlich überzeugend[1]). Der zehnte Abſchnitt (S. 218—237) ſucht auch die Skythen in engere Beziehung zu den Deutſchen zu bringen und die trefflichen Unterſuchungen von Ebel und insbeſondre Müllenhoff, einem der ausgezeichnetſten Germaniſten und Sprachforſcher, durch welche die Verwandtſchaft der pontiſchen Skythen und Sarmaten mit dem eraniſchen Zweig des indogermaniſchen Stammes erwieſen iſt[2]), haben gezeigt, daß der Meiſter wenigſtens nicht zu weit von der Wahrheit abirrte. Mit dem elften Abſchnitt (S. 238—273) 'Urverwandtſchaft' beginnt die Charakteriſirung des Indogermaniſchen Sprachſtamms, indem zunächſt die Urverwandtſchaft der dazu gehörigen Sprachen in den Zahlwörtern, den Pronominibus, der in allen faſt ganz gleichlautenden dritten Perſon des Singular Präſentis des Verbum ſubſtantivum (ſſkr. asti, baktriſch açti, perſiſch ast, griech. ἐστι, latein. est, goth. ahd. mhd. nhd. ist, litth. esti, ſlav. jestĭ u. ſ. w. S. 266) und in mehreren Verwandtſchaftsnamen aufgezeigt wird. Die fünf folgenden Abſchnitte behandeln die Lautgeſetze der Indogermaniſchen Sprachen überhaupt, und zwar in einer vielfach belehrenden, geiſtvollen, ſinnigen, weniger beachtete Geſichtspunkte beleuchtenden, anregenden, oft aber auch in einer ſpeculativen Weiſe, welche an die romantiſche Richtung erinnert, mehr glänzend und blendend als überzeugend und wahre Wiſſenſchaft fördernd wirkt. Sie ſind überſchrieben 'Vocalismus' (S. 274—293), 'Spiration' (S. 294 bis 308), 'Liquation' (S. 309—341), 'die Stummen' (S. 342 bis 356), 'die Lautabſtufung' (S. 357—391). Was die letzte Ueberſchrift betrifft, ſo erlaube ich mir eine kurze Bemerkung einzuſchieben.

---

[1]) vgl. Lorenz Diefenbach: Origines Europeae (Frkfrt. 1861) z. B. unter *Πεμπέδουλα* S. 396.

[2]) In den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1866 S. 549—576.

Die Lautverhältniſſe der indogermaniſchen Sprachen zu einander zerfallen in zwei Hauptclaſſen. Die eine begreift die Lautverſchiedenheiten, welche — im Allgemeinen — unabhängig von dem Lautcomplex ſind, in welchem ſie erſcheinen und uns gewiſſermaßen als verſchiedene Abſpiegelungen eines und deſſelben Urlautes entgegentreten (den ſogenannten etymologiſchen Lautwechſel). Der ſpecielle Grund ihrer Verſchiedenheit iſt, wenigſtens bis jetzt, erſt in wenigen Fällen auf eine genügende Weiſe erklärt und ſelbſt der allgemeine nur in dem die ganze Natur beherrſchenden Streben nach Umgeſtaltung und Vermannigfaltigung d. h. Wachsthum und Zeugung zu erkennen. Der Art iſt z. B. wenn im Zend ſowohl als im Griechiſchen urindogermaniſches s in den meiſten Fällen durch h, ‘ wiedergeſpiegelt wird, z. B. ſſkr. und grundſprachliches sama zendiſch hama, griech. ὁμο lautet. Ich ſagte ‘im Allgemeinen unabhängig von dem Lautcomplex, in welchem ſie erſcheinen’; denn wenn man z. B. ſieht, daß das urindogermaniſche und ſanſkritiſche Verbum as ‘ſein’ im Zend zwar in ahi ‘du biſt’ dem ſſkr. asi entſprechend und in heñti ‘ſie ſind’ = ſſkr. santi, wie vorwaltend, mit h ſtatt s erſcheint, dagegen in zend. açti = ſſkr. asti ‘er iſt’ im Weſentlichen das urſprüngliche s bewahrt, ſo erkennt man, daß auch bei dieſer Claſſe von Laut-Differenziirung der übrige Lautcomplex nicht ohne Einfluß iſt; doch iſt dieſer Einfluß nicht, wie in der ſogleich zu erwähnenden zweiten Claſſe von poſitiver, ſondern nur von negativer Wirkung, indem er in beſtimmten Fällen der vorwaltenden Richtung, einen beſtimmten Urlaut in einer im Allgemeinen von dem übrigen Lautcomplex unabhängigen Weiſe zu verwandeln, einen Damm entgegenſetzt.

Die zweite Claſſe dagegen umfaßt diejenigen Lautverſchiedenheiten, welche eintreten in Folge von beſtimmten, den einzelnen Sprachen eigenthümlichen, die Geſtalt eines Wortes in ihnen beherrſchenden Geſetzen, welche vorwaltend auf der Einwirkung von Lauten beruhen, die ſich in einem Worte nahe ſtehen (den ſoge-

nannten grammatischen Lautwechsel), z. B. wenn in Folge der im Sanskrit herrschenden Lautgesetze statt des aspirirten weichen D-Lautes, dh, vor einem mit t anlautenden Affix d erscheint und das nachfolgende t zu dh wird, also z. B. budh+ti sich in buddhi verwandelt, während im Griechischen die Aspirata vor t zu σ wird, so daß hier dem sskr. ddhi στι entspricht, dem ganzen Worte buddhi das Wort πυστι. Diese zweite Classe von Veränderungen, in welcher, wie Grimm sich ausdrückt, 'dynamisch, gleich dem Vocalumlaut, wirkende Regeln zu erkennen, nach welchen sich die Consonanz einer jeden Sprache stimmt und abstuft', benennt er, in Bezug auf die Consonanten, mit dem, wie mir scheint, nicht glücklich gewählten Namen: 'Lautabstufung'.

Mit dem siebenzehnten Abschnitt (S. 292—434) 'die Lautverschiebung' treten wir in das eigentliche Gebiet des Germanischen; die Lautverschiebung ist das Hauptcharakteristikum, in welchem die Ablösung des Germanischen aus dem Indogermanischen Sprachstamm sich kund gibt. 'Endlich', heißt es S. 392, 'sind wir da angelangt, wo die deutsche Sprache von den andern abtritt und für sich geht, ja wo sie selbst unter ihren eignen Stämmen wesentlichen Unterschied gründet'. Dieser Abschnitt war und ist, trotz der Fortschritte auf diesem Gebiete, selbst jetzt noch einer der bedeutendsten, ja wohl der bedeutendste dieses Werkes, insbesondre durch die Erörterung der Ausnahmen (S. 418 ff.) und die nähere Bestimmung in Bezug auf das Hochdeutsche von S. 424 an.

Die dritte Hauptgruppe umfaßt zwölf Abschnitte, in denen die alten germanischen Völker und Stämme besprochen werden: zunächst im achtzehnten (S. 435—481) die Gothen zugleich mit einer kurzen und kräftigen Charakteristik des Gothischen und Erwägung der Gründe, welche dafür sprechen, auch eine Reihe andrer östlicher Völker: die Bastarnen, Peuciner, Gepiden, Skiren, Rugier, Heruler, Avionen, Alanen, Hunen und Vandalen

als nahe oder unmittelbare Verwandte der Gothen (vgl. S. 458) zu betrachten. Dann folgen die 'Hochdeutſchen' (S. 482—511): 'In den gothiſchen Stämmen' heißt es zu Anfang dieſes Abſchnitts, 'lagerte die erſte Schicht des deutſchen Volks, wodurch es von Alters her mit Skythien, Thrakien und Sarmatien ſo zuſammenhängt, daß auf einzelnen Punkten die Gränze unſicher wird; als die Gothen fern entrückt waren und jener öſtliche Wall ſich ſelbſt geſprengt hatte, wurden andre bisher von ihm umſchloſſene deutſche Stämme bloß gegeben und den gegen unſers Landes Herz drängenden Slaven benachbart. Zur Zeit ſolcher Lostrennung ſcheint auch die zweite Stufe der Lautverſchiebung eingetreten' (nach S. 483 kaum vor dem fünften, ſechſten Jahrhundert), 'welche Kennzeichen der ſüdlichen Deutſchen gegenüber den nördlichen geblieben iſt. Ich bedarf aber eines allgemeinen, alle Völker der zweiten Lautverſchiebung umfaſſenden Namens, welcher kein andrer als der gewählte' (Hochdeutſche) 'ſein kann'. Auch hier wird zunächſt die hochdeutſche Sprache charakteriſirt; als die Erzeuger dieſes Dialekts werden die Schwaben, Baiern und die übrigen Stämme, 'die ſich an dieſe anſchloſſen', betrachtet; alle dann im Einzelnen erörtert: die Suevi mit den dazu gehörigen Semnonen u. ſ. w., die Marcomanni, als Stammväter der Baiern, die Quaden u. ſ. w. Ein beſondrer Abſchnitt, der zwanzigſte (S. 512—564, mit einem Auslauf über die Malbergiſche Gloſſe von S. 548 an) behandelt die 'Franken', auch hier mit einem höchſt werthvollen Verſuch, ihre Sprache genauer zu erforſchen (S. 537 ff.).

Mit dem folgenden Abſchnitt (S. 565—595), welcher von den 'Heſſen und' (ihren Sproßen, den) 'Bataven' handelt, beginnt Grimm einen neuen Band, welchen er, ſtolz auf den Stamm, dem er angehört, mit folgenden Worten einleitet: 'Daß ich von den Heſſen ausführlicher handle, als dieſes Buches ganzer Anlage gemäß ſcheint, wird keinen, der mich kennt, verwundern, da ich an meiner Heimath, in der meines Bleibens nicht war, immer

lebhaft hieng und noch hänge'. Dann folgt einer über die Hermunduren (S. 596—607).

In vier Abschnitten werden dann niederdeutsche Stämme und Völker behandelt und zwar zuerst unter der Ueberschrift 'die Niederdeutschen' (S. 608—667) als Grundlage derselben die Sachsen, welche mit den Cheruskern und Falen (Ostfalen, Engern und Westfalen) identificirt werden; daneben die Fosen, Marsen, ferner Cimbern, Teutonen u. aa. Dazu tritt wiederum eine Charakteristik der niederdeutschen Sprache und zwar des Altsächsischen und Angelsächsischen (S. 645 ff.). Der folgende Abschnitt (S. 668—681) bespricht die Friesen und Chauken, und gibt ebenfalls einiges über die Sprache der erstren. Im fünf und zwanzigsten Abschnitt (S. 682—708) werden die Longobarden und Burgunden erörtert, wobei auch, was sich über die Sprache der erstren aus den überlieferten Wörtern erschließen läßt, geordnet, auseinander gesetzt und erläutert wird; am wichtigsten ist hier das Hervortreten der hochdeutschen Verschiebung, z. B. z für gothisch t = grundsprachlichem d, ohne daß jedoch die gothische Verschiebung schon verdrängt wäre (S. 691 ff.). Der folgende Abschnitt (S. 709—725) bespricht kurz 'die übrigen Oststämme', die Lygier und andre, deren Deutschthum theilweis zweifelhaft ist.

Es folgt nun ein Abschnitt 'Scandinavien' (S. 726—759), in welchem die nordischen Germanen behandelt werden. Zugleich gibt er eine Charakteristik der altnordischen Sprache, welche durch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Eigenthümlichkeiten — sowohl Bewahrung von uralten, als Bildung von neuen Gestaltungen — eine Stellung einnimmt, die nicht bloß für die germanischen, sondern auch für die indogermanischen Sprachen, ja selbst für die allgemeine Sprachwissenschaft von der höchsten Bedeutung ist. — Der folgende Abschnitt (S. 760—772), einer der geistvollsten des ganzen Werkes, ist der Edda gewidmet.

'Nachdem wir', heißt es dann (S. 773), 'Namen, Sitz und Verwandtschaft aller einzelnen Stämme erwogen haben, ist es

gelegen, zuletzt noch eine bis hieher aufgeſparte Unterſuchung über die ihnen gemeinſchaftlich zuſtehende Benennung zu verbreiten', worauf bis S. 796, nach Vorausſendung einiger Betrachtungen über Volksnamen überhaupt — Benennung vermittelſt Patronymika, wie Thur-ingi, nach Oertlichkeiten, wie Aviones, d. i. Inſelbewohner u. aa. — die Geſammtnamen: 'Germanen und Deutſche' erörtert werden. Da ich die Etymologie von Germani, welche Grimm vorſchlägt, nicht zu billigen vermag, ſo beſchränk ich mich, die Seitenzahl (S. 785—787) anzugeben, wo ſie entwickelt wird, erlaube mir aber zugleich auf die treffliche kleine Schrift von K. A. F. Mahn aufmerkſam zu machen, in welcher die bisher aufgeſtellten Deutungen dieſes Namens erwogen werden und eine aus celtiſch ger und man mit der Bedeutung 'Nachbar' verſucht wird[1]). Ueber die Erklärung von 'Deutſch', gothiſch thiudisk, ſo wie des verwandten Teutones, iſt man im Allgemeinen einig, obgleich auch hier einzelnes noch ſtrenger zu erörtern wäre[2]).

Mit dem folgenden Abſchnitt 'Rückblick' (S. 797—826), in welchem die bis dahin geführten Unterſuchungen im Zuſammenhang überſchaut werden, ſchließen zugleich die Erörterungen über die germaniſchen Völker und ihre Verwandten ab.

Es beginnt nun die vierte Hauptgruppe, welche in neun Abſchnitten ſich vom rein ſprachlichen Standpunkt aus mit denjenigen deutſchen Dialekten beſchäftigt, welche — ſechs an der Zahl — wie es S. 836 heißt, 'der Schrift theilhaft geworden, ihre Eigenthümlichkeit behaupteten'. Der erſte hieher gehörige

[1]) Ueber den Urſprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der .... Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner 1864 gehalten von K. A. F. Mahn, Dr. Berlin 8°. 32 S.; vgl. übrigens auch Lor. Dieſenbach, Origines Europeae (Frkft. 1861) S. 132 ff.

[2]) vgl. z. B. Heinrich Hattemer, Ueber Urſprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes 'Teutſch'. 1847. L. Geiger, Urſprung und Entwickelung der menſchlichen Sprache und Vernunft. Stuttg. 1868. I. 450.

Abſchnitt, des Werkes ein und dreißigſter (S. 827—841), 'Deutſche Dialecte' überſchrieben, bildet gewiſſermaßen eine allgemeine Einleitung, in welcher zunächſt über Dialekte und Mundarten überhaupt, wenn auch nicht tief und erſchöpfend, doch manches geiſtvolle Wort geſprochen wird. Was die ſechs in Betracht zu ziehenden Phaſen des Deutſchen: — gothiſch, hochdeutſch, niederdeutſch, angelſächſiſch, frieſiſch und nordiſch, — betrifft, ſo heißt es S. 836: 'Von ihnen iſt die gothiſche (Zunge) ganz, ohne daß etwas neueres an ihre Stelle getreten wäre, erloſchen; die hochdeutſche hat ihre Lebenskraft und Bildſamkeit bewährt und davon in drei Zeiträumen unverwerfliches Zeugniß abgelegt; die niederdeutſche iſt zerſplittert; man kann annehmen, daß ihr edelſter Theil mit den Angelſachſen auszog, aus dem Schoß der angelſächſiſchen Sprache aber erhob ſich, mit ſtarker Einmiſchung des romaniſchen Elements, verjüngt und mächtig die engliſche Sprache. Zur Volksmundart herabgeſunken iſt der Frieſen und Chauken Sprache und ein gleiches gilt von einem großen Theil der altſächſiſchen, doch ſo, daß aus den Trümmern eines andern Theils eine eigne niederländiſche Zunge neu erſtand, obſchon dieſe nicht ganz mit der altſächſiſchen Grundlage zuſammenzufallen, ſondern noch bataviſche oder fränkiſche Stücke in ſich einzuſchließen ſcheint . . . In Scandinavien ſind ſich altnordiſcher, ſchwediſcher und däniſcher Dialekt faſt ſo zur Seite geſtellt, wie auf dem feſten Lande gothiſcher, hochdeutſcher, niederdeutſcher . . .' In Bezug auf die deutſchen Mundarten heißt es S. 837: 'Unſre heutigen Volksmundarten enthalten gewiſſermaßen mehr als die Schriftſprachen, das heißt in ihnen ſtecken auch noch genug Ueberreſte alter Dialekte, die ſich nicht zur Schriftſprache aufſchwangen', worauf dann darüber geſprochen wird, wie ſie planmäßig zu bearbeiten ſeien, um für die Geſchichte unſrer Sprache Reſultate zu gewähren. Schon damals (1848) war von Schmeller und Weinhold in dieſer Richtung bedeutendes geleiſtet; ſeitdem hat das Studium und die wiſſenſchaftliche Bearbeitung unſrer und

auch andrer europäischer Völker Mundarten in einem solchen Grade zugenommen, daß man schon mit Sicherheit der Zeit entgegenblicken kann, wo sie berufen sind, nicht bloß für die Geschichte der Sprachen, zu denen sie gehören, sondern, ähnlich wie die tiefere Erkenntniß des gegenseitigen Verhältnisses der dialektartigen Zweige des indogermanischen Sprachstammes, für die Sprachwissenschaft überhaupt von größter Bedeutung zu werden.

Die folgenden acht Abschnitte führen nun in großen Zügen die hervorragendsten Bildungsmittel und Bildungen vor, welche in diesen sechs Dialekten walten, indem sie sie zugleich vom vergleichenden Standpunkt aus — dem besonderen germanischen und dem allgemeinen indogermanischen — mehr oder weniger eingehend besprechen.

Der zwei und dreißigste (S. 842—862) behandelt den 'Ablaut', definirt als 'ein von der Conjugation ausgehender, die ganze Sprache durchdringender regelmäßiger Wechsel der Vokale' (wie z. B. in 'ich binde, band, gebunden, die Binde, das Band, der Bund') und weiter (S. 846) als 'dynamische Verwendung des Vokalgesetzes auf die Wurzel der ältesten Verba, um die Unterschiede der Gegenwart und Vergangenheit in sinnlicher Fülle hervorzuheben'. Die theilweis späteren Forschungen, zu denen die geistvolle und scharfsinnige kleine Schrift von Adolf Holtzmann 'über den Ablaut' (Karlsruhe 1844. 8°. 77 S.) den ersten Anstoß gab, sind in Bezug auf diese charakteristische Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache zu Resultaten gelangt, welche von Grimm's Annahmen sehr verschieden sind. Ist es auch nicht gelungen, über die Entstehung des Ablauts bis lang eine allgemeine Uebereinstimmung zu erzielen, so wird bei sorgsamer und wissenschaftlicher Erwägung der entscheidenden Momente doch jeder wahre Sprachforscher sich überzeugen, daß dieser Vokalwechsel ursprünglich keinen dynamischen — d. h. zur Bezeichnung der verschiednen grammatischen Categorien, in denen er erscheint, dienen sollenden — Werth hatte, sondern auf rein mechanischem

Wege entstanden ist; doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Verein von Ablaut und Umlaut, indem er die Vokalscala bildet, welche im Deutschen, im Gegensatz zu den übrigen verwandten Sprachen, fast ähnlich wie in den semitischen, vielfach das wesentlichste Element geworden ist, wodurch sich die grammatischen Categorien lautlich unterscheiden, in der That eine so hohe Stellung in unsrer Muttersprache gewonnen hat, daß er sich als die Seele derselben und dem Sprachgefühl gegenüber nicht selten als den einzigen Träger begrifflicher Unterschiede geltend macht; man vergleiche z. B. sprich, sprach, Vater, Väter, mochte, möchte u. s. w. Da aber der Umlaut, obgleich entschieden auf rein mechanischem Weg entstanden, für das Sprachgefühl im Allgemeinen dieselbe Bedeutung hat wie der Ablaut, mag er auch dazu dienen, die Zweifel über die mechanische Entstehung des Ablauts zu verringern.

Der drei und dreißigste Abschnitt (S. 863—876) betrachtet die nur im Gothischen erhaltene, aber vielen Formen der späteren deutschen Sprachphasen zu Grunde liegende, Reduplication.

Der vier und dreißigste Abschnitt behandelt die 'schwachen' (besser abgeleiteten) 'Verba' (S. 877—891). Der folgende (S. 892—910), unter dem seltsamen Namen 'verschobnes Präteritum', die von Grimm zuerst erkannten Präterita mit Präsensbedeutung, wie z. B. 'ich weiß', welches in etymologisch gleicher Form und Bedeutung auch im Sanskrit: veda, und im Griechischen *οἶδα* für *Foῖδα* erscheint[1]). Hierauf folgt ein Abschnitt (S. 911—926): 'Die Vokale der Deklination', in welchem auch an diesen 'die Gewalt des Ablauts' darzulegen versucht wird. Er ist geistreich geschrieben, beruht aber ganz auf Irrthum. Der sieben und dreißigste behandelt (S. 927—938) die wenigen Reste des 'Instrumentalis' im Deutschen. Der folgende 'die schwachen Nomina'

[1]) Man vergleiche darüber auch Leo Meyer in 'Orient und Occident' I. 201—213. 1862.

(S. 939—965). Der letzte dieſer Hauptgruppe behandelt in intereſſanter, aber keineswegs erſchöpfender und insbeſondre aus dem Sanſkrit bedeutender Ergänzungen fähiger Weiſe den 'Dualis' (S. 966—979).

Es folgen nun noch zwei Abſchnitte, welche ſich, wie oben bemerkt, als Anhang oder fünfte Hauptgruppe betrachten laſſen. Sie beſchäftigen ſich mit lexikaliſchen Forſchungen, der Etymologie, Bedeutung und dem Gebrauch einiger Wörter und zwar auch hier, wie faſt in dem ganzen Werk, ſprachvergleichend. Mit Recht werden aus derartigen Forſchungen 'reiche Ergebniſſe' für die Geſchichte der Sprache erwartet. Der erſte — des Werkes vierzigſter — (S. 980—996) behandelt die Begriffe 'Recht und Link', mit Vorausſendung einer Unterſuchung über die Benutzung derſelben zur Bezeichnung von Himmelsgegenden. Der folgende (S. 997—1016) erörtert die Wörter für 'Milch und Fleiſch'.

Der letzte Abſchnitt 'Schluß' (S. 1017—1035) erhebt ſich zu allgemeineren Betrachtungen und ſucht die Stellung der Deutſchen und ihrer Sprache zu den verwandten und benachbarten Völkern und deren Sprachen in wenigen aber ſcharfen Zügen genauer zu beſtimmen.

Das dritte große, um die deutſche Sprache hoch verdiente, Werk, deſſen Begründung und mit wahrem Jugendmuth und gereifter wiſſenſchaftlicher Kraft raſch und verhältnißmäßig weit geförderte Ausführung Deutſchland Jacob Grimm und ſeinem jüngeren Bruder Wilhelm (geboren 1786, geſtorben 1859), dem ſinnigen Theilnehmer an vielen Arbeiten Jacob's und einem der ausgezeichnetſten Meiſter deutſcher Philologie verdankt, iſt das deutſche Wörterbuch. Es iſt in ſo weiten Kreiſen verbreitet, daß es wohl kaum nöthig ſein wird, über den in demſelben herrſchenden Geiſt, ſeinen Werth und ſeine Bedeutung ausführlicher zu ſprechen. Hiſtoriſche Behandlung und eine alles überragende Vollſtändigkeit; ſorgfältigſte Benutzung aller der Beachtung werthen Quellen des Neuhochdeutſchen von der Mitte des fünfzehnten

Jahrhunderts an bis auf die Zeit von etwa 1845; etymologiſche, phonetiſche, ſprachvergleichende Entwickelung in Bezug auf Form und Urbedeutung, geſchichtliche Umwandlung beider, Gebrauch; Reichthum an Belegſtellen und alle Vorzüge, welche umfaſſende und gründliche Kenntniß des Gegenſtandes, und die mächtigſten Geiſtesgaben der Bearbeiter zu gewähren vermögen, haben in dieſem deutſchen Theſaurus ein Werk begonnen, deſſen Gleichen noch für keine andre Sprache der Welt exiſtirt, ein Werk, welches im Geiſte der beiden Begründer durchgeführt, ein Nationaldenkmal zu werden verſpricht, auf welches Deutſchland zu allen Zeiten mit Stolz und Befriedigung wird blicken dürfen. Die Unternehmung wurde wenige Jahre nach der Vertreibung der beiden Brüder aus Göttingen (1837) beſchloſſen. Die Vorbereitung dazu, die Sammlung des Materials, nahm eine nicht geringe Zeit in Anſpruch. Die ungeheure Arbeit wurde aber dann ſo rüſtig gefördert, daß das erſte Heft ſchon im Jahre 1853 erſchien, der erſte Band 1854 vollendet war. Er enthält eine von Jacob Grimm abgefaßte Vorrede, ein Quellenverzeichniß, welches dreißig enggedruckte Spalten füllt, im Ganzen XCII und 1824 Seiten in Quart. Der zweite Band folgte 1860 mit einem zweiten Quellenverzeichniß von 11 Spalten, im Ganzen XVIII und 1775 Seiten. Die Ausarbeitung deſſelben und Beſorgung zum Druck war für Wilhelm Grimm beſtimmt, allein ſchon ehe der Druck begann, war dieſer, 73 Jahr alt, geſtorben und nun mußte der ältere Bruder auch für ihn eintreten. Der dritte Band war ſchon 1862 vollendet, wiederum mit einem Verzeichniß neu benutzter Quellen von 8 Blättern, im Ganzen VIII und 1904 Seiten. Vom vierten erſchien die erſte noch ganz von Jacob Grimm ausgearbeitete Lieferung 1863 in ſeinem Todesjahr. Die zweite ward erſt drei Jahre ſpäter, 1866, veröffentlicht; der Anfang derſelben bis Spalte 259 rührt noch von Jacob Grimm her; in der Mitte des Artikels Frucht ſtand die Feder eines der tiefſinnigſten, ſchöpferiſchſten und unermüdlichſt-energiſchen

Forſchers und Denkers für immer ſtill. Die Fortſetzung iſt in die Hände zweier Männer übergegangen, die ſich der Weiterführung und Vollendung des Werkes im Geiſte der Begründer vollſtändig gewachſen gezeigt haben. Der eine derſelben, K. Weigand, fuhr da, wo Grimm aufgehört hatte, unmittelbar fort und vollendete dieſe zweite Lieferung. Eine weitre Fortſetzung dieſes vierten Bandes iſt noch nicht erſchienen; der Uebergang eines ſolchen Werkes in fremde Hand führt natürlich im Anfang einige Verzögerungen herbei. Dagegen erſchien ſchon ein Jahr nach Grimm's Tod, 1864, der Anfang des fünften Bandes, beſorgt von Rudolf Hildebrand, welcher, wenn ich nicht irre, von Jacob Grimm ſelbſt zum Stellvertreter ſeines Bruders Wilhelm gewählt war. Auf dem Titel dieſes Bandes tritt zu der Bezeichnung der vier erſten: Deutſches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, der Zuſatz: fortgeſetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Dr. Karl Weigand. Er beginnt mit K und die letzte — ſiebente — Lieferung deſſelben, welche 1868 erſchienen iſt, reicht bis kommen. Ein langer Weg ſteht noch bevor, ehe das Werk ſein Ziel erreicht haben wird. Hoffen wir, daß den beiden Männern, die es übernommen haben, vergönnt ſein möge, es glücklich dahin zu führen und daß die gemeinſchaftliche Thätigkeit ſie ſo innig vereine, daß die geiſtige Verbrüderung ſich ſtark genug erweiſe, die leibliche und geiſtige ihrer Vorgänger zu erſetzen.

Wollte ich die ſonſtigen Schriften Jacob Grimm's aufzählen, in denen er ſich um die Kenntniß der deutſchen Sprache insbeſondre, um die verwandten und ferner ſtehenden, ſo wie um Sprache überhaupt verdient gemacht hat, ſo dürfte ich faſt kein einziges Buch, keine einzige Abhandlung, keine einzige Recenſion deſſelben unberückſichtigt laſſen. Ich muß mich darauf beſchränken, diejenigen hervorzuheben, welche mir die bedeutendſten ſcheinen. Dahin rechne ich folgende in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, hiſtoriſch-philologiſche Claſſe, er-

ſchienene: 'Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutſchen Heidenthums' 1842 S. 1—26; 'Diphthonge nach weggefallenen Conſonanten' 1845 S. 181 ff. insbeſondre reich an billigenswerthen, ja ausgezeichneten Etymologien; ferner 'Ueber den Urſprung der Sprache' 1851; zwar dieſe ſchwierige Frage ſelbſt wenig fördernd, aber ſehr anregend; ſchön insbeſondre, was zum Beweis angeführt wird, daß die Sprache nicht, ähnlich wie die Laute der Thiere, den Menſchen angeſchaffen ſei. Dann 'Ueber Frauennamen aus Blumen' 1852. S. 105—132; 'Ueber den Namen des Donners' 1854; 'Ueber den Perſonenwechſel in der Rede' 1856; 'Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen' (z. B. lateiniſch Scaevola als Mannesname) 1858 S. 33—87; 'Ueber einige Fälle der Attraction' 1858; auch die beiden Aufſätze über Marcellus Burdigalensis 1847 S. 429 bis 460 und 'Ueber die Marcelliſchen Formeln' 1855 S. 51, in denen in den Formeln dieſes aus Aquitanien gebürtigen Leibarztes des Kaiſers Theodoſius Keltiſches nachzuweiſen verſucht wird. Reich an philologiſchen, insbeſondre etymologiſchen, Beiträgen iſt auch ſeine deutſche Mythologie (1835. 2. Ausg. 1844. 3. 1852), welche für die religiöſen und mythiſchen Anſchauungen des geſammten indogermaniſchen Alterthums noch heute ein Hauptwerk bildet. Die Fülle der Entdeckungen, welche J. Grimm faſt auf allen Gebieten des alten indogermaniſchen und ſpeciell germaniſchen Lebens, insbeſondre ſeiner geiſtigen Entfaltungen in Sprache, Sitte, Recht, Religion und Poeſie gemacht hat, gränzt an das wahrhaft Wunderbare; nicht minder wunderbar aber iſt, daß er alle dieſe Einzelnheiten, große und kleine, mehr und minder hervorragende, ſtets zu einer, von einem Grundgedanken oder einer Grundſtimmung getragenen, einheitlichen Darſtellung zu vereinigen verſtand; all die unendlich vielen früher ungekannten Blumen und Blüthen, die er auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Wanderungen entdeckte, hat er nie einzeln vorgelegt, ſondern ſogleich zu ſchönen Kränzen zu flechten gewußt.

Doch ich muß mich losreißen, um weiter zu gehen, obgleich ich auch nicht im Entfernteſten darauf Anſpruch machen kann, die großen Verdienſte des Mannes, dem die Wiſſenſchaft ſo unendlich viel verdankt, in ihrem ganzen Umfang und ihrer vollen Bedeutung hervorgehoben zu haben.

VIII.

Bopp: Vergleichende Grammatik.

Wir haben von Bopp's ſprachvergleichenden Arbeiten bis jetzt nur ſein erſtes Werk 'Ueber das Conjugationsſyſtem u. ſ. w.' (S. 370) und ſeine Thätigkeit für Einführung des Sanſkrits in die europäiſche Wiſſenſchaft (S. 382) hervorgehoben. Wenden wir uns jetzt zu ſeinen übrigen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, in denen neben dem genialen Blick, welcher ſchon in ſeinem erſten Werke hervorleuchtet, zugleich eine immer mehr zunehmende Reife ſich kund gibt. Iſt dieſe auch im Weſentlichen Folge der ſich immer mächtiger entfaltenden eignen Entwickelung, ſo wurde ſie doch auch nicht wenig gefördert durch die Zunahme der Sanſkritkunde, die Vertiefung der claſſiſchen Philologie und vor allem die deutſche Grammatik und Gründung der deutſchen Philologie durch Jacob Grimm. Ich habe es deßhalb für dienlich gehalten, die weitre Verfolgung von Bopp's Thätigkeit durch Hervorhebung dieſer Momente zu unterbrechen. Auf ſeine übrigen Arbeiten ſind nun zwar auch andre Momente von Einfluß geweſen, z. B. das Studium der Sprache des Aveſta oder Altbactriſchen, des Altperſiſchen der Keilinſchriften, die tiefere Erkenntniß des Celtiſchen, Slaviſchen, Lettiſchen, ſo wie überhaupt die Werke der verſchiedenen Mitarbeiter auf dem Gebiete der vergleichenden und der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft; allein da Bopp einerſeits zu allen dieſen weſentlich den Anſtoß gab oder gegeben hatte und alle hervorragenden Forſcher vorwaltend ſich in dem von ihm angebahnten Weg bewegten, andrerſeits das Hauptwerk ſeines

Lebens — die vergleichende Grammatik — einen langen und den kräftigsten Zeitraum desselben in Anspruch nahm — fast zwanzig Jahre, von 1833 bis 1852, seinem zwei und vierzigsten bis ein und sechzigsten Lebensjahr — so scheint es mir angemessen, jene zunächst nicht zu berücksichtigen, sondern ohne weitere Unterbrechung Bopp's Thätigkeit bis zu dem Ende seines Lebens, dem 23. Oktober 1867, zu verfolgen.

Nach seiner Rückkehr aus England hielt sich Bopp kurze Zeit (1821) in Göttingen auf, folgte alsdann (1822) einem Rufe an die Universität in Berlin, wo er fortan als Lehrer und Schriftsteller bis zu seinem Tode wirkte.

Schon ein Jahr nach seiner Berufung, den 23. April 1823, begann er eine Reihe von Abhandlungen in der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften vorzutragen, welche wesentlich als der Anfang seiner vergleichenden Grammatik betrachtet werden dürfen. Ihr allgemeiner Titel ist: Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen. Es sind deren fünf; die letzte ward im Jahre 1831 vorgetragen und erschien 1832[1]). Ein Jahr darauf begann der Druck der vergleichenden Grammatik. Während desselben erschienen noch zwei Abhandlungen in den Schriften der Akademie, welche ebenfalls in die Grammatik verarbeitet wurden: über die Zahlwörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, und über die des Zend[2]). Diese sieben Abhand-

[1]) Ihre besonderen Titel sind: I. 'Von den Wurzeln und Pronominen erster und zweiter Person' in den Abhandlungen des Jahres 1824 histor.-phil. Cl. S. 117—148. II. 'Ueber das Reflexiv'. 1825 S. 191—200. III. 'Ueber das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen'. 1826 S. 65—102. IV. 'Ueber einige Demonstrativstämme und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Präpositionen und Conjunctionen'. 1829 S. 27—48. V. 'Ueber den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung'. 1831 S. 1 bis 28.

[2]) Beide in den Abhandlungen des Jahres 1833, welche 1835 herausgegeben sind, die erste S. 163—170, die zweite S. 171—180.

lungen werde ich, da ſie weſentlich in die vergleichende Grammatik übergegangen ſind, obgleich ſie manches enthalten, was ſie auch trotzdem des Leſens werth macht, hier nicht weiter berückſichtigen, ſondern mich ſogleich zu der Vergleichenden Grammatik wenden.

Der Titel der erſten Abtheilung derſelben, welche, wie geſagt, 1833 erſchien, war 'Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Litthauiſchen, Gothiſchen und Deutſchen'. Schon in der zweiten Abtheilung, welche 1835 veröffentlicht ward, hatte Bopp auch das Altſlaviſche in das Bereich ſeiner Vergleichung gezogen, ſo daß es nun ebenfalls ſeine Stelle auf dem Titel und zwar hinter dem Litthauiſchen erhielt. Die erſte Ausgabe dieſes Werks iſt in klein Quarto gedruckt und hat einen Umfang von 1511 Seiten, deren letzte 20 von Nachträgen, Berichtigungen und einem Regiſter gefüllt ſind.

Wenige Jahre nach Vollendung der erſten ward eine zweite Ausgabe nothwendig, welche in den Jahren 1856 bis 1861 erſchien[1]). Die weſentlichſte Verſchiedenheit von der erſten beſteht darin, daß die in der erſten Ausgabe kaum berührte armeniſche Sprache in dieſer zweiten ebenfalls verglichen iſt und demgemäß ihre Stelle auf dem Titel unmittelbar vor dem Griechiſchen erhalten hat. Der Titel lautet nun: Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Send, Armeniſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen, Litauiſchen, Altſlawiſchen, Gothiſchen und Deutſchen[2]). Die neue Ausgabe

---

[1]) In 8°; wie die erſte in Berlin. Der erſte Band (1857) beſteht aus XXIV. 551 S.; der 2. (1859) aus 562, der dritte (1861) aus 524 Seiten, alſo im Ganzen 1637 Seiten, von denen 28 mit Zuſätzen und Regiſter gefüllt ſind, ſo daß den 1490 Quart-Seiten der erſten 1609 Octav-Seiten der zweiten entſprechen.

[2]) Sonderbar machen ſich hier 'Gothiſch und Deutſch' und man könnte auf den erſten Blick meinen, daß Bopp das Gothiſche nicht dem Deutſchen unter- ſondern beigeordnet habe. Da er außer dem Gothiſchen faſt nur das Althochdeutſche berückſichtigt, höchſtens bisweilen das Mittel- und Neuhoch-

ist mit Recht als eine 'gänzlich umgearbeitete' bezeichnet. Denn es sind in der That, wie dieß bei dem raschen Fortschritt der Sprachwissenschaft in den seit Beginn der ersten bis zu dem der zweiten verlaufenen drei und zwanzig Jahren sich nicht anders erwarten läßt, viele Aenderungen, Zusätze und auch Auslassungen eingetreten; dennoch ist der Unterschied nicht so groß, wie man eigentlich voraussetzen dürfte. Dankenswerth ist es übrigens, daß Bopp trotz vieler Zusätze und mancher Einschiebung vollständiger Abschnitte, die Zählung derselben im großen Ganzen ziemlich unverändert beibehalten hat (es sind deren in beiden Ausgaben 1016 und mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen entsprechen sich dieselben), so daß eine Vergleichung beider Ausgaben größtentheils leicht vorgenommen werden kann, und man ohne viele Mühe zu erkennen vermag, in Bezug auf welche Punkte Veränderungen eingetreten sind[1]).

Die Aufgabe dieses Werkes, in welchem die neuere Sprachwissenschaft im Wesentlichen ihre Gestaltung erhielt, ist durch den Titel nur sehr unzureichend bezeichnet. Diesen Mangel sucht der Eingang der Vorrede zu ersetzen, wo es heißt: 'Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der

---

deutsche, so würde er besser gethan haben, statt 'Deutschen' zu setzen 'Althochdeutschen', oder 'Hochdeutschen'.

[1]) Beiläufig bemerke ich hier, daß in die 2. Ausgabe die erste Vorrede der ersten nur verstümmelt, die vier übrigen gar nicht übergegangen sind; drei derselben, die den Abtheilungen von 1835, 1842 und 1849 vorausgesandten, scheinen mir schon ihres Inhalts wegen einen Wiederabdruck zu verdienen. Sollte eine neue Auflage nöthig werden, so werden sie hoffentlich alle unverstümmelt wiederholt, ohne jedoch zu verschweigen, daß der Verfasser selbst sie unterdrückt habe. Jenes fordert die Pietät, dieses die Rücksicht auf das Urtheil des Verfassers.

Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe laſſen wir unangetaſtet'. Danach zerfällt die Aufgabe in drei Unterabtheilungen: 1. eine Beſchreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, in welcher dieſe (aber nicht unabhängig von einander betrachtet, ſondern) mit einander verglichen werden und was ihnen verwandt iſt, zuſammengefaßt wird; 2. eine Erforſchung ihrer phyſiſchen und mechaniſchen Geſetze; 3. eine Erforſchung des Urſprungs der die grammatiſchen Verhältniſſe bezeichnenden Formen. In welchem Verhältniß dieſe drei Aufgaben zu einander ſtehen, wird uns theilweis aus der Anordnung klar, in welcher ſie hier aufgeführt ſind, noch mehr aber aus ihrer Behandlung in dem Werke ſelbſt.

Aus jener können wir entnehmen, daß Bopp zunächſt dieſe Sprachen mit einander vergleicht, um das in ihnen verwandte mit Beſtimmtheit zu erkennen und zuſammenzufaſſen. Bei dieſer Vergleichung ergibt ſich aber, daß eine Menge grammatiſche Formen, trotzdem daß ſie lautlich theilweis oder ganz von einander verſchieden erſcheinen, dennoch nicht allein verwandt, ſondern urſprünglich identiſch ſind — z. B. das Charakteriſtikum des Genitiv Singularis der Themen auf urſprüngliches a lautet im Sanſkrit sya, im Griechiſchen ιο, im Altbactriſchen hyâ, khyâ und hê, im Armeniſchen i, im Altpreußiſchen, Gothiſchen und Althochdeutſchen s, während es im Litauiſchen und Slaviſchen mit dem Auslaut des Themas ganz zuſammengefloſſen iſt, z. B. Lit. vilkŏ, ſlaviſch vlŭka gleich dem ſanſkritiſchen vrikasya 'des Wolfes'. Um alles Verwandte richtig zu erkennen, iſt es alſo nothwendig, die Geſetze zu erforſchen, durch welche das Verwandte oder urſprünglich Identiſche ſich in den verſchiedenen Sprachen lautlich oft ſo ſehr umgeſtaltet hat, daß es auf den erſten Anblick unvereinbar ſcheinen kann. Sobald aber dieſe Geſetze — die phyſiſchen und mechaniſchen, wie Bopp ſie nennt[1]),

[1]) Der franzöſiſche Ueberſetzer der 'Vergleichenden Grammatik', Herr

wir würden einfach die Lautgesetze sagen — erforscht sind, tritt an die Stelle der auf den ersten Anblick so verschiednen Organismen der genannten Sprachen im Wesentlichen ein einziger, welcher kraft der in ihnen zur Herrschaft gelangten verschiednen Lautgesetze sich so verschiedenartig wiederspiegelt.

Diese beiden Aufgaben verfolgen demnach ein einziges Ziel; diesem dienen zwei Mittel, von denen das eine selbstständig hingestellt, das andre in das erste aufgenommen ist. Dieses Ziel ist Erforschung des ursprünglichen Organismus der verglichenen Sprachen — wir würden deutlicher und anspruchsloser sagen: der ursprünglichen Gestalt derselben. Als Mittel dient einerseits die Vergleichung der einzelnen Theile dieses Organismus, andrerseits die Erforschung der Lautgesetze dieser Sprachen, um vermittelst derselben Einwände gegen Vergleichungen wegräumen zu können, welche der scheinbaren Verschiedenheit derselben entlehnt zu werden vermöchten.

Ein besondres von diesem sehr verschiedenes Ziel bildet auf den ersten Anblick die dritte Aufgabe: die Erforschung des Ursprungs der grammatischen Formen. Aber auch hier belehrt uns theils die Vorrede, theils das Werk selbst eines Besseren. In jener heißt es wenige Sätze weiter: 'In den meisten Fällen ergibt sich die Urbedeutung und somit der Ursprung der grammatischen Formen von selbst durch die Erweiterung unsres sprachlichen Gesichtskreises und durch die Confrontirung der seit Jahrtausenden von einander getrennten, aber noch unverkennbare Familienzüge an sich tragenden, Stammschwestern'. In dem Buche selbst aber sehen wir, daß, wenngleich nach dieser Confrontirung, vermittelst deren das den Verschiedenheiten zu Grunde liegende Eine, die Grundform der im Laufe der Geschichte verschieden

---

M. Bréal, theilt in einer Anmerkung zu dem ersten Satz eine von Bopp brieflich gegebne Erklärung mit, worin er genauer bestimmt, was er unter 'mechanisch', 'physisch' und 'dynamisch' verstehe.

gewordenen ſprachlichen Erſcheinungen, ihre urſprüngliche Geſtalt, erkannt wird, die Urbedeutung und der Urſprung der Formen ſich nicht immer 'von ſelbſt' ergibt, doch dieſe Erkenntniß der weſentlichſte und hauptſächlichſte Schritt zur Auffindung derſelben iſt. Ferner tritt uns aber auch mit Entſchiedenheit entgegen, daß die Erreichung dieſes Ziels von Bopp als die letzte und höchſte Aufgabe ſeines Werkes betrachtet wird, und — wie es in der Sprachwiſſenſchaft kaum etwas höheres geben kann, als die Erkenntniß der Mittel, durch welche der begabteſte unter allen Menſchenſtämmen ſeinem höchſten Kunſtwerk — ſeiner Sprache — die wunderbare Vollendung ſchuf, die je tiefer wir ſie erkennen, deſto mehr unſer Staunen und unſre demüthige Ehrfurcht vor der unbewußt waltenden Vernunft ſteigert — ſo iſt es auch grade hier, grade in dieſen höchſten Fragen der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft, wo Bopp und die von ihm geſchaffne Weiſe der Sprachforſchung — der Verein der naturhiſtoriſchen, geſchichtlichen, vergleichenden, und in geringerem Grade philoſophiſchen Methoden — ihre allergrößte Triumphe gefeiert hat.

Ich würde demnach als die eigentliche Aufgabe dieſes großartigen Werkes die Erkenntniß des Urſprungs der grammatiſchen Formen der indogermaniſchen Sprachen betrachten; die Vergleichung derſelben eigentlich nur als Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes — durch Nachweiſung ihrer Grundformen —; die Erforſchung der Lautgeſetze endlich als Hauptmittel der Vergleichung, als die einzig ſichere Grundlage für den Erweis des Verwandten, ſpeciell der Grundformen.

Warum Bopp die drei Aufgaben ſeines Werkes nicht in dieſer Subordination, ſondern ſo hingeſtellt hat, als ob ſie coordinirt hervortreten ſollten, will ich hier nicht genauer erörtern. Vielleicht fürchtete er in ſeiner Beſcheidenheit 'Anſtoß' bei denen zu erregen, 'welche', wie es ebenfalls in der Vorrede heißt, 'das von ihnen für unerklärbar Gehaltene nicht erklärt wiſſen wollen',

wenn er ein ſo hohes Ziel als die Spitze ſeines Werkes bezeichnete. Faſt iſt mir aber wahrſcheinlicher, daß er der Vergleichung, das heißt weſentlich: der Erforſchung der Grundformen, eine gleichberechtigte Stelle mit der Erforſchung des Urſprungs einräumte, weil er ſah, daß die letztre nicht immer zum Ziele zu gelangen vermöge, der Behandlung der Lautgeſetze aber, weil auch die Grundformen nicht immer erreichbar, die Lautgeſetze aber fähig ſind, den Weg dahin zu bahnen, ſo daß Vergleichung und Lautforſchung einen, und zwar einen reichen, Erſatz gewähren, wo das letzte, oder auch das vorletzte Ziel: Erklärung des Urſprungs, oder auch nur Feſtſtellung der urſprünglichen Geſtalt der grammatiſchen Formen nicht zu erreichen war.

Sollte aber Bopp vielleicht, wie manche geniale Männer, über das, was er verfolgte, und das Verhältniß der Wege, auf denen er es verfolgte, zu einander, nicht ganz klar geſehen, die Vergleichung in der That als das weſentlichſte ſeiner Aufgabe betrachtet haben — wie ſie denn auch räumlich am meiſten hervortritt — und die Erforſchung der Lautgeſetze und des Urſprungs der Formen gewiſſermaßen nur als Zweige, die aus der Vergleichung von ſelbſt hervorwachſen würden? Ich wage nicht, dieſe Frage zu bejahen, allein wer das Werk durchlieſt, wird als das eigentliche Ziel, welches Bopp im Auge hatte, durchweg oder wenigſtens vorwaltend die Erforſchung des Urſprungs der grammatiſchen Formen erkennen. Erſt wo dieſer erkannt iſt, kommt die Unterſuchung zum wirklichen Abſchluß. Mit bloßer Vergleichung begnügt ſie ſich nur, wo ſie nicht weiter vorzudringen vermag und daß die Lautgeſetze kaum ihrer ſelbſt wegen, ſondern weſentlich nur zum Zweck der richtigen Vergleichung erforſcht werden, davon wird ſich jeder, der das Werk in die Hand nimmt, ſo leicht überzeugen, daß es keines beſonderen Nachweiſes bedürfen möchte.

Es ſind in dem Werke keineswegs alle indogermaniſchen, oder, wie Bopp ſie zu benennen vorzieht, indo-europäiſchen[1]),

[1]) ſ. Vorrede zu der zweiten Ausgabe S. XXIV.

Sprachen verglichen; es fehlt vor allem das Celtiſche — über deſſen indogermaniſchen Charakter man bei Beginn dieſer Arbeit noch nicht zu einer entſchiedenen Ueberzeugung gelangt war — und damit ein ganzer Hauptzweig dieſes Stammes. Von den übrigen Zweigen dagegen ſind alle wenigſtens durch eine Sprache, einige ſelbſt durch zwei repräſentirt; außerdem ſind auch manche dahin gehörige Sprachen berückſichtigt, welche auf dem Titel nicht genannt werden.

Die verglichenen Sprachen ſind die älteſten oder wichtigſten Phaſen der verſchiedenen indogermaniſchen Zweige, welche der Forſchung zugänglich ſind; das Sanſkrit, die älteſte des indiſchen; die Sprache des Aveſta, das Altbactriſche, die älteſte und das Armeniſche eine der wichtigſten und eigenthümlichſten des eraniſchen; das Griechiſche die älteſte eines Zweiges, für welchen es ſchwer iſt, einen Namen zu finden, da es ſchwer iſt, mehrere Sprachen mit Sicherheit als nächſtverwandte nachzuweiſen; das Latein die bedeutendſte des italiſchen; das Gothiſche die älteſte und das Deutſche die wenigſtens für uns wichtigſte Geſtaltung des Germaniſchen; das Altſlaviſche des Slaviſchen; das Litauiſche endlich hat ſich ſelbſt in ſeiner heutigen Form zu einem großen Theil einen ſo alterthümlichen Charakter bewahrt, daß es für die Erkenntniß der indogermaniſchen Grundformen eine Bedeutung hat, welche den chronologiſch älteſten Sprachen, wie z. B. dem Sanſkrit und Bactriſchen, kaum den Platz räumt.

Grammatiſche Bearbeitung hatten, mit Ausnahme des Bactriſchen, alle dieſe Sprachen ſchon erhalten, die vollendetſte — eine, wie wir geſehen, hiſtoriſche und theilweis vergleichende — die germaniſchen durch Jacob Grimm. Eine in vielen Beziehungen vortreffliche war dem Altſlaviſchen durch einen der größten Slaviſten und ausgezeichneten Sprachforſcher Joſeph Dobrowſky (geboren 1753, geſtorben 1829) in deſſen Institutiones linguae Slavicae dialecti veteris (Wien 1822) zu Theil geworden und, ehe noch die erſte Ausgabe von Bopp's Vergleichender Gram-

matik beendet war, begannen die wahrhaft sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Franz Miklosich (geboren 1813) auf diesem Gebiet, von deren wichtigster 'die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen' in der Zeit zwischen dem Schluß der ersten und dem Anfang der zweiten Ausgabe zwei Bände veröffentlicht (Bd. I. Wien 1852, Bd. III. 1856) und von Bopp in letzterer durchweg benutzt wurde[1]). In Bezug auf das Litauische existirten schon die vom statistischen Standpunkt aus brauchbaren Grammatiken von Ruhig (1747) und Mielcke (1800); während der Ausarbeitung der Vergleichenden Grammatik erschienen aber treffliche Abhandlungen von Pott und Kurschat und beim Beginn der zweiten Ausgabe das höchst werthvolle Handbuch der litauischen Sprache von August Schleicher (1856. 1857). Das Armenische hatte zu der Zeit, als Bopp es in seiner Vergleichenden Grammatik zu berücksichtigen begann, schon eine sehr verdienstliche — theilweise auch vergleichende — Grammatik von J. H. Petermann (1837) erhalten. Dem Bactrischen wurde, um diesen Mangel zu ersetzen, eine in Bezug auf seine Grammatik hervorragende Stelle von Bopp eingeräumt, so daß dieses vergleichende Werk bis vor wenigen Jahren, vor der Veröffentlichung des Handbuchs der Zendsprache von Justi (1864), auch die Stelle einer Specialgrammatik des Zend vertreten mußte, wozu es, trotz der großen Verdienste, welche sich Bopp auch nach dieser Seite hin erwarb, natürlich nur in einem sehr beschränkten Sinn zu genügen vermochte.

Das Werk vergleicht die genannten Sprachen nur in Bezug auf ihre Formlehre und ist wesentlich wie die erste Abtheilung einer gewöhnlichen Specialgrammatik geordnet. Es beginnt demnach mit dem 'Schrift- und Laut-System der zu vergleichenden Sprachen'. Dieses umfaßt 104 Paragraphen (S. 1—193), von denen einige jedoch aus mehreren bestehen, welche durch Buchstaben gesondert sind.

[1]) s. Vorrede zur 2. Ausgabe S. XXII*.

In den erſten neun und zwanzig wird das Syſtem des Sanſkrit behandelt, und zwar ſo, daß zugleich nachgewieſen wird, welche Buchſtaben deſſelben nicht in der Grundſprache exiſtirten, ſondern in einer ſpäteren, theilweis verhältnißmäßig ſpäten Zeit entſtanden ſind; ſo wird z. B. gezeigt, daß der dem Sanſkrit allein eigene Vokal ṛi gewöhnlich aus einem urſprünglichen ar, ſeltner aus r mit einem andern Vokal entſtand[1]), daß die ſanſkritiſche Reihe der Palatalen ſammt dem dazu gehörigen Ziſchlaut, welche auch im Bactriſchen und dem Slavolitauiſchen und zwar nicht ſelten in denſelben Wörtern erſcheinen, aus den Gutturalen hervorgegangen ſind[2]); die wiederum dem Sanſkrit allein angehörigen Cerebralen ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ (vorwaltend) aus 'der t-Claſſe'[3]). Ferner werden den Sanſkrit-Lauten vielfach die ihnen in den verwandten Sprachen entſprechenden gegenübergeſtellt, vorzugsweiſe die des Griechiſchen und Lateiniſchen, deren Schrift- und Laut-Syſteme als im Allgemeinen bekannt vorausgeſetzt werden; ſo z. B. wird § 3 ausgeführt, daß dem ſanſkritiſchen a in dieſen Sprachen auch e und o gegenüberſteht, z. B. ſſkr. saptamás 'der ſiebente' ἕβδομος, ſſkr. navan 'neun' latein. novem.

---

[1]) § 1 z. B. stri-nu-mas entſprechend dem griechiſchen στόρ-νυ-μεν und verwandt mit dem lateiniſchen ster-n-i-mus aus urſprünglichem *starnumas.

[2]) § 14 und § 21ª z. B. ſſkr. und zendiſch pac-ati 'er kocht', ſlav. peč-etj, aber ſſkr. pac-âmi 'ich koche' = ſlav. pek-ǔ, und k vielfach auch im Sanſkrit bewahrt, z. B. pâk-á 'das Kochen'; in Bezug auf den Ziſchlaut vgl. man z. B. ſſkr. und zendiſch daçan 'zehn', lit. deszimtis, ſlav. desętj, aber griech. δέκα, lat. decem, altiriſch deich, goth. taihun, wo h der Lautverſchiebung gemäß der regelrechte Vertreter von urſprachlichem k iſt.

[3]) ſ. § 21. Das eingeklammerte Wort habe ich hinzugefügt. Dieſer § iſt ſehr ungenügend. Es ſind nur Beiſpiele für dieſen Uebergang hinter sh gegeben, wie dvish + thá 'ihr haſſet' dvishthá. Ein Beiſpiel eines, ganz wie im Prâkrit, unbedingten (vgl. Lassen Institutiones linguae Pracriticae S. 198 z. B. prakrit. ḍola für ſſkrit. ḍola 'das Schwingen') Ueberganges von ḍ in ḍ würde das von Bopp angeführte ḍî 'fliegen' gewähren, wenn er deſſen vediſche Form ḍî verglichen hätte.

Endlich werden auch einige allgemeine Ansichten in Bezug auf die Lautlehre entwickelt, z. B. die über das verschiedene Gewicht der Vokale a, i, u (§ 6—8). Die §§ 26—28 behandeln, und zwar sprachvergleichend und mit besondrer Rücksicht auf das Germanische, die Vokalsteigerung, welche ursprünglich durch Vortritt von a vor i und u entstand und im Sanskrit Guna genannt wird; z. B. ursprachlich *bhudh- *bhaudh-, sskr. budh-bodh- (mit Zusammenfluß von au zu o), griech. πυθ- πευθ- (mit ε für ursprachliches a), gothisch bud- biud- (mit i für urspr. a, vgl. das ahd. Präteritum but-en 'sie boten', mit regelrechter Verschiebung puton, und Präsens ih biut-u 'ich biete', piut-is 'du bietest').

Sechs und dreißig Paragraphe (§ 30—65) behandeln das System des Bactrischen, insbesondre im Verhältniß zu den entsprechenden Lauten des Sanskrit. Die sechs und zwanzig folgenden (§ 66—91) das Gothische, nicht selten mit Erweiterung zum Germanischen. Es ist unmöglich, den Gewinn im Einzelnen hervorzuheben, welchen die Sprachwissenschaft diesen beiden Abschnitten verdankte. In Bezug auf das Germanische wurde im Wesentlichen die Lücke ausgefüllt, welche nach Grimm's Arbeiten nur noch, aber hier auch mächtig klaffend, zwischen dem Gothischen und der Grundsprache bestand. Dasselbe geschah im weitren Verlauf auch in Bezug auf die gesammte Formenlehre, so daß unsrer Muttersprache von der in Deutschland gegründeten Sprachwissenschaft — wie billig — die erste und bedeutendste Frucht zu Theil ward, darin bestehend, daß ihre körperliche Gestaltung von ihrem letzterreichbaren — noch nicht individualisirten — Zustand an bis auf die neueste Zeit, wenn auch nicht in allen, doch in ihren wesentlichsten Umwandlungen, in einer fast ununterbrochen erkennbaren und erklärbaren, geschichtlichen Entwickelung, lebendig vor Augen gestellt ward.

In einem, aber sehr umfassenden, Paragraph, welcher aus zwölf Unterabtheilungen besteht (§ 92 a — m), wird das altsla-

wiſche Schrift- und Lautſyſtem mit Berückſichtigung des Litauiſchen, Lettiſchen und Altpreußiſchen behandelt. Das Armeniſche iſt erſt nachträglich im dritten Abſchnitt § 183b 2 beſprochen[1]). Hier, insbeſondere bei dem Altſlawiſchen, wo Bopp für die Weiſe wie er die Lautverhältniſſe betrachtete, bei Veröffentlichung der erſten Ausgabe[2]), noch gar keinen Vorgänger hatte, tritt neben einer Fülle von Entdeckungen die geniale Behandlung, wodurch er die Geſetze derſelben zu erkennen und vermittelſt derſelben die Urformen und deren Umwandlung herzuſtellen vermochte, auf das Glänzendſte hervor.

Von § 93 bis 104a folgen allgemeinere, theils unbedingte, theils durch naheſtehende Laute bedingte phonetiſche Geſetze in Bezug auf Veränderung radikaler oder überhaupt urſprünglicher Auslaute, Anlaute und Inlaute und Einſchiebung von Lauten.

Den Schluß dieſes erſten Abſchnitts bildet die Erörterung der 'ſanſkritiſchen Accente' in vier Paragraphen (§ 104b bis e). Dazu ſind zwei Anmerkungen gefügt, in deren erſter einige kurze Vergleichungen zwiſchen der ſanſkritiſchen, griechiſchen und litauiſchen Accentuation angeſtellt werden, während die zweite das Princip der ſanſkritiſchen und griechiſchen angibt (ſ. darüber weiterhin).

Der zweite Abſchnitt iſt der einzige, welcher in den meiſten Grammatiken wenigſtens zum Theil zu fehlen pflegt. Er handelt in acht Paragraphen (§ 105—111) 'von den Wurzeln'. Bopp theilt die des Sanſkrits in zwei Claſſen, deren eine er zwar die 'Verbalwurzeln' nennt, aber ausdrücklich bemerkt, daß 'aus ihr Verba und Nomina (ſubſtantive und adjective) entſpringen' und dieſe letzteren 'mit den Verben in brüderlichem, nicht in einem Abſtammungsverhältniß ſtehen, nicht von ihnen erzeugt, ſondern

[1]) Bei einer folgenden Ausgabe würde es wohl dienlich ſein, dieſe Parthie zu dem 1. Abſchnitt zu verſetzen.

[2]) In dieſer erſcheint das altſlawiſche Laut- und Schrift-Syſtem erſt als Anmerkung a—n zu § 255 S. 329—340.

mit ihnen aus demſelben Schooße entſprungen ſind'. Aus der zweiten Claſſe 'entſpringen Pronomina, alle Urpräpoſitionen, Conjunctionen und Partikeln'; Bopp nennt ſie 'Pronominalwurzeln'.

In der Charakteriſirung der ſanſkritiſchen oder überhaupt indogermaniſchen Verbalwurzeln iſt ihre Vergleichung mit den ſemitiſchen von Intereſſe. Bopp führt hier aus, daß, ſobald man ſemitiſche Wurzelconſonanten mit Vokalen ſpreche, man keine Wurzel ſondern Wörter vor ſich habe (z. B. arabiſch ktl mit a geſprochen: katala heißt 'er tödtete') und dieſe Wörter ſich durch die Verſchiedenheit ihrer Vokale unterſcheiden (z. B. kutila mit u i a, ſtatt des dreifachen a in dem erwähnten katala, heißt 'er wurde getödtet'). 'Im indo-europäiſchen Sprachſtamm aber', heißt es dann weiter, 'wenn man ſeinen älteſten Zuſtand in den am reinſten erhaltenen Sprachen zu Rathe zieht, erſcheint die Wurzel als ein faſt unveränderlicher geſchloſſener Kern, der ſich mit fremden Sylben umgibt ..., deren Beſtimmung es iſt, die grammatiſchen Nebenbegriffe auszudrücken, welche die Wurzel an ſich ſelber nicht ausdrücken kann'.

In der That ſind hier die letzt erreichbaren Zuſtände der indogermaniſchen und ſemitiſchen Sprachen verglichen und der in ihnen erſcheinende Gegenſatz richtig hervorgehoben. Könnten aber die erſtren nicht in einer morphologiſchen Entwicklung vorliegen, die die letzteren ſchon durchgemacht hätten? Wir wiſſen, daß ſelbſt bei verwandten Sprachen Chronologie und Morphologie nicht Hand in Hand gehen, geſchweige bei unverwandten. Während in Indien ſchon etwa um 600 vor unſerer Zeitrechnung aus dem Altindiſchen eine Sprache — das ſogenannte Pâli — hervorgegangen war, die ſich zu ihm verhält, wie das heutige Italiäniſch zu dem Latein, ſteht das heutige Litauiſch auf einer Stufe, die in morphologiſcher Beziehung auf jeden Fall das Gothiſche überragt, ja, ſieht man von Einzelheiten ab und faßt mehr den Charakter des Ganzen in's Auge, dem Sanſkrit ſelbſt ganz nahe ſteht. Geſetzt nun, es exiſtirte weder Sanſkrit, noch eine der andren

alten Phaſen unſres Sprachſtamms, welche uns über das Verhältniß des Litauiſchen zu den heutigen Sanſkritſprachen Indiens Aufklärung zu geben vermöchten, zu welchen ſonderbaren Reſultaten würde dann eine, wenn auch thatſächlich ganz richtige, Vergleichung des heutigen Litauiſchen etwa mit dem Bengaliſchen führen?

Sehen wir nun, daß in der weitren geſchichtlich bekannten Entwicklung der indogermaniſchen Sprachen die 'fremden Sylben', mit denen ſich der einſt 'faſt unveränderliche' im Lauf dieſer Zeit aber ſtark veränderte 'Kern' umgeben hat, faſt ganz verſchwunden ſind, daß in dem germaniſchen Zweig ſpeciell, faſt gerade wie ſchon in der letzterreichbaren Phaſe der ſemitiſchen Sprachen, nicht ſelten der einzige ſichtbare oder hörbare Ausdruck einer Begriffsdifferenziirung in dem Vokalwechſel liegt, z. B. in ſprich, ſprach, Spruch, man alſo hier wie dort ſagen kann, daß ſobald man die radikalen Conſonanten mit einem Vokal ſpricht, man keine Wurzel ſondern ein beſtimmtes Wort vor ſich hat, ſo wird uns die Ahnung nahe gerückt, daß in den ſemitiſchen Sprachen eine Geſtaltung vorliegen möge, in welcher die in den germaniſchen hervorgebrochene Richtung ſich ſyſtematiſch abgerundet hat. Eine ſolche Ahnung würde man nicht mit der Bemerkung zurückweiſen können, daß wir wiſſen, daß im Germaniſchen dieſer Vokalwechſel urſprünglich keinen begrifflichen Werth hatte, daß auch hier Begriffsmodificationen früher nur oder faſt nur durch fremde, zu der Wurzel gefügte Sylben ausgedrückt wurden und die Wurzelſylbe faſt unveränderlich war. Denn wir wiſſen dieſes einzig dadurch, daß uns mehrere Phaſen der germaniſchen Sprachen ſelbſt und ihr Verhältniß zu den übrigen verwandten aber in weſentlich verſchiedener Weiſe differenziirten Sprachen bekannt ſind. Wäre dieß nicht der Fall, wären uns nur die neueſten Phaſen der germaniſchen Sprachen — Deutſch, Engliſch, Holländiſch, Däniſch, Schwediſch — bekannt, ſo würde unſer Urtheil über ihre ſogenannten Wurzeln und Wortbildung von dem über die ſemitiſchen nicht

sehr verschieden sein. Bei dem jetzt anerkannten überaus hohen Alter der Menschheit steht aber nichts der Annahme entgegen, daß der semitische Sprachstamm, oder — wegen der verhältnißmäßig so sehr geringen Differenz der zu ihm gehörigen Sprachen — eher Sprachzweig eine lange Geschichte durchgemacht habe, ehe er zu der Gestalt gelangte, in welcher er uns zuerst entgegentritt, vielleicht, ja wahrscheinlich, ebenfalls einst im Verein mit verwandten, die theils untergegangen, theils im Verlauf der Zeit ihm so entfremdet sein mögen, daß ihre einstige Zusammengehörigkeit mit ihm noch nicht erkannt oder allgemein anerkannt zu werden vermochte.

Doch diese Betrachtungen, die ich hier nicht weiter verfolgen will, ändern nichts an der thatsächlichen Richtigkeit des von Bopp hervorgehobenen Gegensatzes, sie können nur dazu dienen, die Bedeutung desselben zu verringern, indem sie auf die Möglichkeit seiner Ursprünglichkeit hinweisen.

Außer einigen, für die damalige Zeit werthvollen, Bemerkungen über die Classification der Sprachen enthält dieser Abschnitt zunächst noch die von den indischen Grammatikern herrührende Eintheilung der sanskritischen Verbalwurzeln nach der Bildung ihrer Special-Tempora, oder genauer ihres Präsensthemas, in zehn Classen und den Nachweis der in den verwandten Sprachen entsprechenden Formen — z. B. die Zusammenstellung der Bildung der ersten sanskritischen Classe vermittelst Anschluß von a an die Wurzel und Gunirung des Wurzelvokals, das heißt Verwandlung von ṛ, ṝ und auslautenden ḷ, ḹ durch Vortritt von a in e, o, (z. B. sidh, Präsensthema sedha, budh, Präsensthema bodha) mit der griechischen durch Antritt von *o* oder *ε* und Vortritt von *ε* vor *ι*, *υ* (z. B. *λιπ*, Präsensthema *λειπο* in *λείπομεν*, *λειπε* in *λείπετε*, *φυγ* Präsensthema *φευγο*, *φευγε*) und der gothischen durch Antritt von a und Vortritt von i (z. B. in biuga 'ich biege' von bug). Dann folgt in § 109[a] die Zusammenstellung einiger Sanskritwurzeln mit entsprechenden der verwandten Sprachen

'um einzelne Beiſpiele des verſchiedenartigen Baus der Wurzeln anzuführen'.

Der folgende Paragraph (§ 110) macht den Uebergang zur Wortbildung: 'Aus den einſilbigen Wurzeln', heißt es, 'gehen Nomina hervor, ſubſtantive und adjective, durch Anfügung von Sylben, die wir nicht, ohne ſie unterſucht zu haben, als für ſich bedeutungslos, gleichſam als übernatürliche myſtiſche Weſen anſehen dürfen, und denen wir nicht mit einem todten Glauben an ihre unerkennbare Natur entgegentreten wollen. Natürlicher iſt es, daß ſie Bedeutung haben oder hatten ...' und eines der Hauptverdienſte dieſer vergleichenden Grammatik beſtand darin, daß die Entſtehung der Wortbildungs- und Wortbiegungs-Exponenten aus bedeutungsvollen ſelbſtſtändigen Wörtern in ſo vielen Fällen nachgewieſen ward, daß der Glaube an eine andre Entſtehung der Derivationselemente in der uns bekannten Phaſe der indogermaniſchen Sprachen auf's tiefſte erſchüttert wurde und vorſichtige Forſcher in denjenigen Fällen, wo ein derartiger Nachweis noch nicht gelungen iſt, lieber ihre Unfähigkeit zur Erklärung derſelben eingeſtehen, als daß ſie zu den älteren Mitteln zurückgriffen, wie etwa einem Laut an und für ſich den Werth eines Begriffsexponenten zuzuſprechen.

Der dritte Abſchnitt geht von § 112 bis § 279 (S. 242—545) und handelt von der 'Bildung der Caſus'. Den Kern desſelben bildet die vergleichende Erörterung der einzelnen Caſus von § 134 bis 255. Ihr vorausgeſandt iſt, gewiſſermaßen als Einleitung, einiges allgemeine über die Caſus, eine Ueberſicht der Nominalthemen nach ihren Auslauten — wobei über die Femininalmotion geſprochen wird — und eingehendes über den Unterſchied zwiſchen ſtarken und ſchwachen Caſus. Als eine Art Nachtrag tritt hinzu 'die Bildung der Caſus im Altſlaviſchen'.

Die Caſus werden einzeln nach der ſanſkritiſchen Reihenfolge Nominativ, Accuſativ, Inſtrumental, Dativ, Ablativ, Genitiv,

Locativ und endlich Vokativ im Singular, dann Dual, Plural behandelt.

Es wird zunächſt der Exponent des Caſus — z. B. s im Nominativ, Singular der Maſculina und Feminina — hingeſtellt und ſeine Entſtehung, wo ſie dem Verfaſſer erklärbar ſcheint (hier aus dem Pronominalſtamm sa 'er, dieſer, jener', weiblich sâ), erklärt. Dann werden die hieher gehörigen Formen der verglichenen Sprachen erörtert: die Umwandlungen, welche der Exponent erfährt (z. B. die des s in r in hochdeutſchen Pronominen, wie we-r, der vollſtändige Verluſt deſſelben in allen hochdeutſchen Subſtantiven, z. B. ſchon ahd. viso gegenüber von goth. fisk-s, wo das s noch bewahrt iſt), ſo wie die, welche das Nominalthema (z. B. die faſt ausnahmsloſe Einbuße des vokaliſchen Auslauts, welcher urſprünglichem a entſpricht, im Gothiſchen, akr-s entſprechend dem ſanſkritiſchen ajra-s 'die Flur'). Die oft eintretende Frage, ob der Exponent oder Auslaut des Themas eingebüßt ſei (z. B. in griechiſch δυσμενής, Nominat. Maſc. und Fem. vom Thema δυσμενές, lat. arbos), welches der urſprüngliche Auslaut von Themen der zu vergleichenden Sprachen ſei (z. B. bei gothiſch gast der Vokal i *gasti = hosti) und vieles andre theils zur Vergleichung nothwendige, theils wenn auch nicht nothwendig doch ſehr lehrreich, wird mit großem Scharfſinn erwogen und es geſchieht überhaupt alles, was auf dem damaligen, größtentheils von Bopp ſelbſt erſt geſchaffenen Standpunkt dieſes Wiſſenszweiges möglich war, um die in Betracht zu ziehenden Fragen genau zu beſtimmen und ſie entweder in befriedigender Weiſe zu löſen, oder an den Löſungsverſuchen gewiſſermaßen praktiſch die Methode zu entwickeln, die zu ihrer Löſung zu führen vermöge.

Am Schluſſe der Behandlung eines jeden Caſus ſind die Formen deſſelben in den verglichenen Sprachen an den Hauptthemen, nämlich denen auf urſprüngliches a (Maſc. und Neutr.), â (Fem.), i (Maſc., Fem. und Neutr.), î (Fem.), u (Maſc.,

Fem. und Neutr.), û (Fem.), o (Maſc. und Fem.), au (Fem.), k (Fem.), nt (Maſc.), n (Maſc. und Neutr.), ar (Maſc. und Fem.) und as (Neutr.) überſichtlich zuſammengeſtellt. Doch fehlen hier Beiſpiele für das Altſlaviſche, Armeniſche und Althochdeutſche; dieſe finden ſich erſt in der Geſammtüberſicht, welche 'Beiſpiele der wichtigſten Wortclaſſen in ihrer zuſammenhängenden Deklination' gewährt (§ 255 S. 499—519).

Wenngleich in dieſem Abſchnitt die Caſuslehre im Allgemeinen erſchöpfend behandelt iſt, iſt ſie doch vorzugsweiſe nur auf die Nomina ſubſtantiva angewendet. Die drei folgenden Abſchnitte, welche nicht voll die Hälfte des zweiten Bandes einnehmen, beſchäftigen ſich nun mit den drei übrigen deklinirbaren Wortclaſſen: den Adjectiven, Zahlwörtern und Pronominen.

Die Adjective (§ 280—307, S. 1—54) unterſchieden ſich bezüglich ihrer Deklination in den indogermaniſchen Sprachen urſprünglich gar nicht von der der übrigen Nomina. Erſt im Laufe der Zeit drangen theils Eigenheiten der pronominalen Deklination ein — wahrſcheinlich vermittelſt der ſogenannten Pronominalia, d. h. der Adjectiva, welche, weil ſie, in ähnlicher Weiſe wie insbeſondre die geſchlechtigen Pronomina, mit allen Nominibus verbunden zu werden fähig ſind[1]), ſich auch zuerſt manches von dieſen angeeignet haben — theils andre Differenziirungen, — wie z. B. die Deklination nach Analogie der auf n auslautenden Themen, oder vielmehr der Uebertritt in die Themen auf n (Grimm's ſchwache Deklination) bei dem deut-

---

[1]) Derartige Wörter ſind z. B. im Sanſkrit sarva 'all' 'jeder', anya 'andrer', lateiniſch alter 'andrer', totus 'ganz' u. ſ. w. und dieſe Eigenthümlichkeit bewirkte, daß derartige Wörter ſammt den Pronominibus von Pânini, ohne Zweifel nach dem Vorgang der älteren indiſchen Grammatiker, sarvanâman genannt wurden, wörtlich 'alle Nomina habend', d. h. mit allen Nominibus verbindbar, während z. B. eigentliche Eigenſchaftswörter vom logiſchen Standpunkt aus nur mit den Nominibus verbunden werden können, welche die Eigenſchaft beſitzen, die durch ſie ausgedrückt wird.

ſchen beſtimmten Adjectiv, Ausdehnung der Deklination des männlichen Geſchlechts auf das weibliche und theilweis ſelbſt das unbelebte[1]), — und zogen in der einen Sprache größere, in der andern geringere Unterſchiede zwiſchen der Deklination der Subſtantive und Adjective.

Einen ſehr weſentlichen Unterſchied dieſer Art gelang Bopp im Slawiſchen ganz zu erklären und im Deutſchen ſeiner Erklärung auf jeden Fall entgegenzuführen.

Im Litauiſchen wird, wie ſchon in der mir zugänglichen älteſten Grammatik von Gottlieb Schultzen[2]) gelehrt wird, das beſtimmte Adjectiv — im Unterſchied von dem einfachen unbeſtimmten — durch Verbindung der flectirten Formen des letzteren mit den flectirten Formen des Pronomen gebildet, welches im Nomin. Sing. des Maſcul. jis, Fem. ji lautet. Bopp erkannte, daß dieſes mit dem ſanſkritiſchen Relativum ya identiſch iſt und

---

[1]) Der Art iſt z. B. wenn im Sanſkrit in dreigeſchlechtigen Themen — größtentheils natürlich Eigenſchaftswörtern — alle Caſus des Neutrum — außer den ſpeciell neutralen: Nominativ und Accuſativ aller drei Numeri und Vocativ Dualis und Pluralis theilweis auch Singularis — neben der neutralen auch die maſculinare Formation annehmen dürfen, z. B. çuchi 'rein' im Dativ Singularis çuchi-n-e (neutrale Bildung) oder çuchay-e (maſculinare); ebenſo wenn im Latein ſich bei den Themen auf Conſonanten im Nominativ Singularis des Neutrum die maſculinare Form eingebürgert hat, ſelbſt mit dem Charakter der belebten Gegenſtände, z. B. dives m. n. von divit; praesens von praesent. — Eine ebenfalls hieher gehörige intereſſante, wohl nur 'aus dem Streben der Schriftſprache nach Deutlichkeit' hervorgegangene ſehr einzeln ſtehende Unterſcheidung zwiſchen ſubſtantiver und adjectiver Deklination exiſtirte in der Blüthezeit des Latein im Genitiv Singular der Themen auf io; im Subſtantiv bildete man bloß i, im Adjectiv ii, ſiehe Bücheler Grundriß der lateiniſchen Deklination, Leipzig 1866, S. 38.

[2]) In ſeinem Compendium grammaticae lithuanicae. Königsberg 1678. 4°. Bei Vater, Literatur der Grammatiken u. ſ. w. 2. Ausg. von Jülg wird eine ältere von 1673 in 8° angeführt, die mir nicht zugänglich iſt. Eben ſo wenig kenne ich die daſelbſt angeführte ältere litauiſche Grammatik von Klein 1653.

erläuterte dieſe noch im Sprachbewußtſein der Litauer lebendige Verwendung deſſelben durch Vergleichung mit einem faſt artikelartigen Gebrauch des im Bactriſchen entſprechenden Pronomens ya — welcher, wie jetzt bekannt, auch dem Sanſkrit — ſpeciell dem vediſchen — nicht fremd iſt — und dem daraus entſtandenen poſtpoſitiven albaneſiſchen Artikel i[1]). Dann zeigte er durch Vergleichung der ſlaviſchen beſtimmten Adjective mit den Litauiſchen, daß ſie völlig auf dieſelbe Weiſe gebildet ſeien[2]). In der-

[1]) So heißt z. B. 'der gute' in 'der gute Mann' litauiſch geràs-is, zuſammengezogen aus geràs jis 'guter der', grade wie im Bactriſchen hinter das Adjectiv yô (für urſprüngliches yas), im Sanſkrit yah treten kann (jedoch in beiden Fällen getrennt, bactriſch etwa vanhus yô, ſſkr. sâdhur yah), im Albaneſiſchen der Artikel ι tritt, μιρ-ι 'der gute'. Das litauiſche Pronomen hat, wie das ihm entſprechende ſlaviſche i im Femin. ja, iſolirt demonſtrative Bedeutung, 'er'. Dieſer Uebertritt aus der urſprünglich relativen in die demonſtrative Bedeutung erklärt ſich (vgl. jedoch auch Bopp Vergl. Gr. zweite Ausg. § 383 II, S. 198) durch den Gebrauch der aus dem lateiniſchen quod hervorgegangenen romaniſchen Partikeln, z. B. des franzöſiſchen que, und beruht weſentlich auf derſelben Entwickelung, welche bei uns umgekehrt zu dem Gebrauch des Demonſtrativs 'der, die, das' ſtatt des Relativs 'welcher, -e, -es' geführt hat. In den alten Phaſen der indogermaniſchen Sprachen herrſchte die relative Wendung vor; in den neueren dagegen tritt die demonſtrative an ihre Stelle; griechiſch ὡς 'wie', deutſch 'damit, daß'; dieſe relative Wendung wies aber urſprünglich weniger zurück als vorwärts; im Sanſkrit z. B. ſagt man 'Welcher ihn getödtet hat iſt der', nicht wie wir: 'Dieſer iſt es, welcher ihn getödtet hat'. Der eigentliche Grund dieſer Umwandlung aber iſt der, welcher überhaupt faſt den weſentlichſten Unterſchied zwiſchen den alten und neuen Phaſen der indogermaniſchen Sprachen bildet, nämlich der Umſtand, daß an die Stelle des alten Princips, wonach das determinirende Element vor dem determinirten ſtand, das umgekehrte zu treten begann (beiläufig bemerkt ſchon im Griechiſchen, welches überhaupt mit Beibehaltung der Vorzüge der alten Phaſe ſchon ſehr früh die der neuen zu entwickeln anfing und ſich dadurch eine Form ſchuf, welche im Weſentlichen bis auf den heutigen Tag faſt unverändert herrſchend geblieben iſt).

[2]) z. B. Nominativ Singular Maſc. unbeſtimmt dobrŭ 'gut', 'guter', aber beſtimmt dobrŭ-j für dobrŭ i 'der gute'; im Feminin unbeſtimmt dobra, beſtimmt dobra-ja für dobra ja, ohne Veränderung zuſammengezogen.

ſelben Weiſe ſuchte Bopp nun auch die im Deutſchen erſcheinende ſogenannte ſtarke Form (guter, gute, gutes) zu erklären, in welcher er im Jahre 1827 nur eine durch Eindringen der pronominalen Flexion umgewandelte nominale erblickt hatte[1]). Es iſt zwar nicht mit voller Beſtimmtheit zu erkennen, ob er in der deutſchen Flexion — wie im Slaviſchen und Litauiſchen — eine Zuſammenrückung zweier flectirter Formen ſah oder etwa annahm, daß nur das hinzugetretene Pronomen flectirt, das Adjectiv ſelbſt aber in der Stammform darin enthalten ſei — doch ließe ſich aus den Worten S. 13 § 287: 'Die germaniſche Adjectivdeklination ſteht, wenn ich Recht habe, darin ein angehängtes Pronomen zu erkennen, ungefähr auf demſelben Fuße, wie die beſtimmte Deklination der jüngeren ſlaviſchen Dialekte', da dieſe jüngeren Dialekte unzweifelhaft nur die doppelt flectirte Form des Altſlaviſchen wiederſpiegeln, vielleicht das erſtere entnehmen, wenn nicht das fatale 'ungefähr' dazwiſchen ſtände. Die Sache iſt ſelbſt heute noch nicht entſchieden, obgleich mehrere der ſcharfſinnigſten Sprachforſcher ſich ſeitdem mehr oder weniger eingehend damit beſchäftigt haben[2]).

Nächſt dieſer Behandlung der Adjectivdeklination nimmt die der Steigerungsformen eine bedeutende Stelle in dieſem Abſchnitt ein. Das ſchöne Reſultat über Entſtehung des Superlativexponenten ſſkr. ishtha, griech. ιστο u. ſ. w. aus einer Verbindung des Comparativexponenten urſprachlich yans, ſſkr. iyaṁs, zuſammengeſchlagen zu is, mit dem Superlativexponenten, welcher im

---

[1]) In der Recenſion über Grimm's Grammatik und Graff's Ahd. Sprachſchatz in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Mai 1827; ſpäter beſonders abgedruckt unter dem Titel: Vokalismus, oder ſprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's Deutſche Grammatik und Graff's althochdeutſchen Sprachſchatz. Berlin 1836. S. 121 ff.

[2]) vgl. Wilh. Scherer, zur Geſchichte der deutſchen Sprache. Berlin 1868 S. 397 ff. und die ſehr verdienſtliche Arbeit von Leo Meyer, Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutſchen, Berlin 1863.

Sanſkrit tha, in der Grundſprache höchſt wahrſcheinlich ta lautete, ſo wie die ſich daran ſchließende Erklärung des lateiniſchen issimo für is-timo aus demſelben comparativiſchen is durch Verbindung mit dem ſchon für ſich ſuperlativiſchen timo = ſſkr. tama, der griechiſchen Comparativform ισ-τερο (in λαλ-ίσ-τερο[1]), des lateiniſchen is-ter (in mag-is-ter, min-is-ter[2]) ebenfalls aus dem comparativiſchen is durch Verbindung mit dem ſchon für ſich comparativiſchen τερο, tero = ſſkr. tara, werden der Wiſſenſchaft um ſo ſichrer verbleiben, da, ſeitdem ſie von Bopp gegeben wurden, noch mehrere beſtätigende Momente hinzugetreten ſind. So finden ſich in den Veden zwei Superlativformen pan'-ish-tama 'lobwürdigſt' im Sâma Veda (I. 3. 2. 4. 4)[3]) und surabh'-ish-tama 'wohlduftendſt' (Rigveda I. 186. 7), welche auf das allertreuſte die altlateiniſche Form is-timo in soll'-is-timus wiederſpiegeln; im Mahâbhârata (XIII. 2213) findet ſich die Verbindung des Comparativ-Exponenten, aber in ſeiner unverwandelten nur — der ſanſkritiſchen Regel gemäß — des Naſals beraubten Form iyas mit tara in pâp'-iyas-tara 'böſer', 'ſchlechter', alſo ein ächtes Abbild des griechiſchen ισ-τερο lateiniſch is-ter. Ueberhaupt zeigt ſich aber in den Veden Zuſammenſetzung der beiden Superlativexponenten ishtha und tama in çreshtha-tama (Rigveda I. 113. 12. V. 61. 1) jyeshtha-tama und nedishtha-tama (in dem ſpäten Daçakumâracharita auch pâpishthatama), ſo wie des Superlativs und Comparativs ishtha

[1]) ſicherlich auch ἀρ'-ισ-τερό.

[2]) auch in sin'-is-tero.

[3]) Rigveda hat eine Variante. Dieß gibt aber keinen Grund, die grammatiſche Richtigkeit der Sâma-Lesart zu bezweifeln, zumal ſeitdem ſie in surabhishtama ihr Analogon gefunden. Der Accent in surabhishtama iſt zwar nicht ſo, wie man ihn erwarten ſollte; nach çreshthatama und den grammatiſchen Regeln ſollte súrabh· accentuirt ſein; allein es finden ſich bezüglich des Accents grade im Comparativ und Superlativ einzelne Abweichungen im Sanſkrit, ſ. meine Vollſt. Sſkr. Gr. S. 234 und vgl. auch im Griechiſchen ἄριστερό.

und tara im Mahâbhârata in çreshtha-tara, im Panchatantra in jyeshtha-tara und bei Neriosengh in bal'-ishtha-tara, ſo daß man ſieht, daß dieſe Zuſammenſetzung im Sanſkrit einerſeits ſchon uralt iſt und andrerſeits ſich lange in wenn auch im Ganzen ſeltenen Gebrauch erhielt. Wir irren daher ſicherlich nicht, wenn wir der entſchieden urſprachlichen Bildung is-ta, ſo wie der höchſt wahrſcheinlich urſprachlichen, die ſich in lat. is-timo und ſſkr. ish-tama wiederſpiegelt, der vielleicht ſchon urſprachlichen, die ſich in ſſkr. ſyas-tara, griech. ισ-τερο, lat. is-tero reflectirt und den ſanſkritiſchen ishtha-tama und ishtha-tara eine und dieſelbe ſchon in die Urſprache hineinragende Grundlage geben; dieſe ſcheint mir dadurch gebildet zu ſein, daß die in Form und Gebrauch[1]) ſo verſchiedenen Steigerungsaffixe, einerſeits yans oder ſyans, is-ta, andrerſeits tara, tama urſprünglich auch in der Bedeutung verſchieden waren und demgemäß, wie alle Exponenten von verſchiedener Bedeutung, an eine und dieſelbe Baſe treten durften. Daß in den alten Bildungen dieſer Art yans, ſyans, ista voran und tara, tama nachſtehen, beruht darauf, daß letztere Affixe entſchieden zu den ſekundären Affixen gehören, die erſteren dagegen höchſt wahrſcheinlich zu den primären, das heißt ſolchen, welche ſich nur an Verben oder Wurzeln ſchließen dürfen[2]). Doch kehren wir zu der Analyſe des Bopp'ſchen Werkes zurück!

---

[1]) tara und tama können im Sanſkrit (Spuren davon gibt es auch noch im Griechiſchen) nicht bloß an Adjective, ſondern an alle Wortclaſſen treten, welche geſteigert werden ſollen, alſo auch Subſtantiva (vgl. auch griech. δουλότερος), ſelbſt Eigennamen, Partikeln und ſelbſt Verba; ſyaṁs und ishtha dagegen faſt nur an Adjective und Nomina agentis; eine Ausnahme bilden im Sanſkrit (Spuren auch im Griechiſchen, z. B. von κέρδος, κερδίων) Abſtracta im Sinne von Adjectiven, welche bedeuten: 'mit dem, was das Abſtract ausdrückt, begabt'.

[2]) Das gothiſche aftumist' neben aftuma, beide 'der letzte', von af mit tuma = tama und ista zeigt durch die entgegengeſetzte Anordnung ſeine ſpäte und unorganiſche Bildung. Vergleiche übrigens auch Pott, Etymolo-

Der folgende Abſchnitt behandelt die 'Zahlwörter' (§ 308 bis 325); er hat ein beſonderes Intereſſe dadurch, daß er über die Gränzen der grammatiſchen in die lexikaliſche Etymologie hinübergreift und nicht bloß die formativen, ſondern auch die radikalen Elemente der Zahlwörter zu erklären verſucht. Es iſt dieß ein Gebiet, welches trotz Bopp's und andrer fleißiger und geiſtvoller Arbeiten ſelbſt heute noch zu einem großen Theil dunkel iſt.

Noch viel bedeutender, insbeſondre außerordentlich reich an etymologiſchen Erklärungen von Pronominalthemen, Pronominalderivaten, Adverbien und Partikeln iſt der folgende Abſchnitt 'Pronomina' (§ 326—425). Hier gaben zugleich die Eigenheiten der pronominalen Deklination vielfache Gelegenheiten zu den geiſtvollſten und ſcharfſinnigſten Unterſuchungen. Sie ſind zwar nicht alle von Bopp einer glücklichen Löſung entgegengeführt, ja es iſt dieß eine Parthie, in welcher ſchon viele ſeiner Annahmen verdrängt und durch andre erſetzt ſind; doch bleiben auch heute noch viele ſchwierige Fragen ungelöſt, und trotz der Correkturen, welche an Bopp's Auffaſſung vorgenommen ſind, iſt ſie noch immer höchſt belehrend, nicht bloß in Bezug auf die Fülle der Reſultate für alle verglichenen Sprachen, insbeſondre das Armeniſche, deſſen Dunkelheiten vielfach auf die überraſchendſte Weiſe gelichtet ſind, ſondern auch und zwar vor allem in Betreff der Methode und ihrer Anwendung.

Der folgende Abſchnitt umfaßt die wichtigſte Wortclaſſe der indogermaniſchen und überhaupt faſt aller Sprachen, 'das Verbum'. Er füllt mehr als die Hälfte des zweiten und faſt den vierten Theil des dritten Bandes und reicht von § 426—777.

---

giſche Forſchungen, zweite Ausg. II. 1. 825, wo mehrere Neubildungen dieſer Art, welche mit Recht zu den Ueberwucherungen gezählt werden; ob auch τερπν-ίσ-τατο, wozu ich noch ἐχθ-ίσ-τατο füge, wage ich trotz ihres ſpäten Vorkommens (letztres bei Lucian) nicht zu behaupten, da ſie ganz in Analogie mit λαλ-ίσ-τερο treten.

Wir haben bemerkt, daß grade bei dieſer von Bopp ſchon in ſeinem erſten Werk überaus viel für Erkenntniß der urſprünglichen Bildung ihrer Formen geſchehen war; in der vergleichenden Grammatik ſchreitet aber die Methode mit größerer Sicherheit vor, die früher gewonnenen Reſultate werden theils feſter begründet, und auch auf die früher noch nicht verglichenen Sprachen angewendet, theils ergänzt, verbeſſert, umgeſtaltet, auch theilweis aufgegeben und durch neue erſetzt. Dieſer Abſchnitt enthält verhältnißmäßig viel mehr ſichres und bis zur Unbezweifelbarkeit erhobenes, als irgend einer der übrigen, und ſeine Reſultate ſind es vorzugsweiſe, welche eine tiefere Einſicht in den Charakter, den Bau und die Eigenthümlichkeiten der indogermaniſchen Sprachen in der uns bekannten Phaſe derſelben ermöglicht und zu einem großen Theil verwirklicht haben.

Die erſten acht Paragraphen geben kurz, jedoch mit einiger Berückſichtigung der verwandten Sprachen, die Haupteigenthümlichkeiten des Sanſkrit-Verbum: ſeine Genera, Tempora, Modi und die Eintheilung der Tempus- und Modus-Endungen in vollere und ſtumpfere Formen an; jene lauten z. B. im Singular des Präſens Activi auf i aus, welches in den entſprechenden Formen des Imperfects eingebüßt iſt, z. B. in der 3. Präſ. dádhâti, Imperf. ádadhât, wie griech. τιθησι (für τιθητι) ἐτιθη (für ἐτιθητ). In einem der folgenden Paragraphen (§ 439) wird, was mancher wohl gern ſchon an dieſer Stelle geleſen hätte, bemerkt, daß dieſe Spaltung in zwei Claſſen nicht urſprünglich ſei, ſondern die ſtumpferen Endungen durch mechaniſche Einflüſſe aus den volleren erſt ſpäter entſtanden ſeien.

Alsdann (§ 434—465) werden mit eingehender Vergleichung die Perſonalendungen des Activ Präſentis behandelt und ihre Entſtehung aus den entſprechenden Pronominibus dargeſtellt, z. B. die des Zeichens der erſten Perſon, im Präſens Singular, mi aus dem Pronominalſtamm der erſten Perſon ma. Die Medial-Endungen werden in § 466—479 erörtert; die Formen

derſelben in den Sprachen, wo ſie erhalten ſind, — Sanſkrit, Zend, Griechiſch und Gothiſch — mit einander verglichen und ihre Entſtehung zu erklären verſucht. Die letzten Paragraphen (von § 476 an) behandeln die Entſtehung des lateiniſchen Paſſivs vermittelſt Anſchluß des Pronomen reflexivum, deſſen s faſt durchweg zu r wird (amo-r für amo-se).

Dreizehn darauf folgende Paragraphe (§ 480—492) überſchrieben 'Einfluß des Gewichts der Perſonalendungen' ſuchen den Eintritt oder Nichteintritt von Erweiterungen von Verbalthemen — z. B. die Umwandlung (Gunirung) des ſanſkritiſchen Verbalthemas dvish 'haſſen' zu dvesh, für urſprüngliches dvaish, des ſanſkritiſchen Präſensthemas ci-nu 'aufhäufen' zu cino, für ci-nau — aus der Nachfolge leichterer oder ſchwererer Perſonalendungen zu erklären (z. B. dvéshti, cinóti, weil ti folge und eine leichte Endung ſei, dagegen dvishté, cinuté, weil das folgende te ſchwer ſei). Dieſe Erklärung ſtellte Bopp zuerſt 1827 auf[1]), als die Accentuation des Sanſkrit noch völlig unbekannt war. Seitdem dieſe bekannt wurde und in Folge davon auch die urſprüngliche indogermaniſche Accentuation immer klarer ward, hat ſich mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit, ja faſt mit voller Gewißheit ergeben, daß dieſe Erweiterungen, Nichterweiterungen und im Gegenſatz dazu auch Verengerungen (z. B. jagmús für urſprünglicheres jagamús 'ſie gingen', uktá für urſprüngliches vaktá 'geſprochen') Folge der Accentuation ſind[2]). Zwar gibt es noch viele Erweiterungen durch Guna, bei denen ſich die Entſtehung nicht aus der uns bekannten Accentuation erklären läßt. Doch iſt hier theils Wechſel des Accents anzunehmen, welcher ſich in einigen Fällen auch mit Entſchiedenheit nachweiſen läßt,

[1]) In der ſchon oben erwähnten Recenſion von J. Grimm's Grammatik und Graff's Ahd. Sprachſchatz in den Berliner Jahrbb. f. wiſſenſch. Kritik, Febr. 1827 S. 259 ff., 'Vokalismus' S. 13 ff.

[2]) vgl. meine Kurze Sanſkrit-Grammatik, wo die Sanſkrit-Accentuation mit den ſich daran knüpfenden Umwandlungen erörtert iſt.

theils Eintritt der Erweiterung durch Einfluß verwandter Formen, theils endlich, daß nachdem sie sich ursprünglich aus rein lautlichem Grunde durch Wirkung des Accents in einer großen Anzahl sprachlicher Erscheinungen geltend gemacht hatte, sie im Sprachbewußtsein einen dynamischen Werth erhielt und demgemäß auch unabhängig vom Accent unter Einfluß von Momenten hervortrat, welche im Einzelnen bis jetzt noch nicht vollständig aufgeklärt sind.

Die vierzehn folgenden Paragraphe (§ 493—506) 'Conjugations-Eintheilung' beschäftigen sich insbesondre mit der Bildung des Themas der Specialformen (des Präsensthema) — z. B. griech. *ὀμ-νυ* im Verhältniß zu *ὀμ*, *φευγο* zu *φυγ*, *τυπτο* zu *τυπ* — da die Sanskrit-Grammatik, in welcher dieser Unterschied lebendiger und regelmäßiger als in den meisten der verwandten Sprachen hervortritt, ihn zum Princip der Conjugationslehre gemacht hat. Auch hier sucht Bopp die Entstehung dieser verschiednen Charakteristika und die dahin gehörigen Formen der verwandten Sprachen zu erklären.

Mit dem 507. Paragraph beginnt die Erörterung der 'Bildung der Tempora', welche bis zum Schlusse des zweiten Bandes (§ 671) reicht. Zunächst 'Präsens' bis § 512; darauf 'Präteritum' überhaupt (sanskritisches Imperfect, Aorist und Perfect) bis § 516, dann zunächst 'Imperfect' insbesondre bis § 536. Abgesehen von einer Fülle von einzelnen Zusammenstellungen und Entwickelungen, wie sie durch das ganze Werk hindurch den lernbegierigen Leser in ununterbrochener Spannung erhält, treten in diesen Abschnitten auch viele allgemeinere Fragen hervor, die unmittelbar an die Erörterung einer grammatischen Bildung geknüpft werden, für welche sie von Bedeutung sind; eben so eine nicht geringe Anzahl von neuen Entdeckungen und Ausdehnung älterer, so z. B. § 524 (§ 525 der ersten Ausgabe) der Nachweis, daß die schon 1816 in dem 'Conjugationssystem' erkannte und in der Vergl. Gr. § 620—625 dargestellte Bildung

des ſchwachen germaniſchen Präteritum durch Zuſammenſetzung mit einem Verbum, welches 'thun' bedeutet (dem ſſkr. dhâ entſprechend) auch im Litauiſchen ihr Analogon findet; in § 526 (beider Ausgaben), daß die ebenfalls ſchon in jenem erſten Werk S. 97 feſtgeſtellte Verwendung des Verbum, welches im Latein fu, im Sanſkrit bhû lautet, zur Bildung lateiniſcher Verbalformen (auf -bam, bas u. ſ. w., -bo, bis u. ſ. w.) auch im Celtiſchen ihre Stelle findet.

Die Entſtehung des Hauptcharakteriſtikums des ariſchen und griechiſchen Imperfects und Aoriſts, des ſogenannten Augments, wird in einem beſonderen Abſchnitt (§ 537—541) erörtert und in einer ſehr künſtlichen Weiſe erklärt, welche wohl ſchwerlich mehr einen Vertheidiger finden wird.

Die folgenden ſechs und vierzig Paragraphe (§ 542—587) behandeln den Aoriſt, welcher uns im Sanſkrit in ſieben Formen entgegentritt (eigentlich nur ſechs, deren eine dadurch, daß ſie mit und ohne Bindevokal i angeſchloſſen wird, ſich in zwei ſpaltet). Drei oder vier derſelben ſind durch Zuſammenſetzung mit Formen des Verbum ſubſtantivum gebildet, drei einfach. Die Vermittlung dieſer Formen mit den verwandten bot die glänzendſten Entdeckungen dar und iſt auch jetzt noch reich an den intereſſanteſten Belehrungen, allein vieles, was Bopp hier zu erweiſen ſucht, hat ſich in der Wiſſenſchaft nicht einzubürgern vermocht und manche Zuſammenſtellungen, wie z. B. die des ſſkr. Medium avakshi (für urſprüngliches a vagh-sme) mit dem lateiniſchen Activ vexi, auf welche dann eine ganze Theorie über die Entſtehung des lateiniſchen Perfect gebaut wird, ſind ſo wenig begründet, daß man die Beſonnenheit, mit welcher er ſonſt den genialen Schwung ſeiner combinatoriſchen Phantaſie zu zügeln verſteht, hier nicht wieder zu finden vermag.

Einen viel größeren Umfang, als der Aoriſt, nimmt die Behandlung des Perfectum ein (§ 588—643). Nach einem kurzen aber werthvollen Paragraph über die Bedeutung der Perfect-

form und die Bezeichnung dieser Categorie wendet sich die Untersuchung sogleich dem gothischen starken, insbesondre dem noch reduplicirenden Präteritum zu, welches überhaupt in diesem ganzen Abschnitt in hervorragender Weise bedacht ist und Gelegenheit gibt, die Ansicht über den deutschen Ablaut genauer auszuführen, die in der schon mehrfach erwähnten Recension über Grimm's Grammatik zuerst aufgestellt war. Außer den dem sanskritischen Perfect entsprechenden Formen der verwandten Sprachen wird auch die davon ganz verschiedene Entstehung der persischen und slavischen Perfecta erörtert. Die schon oben erwähnte Behandlung des germanischen schwachen Präteritum gibt Gelegenheit, die durch dasselbe Verb (ϑη = sskr. dhâ in der Bedeutung 'thun') vollzogene Bildung des griechischen Aorist I des Passivs (ἐτύφϑην u. s. w.) und mehrere auf diesem Verbum beruhende Wörter zu erklären.

Auf das Perfect folgen zwei Paragraphe (§ 644. 645) über das Plusquamperfect; da dessen Existenz im Sanskrit Bopp noch nicht bekannt war[1]), so beschränkt er sich auf die Behandlung des lateinischen und griechischen.

Den Schluß der Tempora bildet das 'Futurum' (§ 646 bis 671). Die Erklärung der Entstehung und die Vergleichung der Formen desselben bilden einen der hervorragendsten Theile des Werkes; zu der erstren erlaube ich mir jedoch auf die nähere Bestimmung in meiner Abhandlung 'über einige Pluralbildungen des indogermanischen Verbum' (S. 45) aufmerksam zu machen, durch welche sich der von Bopp geahnte Zusammenhang des zweiten sanskritischen Futurum und seiner Reflexe mit dem Potential des Verbum substantivum als entschieden richtig herausstellt.

---

[1]) Die wenigen Formen desselben, welche mir bis jetzt bekannt geworden sind, habe ich in meiner englisch geschriebenen Sanskrit-Grammatik: A practical Grammar of the Sanskrit language. 2d ed. Lond. 1868 § 186 zusammengestellt.

Die 'Bildung der Modi' eröffnet den dritten Band des Werkes. Der erſte Abſchnitt (§ 672—716) iſt überſchrieben 'Potential, Optativ, Conjunctiv' und behandelt zwei Modi, welche in der Indogermaniſchen Urſprache, wie im Weſentlichen noch im Griechiſchen, neben einander beſtanden, in den daraus individualiſirten aber ſich größtentheils ſo bedrängten und verdrängten, daß nur einer derſelben beſtehen blieb. Dieſe beiden Modi ſind 1. derjenige, welcher im Griechiſchen Optativ, im Sanſkrit Potential genannt wird und 2. der griechiſche Conjunctiv. Ich bemerke dieß nur, weil die nicht gut gewählte Ueberſchrift den Gedanken erregen könnte, als ob in dieſem Abſchnitt von drei urſprünglich verſchiedenen Modis die Rede wäre[1]). Dieſer Abſchnitt war überaus reich an Entdeckungen: Nachweis, daß der germaniſche und (wenigſtens zum größten Theil auch) der lateiniſche Conjunctiv Reflex des griechiſchen Optativ, ſſkrit. Potential ſei (z. B. in goth. ôt-jau der Exponent des Conjunctivs jau dem ſſkrit. des Potential yâm, griech. ιην gleich ſei, lateiniſch sim alt siem für urſprünglicheres es-iem ſtehe und, wie griech. εἴην für ἐσ-ιην, ſſkr. syâm für as-yâm wiederſpiegle), daß ihm altſlaviſche und altpreußiſche Imperativformen entſprechen (z. B. aſl. jaśdi 'iß, er eſſe' = ſſkr. ad-yâs und ad-yât 'du mögeſt, er möge eſſen' § 677) u. aa.[2])

Die dreizehn folgenden Paragraphe (§ 717—729) behandeln den Imperativ. Die letzten zwei (§ 730. 731) ſind dem nur im Sanſkrit erſcheinenden Conditional (Imperfect des zweiten Futur vgl. z. B. Präſens: náçyâmi Imperfect á-naçyam, mit Futurum dâsyámi Conditional á-dâsyam) gewidmet.

[1]) Da ich einmal meine Abhandlung 'Ueber einige Pluralbildungen u. ſ. w.' erwähnt habe, ſo will ich auch nicht unbemerkt laſſen, daß ſich ebdſ. S. 44 einiges über die urſprüngliche Form und Vertheilung beider Modi findet.

[2]) vgl. zu einigem jedoch: Die lettiſche Sprache u. ſ. w. von Bielenſtein. Berlin 1863. 64. Bd. II. S. 163.

Der folgende Abschnitt (§ 732—777) ist überschrieben 'Abgeleitete Verba' und behandelt diejenigen Categorien dieser Art, welche im Sanskrit noch im Sprachbewußtsein leben und, wenigstens nach Angabe der indischen Grammatiker, mit den von ihnen bemerkten Ausnahmen, von allen Verben (wie das Causale selbst von Causalien), oder wenigstens von den nicht als derivirt betrachteten, den primären (wie das Frequentativ oder Intensiv) gebildet werden können. Bopp rechnet, wie die indischen Grammatiker, auch das Passiv dazu, nicht aber die sanskritische zehnte Conjugationsclasse, so daß er fünf Classen derselben aufführt: Passiv (§ 733—739), Causale (§ 740—750), Desiderativum (§ 751. 752), Intensivum (§ 753—760), Denominativa (§ 761—777). Auch dieser Abschnitt ist reich an Nachweisen von Reflexen und Spuren dieser Bildungen in den verwandten Sprachen; doch läßt sich nicht verkennen, daß, wie schon sonst in dem Werke, so auch hier die große Kenntniß lautlicher Umwandlungen, die gewaltige Combinationsgabe und sein ganz außerordentlicher Scharfsinn Bopp bisweilen über das Maaß des Berechtigten hinausgelockt haben, so z. B. in § 745[b], wo er die litauischen Verba auf ina als vollständige Reflexe der sanskritischen auf aya geltend zu machen sucht. Auch der Versuch, die lateinischen Verba auf i-ga-re mit denselben zu vermitteln (§ 773), kann nur als ein unglücklicher betrachtet werden[1]).

Es folgt alsdann der letzte Hauptabschnitt des Werkes (§ 778—511), welcher aber in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Die allgemeine Ueberschrift ist 'Wortbildung'. Die erste Unterabtheilung bildet die Behandlung der Nominalthemen und zwar zunächst bis § 905 derjenigen, 'welche mit dem Verbum in engster Verbindung stehen', speciell der Participia und des Infinitivs;

---

[1]) Ueberhaupt vergleiche man zu einem Haupttheile dieses Abschnittes Pott Etymologische Forschungen, zweite Ausg. II. 1. 920—1023, insbesondre von 997 an.

doch werden dabei auch diejenigen Bildungen ſchon erörtert, welche mit dieſen enger verwandt ſind. Die acht Paragraphe von § 779—786 ſind den Participien gewidmet, deren Themen in der letzterreichbaren Form nt als Participialexponenten zeigen. Dann folgt (bis § 790) die Behandlung des Particip des reduplicirten Perfect, welches eigentlich auf vant auslautet[1]), was Bopp vergebens bekämpft[2]). Hierauf (bis 794) die medialen Participia auf grundſprachliches mana (am treuſten im Altpreußiſchen in einem einzigen Beiſpiel bewahrt, nämlich po-klaus-i-mana-s = griech. *ὑπο-κλυόμενος* 'der erhört wird', griech. *μενο*, ſſkr. mâna u. ſ. w.). Daran wird ſogleich die Betrachtung der verwandten Nomina auf man, 'deſſen Urgeſtalt mân zu ſein ſcheint' (eine Annahme, die nicht zu billigen) geknüpft, ſo wie der ſich daran ſchließenden, wie *μονή*, latein. mônia, *μιν*, *ματ*[3]), *μνο*, latein. mento (bis 803). Seine, ſchwerlich zu billigende, Erklärung dieſes Participialſuffixes aus einer Vereinigung der

[1]) vgl. den Verfaſſer dieſer Geſchichte in den Gött. Gel. Anz. 1846, S. 899 und Adalbert Kuhn in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung auf dem Gebiete des Deutſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen. I. (1851) S. 272.

[2]) Vergl. Gr. III. 158.

[3]) welches lateiniſchem men entſpricht, z. B. außer im Allgemeinen ſpeciell in dem bekannten *ὀνομα* = nomen, den von Leo Meyer verglichenen *στρῶμα* = strâmen, *κρῖμα* = crimen, zu denen ich noch *ὄμμα* = ômen füge; auch *φλεγμα* = flâmen, Mſc. gehört hieher; das Geſchlechts- und Bedeutungsverhältniß hat ſein Analogon im ſſkr. brâhman Neutr. neben brahmán Mſc.; erſtres bedeutet 'was zum Gedeihen des Opfers gehört', dieſes 'den, der dieſes verrichtet' (vgl. auch yáças N. 'Ruhm', yaçás Adj. 'berühmt', griech. *Fέτος* N. 'Jahr', latein. vetus, Adj. 'bejahrt'); eben ſo iſt *φλέγμα* N. 'Brand', flâmen für flagmen Mſc. 'der das (Opfer-) Feuer anzündende'. — Bopp ſieht in dem griech. Auslaut *ν* eine Entartung des urſprünglichen n (S. 173). Dieſes Verhältniß von man, lat. men zu *μαν* hätte ihn aber überzeugen müſſen, daß die gemeinſchaftliche Grundlage beider Formen mant iſt; man iſt deſſen Abſtumpfung durch Einbuße des t, mat deren Schwächung durch die im Indogermaniſchen ſo häufige und im Sanskrit grammatiſch geregelte des Naſals.

Demonſtrativſtämme ma und na (§ 804) führt ihn dann zur Erörterung des Suffixes ma (bis 808). Der folgende Paragraph behandelt das lateiniſche Particip auf ndo. Von § 810 an wendet ſich Bopp zur Beſprechung des im Sanſkrit zur Bildung des erſten Futurum und als Nomen agentis dienenden Affixes tar (Bopp nimmt mit Unrecht târ als Urform an), woraus ſich auch das lateiniſche Particip des Futur tûro entwickelt hat. Daran ſchließt er auch die Betrachtung des daraus entſtandenen Affixes tra, welches Nomina inſtrumenti, des Werkzeugs zur Vollziehung (actio) des Verbalbegriffs bildet, z. B. arare 'pflügen', ara-tor Nomen agentis 'der Pflüger', ara-tru-m Nomen inſtrumenti 'der Pflug' (bis § 817b).

Mit dem folgenden Paragraph (§ 817c) beginnt die Betrachtung der Bildung des Participii Perfecti Paſſivi, zunächſt durch urſprüngliches ta; daran werden auch wie früher diejenigen Affixe geſchloſſen, welche Bopp damit verwandt zu ſein ſcheinen, ſo zunächſt ſogar das femininale ſekundäre Affix tâ, durch welches Abſtracte gebildet werden (§ 826—828), das eben ſo dienende von ihm daraus abgeleitete vediſche tâti ſammt tât, griech. τητ (§ 829—830). Wegen der Gleichheit des Gebrauchs wird auch ſogleich das Abſtractaffix tva in § 831 und das lautgleiche vediſche Particip (gewöhnlich als Futuri Paſſivi bezeichnet) in § 832 beſprochen. In § 833—839 wird die Bildung des Particip Perfecti Paſſivi durch na mit denjenigen Affixen, welche Bopp damit verwandt zu ſein ſcheinen, behandelt; von § 840 bis 848 die Suffixe ti und ni, welche in ihrer Abſtractbedeutung auch mir mit dem Particip Perfecti Paſſivi zuſammenzuhängen ſcheinen.

Der folgende Paragraph (§ 849) wendet ſich zu den Suffixen tu und nu, welche Bopp in eine innige Verbindung zu ta, na und ti, ni ſetzt, indem er das t und n in allen dreien mit dem der Pronominalſtämme ta, na identificirt. Zunächſt wird nur tu und zwar in der Form des Accuſativs tu-m betrachtet,

welche den gewöhnlichen Infinitiv des Sanſkrit bilden. Dann ſchließt ſich dann eine wahrhaft glänzende Behandlung aller Infinitivbildungen der verglichenen Sprachen, welche, mit Einſchluß der zu tu gehörigen Bildung des ſanſkritiſchen Abſolutivs auf tvá (§ 861. 862) und der lateiniſchen und litauiſch-lettiſchen Supina (§ 863. 864), bis § 886 reicht.

In § 889 wird das ſſkrit. Abſolutiv auf ya erläutert; daran knüpfen ſich in den folgenden Paragraphen die Abſtracta auf urſprüngliches ya, lateiniſch io u. ſ. w. (bis 896), dann die ſogenannten Participia Futuri Paſſivi des Sanſkrit auf ya mit ihren Reflexen (bis § 898) und endlich das ſekundäre Adjective bildende ya, z. B. in ſſkrit. div-ya 'himmliſch' von div 'Himmel' bis § 901.

Den Schluß der mit den Verbis zunächſt zuſammenhängenden Bildungen machen die ſſkrit. Participia Futuri Paſſivi auf tavya und anîya mit ihren Reflexen (§ 902—905).

Von § 906 an werden die übrigen Nominalthemen erörtert und zwar zunächſt (bis § 911) diejenigen, welche keine Derivationsexponenten zeigen, ſondern in ihrer thematiſchen Geſtalt vollſtändig mit dem Verbum übereinſtimmen, von welchem ſie abſtammen, z. B. ſſkrit. bhî als Verbum 'ſich fürchten', als Nomen Subſtantiv weiblichen Geſchlechts mit der Bedeutung 'Furcht'. Darauf folgen (bis § 923) die, welche hinter einem Verbal- oder Nominalthema als Derivationselement im Sanſkrit a, i, u, in den verwandten deren regelrechte Reflexe zeigen. In Bezug auf die Entſtehung der als Derivationselemente erſcheinenden a und u hält Bopp noch an der Meinung feſt, daß ſie mit Demonſtrativſtämmen a, u identiſch ſeien (§ 912—923), in Bezug auf i dagegen nähert er ſich ſchon der richtigeren Anſicht, indem er ſagt (§ 922): 'Das Suffix i iſt entweder identiſch mit dem Demonſtrativſtamm i, oder, wie ich jetzt lieber annehme, eine ſchon in der Zeit vor der Trennung unſeres Sprachſtammes eingetretene Schwächung des Suffixes a'. Es folgen dann die

Themen auf ſſkrit. an (bis § 926); darauf die auf in (bis § 928), wo die Verbindung des primären (zur Derivation von Verben) und ſekundären (zu der von Nominibus dienenden) Gebrauchs eine richtige Erkenntniß deſſelben hindert[1]). Die Erklärung von in als Schwächung von an führt Bopp (in § 928. 929) auf die Behandlung der griechiſchen Nomina auf ων, lateiniſch ôn, wie 'γνάθ'-ων Dickback (eigentlich bloß 'Backen habend') nas'-ôn'. Wenngleich er hier die richtige Erklärung nicht fand, ſo hatte ihn ſein geniales Ahnungsvermögen für ſprachliche Gegenſtände doch richtig auf den Zuſammenhang dieſer Bildung mit dem ſſkrit. in geführt[2]). In § 930 folgt ana. Die ſechs folgenden Paragraphe behandeln das Affix as und durch Lautumwandlung oder vermittelſt angetretener andrer Affixe ſich daran ſchließende Bildungen. Dann folgt Affix ra und la von § 937 bis 940; ri in § 941; ru in § 942; va, in welchem Bopp wieder ein Pronomen erkennen will, § 943. 944; van § 915; nu in § 946. 947. Das alsdann behandelte Affix mi (§ 948) betrachtet er im Weſentlichen richtig als eine Schwächung des ſchon früher beſprochenen ma. Die auf ka auslautenden Affixe, in denen er das interrogative Pronomen, ſſkr. ka, erkennt, werden § 945—954 erörtert. Die beiden folgenden Paragraphe beſchäftigen ſich mit Ergänzungen zu dem ſchon behandelten tu. Die letzten Paragraphe dieſer Abtheilung behandeln einige ſekun-

[1]) Das letztre in iſt von dem erſtren ganz verſchieden; es ſteht zunächſt für vin (wie in tejas-vin 'mit tejas 'Glanz' begabt'), und dient bloß hinter Themen auf a, z. B. keçin für keça-vin 'mit keça 'Haar' begabt'; vin aber iſt Schwächung von van, vgl. Bopp ſelbſt in § 957 und maghavan eigentlich 'mit magha 'Gaben' (die er verſchenkt) begabt', d. i. 'freigebig', van endlich iſt Abſtumpfung von vant, vgl. neben tejas-vin keçin maghavan die gleichbedeutenden Formen tejas-vant, keça-vant und maghavant.

[2]) Das Affix in γνάθων nasôn iſt nämlich das mit in in letzter Inſtanz identiſche van (ſ. die letzte Anm.); γνάθων ſteht für γνάθο-Fαν ebenſo nasôn für naso-van.

bare Affixe, eya in § 956; vant und mant in § 957; tana in § 958, 959; in letztrem auch tya; in § 960 wird ein ſchwerlich anzuerkennendes Affix sya beſprochen[1]). Der letzte Paragraph dieſer erſten Abtheilung behandelt das gothiſche Affix arja, z. B. in bôkareis (für bôk'-arja-s) 'Schriftgelehrter'.

Die zweite Unterabtheilung (§ 962—988) beſchäftigt ſich mit der Zuſammenſetzung und zwar zunächſt der der Verba bis § 964; der folgende Paragraph behandelt die griechiſchen, wie δεισι-δαίμων, ἀρχέπολις und erklärt ſie, wie Roſen und der Verfaſſer dieſer Geſchichte vorgeſchlagen hatten[2]). Bis § 971 folgt allgemeines über die Bildung der Nominalzuſammenſetzungen, insbeſondre über den Bindevokal; dann die ſpecielle Behandlung derſelben nach der indiſchen Eintheilung in fünf Claſſen bis § 988.

Die letzte Unterabtheilung bilden die 'Indeclinabilia', zunächſt die Adverbia (§ 989. 990), dann die Conjunctionen (bis § 994), endlich die Präpoſitionen bis zum Schluß des Werkes (§ 1016).

Dieſe Ueberſicht kann auch nicht entfernt darauf Anſpruch machen, eine zureichende Vorſtellung von der Fülle des Stoffes und der genialen Behandlung zu geben, welche dieſes Werk, trotz aller ſeiner Mängel, zu dem großartigſten aller auf dem Gebiete der Sprachforſchung jemals erſchienenen ſtempelt. Es iſt eine faſt ununterbrochene Folge von Entdeckungen, welche auf einer Schärfe des Blickes für die allerminutiöſeſten Spuren von Sprachgeſtalten

---

[1]) In den ſſkrit. Wörtern iſt es nur ya: manushya 'Menſch' iſt nicht von der ſpäteren Form manu, ſondern von der alten manus abgeleitet; über lateiniſch rio, z. B. in tabellarius, vgl. man Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der griech. und lat. Spr. II. 451.

[2]) Ueber mein Verhältniß zu Roſen in Bezug auf dieſe Erklärung vgl. man 'Nachrichten von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen 1868 S. 60' (auch beſonders abgedruckt unter dem Titel *Τρισανλὶς Ἀθάνα*).

beruht, wie ſie in dem Maße nie einem Sprachforſcher zu Theil geworden iſt. Bald muß man den mikroſkopiſchen Blick bewundern, welcher auch die feinſten Gewebe der Sprachen noch zu zerlegen und ihre gegenſeitige Beziehung zu erkennen vermag, bald die wunderbare Gabe, aus den kleinſten Veränderungen eines Lautkomplexes diejenigen Elemente zu erkennen, welche ſie herbeigeführt haben. Daß eine ſolche, bis zu einer kaum begreiflichen Höhe entwickelte, Schärfe — nach dem alten Sprichwort: allzu ſcharf macht ſchartig — mehrfach über das Ziel ſchießt, bedarf kaum der Bemerkung und noch weniger der Entſchuldigung. Wenn ſchon hierauf mehrere Mängel dieſes wie auch andrer Werke von Bopp beruhen, ſo lag ein zweites Moment, welches ihn zu Irrthümern führte, in der Aufgabe ſelbſt, welcher ſeine ganze wiſſenſchaftliche Thätigkeit gewidmet war. Er hatte mit ſeinem Conjugationsſyſtem begonnen, die Sprachen nachzuweiſen, welche mit dem Sanſkrit verwandt, zu dem indogermaniſchen Sprachſtamm gehören. Sein Sinn war in Folge davon im Weſentlichen auf die Erſcheinungen gerichtet, welche in den Sprachen, die er unterſuchte, denen des Sanſkrits und ſeiner Verwandten entſprechen, ſich mit ihnen vermitteln laſſen. Seine wunderbare Combinationsgabe und die tiefen Studien, welche er insbeſondre über Lautumwandlungen machte, lieferten ihm ein Rüſtzeug zu den angeſtrebten Vermittelungen und eine Leichtigkeit in der Handhabung deſſelben, die ihn keineswegs ganz ſelten dazu verführten, auch da noch Einſtimmigkeit oder Verwandtſchaft zu ſehen, wo ihn ſchon der Zwang, welchen er zum Erweis derſelben anzuwenden genöthigt war, auf das Gegentheil hätte führen ſollen. Ueberhaupt war auch, eben in Folge ſeines Hauptbeſtrebens, ſein Augenmerk mehr auf dasjenige gerichtet, was in den Sprachen, welche er betrachtete, verwandt iſt, als was verſchieden, mehr auf das, was ſie eint, als was ſie trennt.

Wenn ich nicht umhin konnte, wegen des Einfluſſes, den es auf die weitere Entwicklung der Sprachwiſſenſchaft hatte, manches

an Bopp, dem größten aller Sprachforſcher, zu tadeln; ſo halte ich es doch, da dies Buch vielleicht auch in Hände kömmt, die mit ſeinen Werken weniger bekannt ſind, für angemeſſen, ausdrücklich hervorzuheben, daß die Größe dieſes Mannes auf dem Gebiete, für welches die Natur ihn geſchaffen hatte, ſo außerordentlich hervorragend iſt, daß alle ſeine Mängel ſie nicht zu vermindern vermögen, ſeine Verdienſte ſo ſtrahlend, daß ſeine Fehler, ſo groß ihre Zahl auch ſein mag, dagegen vollſtändig verſchwinden. Wenn er nicht alle Erſcheinungen der von ihm verglichenen Sprachen erklärt hat, ſo hat er doch durch die überwiegend große Fülle der von ihm erklärten unzweifelhaft gezeigt, daß man auch an der Erklärung der noch nicht aufgehellten nicht zu verzweifeln braucht; wenn er nicht alle richtig erklärt hat, ſo hat er doch den Weg gebahnt und gelehrt, auf dem wir im Stande waren, ſind und ſein werden, ſeine unrichtigen Erklärungen zu widerlegen und richtige an ihre Stelle zu ſetzen. Und hier in der That liegt eines ſeiner Hauptverdienſte: ſeine Forſchungen und Erklärungen zeigten unwiderleglich, daß dieſe etymologiſchen Fragen, welche man bis dahin nur für Gegenſtände einer glücklichen oder unglücklichen Divination anſehen zu dürfen glaubte, durch eine — der in den Naturwiſſenſchaften angewendeten ähnliche — Analyſe ſich zu Gegenſtänden einer methodiſchen Unterſuchung geſtalten, die Erklärungen derſelben eines ſtrengen Beweiſes fähig ſind und die Beweisführung weſentlich eine rein mathematiſche, die auf dem Satz der Gleichung beruht, nach welchem, wenn A = B und B = C iſt, C auch = A iſt.

Den bedeutendſten und für die Einſicht in das Weſen der uns bekannten Phaſe der indogermaniſchen Sprachen entſcheidendſten Theil des Werkes bildet die Behandlung der Verbalbildung. Durch ſie vorzüglich trat als Hauptcharakter derſelben hervor, daß die Bildung dieſer Sprachen auf urſprünglicher Zuſammenſetzung beruht, die ſich vermittelſt der innigſten Verſchmelzung ihrer Glieder in Bedeutung und Form, unter Einfluß eines der Schöpfung ſprach-

licher Kategorien zustrebenden Sprachtriebes, zur Stammbildung und Flexion umgestaltete. In nicht wenigen Fällen gelang es Bopp, denselben Charakter auch in der Bildung der Nominalstämme und in einigen auch in der Nominalflexion nachzuweisen. Es sind zwar noch viele hieher gehörige Momente und Fragen unerklärt und ungelöst; doch ist nicht wahrscheinlich, daß eine zukünftige Lösung derselben dieses Hauptergebniß wesentlich modifiziren werde.

Während man früher annahm, daß im griechischen Futurum τύψω von τυπ das σ der Exponent des Futuralbegriffs sei, wußte man jetzt, daß die Form durch das Verwachsen des Verbalstammes τυπ mit einer Verbalform des Verbum as 'sein' entstanden war. Aehnlich ging es mit einer Menge anderer Bildungen, als deren Exponenten man einzelne Laute oder Umwandlungen von Lauten (z. B. im deutschen 'gebunden' von 'binden') betrachtet hatte: die einzelnen Laute ergaben sich als Reste von ganzen Wörtern, die Umwandlungen als geschichtliche, oder Folgen von mechanischen, phonatischen Verhältnissen, Wirkungen des Accentes oder der Laute auf einander. Indem so der früher angenommene begriffliche Werth bloßer Laute oder Lautumwandlungen sich in einem Fall nach dem andern als vorschnell und irrig erweist, kann man nicht umhin, der Vermuthung Raum zu geben, daß, wo dieser Beweis noch nicht geführt werden konnte, uns bis jetzt nur der Mangel an Hülfsmitteln daran gehindert hat, und daß auf jeden Fall nur sehr wenige Bildungen übrig bleiben können, in denen ein begrifflicher Werth von Lauten und Lautumwandlungen für die älteste uns bekannte Phase der indogermanischen Sprachen anzunehmen sein wird. Diese möchten dann vielleicht aus einem Stadium der Sprachbildung herrühren, welches noch jenseits der genauer bekannten Phase lag und von einem andern Bildungsprinzip beherrscht war.

Bopp hat in seinen Arbeiten den Kreis der indogermanischen Sprachen, wenigstens absichtlich, nicht überschritten. Obgleich ihm auch viele andere Sprachen mehr oder weniger bekannt waren, hat er sich doch nirgends mit ihnen speziell beschäftigt, sondern sie

höchſtens nebenher zur Erläuterung oder Vergleichung mit Erſcheinungen des von ihm behandelten Sprachkreiſes benutzt.

Während des Druckes der Vergleichenden Grammatik und nach demſelben veröffentlichte er — abgeſehen von dem mehrfach erwähnten 'Vocalismus' [1]), welcher zum Theil früher gedrucktes enthaltend, wie dieſes, im Weſentlichen in die Grammatik überging — mehrere Abhandlungen über Sprachen, welche zu dem indogermaniſchen Sprachkreis gehören oder ihm zu gehören ſchienen. Die bedeutendſte dieſer Arbeiten iſt die 1839 erſchienene [2]), in welcher er mit einem wahrhaft unvergleichlichen Genie und Scharfſinn mehrere der ſchwierigſten grammatiſchen Dunkelheiten der Celtiſchen Sprachen aufhellte und dadurch die zwar ſchon erkannte, aber von manchen nicht mit Unrecht noch nicht ganz oder, wie früher von ihm ſelbſt, nur mit einer gewiſſen Beſchränkung anerkannte Zugehörigkeit derſelben zu den indogermaniſchen über allen Zweifel erhob [3]).

Nächſt dieſer ſcheint mir die 1853 geleſene Abhandlung 'Ueber die Sprache der alten Preußen' [4]), ſo wie die des folgenden Jahres

[1]) Vocalismus, oder ſprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutſche Grammatik und Graff's althochdeutſchen Sprachſchatz mit Begründung einer Theorie des Ablauts. Berlin 1836. 8°. X. 254.

[2]) Die Celtiſchen Sprachen in ihrem Verhältniſſe zum Sanſkrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Germaniſchen, Litthauiſchen und Slaviſchen. In den Abhandlungen der Berl. Ak. d. Wiſſ. aus dem Jahre 1838, hiſt.-phil. Cl. S. 187—272, auch beſonders erſchienen. Berlin 1839. 4°. 88 S.

[3]) Wir wollen übrigens nicht unerwähnt laſſen, daß in Bezug auf den Nachweis dieſer Zugehörigkeit ſich ein Engländer, der berühmte Verfaſſer der Researches into the physical history of mankind, J. C. Prichard und ein Schweizer, A. Pictet, ſchon vor Bopp bedeutende Verdienſte erworben haben; jener durch: The eastern Origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit etc. Oxford 1831; dieſer durch: De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit. Par. 1837.

[4]) In den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiſſ. aus dem Jahre 1853, hiſt.-phil. Cl. S. 77—131.

Ueber das Albaneſiſche'[1]) zu Bopp's werthvollſten Arbeiten zu gehören. In jener behandelt er ſprachvergleichend einen Dialekt der lettiſchen Sprachengruppe, der zwar ſchon lange ganz ausgeſtorben iſt und nur ſehr wenige literariſche Monumente hinterlaſſen hat, aber in dieſen eine alterthümlichere Geſtalt zeigt als ſelbſt das eben durch dieſe ſo intereſſante Litauiſche. Auf dieſe hat Bopp ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe gerichtet und dadurch die Einſicht in den Bau der lettiſchen Sprachen und ihr Verhältniß zu den übrigen indogermaniſchen nicht wenig gefördert. In der Abhandlung über das Albaneſiſche hat er den Beweis geführt, daß auch dieſe Sprache zu den indogermaniſchen gehört.

Minder gelungen, aber dennoch für die Entwicklung der Sprachwiſſenſchaft faſt eben ſo bedeutend, als Bopp's übrige Werke, ſcheinen mir zwei andere ſchon früher erſchienene Abhandlungen zu ſein, in deren erſter er die malayiſch-polyneſiſchen[2]), in der zweiten die kaukaſiſchen Sprachen[3]) — ſpeciell die im Süden des Kaukaſus, welche ſich dem Georgiſchen anſchließen — als Glieder des indogermaniſchen Sprachſtammes aufzuweiſen beſtrebt iſt. Natürlich iſt die Fülle der Hilfsmittel, über welche Bopp gebot, und der Scharfſinn, mit welchem er ſie zur Verfolgung ſeines Zweckes zu verwenden weiß, auch hier wahrhaft bewundernswerth und es iſt ſchwer ſich der beſtechenden Gewalt dieſes Meiſters ſprachwiſſenſchaftlicher Forſchung und Darſtellung zu erwehren. Dennoch wird man ſich bei genauerer

---

[1]) Ueber das Albaneſiſche in ſeinen verwandtſchaftlichen Beziehungen, in den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiſſ. aus dem Jahre 1854 und beſonders Berl. 1855, 4°; 92 S.

[2]) Ueber die Verwandtſchaft der malayiſch-polyneſiſchen Sprachen mit den indiſch-europäiſchen. Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840. In den Abhandlungen der Ak. und beſonders 4°. 164 S.

[3]) Die kaukaſiſchen Glieder des indoeuropäiſchen Sprachſtamms, geleſen in der Ak. der Wiſſ. am 11. Dec. 1842 und 23. Oct. 1845. In den Abhandlungen der Ak. und beſonders 4°. 83 S.

Prüfung überzeugen, daß die vergleichende Methode hier über das Ziel hinausgeſchoſſen hat, daß ſie, indem ſie ſich ohne weiteres daran machte, einzelne Erſcheinungen der verglichenen Sprachen mit einander zu vermitteln, zwar ihre außerordentliche Leiſtungsfähigkeit gezeigt hat, aber auch zugleich, und dieſes war für die Wiſſenſchaft ein nicht gering anzuſchlagender Gewinn, daß ſie zu einer derartigen Einzelvergleichung nicht eher berechtigt iſt, als bis ſie aus dem ganzen habitus der zu vergleichenden Sprachen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ſie im Allgemeinen in einem verwandtſchaftlichen Verhältniß ſtehen mögen oder können. Denn die vergleichende Methode iſt in der That ein Werkzeug von einer ſo mächtigen Kraft, daß es in den Händen eines Geübten faſt eben ſo vielen Schaden als Nutzen zu ſtiften, dem Irrthum den Schein der Wahrheit zu geben vermag. Es war ein Glück für die Wiſſenſchaft, daß es der große Schöpfer dieſes Werkzeugs ſelbſt war, durch welchen die Möglichkeit eines ſolchen Mißbrauchs recht hell an's Licht trat; wäre es ein andrer geweſen, ſo würde man vielleicht der Perſon, nicht der Sache die Schuld aufgebürdet haben. So führte dieſer großartig entfaltete Irrthum — wie in der Wiſſenſchaft ſo oft — zu der Erkenntniß einer der wichtigſten Wahrheiten. Man ſah, daß man erſt wichtige Vorfragen zu löſen habe, ehe man ſich dieſes zweiſchneidigen Rüſtzeugs unbedenklich bedienen dürfe, und ich kann deßhalb nicht umhin dieſen Abhandlungen — trotz ihrer materiellen Fehler — eine keineswegs geringe Wichtigkeit zuzuſchreiben. Bis zu ihrer Veröffentlichung wußte Niemand etwas von den Gefahren, die dieſes wunderbare vergleichende Verfahren in ſich berge; Niemand ahnte, daß es, wie es den Zuſammenhang der indogermaniſchen Sprachen bis in die feinſten Fugen zu verfolgen und bloß zu legen wußte, auch dazu gebraucht werden könne, den Schein einer Blutsverwandtſchaft zwiſchen den heterogenſten Sprachen zu erwecken und durch ſcharfſinnige Erörterung ſelbſt zu der Annahme derſelben zu verführen. Es war der Irr-

thum des größten Meisters der Sprachvergleichung nothwendig, um uns die Gränzen der Berechtigung dieser Methode ahnen und in der weiteren Entwicklung der Wissenschaft immer genauer erkennen zu lassen [1]).

Wir haben nur noch ein Werk von Bopp zu erwähnen, welches im Jahre 1854 erschien. Sein Titel ist: Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen [2]). So sehr Bopp's grammatische Einsicht auch in vielen einzelnen Untersuchungen dieses Werkes hervorleuchtet, so muß es nach Ansicht des Verfassers dieser Geschichte doch als eines seiner schwächeren und in der Hauptsache: der Erkenntniß des Principes der sanskritischen Accentuation ganz verfehlten betrachtet werden. In Bezug auf dieses heißt es S. 16 'Das Princip der sanskritischen Accentuation glaube ich darin zu erkennen, daß die weiteste Zurückschiebung des Tones für die würdigste und kraftvollste Accentuation gilt und ich glaube dasselbe Princip auch für das Griechische' (also wohl als indogermanisches überhaupt) 'in Anspruch nehmen zu dürfen, nur daß hier in Folge einer erst nach der Sprachtrennung eingetretenen Verweichlichung oder Entartung der Ton nicht höher als auf der drittletzten Sylbe stehen kann u. s. w.' Wie wenig diese Annahme zur Erklärung der Accentuation dient, kann man durch unzählige Beispiele zeigen. Danach wären z. B. alle augmentirten Formen, da sie im Sanskrit

---

[1]) In Bezug auf Bopp's 'Abhandlung über die kaukasischen Glieder des indo-europäischen Sprachstamms', verweise ich auf den kurzen, aber werthvollen Aufsatz von Friedrich Müller, 'Ueber die sprachwissenschaftliche Stellung der kaukasischen Sprachen' im 'Orient und Occident' B. II. S. 526—535, Göttingen 1864; in Bezug auf die 'Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen' auf desselben Friedrich Müller's Kritik in seinem Werke 'Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde u. s. w. Linguistischer Theil. Wien 1867.' S. 273—276.

[2]) Berlin 1854. 8°. VII. 304.

den Accent auf dem Augment haben, am würdigſten und kraftvollſten accentuirt. Wo iſt aber nun ein Grund abzuſehen, wegen deſſen z. B. das ſanſkritiſche Imperfect ábodhâva 'wir beide erkannten' dieſe würdigſte und kraftvollſte Accentuation verdiente, während das Perfect bubudhivá 'wir beide haben erkannt' im vollſtändigſten Gegenſatz dazu der unwürdigſten und kraftloſeſten anheimfiel, wo ein Grund, weßhalb ſanſkritiſch divâ als Inſtrumental, ὠκέα als Accuſ. Plur. unwürdig und kraftlos, dagegen in ihrem Gebrauch als Adverb dívâ ὠκα (vergl. die Bildung der Adverbia von Superlativen wie μάλιστα u. aa.) auf's würdigſte und kraftvollſte accentuirt werden [1]?

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hatte in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1846 Mai S. 842 ein anderes Princip aufgeſtellt, welches er in ſeinen ſpäteren Schriften weiter entwickelt hat [2]). Danach hatte der Accent in den indogermaniſchen Sprachen urſprünglich einen rein logiſchen Werth, indem er zunächſt die den Begriff der Baſis modificirende Sylbe traf; ferner ſeine Stelle mehrfach änderte, ſobald ein Wort in eine andre begriffliche Categorie übertrat (wie in der Verwendung eines Caſus als Adverb, eines Adjectivs als Nomen proprium u. ſ. w.; man vergleiche ſelbſt das heutige Engliſch, wo nicht ſelten Nomina und Verba nur durch den Accent unterſchieden werden). Nachdem aber der Accent ſeine logiſche Aufgabe erfüllt und das Wort in ſeiner Bedeutung im Sprachbewußtſein hinlänglich fixirt hatte, giebt er ſeine logiſche Natur theilweis, ja vorwaltend auf und fängt ſein faſt rein muſikaliſches Leben an zu entfalten und

---

[1]) vgl. auch Théorie générale de l'accentuation latine suivie de recherches sur les inscriptions accentuées et d'un examen des vues de M. Bopp sur l'histoire de l'accent, par Henri Weil et Louis Benloew. 1855. S. 349—377.

[2]) In ſeiner vollſtändigen und in ſeiner kurzen Sanſkrit-Grammatik, in einzelnen Anzeigen, z. B. Gött. Gel. Anz. 1848, S. 1999 und in dem Aufſatz über ṛi, ṝ und ḷi im Orient und Occident III. Heft 1. 2.

hier tritt in der That die Neigung hervor, den für die logische Scheidung größtentheils unnöthig gewordenen Accent mehrfach vorzurücken; Anfänge dieser Neigung lassen sich schon in der Grundsprache erkennen; doch ist sie in einem bedeutenden Grad erst nach derselben aber keineswegs in allen Zweigen gleichmäßig entwickelt.

Außer den bisher angeführten Arbeiten finden sich noch einzelne Kritiken und Aufsätze von Bopp in älterer Zeit in den Heidelberger Jahrbüchern, den Göttinger Gelehrten Anzeigen, später in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften. Natürlich verdienen sie, wie jede seiner Arbeiten, auch jetzt noch sorgfältige Beachtung, doch kann ich an diesem Orte nicht näher darauf eingehen und beschränke mich auf die Hervorhebung des kurzen aber höchst werthvollen Aufsatzes 'Ueber das Altpersische Schrift- und Lautsystem' in den erwähnten 'Monatsberichten' aus dem Jahre 1848 S. 132—151, welcher nicht wenig zu der tieferen Einsicht in die Sprache der ersten Gattung der Keilinschriften beitrug.

IX.

Wilhelm von Humboldt[1]).

Es ist nur wenigen Menschen vom Schicksal vergönnt, sich wissenschaftlichen Studien einzig zur harmonischen Ausbildung

[1]) Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik, von Rudolf Haym. Berlin 1856. 8°. XIII. 641. — H. Steinthal, Gedächtnißrede auf W. v. Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage 22. Juni 1867. Berlin 1869. — Auch: Gustav Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt, Stuttgart 2 Bde. 1843—45. — Arm. Ewald, Wilhelm von Humboldt. Eine Biographie. Cassel. 2. Aufl. 1854. — Max Schasler, die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's. Berlin 1847. — H. Steinthal, die Sprachwissenschaft Wilhelm von

des eigenen Geiſtes zu weihen, dem Zwecke, welcher für alle eigentlich der höchſte ſein ſollte. Karl Wilhelm von Humboldt war einer von dieſen wenigen. Geboren im Jahre 1767 und aufgewachſen in Verhältniſſen, welche ihn nicht nöthigten, ſeine großen geiſtigen Anlagen und Kräfte der Ausbildung in einem beſchränkten Beruf dienſtbar zu machen, zog er ein Gebiet des Wiſſens nach dem andern in das Bereich ſeines Erkennens und Denkens, und zwar mit einer ſolchen Energie, daß er ſich, noch ehe er zum Mannesalter gereift war, faſt in allen Heimatsrecht und Selbſtſtändigkeit erworben hatte. In freundſchaftlichem und geiſtigem Verkehr mit den Heroen der Kunſt und Wiſſenſchaft, mit Göthe, Schiller, Fr. Auguſt Wolf und allen den gewaltigen, welche von dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts an bis zu ſeinem Tode (im Jahre 1835) an der Spitze der geiſtigen Entwicklung unſres Volkes geſtanden haben, mit einem Bruder — Alexander von Humboldt (geb. 1769, geſt. 1859) — zur Seite, welcher ſich das ganze Reich der Naturwiſſenſchaften unterworfen hatte, gab es kein Gebiet des Fühlens, Empfindens Forſchens, Denkens, Erkennens und Wiſſens, welches ſich ſeiner lebhafteſten Theilnahme zu entziehen vermocht hätte. Wurde ihm ſo durch eigene Studien und im lebendigen Verkehr mit Geiſtesgenoſſen die ganze Welt des Gedankens eröffnet, ſo erſchloß ſich ihm in demſelben Umfang auch die der Handlung und zwar in ſo hoher Stellung und unter ſo gewaltigen Verhältniſſen, daß ihm vergönnt wurde, auch hier die tiefſten Einblicke zu gewinnen. Vom Jahre 1801 bis 1819 in preußiſchem Staatsdienſt, theils als Geſandter, theils als Miniſter, in naher Berührung mit allen den Männern, welche in einer der größten Epochen der Geſchichte die Schickſale der Völker und Staaten lenkten oder auf das mächtigſte beeinflußten, gewann er Einſicht in die Kräfte,

---

Humboldt's und die Hegel'ſche Philoſophie. Berlin 1848. — Hornay, die Sprachforſchung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin 1858.

auf welchen das Leben der Völker ruht, und war keiner der letzten, denen Preußen und somit Deutschland die Grundlagen zu der hohen Entfaltung seiner Macht und seines Glanzes verdankt, die uns und unsern Nachkommen dauernde Selbstständigkeit und eine würdige Stellung in der Geschichte der Völker gesichert haben.

Gewährt Wilhelm von Humboldt schon so das Bild einer harmonischen Geistesentwicklung, dessen Gleichen in Deutschland und überhaupt zu den seltensten Erscheinungen gehören möchte, so wurde der Glanz desselben nicht wenig dadurch erhöht, daß es ihm nicht genügte, sich dem Genuß seiner geistigen Errungenschaften nur hinzugeben, daß viel mehr ein mächtiger Trieb in ihm waltete, welcher ihn zwang, die Ergebnisse seines Forschens und Denkens nach außen zu gestalten, sie der Theilnahme verwandter Geister zugänglich zu machen und so auf nicht wenigen Gebieten des Wissens zur Erweiterung und Vertiefung desselben beizutragen.

Seine Arbeiten im Kreise der klassischen sowohl als der Sanskrit-Philologie, der Aesthetik, Geschichte und Staatswissenschaft geben alle Zeugniß von einem tief- und freisinnigen, philosophisch gebildeten, kenntnißreichen Denker, welcher die Waffen der Dialektik mit Meisterschaft zu führen verstand. Allein so ehrenwerth seine Leistungen auch auf diesen Gebieten sein mögen, so bilden sie doch weder den Kern noch den Glanzpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Als diese sind vielmehr unzweifelhaft seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten. Diese durchziehen fast sein ganzes Leben von den ersten Jahren seines selbstständigen Denkens bis zu seiner Todesstunde. Sein Briefwechsel mit Schiller, welcher uns die ersten kräftigen Triebe seines Geistes bewahrt hat, ist reich an Bemerkungen über Sprache und Sprachliches und zwei Stellen insbesondere liefern ein entschiedenes Zeugniß, nicht bloß, daß schon im Jahre 1795 Aufgaben der Sprachwissenschaft seine besondre Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, sondern sogar, daß er schon damals die Richtungen einschlug, welche er

auch noch in ſeinem letzten Werke vorzugsweiſe verfolgt hat. So ſchreibt er in Bezug auf Verfeinerung der Sprache durch einzelne: es ſei nicht alles für Verbeſſerung zu halten, was in einer Sprache überhaupt ein Vorzug iſt, ſondern man habe ſehr genau auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu ſehen, die man vor ſich habe. 'Nicht bloß,' heißt es dann wörtlich, 'daß die Sprache ſelbſt ein organiſches Ganzes iſt, ſo hängt ſie auch mit der Individualität derer, die ſie ſprechen, ſo genau zuſammen, daß dieſer Zuſammenhang ſchlechterdings nicht vernachläſſigt werden darf'[1]). An der zweiten Stelle[2]) heißt es: 'Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, um die Art aufzufinden, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern. Aber noch will es mir nicht gelingen und es hat ſicher große Schwierigkeiten.' Während ſeiner Reiſe nach Paris und in Spanien (von 1797—1801) bildeten Sprachſtudien, insbeſondre Spaniſch und Provenzaliſch, eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen und er denkt ſchon an eine 'philoſophiſch angeſtellte Vergleichung mehrerer Sprachen', doch will er ſich zunächſt auf die Töchter des Latein und die Geſchichte ihrer Entſtehung beſchränken[3]). Dann ziehen die Baſken und während ſeines Aufenthaltes in Rom die amerikaniſchen Sprachen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; mit ihnen beſchäftigt er ſich während ſeiner Mußeſtunden mit der eifrigſten Wißbegierde und wird dadurch der Hauptaufgabe ſeines wiſſenſchaftlichen Lebens immer näher geführt. Schon 1804 ſchreibt er an Fr. Aug. Wolf von Rom: 'Im Grunde iſt alles was ich treibe, auch der Pindar, Sprachſtudium. Ich glaube die Kunſt entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das höchſte und tiefſte und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren und ich

[1]) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttg. und Tübing. 1830. S. 201.

[2]) ebdſ. S. 305.

[3]) Geſammelte Werke V. 214.

vertiefe mich immer mehr in dieser Ansicht'[1]). Noch während seines Staatsdienstes erschien die erste Frucht seiner sprachwissenschaftlichen Thätigkeit: die 'Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache'[2]), welche dem darin verbesserten Abschnitt dieses linguistischen Werkes eine hohe Brauchbarkeit verliehen und überhaupt zur Erkenntniß des Charakters dieser so eigenthümlichen und schweren Sprache nicht wenig beitrugen.

Natürlich nahm ein Mann, welchem Sprachstudien zur zweiten Natur geworden waren, an der Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft den lebendigsten Antheil. Auch er bemächtigte sich desselben und entwickelte darin sowohl eine philologische[3]) als linguistische[4]) Thätigkeit. Als ihm, nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst, eine unbeschränkte Verfügung über seine Zeit zu Theil ward, widmete er sie einzig sprachwissenschaftlichen Studien. Er beschäftigte sich außer mit den schon früher in den Kreis seiner Forschungen aufgenommenen Sprachen auch mit den ägyptischen Hieroglyphen, mit Chinesisch, Japanesisch, den Hinterindischen Sprachen, vor allen den Malayisch-Polynesischen, und fing an auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft eine lebhafte literarische Thätigkeit zu entfalten.

Im Jahre 1821 veröffentlichte er eine ethnographisch-linguistische Abhandlung, welche sich an die schon erwähnten in 'Adelung's Mithridates' erschienenen Bemerkungen über die Baskische Sprache schließt, unter dem Titel: 'Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache'[5]). Das

---

[1]) Gesammelte Werke V. 266.

[2]) Berlin 1817 und in Adelung's Mithridates IV. 277—360.

[3]) Durch die schon oben (S. 395) erwähnten Bemerkungen und Abhandlung über die Bhagavadgîtâ u. aa.

[4]) Durch den Aufsatz 'über die in der Sanskritsprache durch die Suffixe tvâ und ya gebildeten Verbalformen' in A. W. v. Schlegel's Indischer Bibliothek I. 433—464. II. 72—134.

[5]) Berlin. 4°. Wieder abgedruckt in 'Gesammelte Werke' II. 1—214.

Hauptverdienst dieser Arbeit besteht darin, daß durch Erklärung altspanischer (iberischer) und andrer Ortsnamen aus der Baskischen Sprache die wesentliche Identität derselben mit, oder Abstammung von dem Iberischen sprachlich festgestellt und die Verbreitung der Iberen in und außer Spanien, sowie ihre Mischung mit den Celten und theilweise Verschmelzung zu Celtiberen genauer erforscht wird. Dabei wird zugleich näher auf den Charakter des Baskischen eingegangen und gegenüber der von Joh. Severin Vater zuerst hervorgehobenen Aehnlichkeit desselben mit den amerikanischen Sprachen auf die Verschiedenheit aufmerksam gemacht.

Zugleich begann eine Reihe von Abhandlungen über allgemeinere Fragen der Sprachwissenschaft; und diese trugen vorzugsweise dazu bei, die Sprachenkunde durch Verbindung einerseits mit einer feinfühlenden und scharfsinnigen philologischen Durchdringung und Durchforschung der Sprachen, andrerseits mit einer philosophischen Vertiefung in die Idee und die Gestaltungen der Sprache überhaupt zu einer Sprachwissenschaft umzuformen. Eine der bedeutendsten Stellen nimmt unter ihnen sogleich die zuerst erschienene ein, welche gewissermaßen als ein Manifest über das Wesen und die Bedeutung des vergleichenden Sprachstudiums betrachtet werden kann[1]). Wenn gleich noch nicht gesättigt mit den Resultaten der vergleichenden Methode, ist sie doch voll von tiefen und wahren Gedanken über die Probleme der Sprachwissenschaft und das bei ihrer Erforschung einzuschlagende Verfahren. Schon gleich zu Anfang weist Humboldt auf die Bedeutung hin, welche selbst die Sprachen der rohesten Nationen für die Sprachwissenschaft haben — was bei den damals herrschenden verkehrten Ansichten über Sprache noch sehr nothwendig war —; zugleich hebt er die Art und Weise hervor, wie sie zu erkennen und welche Momente bei der

[1]) Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung, erschienen in den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiss. 1820—21, histor.-philol. Cl. S. 239—260, wieder abgedruckt in 'Ges. Werke' III. 249 ff.

Vergleichung der Sprachen ins Auge zu fassen sind: 'Man hat genug zu thun geglaubt', heißt es bei ihm, 'wenn man einzelne Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen und man muß sie als solches behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Erkenntniß der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung zu gewinnen.' Dann macht er auf die Nothwendigkeit der vergleichenden Betrachtung einzelner Theile des Sprachbaus — z. B. des Verbum — durch alle zugänglichen Sprachen aufmerksam. Denn alle Fäden des Zusammenhangs unter den Sprachen sollen durch die Vergleichung aufgesucht und verknüpft werden. 'Einige dieser Fäden erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, andre durch die Individualität jeder einzelnen'.

Wilhelm von Humboldt, dessen geistige Entwicklung ungefähr in die Mitte der beiden Richtungen fällt, deren eine das vorige, die andre das jetzige Jahrhundert vorzugsweise beherrscht, — dort die philosophische, speziell kantische, vorwaltend subjektive, aprioristische, hier die historische, objektive — spiegelt in seinen Schriften nicht selten unbewußt den Kampf zurück, in welchen beide gerathen waren. Obgleich die historische Richtung, welche in der Sprachforschung die herrschende geworden war, nicht verfehlen konnte, ihren gewaltigen Einfluß auf ihn geltend zu machen, er selbst auch das Bedürfniß fühlt, beide mit einander zu vereinigen [1]), so war

[1]) Von den vielen hieher gehörigen Stellen erlaube ich mir nur eine

ſie doch nicht ſtark genug, die philoſophiſche Betrachtungsweiſe, in welcher er herangebildet war, vollſtändig umzugeſtalten; dieſe bildet, wo ſich beide Richtungen in ihm begegnen, gewiſſermaßen die Kette, die hiſtoriſche den Einſchlag ſeiner wiſſenſchaftlichen Gewebe[1]) und manche ſeiner Widerſprüche, Dunkelheiten und irrigen Annahmen beruhen nicht am wenigſten darauf, daß beide Richtungen, bei ihrer Anwendung, in manchen Beziehungen unvermittelte disharmoniſche Gegenſätze bleiben, deren Unverträglichkeit er ſelbſt ſich nicht klar bewußt war[2]). Von dieſem Geſichtspunkte

---

hervorzuheben, aus der Abhandlung 'über den Dualis' (Geſ. Werke VI. 563). Nachdem Humboldt hier über den Nutzen geſprochen, den die vergleichende Betrachtung einer grammatiſchen Form in den verſchiedenen Sprachen gewährt, fährt er fort: 'In Abſicht der Form ſelbſt aber ſteht nunmehr der von ihr wirklich gemachte Gebrauch demjenigen gegenüber, der ſich aus ihrem bloßen Begriff ableiten läßt, was vor der einſeitigen Syſtemsſucht bewahrt, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Geſetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach bloßen Begriffen beſtimmen will. Grade dadurch, daß die hier empfohlene Verfahrungsweiſe auf möglichſt vollſtändige Aufſuchung der Thatſachen dringt, hiermit aber die Ableitung aus bloßen Begriffen nothwendig verbinden muß, um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verſchiedenheiten zu gewinnen, baut ſie der Gefahr vor, welche ſonſt dem vergleichenden Sprachſtudium gleich verderblich von der einſeitigen Einſchlagung des hiſtoriſchen wie des philoſophiſchen Weges droht'.

[1]) Es herrſcht in ihm noch die Richtung vor, welche ſich in einem Brief an Stein von 1812 (bei Haym aus Pertz III. 595) ausgedrückt findet. Er ſpricht da über die Mittel zur Entſcheidung der Frage: ob verſchiedne Völker ſelbſtſtändig zu gleichen Spracheigenthümlichkeiten hätten gelangen können und ſchließt: 'Immer aber würden die philoſophiſchen, bei einer ſolchen Arbeit zum Grunde zu legenden Anſichten die Hauptſache dabei ausmachen'.

[2]) Damit ſoll übrigens nicht geſagt ſein, daß nicht an mehreren Stellen ſeiner Werke das richtige Verhältniß im Allgemeinen erkannt ſei. So heißt es in der ſchon erwähnten Abhandlung 'über den Dualis', welche unzweifelhaft zu ſeinen, und überhaupt zu den ausgezeichnetſten Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft gehört, Geſ. Werke VI. S. 585: 'Dächte man ſich das vergleichende Sprachſtudium in einiger Vollendung, ſo müßte die verſchiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in

aus iſt manches, insbeſondre, wo er von dem Verhältniß der Sprachformen zu den ihnen unterliegenden oder untergelegten Begriffen und dem der Sprache zum Denken überhaupt handelt, zu berichtigen; allein ſelbſt nach Abzug von dieſem bleibt noch außerordentlich viel für die damalige und auch die heutige Zeit werthvolles zurück und vor allem das Verdienſt der philoſophiſchen Sprachbetrachtung, mag ſie ſich auch in einer ganz andern Weiſe der hiſtoriſchen anſchmiegen müſſen, als ihm nöthig ſchien, ihr Recht erhalten, ja gerettet zu haben.

Doch bevor wir uns einige allgemeine Bemerkungen über Humboldt's Verdienſte um die Sprachwiſſenſchaft verſtatten, ſei es uns vergönnt, noch einige ſeiner hieher gehörigen Arbeiten aufzuführen.

In den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaft aus den Jahren 1822 und 23 erſchien eine ebenfalls bedeutende Arbeit 'Ueber das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung'[1]). Wie faſt alle akademiſchen

---

den Sprachen genommen werden (denn dies iſt es, was ich unter Auffaſſung dem Begriffe nach verſtehe), an den einzelnen grammatiſchen Formen . . . ., dann an den einzelnen Sprachen, in jeder im Zuſammenhang erforſcht und endlich dieſe doppelte Arbeit dazu benutzt werden, einen Abriß der menſchlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Geſetze und Annahmen und der Möglichkeit ihrer Zulaſſungen zu entwerfen'. Hier tritt der philoſophiſche Weg weder als ein entgegengeſetzter, noch auch nur als ein beſondrer zu den übrigen Wegen ſprachwiſſenſchaftlicher Forſchung, ſondern die philoſophiſche Betrachtung wächſt aus den übrigen Methoden heraus wie die Blüthe, ja wie die reife Frucht eines und deſſelben Baumes. Wenn ich in aller Beſcheidenheit wagen darf, meine unanſehnlichen Worte den tiefſinnigen eines W. v. Humboldt zur Seite zu ſtellen, ſo würde ich ſagen, die ſtatiſtiſche oder naturwiſſenſchaftliche Methode vereint, wo es möglich iſt, mit der hiſtoriſchen ſtellt die Grammatik und ihre Formen hin im Verein mit den Begriffen, welche die verſchiedenen Sprachen damit verbanden und verbinden; die vergleichende gewinnt daraus das, was allen oder einigen gemeinſam, den einzelnen beſonders eigen iſt und die philoſophiſche baut darauf die Geſetze u. ſ. w. auf, auf denen das Gemeinſame und Beſondere beruht.

[1]) S. 402—430, in den Geſ. Werken III. 269—306.

Abhandlungen von Humboldt geht auch dieſe zu wenig in Einzelnheiten, ſpeziell geſchichtliche, ein, um in Bezug auf die in der Ueberſchrift geſtellte Aufgabe eine genügende Belehrung zu gewähren. Dagegen iſt ſie reich an tiefſinnigen und feinen Gedanken über den Gegenſtand ſelbſt und damit in Beziehung geſetztes. Sie behandelt im Allgemeinen die Fragen: 'wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammatiſcher Verhältniſſe entſteht, welche eine Form zu heißen verdient?' 'inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung wichtig iſt, ob dieſe Verhältniſſe durch wirkliche Formen' (z. B. grammatiſche Formen des Singular, Plural) 'oder andre Mittel bezeichnet werden?' (z. B. der Singular durch Hinzufügung eines Wortes, welches 'einer', der Plural durch eines, welches 'viele' bedeutet); ferner: 'was wahrhaft als Form in der Sprache anzuſehen ſei?' In letzterer Beziehung iſt manches mitgetheilt, was für den Fortſchritt ſprachlicher Erkenntniß von Gewicht war.

In den darauffolgenden Jahren nahm die Entzifferung der Hieroglyphen ſein höchſtes Intereſſe in Anſpruch. Sie hatte ſeit dem Anfang unſeres Jahrhunderts mit der Entdeckung der dreifachen Inſchrift von Roſette begonnen, ſchritt ununterbrochen, aber langſam, vorwärts und trat endlich, von Young in die richtige Bahn geleitet, durch den berühmten Brief des jüngern Champollion an Dacier (1822) plötzlich in einer gewiſſen Breite hervor, welche ſogleich die größten Erfolge in Ausſicht ſtellte. Humboldt bethätigte ſeine Theilnahme 1824 durch die Vorleſung zweier Abhandlungen, deren eine insbeſondre 'Ueber die phonetiſchen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngeren' ein Zeugniß für den Eifer und die Gründlichkeit ablegt, mit welchen er ſich ein Urtheil über deſſen Syſtem bildete. Dieſes würde auch in weiteren Kreiſen von Einfluß geweſen ſein, wenn die Abhandlung nicht erſt 1838 veröffentlicht wäre[1]).

[1]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. 2 Anhang S. 49 bis 77; auch in den Geſ. Werken' VI. 484—525. Die andre Abhandlung

Die Beschäftigung mit der Entzifferung der Hieroglyphen führte den tiefsinnigen Mann, welcher den innern Zusammenhang aller menschlichen Entwicklungen zu ergründen bestrebt war, mit einer in seiner ganzen Natur liegenden und durch seine bisherige Untersuchungen über die Sprache gesteigerten, Nothwendigkeit auf die Erforschung des Verhältnisses zwischen lautlicher und sichtbarer Darstellung des sprechbar gemachten, zwischen Sprache und Schrift. Diesen Bestrebungen verdanken wir zwei Abhandlungen, deren erste 'Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache' erst 1838 erschien und, außer einer Einleitung, die Bilderschrift zu behandeln begann; es sollte noch die Erörterung der Figuren- und Buchstabenschrift, so wie der Entbehrung aller Schrift folgen; doch ist die Arbeit unvollendet geblieben[1]). An ihre Stelle trat die 1824 gelesene Abhandlung: 'Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau'[2]).

In der ersten Abhandlung war ein für diese specielle Frage mehr äußerlicher, aber, in Uebereinstimmung mit Humboldt's Richtung auf die Erkenntniß der ganzen geistigen Entwicklung der Menschheit, sehr hoher und weit umfassender Standpunkt eingenommen: Sprache und Schrift im Verhältniß zur Verbreitung und Steigerung der geistigen Entwicklung. 'Es giebt', heißt es zu Anfang, 'bei der Betrachtung des Menschengeschlechtes zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung', dann nach einigen

---

'Ueber vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen' erschien zur gewöhnlichen Zeit in den Abhandlungen der Berl. Akad. aus dem Jahre 1824.

[1]) Abgedruckt in dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. 2 Anhang S. 1—48 und 'Ges. Werke' VI. 426—488.

[2]) In den Abhandlungen der Berl. Ak. d. W. aus dem Jahre 1824 hist.-phil. Cl. 161—188, in 'Ges. Werke' VI. 526—561. — Ueber das historische Verhältniß beider Abhandlungen vgl. man 'Steinthal, die Entwickelung der Schrift', 1852, S. 31. 32.

Seiten[1]): 'Das Studium der verſchiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt ſeine Beſtimmung, wenn es nicht immer den Gang der geiſtigen Bildung im Auge behält und darin ſeinen eigentlichen Zweck ſucht'; dann etwas weiter: 'Das Sprachſtudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus ſeinem beſonderen Standpunkt; und in dieſer Rückſicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigſten Abſchnitte in demſelben'. Dann nach einem Zwiſchenſatz: 'Es kann zwar ſcheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntniß ſelbſt, als auf die Sprache; allein wir werden ſehen, daß ſie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zuſammenhange ſteht'. Endlich nach einem weiteren Zwiſchenſatze: 'Bei dieſer großen Bedeutſamkeit der Schrift für die Sprache habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zuſammenhange beider eine eigene Unterſuchung zu widmen u. ſ. w.', womit der — gewiſſermaſſen abſteigende Weg — bis zu der eigentlichen Aufgabe vollendet iſt. Ich habe abſichtlich dieſen Ausgangspunkt mit den Uebergängen hervorgehoben, da er für Humboldt's Betrachtungsweiſe charakteriſtiſch iſt. Wenngleich man ihm nicht vorwerfen kann, daß er nicht in den Kern einer Frage einzudringen vermöge, ſo geht er doch gewöhnlich nicht von dieſem, ſondern von einem Standpunkt aus, welcher hoch über ihr ſteht. Selbſt der hier eingenommene iſt ihm in der ſchon erwähnten Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachſtudium u. ſ. w.' noch nicht erhaben genug und in deren 23. Paragraph heißt es, in einiger Uebereinſtimmung mit dem Streben nach Selbſtausbildung, welches er als die Hauptaufgabe des Menſchen betrachtete: 'Das Ziel der vergleichenden Sprachunterſuchung wird nur erreicht durch Zuſammennahme des Urſprungs und der Vollendung der Sprachen. Nur ſo können dieſe Forſchungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzuſehen und auf eine, tiefer in das geiſtige

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II, Anh. 3, 'Geſ. Werke' VI. 428.

Leben eingreifende, Weiſe Hülfsmittel zur Erforſchung und Erkennung der Wahrheit und Bildung der Geſinnung und des Charakters aufzuſuchen'.

Unzweifelhaft verdanken wir dieſer Richtung des Humboldt'ſchen Geiſtes von oben nach unten eine Fülle, einen wahren Sirenengeſang glänzender, ſamenſtreuender, befruchtender und fruchtbringender Gedanken in Bezug ſowohl auf das ganze Gebiet geiſtiger Entwicklung, als auch das beſondre der ſprachlichen. Trotz dem ſcheint ſie mir nicht die wahrhaft wiſſenſchaftliche. Sie führt von Peripherie zu Peripherie und iſt der Gefahr ausgeſetzt, bei der Durchwanderung der weiten Gefilde concentriſcher Kreiſe, ihre Kräfte erſchöpft zu haben, bevor ſie noch zu dem eigentlichen Kern ihrer Aufgabe gelangt. Wenn der Verfaſſer dieſer Geſchichte es gerathen findet, bei der Durchforſchung eines Wiſſensgebiets, dasſelbe ſcharf abzugränzen und zu verſuchen, es von ſeinem eigenen Centrum aus zu erobern, ſo wird Mancher in dieſer Beſchränkung vielleicht etwas handwerksmäßiges ſehen und ich bin weit entfernt, die Berechtigung dieſes Vorwurfes ganz ableugnen zu können, allein ich kann nicht bergen, daß mir auch in der Wiſſenſchaft das Handwerk eine edle und würdige Stellung einzunehmen ſcheint, daß, nach meiner Anſicht, kein Jünger, der nach Erkenntniß ſtrebt, es ohne eigenen Schaden vernachläſſigen wird, ja daß es auch hier allein im Stande iſt, wenngleich — wenigſtens in Deutſchland — keinen goldenen, doch unzweifelhaft einen ſicheren Boden zu gründen.

Wo jene Richtung von oben nach unten zu ſehr vorherrſcht, wird ſie ſich auch da geltend machen, wo es darauf ankommt, ſein Augenmerk mit Concentration aller Kräfte auf das Nächſte zu richten; ſie wird ſtets in die Höhe und Ferne ſchweifen oder ſich darin bewegen und für die Gewinnung desjenigen, worauf es in der Wiſſenſchaft oft am meiſten ankommt, ohne welches die hohen Gedanken nicht ſelten Luftgebilde bleiben, mehr oder weniger unfruchtbar werden.

Seien wir offen und geſtehen es ein, daß vielleicht gerade darum Humboldt's Einleitungen für die Wiſſenſchaft eine viel höhere Bedeutung haben, als das durch ſie eingeleitete. Es verringert dieſes Geſtändniß weder Deutſchlands noch Humboldt's Ruhm. Deutſchland hat Männer genug hervorgebracht, die von unten nach oben zu bauen verſtanden und wo Humboldt's Thätigkeit den nächſten Zielen alle die Dienſte, welche man von ſeinen gewaltigen geiſtigen Gaben und Kenntniſſen erwarten konnte, nicht unmittelbar geleiſtet haben möchte, hat ſie durch die Fülle der Geſichtspunkte und Ideen, die ſie aufgeſtellt hat, neben ihrer allgemeinen Wirkung, ſelbſt jenen wenigſtens mittelbar vorgearbeitet.

Der nahen Verwandtſchaft wegen erwähne ich hier zugleich einen erſt 1832 auszugsweiſe[1]) und 1838 vollſtändig und mit vielen Zuſätzen[2]) erſchienenen ſehr lehrreichen, franzöſiſch abgefaßten Brief an Jacquet, über die Alphabete der aſiatiſchen Inſelwelt, aus welchem ſchon das eifrige Studium hervorblickt, welches Humboldt etwa ſeit 1828 begonnen hatte, den malayiſchen Sprachen zuzuwenden. Ehe wir uns jedoch zu dem großen Werk wenden, welches ſich mit dieſen beſchäftigt, haben wir noch drei Arbeiten zu erwähnen, von denen zwei dem Jahre 1827 angehören, eine dem Jahre 1829.

Die erſte iſt der berühmte und mit Recht als epochemachend bezeichnete Brief an Abel-Rémusat über die grammatiſchen Formen und den Geiſt der chineſiſchen Sprache[3]), in welchem Humboldt mit einer Klarheit, welche in ſeinen deutſch geſchriebenen Werken nicht immer in gleichem Maaße herrſcht, und mit

[1]) Im Nouveau Journal asiatique 1832, IX. 484—511.

[2]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache', II, Anhang, S. 78—97, auch in den 'Geſ. Werken' VII, 397—422.

[3]) Lettre à M. Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt. Paris 1827. 8°. VIII Avertissement von Ab. Rémusat; 93 S. von Humboldt; 97—122 Observations von Ab. Rémusat; in 'Geſ. Werke' VII, 294—382.

einer unwiderſtehlichen wiſſenſchaftlichen Kraft den Gegenſatz zwiſchen geformten und ungeformten Sprachen ſo lebendig hervorzukehren vermochte, daß er ſich fortan in der Sprachwiſſenſchaft als eines der wichtigſten morphologiſchen Elemente geltend machte, daß es ſich zur allgemeinen Ueberzeugung erhob, daß er es ſei, der die beiden Pole bilde, zwiſchen denen die Sprachen ſich vorzugsweiſe bewegen, indem ſich die einen mehr dem einen, die andern mehr dem andern nähern. Tiefſinnig und dennoch klar, weiß er die Bedeutung deſſelben hervorzuheben, und ſucht den Ort wenigſtens im Allgemeinen, in Bezug auf das Chineſiſche ſelbſt im Beſonderen (S. 79 ff.), zu bezeichnen, wo ſeine Quelle zu finden ſei. Obgleich er den ungeformten Sprachen, ſpeciell der chineſiſchen, eine niedrigere Stellung giebt als den geformten, ſpeciell den claſſiſchen, ſo weiß er doch die Vorzüge zu ſchätzen und in's Licht zu ſtellen, welche der chineſiſchen grade aus ihrer gewiſſermaßen formloſen, faſt rein materiellen Entfaltung der Rede erwachſen: la langue chinoise heißt es S. 64, gagne par sa manière simple, hardie et concise de présenter les idées. L'effet qu'elle produit ne vient pas des idées seules, ainsi présentées, mais surtout de la manière dont elle agit sur l'esprit par son système grammaticale. En lui imposant un travail méditatif beaucoup plus grand qu'aucune autre langue n'en exige de lui, en l'isolant sur les rapports des idées, en le privant presque de tout secours à peuprès machinal, en fondant la construction presqu'exclusivement sur la suite des idées rangées selon leur qualité determinative, elle réveille et entretient en lui l'activité qui se porte vers la pensée isolée, et l'éloigne de tout ce qui pourrait en varier et en embellir l'expression.

Es würde die Gränzen dieſer Arbeit überſchreiten, wollte ich tiefer auf dieſe ſo bedeutende Schrift eingehen. Doch will ich noch zwei Stellen hervorheben, welche zeigen, wie raſch ſich Humboldt von Detailfragen zu umfaſſenden Gedanken erhebt

und welch' feines Gefühl er für die leiſeſten Pulsſchläge des ſprachlichen Lebens beſaß.

An der erſten (S. 25 ff.) bemerkt er, daß drei chineſiſche Wörter, welche magnum, plorare, dicere bedeuten, ausdrücken, 'daß große Klagen dem, was jemand geſagt hat, vorangingen' und derſelbe Sinn im Latein durch vier Wendungen bezeichnet werden könne, deren jede den materiellen Inhalt auf eine innerlich verſchiedene Weiſe zur Anſchauung bringt; daß man in der Ueberſetzung eine derſelben wählen müſſe und dadurch nuancer l'expression plus qu'elle ne l'est dans le texte Chinois et plus que l'idée seule ne l'exigerait. Dann fährt er fort: On pourrait faire ici l'objection que de semblables phrases ne se présentent à l'esprit d'un Chinois que sous une des formes possibles qu'elles semblent admettre, et que l'usage de la langue donne le tact nécessaire pour saisir cette forme précise. Mais il est toujours de fait que les mots chinois ne renferment aucune marque qui force ou qui autorise à les prendre plutôt sous cette forme que sous une autre des formes indiquées, et l'on peut poser en principe que, dès qu'un rapport grammatical frappe vivement l'esprit d'une nation, ce rapport trouve un expression quelconque dans la langue que parle cette même nation. Ce que l'homme conçoit avec vivacité et clarté dans la pensée, il l'exprime infailliblement dans son langage. On peut également retourner ce principe, et dire: si un rapport grammaticale ne trouve pas d'expression dans une langue, il ne frappe pas vivement la nation qui la parle et n'en est pas senti avec clarté et précision.

An der andern Stelle (S. 16)[1]) zeigt er, daß die engliſche Sprache auch da, wo ſich keine Spur einer grammatiſchen

[1]) vgl. weſentlich daſſelbe in der Einleitung zu dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache', in 'Geſ. Werke' VI. 291. 292.

Formgebung mehr erhalten hat, doch noch von dem formenden Princip beherrscht wird, welches einst durchweg in den ihr zu Grunde liegenden Sprachen lebte und vielfach auch in ihr selbst noch seinen lautlichen Ausdruck findet.

In demselben Jahr 1827 las Humboldt die schon mehrfach erwähnte Abhandlung 'über den Dualis'[1]). Ueber die Trefflichkeit dieser Arbeit herrscht nur eine Stimme; dennoch scheint mir fast, daß ein tieferes Eingehen in das Detail sie nicht bloß frischer und lebendiger gemacht, sondern auch manches ergänzt und in ein richtigeres Licht gestellt haben würde. Jetzt insbesondere würde noch ein eigenthümlicher vedischer Gebrauch des Duals zu beachten sein[2]).

Die letzte der veröffentlichten akademischen Abhandlungen handelt 'Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen einiger Sprachen' und versetzt uns schon fast ganz in Humboldt's malayisch-polynesische Studien. Doch wird außer in diesen der Zusammenhang dieser beiden Wortklassen auch in der chinesischen, japanesischen und armenischen Sprache verfolgt und das Wesen des Pronomens überhaupt einer Betrachtung unterworfen, welche dieser Abhandlung einen besondern Werth verleiht.

Ein Jahr vor dieser war ein Brief an Alexander Johnston in den Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland[3]) erschienen unter dem Titel 'An essay on the best means of ascertaining the affinities of Oriental Languages', welcher mit eindringlicher Energie die zwar in Deutschland schon längst anerkannte, aber außerhalb desselben

---

[1]) In den Abhandl. der Berl. Akad. dieses Jahres, hist.-phil. Cl. S. 161—187, 'Ges. Werke' VI. 562—596.

[2]) vgl. darüber unter andern meine vollständige Sanskrit-Grammatik § 635. 637.

[3]) Vol. II. P. 1. (Lond. 1829) p. 213—221, in 'Ges. Werke' VII. 423—434.

noch immer vernachläſſigte Nothwendigkeit geltend macht, bei Beſtimmung der Sprachverwandtſchaft ganz vorzugsweiſe ſein Augenmerk der Grammatik der zu unterſuchenden Sprachen zuzuwenden.

Wir kommen jetzt zu dem letzten und bedeutendſten Werke des gewaltigen Denkers. Wir erinnern uns, daß ſchon während ſeines Aufenthaltes in Rom die amerikaniſchen Sprachen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Die große Verſchiedenheit derſelben von allen übrigen Sprachen, ihr eigenthümliches innerlich verwandtes und äußerlich doch ſo verſchiedenes Verhältniß unter einander, ſowie die auffallende Beſonderheit ihres Baus ſind ganz geeignet, das höchſte Intereſſe eines Sprachforſchers herauszufordern. Dieſes erhielt in Rom keinen geringen Vorſchub durch die Fülle der grammatiſchen und lexikaliſchen Hülfsmittel für das Studium derſelben, welche ſich dort in den Bibliotheken und dem Beſitz von Privatleuten — zurückgekehrten jeſuitiſchen Miſſionären — vorfanden; ſicherlich auch durch die perſönliche Bekanntſchaft mit Hervas, dem größten Kenner derſelben. Intereſſe ſowohl als Hülfsmittel wurden ohne Zweifel geſteigert durch die 1804 erfolgte Rückkehr des Bruders, Alexander von Humboldt, von ſeiner amerikaniſchen Reiſe. Auch dieſer war neben ſeinen übrigen hohen Geiſtesgaben von der Natur mit einem beſonderen Sprachtalent ausgeſtattet; er verwerthete es zwar vorzugsweiſe zu praktiſchen Zwecken; allein es ſetzte ihn in den Stand, ſeinen allumfaſſenden Blick auch dieſer Seite der menſchlichen Natur- und Geiſtesentwickelung zuzuwenden und manche Bemerkungen in ſeinen Werken — wie ſeinem Essai politique sur la nouvelle Espagne[1]), den Vues des Cordillères und der Rélation historique du Voyage aux regions équinoxiales du nouveau Continent — zeigen, wie tief er in manche der amerikaniſchen Sprachen eingedrungen war. Als

[1]) z. B. I. 352, II. 254. 279; ſ. auch Adelung's Mithridates III. 2, 310 ff.

Wilhelm Muße erhielt, sich wissenschaftlicher Thätigkeit ganz zu widmen, beabsichtigte er schon im Jahre 1820 eine Arbeit über die amerikanischen Sprachen[1]), wie er denn auch in der Akademie der Wissenschaften eine nicht gedruckte Abhandlung vortrug, in welcher er einen großen Theil derselben in Bezug auf die Art, wie sie das Verbum ausdrücken, mit einander verglich[2]).

Wie aber das Studium des Sanskrit und der damit zusammenhängenden Sprachen auf seine sprachwissenschaftliche Forschungen überhaupt vom größten Einfluß war, so scheint es auch dazu beigetragen zu haben, daß er die amerikanischen Arbeiten zunächst zurückschob und schon im Jahre 1827 den Plan gefaßt hatte, sich in einer ausführlichen Arbeit über die Sprachmasse zu verbreiten, die sich 'von Abend nach Morgen, von Sumatra bis zur Oster-Insel, und von Mittag gegen Mitternacht, von Neu-Seeland bis zu den Sandwichs-Inseln erstreckt'[3]).

Mit dem Studium des Sanskrit hatte er die Durchforschung der Sprachen der alten Welt, mit dem der amerikanischen die der neuen abgeschlossen; es blieben ihm nur die oceanischen übrig, um zunächst äußerlich die Kluft auszufüllen, welche beide trennt, und so im großen Ganzen die Gesammtheit der damals zugänglichen Hauptsprachstämme sich anzueignen. Aber diese Ausfüllung war vielleicht sogar eine nicht bloß äußerliche, sondern selbst eine innerliche. Diese in dem großen Ocean zerstreuten Sprachen bildeten vielleicht die Pfeiler einer Brücke, welche von der alten nach der neuen Welt hinüberführt. 'Denn', heißt es in dem Werke über die Kawi-Sprache an dem angeführten Orte, 'auf der einen Seite gränzen diese Sprachen an die Indischen und einige derselben enthalten eine nicht unbedeutende

---

[1]) s. 'Ges. Werke' III. 249.

[2]) s. Lettre à M. Abel-Rémusat p. 76. 'Ges. Werke' VII. 352. 'Kawi-Sprache' I. cccxviii.

[3]) s. R. Haym, 'W. v. Humboldt' S. 440 und W. v. Humboldt 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. III. Berl. 1839, S. 428.

Anzahl Sanſkritiſcher Wörter. Ihre Geſchichte hängt alſo inſoferne mit den Schickſalen des Sanſkrits zuſammen; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob dies gegen den Zuſtand, in welchem wir dieſe Sprachen kennen, die früheren oder ſpäteren ſein dürften? Auf der andern Seite könnte zwiſchen ihnen und den Amerikaniſchen ein Zuſammenhang irgend einer Art vorhanden ſein. Indem ich keineswegs die Wichtigkeit einiger hauptſächlicher Grundzüge, in welchen dieſe beiden Sprachmaſſen übereinkommen, verkenne, ſo hat mich aber doch mein bisheriges Studium der Amerikaniſchen Sprachen überzeugt, daß man ſich dieſer Richtung nicht leichtgläubig anvertrauen darf. Allein die Aufmerkſamkeit darauf gerichtet zu behalten, bewogen mich mehrere, nicht unwichtige Thatſachen, von welchen ich hier nur einige anführen will'.

Gewiß war es eine eines ſo großen Denkers und Forſchers nicht unwürdige Aufgabe, den hier ſich erhebenden Fragen ſeine ganze Thätigkeit zuzuwenden, alles was zu ihrer Entſcheidung beitragen könne, zu ſammeln, zu ſichten und dadurch die Entſcheidung vorzubereiten, vielleicht ſelbſt unwiderleglich hinzuſtellen.

Leider hat ihm das Schickſal nicht vergönnt, dieſe Arbeiten in ihrem ganzen Umfang zu vollenden.

Bei der Entwickelung derſelben nahm er ſeinen Ausgang von einer Gelehrten- und Dichter-Sprache, welche über mehrere Inſeln des Indiſchen Archipels, insbeſondere über Java, Madura und Bali verbreitet, ſchon durch ihren ſanſkritiſchen Namen Kawi-Sprache (ſſkrit. kavi, Subſt. Dichter, Adj. weiſe) und noch mehr durch die in ihrer Literatur hervortretende 'innigſte Verzweigung indiſcher und einheimiſcher Bildung auf der Inſel'[1]) Java den gewaltigen Einfluß der indiſchen Cultur auf den indiſchen Archipelagus bezeugt. Dieſen Einfluß genauer zu erforſchen und feſtzuſtellen, ſollte die Aufgabe der beiden erſten Bücher des Werkes ſein und zwar ſollte dieſes eben an der

[1]) W. v. Humboldt 'Ueber die Kawi-Sprache', Bd. I. Einl. S. XVI.

Durchdringung des einheimischen und sanskritischen Elements in der Kawi-Sprache geschehen. 'Ich werde dabei', heißt es a. a. O., 'immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung hinsehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachten und seine Entwickelung bis zu dem Punkte verfolgen, wo ich seinen Charakter in der Tagalischen Sprache' (der Hauptsprache der Philippinen) 'in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaube. Im dritten Buche werde ich mich, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, über den ganzen Archipel verbreiten ... und so versuchen, ob dieser Weg, verbunden mit dem bis dahin Erörterten, zu einer richtigeren Beurtheilung des Völker- und Sprachverhältnisses der ganzen Inselmenge zu führen vermag?'

Von diesen drei Büchern war bei Humboldt's Tode nur ein sehr geringer Theil druckfertig. Vollständig eigentlich nur das erste, welches 'Ueber die Verbindungen zwischen Indien und Java' handelt[1]). Das zweite Buch 'Ueber die Kawi-Sprache'[2]) war einer Ueberarbeitung bestimmt[3]). Das dritte Buch, das für die Sprachwissenschaft bedeutendste 'Ueber den Malayischen Sprachstamm'[4]) ist aus einer Reihe mehr oder weniger ausgeführter und vorläufiger Ausarbeitungen von Buschmann mit einer Gewissenhaftigkeit und in einer so ausgezeichneten Weise aneinandergefügt, ergänzt und fortgeführt, daß er sich dadurch ein auf das dankbarste anzuerkennendes und unvergeßliches Verdienst um die Wissenschaft erworben hat. Ohne dieses würde die vollständige wissenschaftliche Entdeckung und Begründung des malayisch-polynesischen Sprachstamms, welche wir — trotz der oben (S. 241) erwähnten Arbeit des ausgezeichneten Linguisten

---

[1]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. I. (Berl. 1836) S. 1—312.
[2]) ebds. Bd. II. (Berl. 1838) S. 1—203.
[3]) ebds. Vorrede von Buschmann S. VIII.
[4]) ebds. und Bd. III. 207—1028.

Reland — als eine der bedeutendsten Thaten Wilh. von Humboldt's betrachten dürfen, der Sprachwissenschaft gewiß noch einige Zeit gefehlt haben.

Ist es nun gleich zu beklagen, daß das Schicksal dem Forscher nicht vergönnt hat, dieses glänzende Resultat seiner scharfsinnigen und sorgfältigen Forschung nach allen Seiten hin selbst auszugestalten, so können wir uns doch andrerseits glücklich preisen, daß er lange genug gelebt hat, um wenigstens den wunderbarsten Theil dieses Werkes, die Einleitung dazu, zu vollenden. Denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß, bei der immer mehr zunehmenden Verbreitung sprachwissenschaftlichen Interesses und der richtigen Methode sprachwissenschaftlicher Forschung, die schon von Reland erkannte weite Verbreitung des Malayischen Sprachstamms auch von einem andern Jünger dieser Studien erwiesen und genau bestimmt sein würde. Ob aber so bald wieder Jemand erstehen möchte, welcher fähig wäre, diese — trotz alles dessen, was die Wissenschaft darin abzulehnen genöthigt ist — mit vollstem Recht zu Deutschlands größten geistigen Thaten gerechnete Arbeit abzufassen, scheint, mir wenigstens, überaus zweifelhaft. Sind es doch auch in der wissenschaftlichen Bewegung keineswegs die Resultate allein, welche ihr ihren Werth verleihen. So wie der Wandrer sich auch des Weges erfreut, der ihn zu seinem Ziel führt, ja nicht selten mehr als des Zieles selbst, so sind auch in der Wissenschaft die Wege — ja die Quer- und Kreuz-, selbst die Irrwege — nicht selten eben so bedeutend, eben so belehrend, als die Ziele, sogar die befriedigenden, zu denen sie endlich geführt haben mochten. Wie sich alle philosophischen Geister des Gedankenkreises großer Vorgänger bemächtigen, wenngleich die Anschauungen, auf denen er beruht, längst ausgestorben sind, so werden auch die Jünger der Sprachwissenschaft stets mit Gewinn dieß Humboldt'sche Werk studiren, wenn gleich auch in ihm kein unwesentlicher Theil einer Anschauung angehört, die der Geschichte anheimgefallen ist.

Diese — mit Weglassung weniger Seiten — auch besonders erschienene[1]) Einleitung ist jedem gebildeten Deutschen so bekannt, daß ich nur der Vollständigkeit wegen ihren Titel hieher setze. Er lautet in Verbindung mit dem des ganzen Werkes: 'Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts'. Haben wir in der 1820 vorgetragenen Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachstudium' Humboldt's sprachwissenschaftliches Manifest gesehen, so dürfen wir dieses sein letztes Werk als sein sprachwissenschaftliches Testament betrachten. In ihm ist im Wesentlichen alles zusammengefaßt, was er als Resultat seiner Forschungen über die allgemeinsten Fragen der Sprachwissenschaft: Entstehung, Wesen und Verschiedenheit der Sprachen, aufstellen zu können glaubte, und es bedarf verhältnißmäßig nur weniger Ergänzungen aus seinen übrigen Werken, um als Bild der allgemeinen Sprachwissenschaft im Humboldt'schen Sinne benutzt zu werden. Denn das, was eigentlich seine Hauptaufgabe bildet, ist in seinen Gründen, in seinen Verzweigungen nach unten und oben, so tief und so weit gefaßt, daß es wohl nur wenige Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft gibt, welche darin unerörtert oder unberührt geblieben wären.

Was die Anfänge der Sprache betrifft, so bekämpft Humboldt die Ansicht, welche sie in 'dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung' sucht und 'die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt'[2]). 'Die Worte', heißt es weiter, 'entquellen freiwillig ohne Noth und Absicht der Brust .... denn der Mensch,

[1]) Auch in den 'Ges. Werken' VI. S. 1—425. Die hier fehlenden Seiten entsprechen den ersten XVI; dagegen findet sich ein kleiner Zusatz am Ende des ersten Paragraphs; um die entsprechende Seitenzahl in dem Werke über die Kawi-Sprache zu finden, hat man zu der der 'Ges. Werke' stets 15 oder 16 hinzuzufügen.

[2]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI, 60.

als Thiergattung, iſt ein ſingendes Geſchöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend'. Die Sprache iſt Produkt der Natur, aber der Natur der menſchlichen Vernunft[1]). 'Indem Rede und Geſang zuerſt frei ſtrömten, bildete ſich die Sprache nach dem Maaß der Begeiſterung und der Freiheit und Stärke der zuſammenwirkenden Geiſteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem andern getragen werden, da die Begeiſterung nur durch die Sicherheit, verſtanden und empfunden zu ſein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet ſich daher hier, wenn auch nur dunkel und ſchwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen ſich in der Maſſe der Völker verlieren und wo die Sprache ſelbſt das Werk der intellectuell ſchaffenden Kraft iſt'[2]). 'Indem die Sprachen nun .... Schöpfungen der Nationen ſind, bleiben ſie doch Selbſtſchöpfungen der Individuen, indem ſie ſich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur ſo erzeugen können, daß jeder das Verſtändniß aller vorausſetzt und alle dieſer Erwartung genügen'[3]).

In Bezug auf das Weſen und die Bildung der Sprache heißt es: 'Die Sprache .... iſt etwas beſtändig und in jedem Augenblick Vorübergehendes .... Sie .... iſt kein Werk (ergon), ſondern eine Thätigkeit (energeia) .... Sie iſt .... die ſich ewig wiederholende Arbeit des Geiſtes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen'[4]). Vermittelſt der Sprache allein bildet die ſubjective Thätigkeit im Denken ein Object. 'Denn keine Gattung der Vorſtellungen kann als ein bloß empfangendes Beſchauen eines ſchon vorhandenen Gegenſtandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muß ſich mit der inneren Handlung des Geiſtes ſynthetiſch verbinden, und aus dieſer Verbindung reißt ſich die Vorſtellung los, wird, der ſub-

[1]) Haym, Wilh. v. Humboldt S. 496.
[2]) 'Einleitung' in 'Geſ. Werke' VI. 6.
[3]) ebdſ. S. 35; vgl. übrigens oben S. 295 ff.
[4]) ebdſ. S. 41. 42.

jectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solches auf's neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüber versetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden'[1]).

'Das Wort .... ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes'[2]). 'Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muß'[3]). Bezüglich der speculativen Betrachtungen über die Analogie zwischen Gedanke und Laut verweise ich auf die Einleitung selbst S. 51 ff. Die Bezeichnung der Begriffe scheint ihm auf eine dreifache Art vor sich gegangen zu sein, durch lautliche Nachahmung, 'wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind', durch Symbolik 'die nicht unmittelbare, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung', die analogische 'durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe'[4]).

'In der Sprache .... unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondre Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffen-

---

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. 53.
[2]) ebds. S. 59.
[3]) ebds. S. 76.
[4]) ebds. S. 80—82.

heit der Organe abhängt und auf ſchon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachſinn iſt das die Sprache von innen heraus beherrſchende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für ſich der paſſiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein vermöge der Durchdringung durch den Sprachſinn, in articulirten umgewandelt und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenſeitiger Wechſelwirkung, zugleich eine intellectuelle und ſinnliche Kraft in ſich faſſend, wird er zu dem in beſtändiger ſymboliſirender Thätigkeit wahrhaft, und ſcheinbar ſogar ſelbſtſtändig, ſchaffenden Princip in der Sprache'[1]).

Bezüglich der Sprachentwickelung im Allgemeinen heißt es S. 109 ff.: 'Der Begriff vermag ſich .... ebenſo wenig von dem Worte abzulöſen, als der Menſch ſeine Geſichtszüge ablegen kann. Das Wort iſt ſeine individuelle Geſtaltung, und er kann, wenn er dieſe verlaſſen will, ſich ſelbſt nur in andern Worten wieder finden. Dennoch muß die Seele immerfort verſuchen, ſich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens iſt, und oft gerade ſehr eigenthümliche Nüancen desſelben durch ſeine im Laut mehr materielle in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu erſticken droht. Sie muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als ſich in ſeinen Gränzen gefangen halten laſſen. Was ſie aber auf dieſem Wege ſchützt und erringt, fügt ſie wieder dem Worte hinzu; und ſo geht aus dieſem ihrem fortwährenden Streben und Gegenſtreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geiſtigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachſende Bereicherung derſelben an ſeelenvollem Gehalte hervor ....'

'Man kann die Sprachen nicht als Aggregate von Wörtern betrachten. Jede iſt ein Syſtem, nach welchem der Geiſt den Laut mit dem Gedanken verknüpft'[2]). 'Da ſie' (nämlich die

[1]) 'Einleitung' in 'Geſ. Werke' VI. S. 304. 305.

[2]) Ueber die Kawi-Sprache II. 220.

Sprache) . . . . 'ein vollſtändig durchgeführter Organismus iſt, ſo laſſen ſich in ihr nicht bloß Theile unterſcheiden, ſondern auch Geſetze des Verfahrens, oder vielmehr . . . . Richtungen und Beſtrebungen deſſelben. Man kann dieſe, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den phyſiologiſchen Geſetzen vergleichen, deren wiſſenſchaftliche Betrachtung ſich auch weſentlich von der zergliedernden Beſchreibung der einzelnen Theile unterſcheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unſern Grammatiken, vom Lautſyſteme, Nomen, Pronomen u. ſ. f., ſondern von Eigenthümlichkeiten der Sprache die Rede ſein, welche durch alle jene einzelnen Theile, ſie ſelbſt näher beſtimmend, hindurchgehen'[1]). 'In dem Entwickelungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei ſich gegenſeitig beſchränkende Urſachen zuſammen, das urſprünglich die Richtung beſtimmende Princip und der Einfluß des ſchon hervorgebrachten Stoffes.... An dem Vorhandenſein eines ſolchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menſchliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in ſich aufnimmt, muß ſie dieſelben . . . . in eine Einheit verbinden . . . . Jede Einheit aber kann nur die eines ausſchließlich vorwaltenden Princips ſein'[2]). Die Arbeit des Geiſtes, durch welche die Sprachen gezeugt werden, wirkt, wie 'Einleitung S. 42. 43' erörtert wird, auf eine 'conſtante und gleichförmige Weiſe . . . . Sie hat zum Zweck das Verſtändniß. Es darf alſo Niemand auf andre Weiſe zum Andern reden, als dieſer, unter gleichen Umſtänden, zu ihm geſprochen haben würde . . . . Das in dieſer Arbeit des Geiſtes den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beſtändige und Gleichförmige, ſo vollſtändig als möglich in ſeinem Zuſammenhange aufgefaßt und ſyſtematiſch dargeſtellt, macht die Form der Sprache aus'. Das folgende bis S. 47 führt

[1]) 'Einleitung' in 'Geſ. Werke' VI. 107.
[2]) ebdſ. S. 189.

dieß genauer aus und auf der letzterwähnten Seite heißt es dann: 'Sie' (die Sprache) 'iſt in ihrer Natur ſelbſt eine Auffaſſung der einzelnen, im Gegenſatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geiſtiger Einheit'.

In Bezug auf die ganze Geſchichte einer Sprache werden S. 189 zwei Perioden unterſchieden: 'Die eine, wo der lautſchaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit iſt; die andre, wo nach vollendeter Geſtaltung wenigſtens der äußeren Sprachform, ein ſcheinbarer Stillſtand eintritt und dann eine ſichtbare Abnahme jenes ſchöpferiſchen ſinnlichen Triebes folgt'. Bezüglich der erſten Periode dann S. 195 'In der Periode der Formenbildung ſind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derſelben, mit dem, was ſie bezeichnen ſoll, beſchäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieſer Drang, verbunden mit der begeiſternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre ſchöpferiſche Kraft. Die Sprache entſteht, wenn man ſich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der phyſiſchen Natur ein Kryſtall an den andern anſchießt .... Wenn dieſe Kryſtalliſation geendigt iſt, ſteht die Sprache gleichſam fertig da'.

Rückſichtlich der Hauptaufgabe dieſer Einleitung heißt es: 'Die Identität .... ſo wie die Verwandtſchaft der Sprachen muß auf der Identität und der Verwandtſchaft ihrer Formen beruhen'[1]). 'Der Bau der Sprachen im Menſchengeſchlechte' iſt 'darum und inſofern verſchieden ...., weil und als es die Geiſteseigenthümlichkeit der Nationen ſelbſt iſt'[2]). Die 'Verſchiedenheit' (der Sprache) 'läßt ſich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menſchen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünſtigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geiſteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht'[3]). 'Da die

[1]) 'Einleitung' in 'Geſ. Werke' IV. S. 18.
[2]) ebdſ. S. 39.
[3]) ebdſ. S. 8.

Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniß der Sprache in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daß die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein und immer den allgemeinen Zweck erreichen muß. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet'[1]). Sie entsteht, wie weiter ausgeführt wird, durch die 'nicht überall' gleiche 'Energie der Kraft', 'mit welcher' der innere Sprachsinn 'auf den Laut einwirkt und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen, zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht'[2]) . . . . 'Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip'[3]).

'In der Betrachtung der Sprache an sich muß sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welcher sie sich dieser einen Form nähern'[4]). 'Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter' (wie Verbum, Nomen, Verbalformen, Nominalformen u. s. w.), 'wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Ausbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. S. 305.
[2]) ebds. und S. 306.
[3]) ebds. S. 306.
[4]) ebds.

genannt'[1]). 'Wenn es mir gelungen iſt', heißt es dann S. 192, 'die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollſtändigkeit zu ſchildern ....., ſo bleibt es unzweifelhaft, daß ſie ausſchließlich das reine Princip des Sprachbaues in ſich bewahrt .... Es kann nur die Frage ſein, in welchen Sprachen dieſe Methode am conſequenteſten, vollſtändigſten und freieſten bewahrt iſt. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterſchied des Grades ſahen wir oben zwiſchen den Sanſkritiſchen und Semitiſchen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrſten und unverkennbarſten Geſtalt und verbunden mit der feinſten Symboliſirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beſchränkt durch mehr oder minder zufällige Geſetze, die zweiſylbige Wortform, die ausſchließlich zur Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zuſammenſetzung; in den erſtren die Flexion durch die Feſtigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchſten Freiheit in ihr waltend'. Später dann[2]) werden die ſanſkritiſchen Sprachen als diejenigen hingeſtellt, die ſich der vollendetſten Form, wie ſie S. 307 genauer geſchildert wird, am meiſten nähern, und hinzugefügt[3]): 'Wir können ſie mithin als einen feſten Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten. Dieſe letzteren laſſen ſich nicht gleich einfach darſtellen. Da ſie nach denſelben Endpunkten, als die rein geſetzmäßigen hinſtreben, das Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, ſo kann in ihrem Bau keine ſo klar hervorleuchtende Conſequenz herrſchen. Wir haben oben .... außer der, aller grammatiſchen Formen entrathenden Chineſiſchen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgeſtellt: die flectirende, agglu-

[1]) 'Einleitung' in 'Geſ. Werke' VI. S. 132. 133.
[2]) ebdſ. 307.
[3]) ebdſ. S. 308.

tinirende und die einverleibende (vgl. S. 133 und S. 167 ff.)[1]). Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme und Mischung ist'. Dann S. 313: 'Die von der durch die rein gesetzmäßige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn' (d. h. der Flexion in ihrer höchsten Vollendung) 'abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiet befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen'.

S. 333: 'Die Chinesische und die Sanskritsprache' (letztre als Repräsentantin der flexivischen) 'bilden' 'in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander .... an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich' .... 'Alle übrigen Sprachen' 'kann man' als in der Mitte jener beiden Endpunkte liegend betrachten, da alle sich entweder der chinesischen Entblößung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschließung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen[1]). Selbst die einverleibenden Sprachen .... sind in diesem Falle .... Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in eine Classe geworfen werden'.

S. 335: 'Es' 'würde' 'einseitig sein' .... 'Stufen der Sprache zu bestimmen' und S. 338: 'Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag

[1]) vgl. oben S. 366 und 367 insbesondre die Anm.

und lassen folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt' (gewissermaßen eine künstliche Classification, etwa nach Analogie der Linné'schen, statt einer natürlichen versucht) 'ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn bei tiefer eindringender Forschung die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems .... wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten entgegen, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich .... Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedne Classen zu bilden scheinen'.

So bedeutend dies Werk ist, so muß ich mich doch enthalten, hier weiter in den Inhalt desselben einzugehen. Ich hoffe, daß diese fast durchgehends mit W. v. Humboldt's eignen Worten gegebenen Ansichten desselben über Anfang, Wesen und Verschiedenheit der Sprachen den Leser einigermaßen in den Stand setzen, diese kennen zu lernen und sich auch einen ungefähren Begriff über die Art seiner Darstellung — wenigstens so weit sie das Einzelne betrifft — zu bilden. Wem daran gelegen ist, sich genauer damit bekannt zu machen, muß ich auf Haym's und Steinthal's Arbeiten verweisen, von denen jene durch Unbefangenheit, diese durch genauere Kenntniß des Gegenstandes der Humboldt'schen Geistesthätigkeit und eine eingehende kritische Behandlung der Resultate derselben in Bezug auf allgemeine Sprachwissenschaft[1]) seine Absicht in hohem Grade fördern, selbst voll-

[1]) Insbesondre in der 'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues'. Berlin 1860, S. 20—70.

ständig erfüllen werden. Auf die eine Seite dieser Einleitung, welche dem 'Einfluß der Verschiedenheit des Sprachbaues auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts' gewidmet ist, näher einzugehen, muß ich mir ganz versagen, da sie, nach meiner Ansicht, außerhalb des Bereichs der Sprachwissenschaft liegt und den Untersuchungen über die Entwickelung der menschlichen Cultur angehört.

Dagegen erlaube ich mir noch einige Worte über den linguistischen Theil des Werkes selbst, welches dieser Einleitung folgt, d. h. über dessen zweites und drittes Buch.

Das zweite Buch, überschrieben 'Ueber die Kawi-Sprache' (Bd. II. S. 1—203), bildet eigentlich die Hauptaufgabe des Ganzen: die Feststellung des Charakters und Wesens dieser eigenthümlichen linguistischen Erscheinung, so wie die Lösung der mannigfachen Fragen, die sie hervorruft.

Die Literatur dieser sogenannten Kawi-Sprache war einst sehr bedeutend und vieles daraus ist noch jetzt theils im Urtexte, theils in javanischen Uebersetzungen bewahrt. Die Titel dieser Werke sind größtentheils aus dem Sanskrit entlehnt und wesentlich identisch mit denen berühmter Werke der Sanskrit-Literatur. Dies ist aber keineswegs mit dem Inhalte der Fall, sondern dieser beruht theils auf Recensionen dieser Werke, die älter als die auf uns gekommenen sind, theils wohl auf einer freien mehr oder weniger eigenthümlichen Behandlungsweise. Mehrere dieser Kawi-Werke sind noch in der arabischen Zeit abgefaßt; in Bali ist das Kawi noch heute heilige Sprache der Brahmanen, und in Java, wo es sich in gewissen dramatischen Puppenspielen im Gebrauch erhalten hat, gehört es sogar noch zur Modebildung, einige Kenntnisse desselben zu besitzen. Die mit Puppen dargestellten Stellen der Gedichte werden nämlich in Kawi hergesagt, worauf jedoch natürlich eine javanische Uebersetzung folgt.

Humboldt stand bei Abfassung seiner Untersuchungen nur ein Werk zu Gebot: das Brata Yuddha 'der Kampf der

Bharata's', weſentlich eine Bearbeitung des indiſchen Epos Mahâbhârata. Das Reſultat dieſer Unterſuchungen iſt zunächſt, daß die Sprache in einen ſanſkritiſchen und einen nicht ſanſkritiſchen Theil zerfällt, und Humboldt gibt ſogleich, auf einige Belege geſtützt, mit Beſtimmtheit die Ueberzeugung zu erkennen, daß dieſer nicht-ſanſkritiſche Theil javaniſch ſei, nicht aber das heutige Javaniſch, ſondern eine ältere Form dieſer Sprache.

Die Hülfsmittel, welche W. v. Humboldt für die Kenntniß des Javaniſchen zu Gebote ſtanden, waren aber keineswegs genügend, dieſe Ueberzeugung zu ſtrenger Evidenz zu erheben.

Allein dieſe Sprache gehört zu dem großen Malayiſchen Sprachſtamm; von dieſem waren ſchon mehrere Glieder mehr oder weniger bekannt und deren Hülfe war es, durch welche die Möglichkeit gegeben ward, mit Sicherheit feſtzuſtellen, daß die Kawi-Sprache in ihrer einen nicht ſanſkritiſchen Seite ebenfalls zu dieſem Stamm gehöre.

Dies führt dann zu der umfaſſenden Unterſuchung des Malayiſchen Sprachſtammes, mit welcher die genauere Beſtimmung der Kawi-Sprache und des Alt-Javaniſchen zunächſt Hand in Hand geht. Dabei wird dann auch ſchon ein wichtiges Reſultat in Bezug auf den Malayiſchen Sprachſtamm mitgetheilt, welches ſich zwar aus der umfaſſenden Behandlung im dritten Buch auch von ſelbſt entgegendrängt, aber ſo kurz und bündig doch nicht weiter ausgeſprochen wird. Es lautet in Humboldt's eignen Worten[1]): 'Die Sprachen des malayiſchen Sprachſtammes haben ſich, eben ſo wie die andrer Stämme, von einem kunſtvollen Bau in einen kunſtloſeren aufgelöſt'. In der Javaniſchen Sprache und in der der Philippinen erkennt W. v. Humboldt diejenigen, welche den urſprünglichen kunſtvollen Bau einigermaßen bewahrt haben.

Die ſpeciellen Unterſuchungen über die Kawi-Sprache beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit der Aufnahme und Behandlung

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 30.

der Sanskritwörter in das Alt-Javanische, womit sich außer Forschungen über dieses und den malayischen Stamm überhaupt, in Uebereinstimmung mit Humboldt's Hauptneigung, auch die Erörterung vieler linguistischer Fragen von allgemeinem Charakter verbindet. Das Resultat dieser Untersuchungen wird am Schluß in folgenden Worten[1]) zusammengefaßt: 'wenn ich nun alles zusammennehme, was mir aus diesen Erörterungen zu fließen scheint, so halte ich das Kawi für eine ältere Form der heutigen javanischen Landessprache, die aber in der Bearbeitung wissenschaftlicher, aus Indien nach Java verpflanzter Kenntnisse und in der Nachahmung indischer Dichtungen eine unbestimmbare Menge reiner Sanskritwörter in sich aufgenommen hat und dadurch, so wie durch die Eigenthümlichkeiten ausschließlich dichterischer Diction zu einer, von der gewöhnlichen Sprache abweichenden, in sich abgeschlossenen Sprachart geworden ist'. Weiterhin[2]) heißt es: 'Javanen haben indische Weisheit und Dichtung sich angeeignet, sind der indischen Sprache mächtig gewesen und haben aus ihr mit Bedacht und Absicht Wörter entlehnt, gerade so, wie Persische Schriftsteller arabische aufnehmen'.

Die Forschungen über den Malayischen Sprachstamm, oder überhaupt die Sprachen des großen Oceans und des indischen Meeres, welche, wie gesagt, zunächst zur genauen Bestimmung des Kawi dienten, sollten sich im dritten Buche verselbstständigen. Für diesen Theil des Werkes hat Humboldt nur mehrere kostbare und ziemlich umfangreiche Aufsätze hinterlassen. Der Herausgeber, Buschmann, hat diese zusammengeordnet und vielfach ergänzt und den letzten Abschnitt (von S. 569 bis 1028) fast ganz aus dem Seinigen hinzugefügt.

Dieses dritte Buch ist in vier Abschnitte zerfällt. Der erste, überschrieben 'Stammverwandtschaft der malayischen Sprachen'

---

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 188.

[2]) ebdſ. S. 191.

(S. 207—293) betrachtet zunächſt den ſtammverwandtſchaftlichen Zuſammenhang dieſer Sprachen im Allgemeinen. Zu dieſem Zwecke wird — abgeſehen von mehreren einleitenden, den Blick über Sprachverwandtſchaft überhaupt und die malayiſche insbeſondre aufklärenden Bemerkungen — eine vergleichende Worttafel mitgetheilt, in welcher eine Menge Wörter aus dem Malayiſchen in specie (der Sprache, die ſich auf der Halbinſel Malacca ausbildete), dem Javaniſchen (ſammt dem Kawi), der Bugis-Sprache (in Celebes), dem Madecaſſiſchen, Tagaliſchen, Tongiſchen, Neu-Seeländiſchen, Tahitiſchen und Hawaiiſchen zuſammengeſtellt ſind. Hierauf folgt eine Vergleichung der Pronomina und Zahlwörter. Endlich wird die innige Verwandtſchaft dieſer, räumlich ſo ſehr von einander getrennten, Sprachen durch ihre Uebereinſtimmung in der Wortbildung und Wortbeugung erhärtet.

Den Schluß dieſes Abſchnitts bildet eine allgemeine Charakteriſtik und Claſſificirung des malayiſchen (oder wie wir jetzt ſagen würden: malayo-polyneſiſchen) Sprachſtammes. Ich erlaube mir in Bezug darauf die Hauptſtellen[1]) mit des Verfaſſers eignen Worten anzuführen:

'Nach dem bisher Entwickelten fehlen alſo den Sprachen des Malayen-Stammes die hauptſächlichſten grammatiſchen Mittel, an welche andre das Verſtändniß der Rede knüpfen und ſie kommen darin dem Zuſtande des Chineſiſchen nahe. In dem eigentlichen Flexionstheile der Grammatik, der Declination und Conjugation, entfernt ſich keine irgend bedeutend von dieſem Typus, in der grammatiſchen Wortbildung aber (dem Stempeln der Begriffswörter zu den Redetheilen und der Claſſificirung derſelben in dieſen) weichen alle von ihm ab, die Polyneſiſche[2]) zwar nur ſehr ſchwach, die Tagaliſche, Madecaſſiſche und Malayiſche' (in specie) 'aber durchaus weſentlich und zwar in der

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 292.

[2]) Bei Humboldt insbeſondre durch das Tahitiſche, Neu-Seeländiſche und Tongiſche repräſentirt.

Folge wie sie hier genannt sind, in höherem und absteigend niederem Grade. Auf diese Weise sind die polynesische und malayische die dürftigsten in grammatischen Formen. In jener tritt aber an dessen Stelle ein Reichthum von Partikeln. In den übrigen Sprachen ist diese wuchernde Partikelfülle weggeschnitten, und zur Worteinheit verbundene Formen treten hervor. In das Malayische sind aber von diesen vergleichungsweise nur wenige übergegangen, die Sprache hat sich mit diesen eingerichtet, ihr Bedürfniß erfüllt gefunden und abgeschlossen. Die Polynesischen Sprachen scheinen mir unter den hier verglichenen den alterthümlichsten Charakter an sich zu tragen. Dies beweist schon der Typus ihrer Grammatik'.

Obgleich sich seit Humboldt's Bearbeitung grade für diese Sprachen das Material bedeutend gemehrt hat, hat sich diese seine Classificirung doch im Ganzen als richtig bewährt. Die malayo-polynesischen Sprachen zeigen — ähnlich wie die uralaltaischen und im Gegensatz zu den indogermanischen — eine Erhebung von schwach entwickelter Formation in den polynesischen Sprachen zu reich entwickelter, wie sie insbesondre in den tagalischen hervortritt und einst auch der malayo-javanischen Gruppe angehörte, in dieser aber wieder herabgesunken ist[1]).

Der zweite Abschnitt, überschrieben 'Betrachtung der einzelnen Sprachen des Stammes, besonders der im engern Sinn malayisch genannten' (S. 294—424), beginnt mit einer Charakterisirung der kunstloser geformten Sprachen, der der Südsee-

[1]) Um das Verhältniß der Humboldt'schen Forschung zu den Ergebnissen, wie sie sich in Folge des vermehrten Materials gestalten, etwas genauer zu erkennen, bedarf es nur der Vergleichung mit der kurzen Darstellung von Friedrich Müller in 'Reise der österreichischen Fregatte Novara. Linguistischer Theil'. Wien 1867 S. 269 ff. Ich erlaube mir aus derselben (S. 287) seine Classificirung hervorzuheben, welche zwar von der vollendetsten Form beginnt, aber, wie Humboldt, die einfachste als deren Grundlage betrachtet (s. S. 290). Er ordnet die hieher gehörigen Sprachen in folgende drei Classen:

inſeln: Tahitiſch, Sandwich, Fidſchi und Tongiſch; dann wendet er ſich zu den höher gebildeten weſtlichen: der Bugis-Sprache, Tagaliſch, Javaniſch und Madecaſſiſch. Den Schluß bilden zwei Kapitel, überſchrieben 'von dem grammatiſchen Bau der malayiſchen Sprachen', welche eine kurze vergleichende Grammatik derſelben verſuchen. Dieſe umfaßt das Nomen, den Artikel, das Pronomen und Verbum, von letzterem das Tagaliſche und Madecaſſiſche mit ziemlicher Ausführlichkeit.

Der dritte Abſchnitt, überſchrieben 'über die Südſee-Sprachen' (S. 425—486), unterwirft dieſe einer allgemeinen Betrachtung, welche von der Sprachkunde überhaupt ausgehend, das Verhältniß der Südſee-Sprachen zu den aſiatiſchen und amerikaniſchen beleuchtet und ein Bild der Grammatik der Tongiſchen, Neu-Seeländiſchen und Tahitiſchen Sprachen entwirft.

Der vierte Abſchnitt: 'Vergleichende Grammatik der Südſee-Sprachen' rührt nur zum kleinſten Theil (S. 487—586) von Humboldt her, nämlich die Behandlung des Lautſyſtems und etwa der Hälfte der Partikeln, und zwar die der Trahitiſchen und eines Theiles der Neu-Seeländiſchen. Alles übrige verdanken wir der Hingebung Buſchmanns, welcher zu ſeinen großen ſelbſtſtändigen Verdienſten um dieſe ſo wie die amerikaniſchen Sprachen

---

'I. Malayische Sprachen:
A. Tagalische Gruppe' (vollendetste Form): 1. 'Tagala, Bisaya, Pampanga, Iloca, Bicol, Ybanay, legua Zebuana. 2. Sprache von Formosa. 3. Sprache der Marianen. 4. Sprache von Madagascar.
B. Malayo-Javanische Gruppe' (von der vollendetsten Form herabgesunken): 'Malayisch, Javanisch, Sundaisch, Battak, Mankâsarisch, Bugis, Dayak.
II. Polynesische Sprachen' (unvollendete Form):
'Samoa, Tonga, Maori, Rarotonga, Tahiti, Hawaii, Marquesas-Inseln u. s. w.
III. Melanesische Gruppe' (ebenfalls unvollendet):
'Fidschi, Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Maré, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar u. s. w.'

das kaum geringer anzuschlagende gefügt hat, dieses letzte Werk eines unsrer größten Denker für den wissenschaftlichen Gebrauch gestaltet, ja vielleicht gerettet zu haben.

Ich hatte eigentlich die Absicht, diese kurzen Mittheilungen über Wilhelm von Humboldt mit etwas eingehenderen Erörterungen über seine Verdienste um die Sprachwissenschaft abzuschließen. Allein im Laufe derselben ist so manches schon hervorgehoben, selbst einiges mit der Ehrfurcht, wie sie einem so großen Denker gegenüber zur Pflicht wird, getadelt, daß ich mich theilweis wiederholen müßte, wenn ich dieser Absicht treu bleiben wollte. Ich beschränke mich daher nur auf einige wenige Worte:

War gleich die Verbindung der philosophischen, naturhistorischen, geschichtlichen und vergleichenden Richtungen in Humboldt noch nicht zu einer einheitlichen geworden, waren seine philosophischen Anschauungen auch noch nicht unmittelbare Resultate genügender historischer und vergleichender Arbeiten, sondern liefen diese Richtungen — theilweis entschuldbar: in Folge der Ungenügendheit der letzteren — noch mehrfach in unvermittelten, ja störenden und hemmenden Wegen neben und durcheinander, so war doch schon das Streben nach dieser Verbindung für die weitere Entwickelung der Wissenschaft von keinem geringen Gewinn. Denn die ältere philosophische Behandlung war in solchen Mißkredit gerathen, daß ohne das Beispiel eines auch auf dem Gebiet der historischen und vergleichenden Behandlung der Sprachen so hervorragenden Forschers jeder philosophischen Thätigkeit der Einfluß auf sprachliche Betrachtungen noch lange verschlossen geblieben wäre. So wirkte Humboldt's Beispiel für Sprachphilosophie in demselben Maaße, wie das von Leibnitz für Etymologie.

Indem ferner diese Verbindung philosophischer, naturhistorischer, geschichtlicher und vergleichender Betrachtung der Sprachen bei Humboldt eine ganz andre unvergleichlich breitere Unterlage erhielt, als ihr bis dahin zu Theil geworden war, ward sie in

kleinen ſowohl als großen Fragen nach jeder dieſer Richtungen hin von der allergrößten Bedeutung.

Hatte die ſprachphiloſophiſche Betrachtung früher faſt weiter keine Unterlagen benutzt — auch wohl, wegen der größtentheils unzureichenden Bearbeitung andrer Sprachen, benutzen können — als die klaſſiſchen und bekannteren lebendigen und mit ihnen ſo operirt, als ob ſie die einzigen Sprachen, ihre Geſetze die ewigen einzig richtigen wären, ſo wies Humboldt, dem eine ganz andre Fülle von Hauptſprachen zu Gebote ſtand, auf die Mannigfaltigkeit der menſchlichen Sprachentwickelung und der darin herrſchenden Geſetze hin und zeigte theils durch ſein Beiſpiel, theils durch eindringliche Argumente, daß wo möglich alle Sprachen der Erde zu Hülfe gerufen werden müſſen, um als Unterlage für ſprachphiloſophiſche Betrachtungen und Unterſuchungen zu dienen. Wirkte er ſo ſchon nach dieſer Seite hin günſtig, ſo war dieſe Erweiterung des ſprachlichen Geſichtskreiſes auch für die andern Seiten der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung kaum minder wichtig.

Die großen Reſultate, welche theils ſchon während ſeines Lebens, theils nach ſeinem Tode auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft gewonnen wurden, verdankte man weſentlich der geſchichtlichen und vergleichenden Durchforſchung der indogermaniſchen Sprachen. Die Mittel, welche durch dieſe dargeboten wurden, gaben die Möglichkeit, ſo viele Entwickelungen hiſtoriſch bloszulegen und bis zu ſo alten Zuſtänden durchzudringen, daß manche Forſcher auf dieſem Gebiet anfingen ſich einzubilden, wichtige, ja die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Fragen einzig von da aus, vom alleinigen Standpunkt der indogermaniſchen Sprachen aus, entſcheiden zu können, alſo, mag ihre Baſis gleich breiter und ihre Methode ſichrer geworden ſein, weſentlich doch in denſelben Fehler verfielen, welchen ſie und andre an der älteren Sprachphiloſophie gerügt hatten. Gibt es doch ſelbſt heute noch Männer und zwar von bedeutender geiſtiger Kraft und

großen Kenntnissen auf sprachwissenschaftlichem Gebiet, welche sich einreden, mit Hülfe derselben die historischen Anfänge der Sprache überhaupt aufhellen zu können, ja in den sogenannten indogermanischen Wurzeln, Lautcomplexen, wie skar, stud und anderen, die ersten Gebilde oder Manifestationen des menschlichen Sprachvermögens leibhaftig vor Augen oder in Händen zu haben. Auch für diese war und ist die breite concrete Grundlage, welche Humboldt seinen philosophischen Betrachtungen gegeben hat, überaus belehrend, indem sie ihnen einen Maaßstab gewährt, an welchem sie die Beschränktheit und für derartige Forschungen Ungenügendheit des eigenen Gesichtskreises zu erkennen vermögen.

Einzelne bedeutende Resultate der Humboldt'schen Arbeiten noch besonders hervorzuheben, würde hier zu weit führen. Nur will ich noch daran erinnern, daß wir ihm insbesondre die scharfe Unterscheidung der Sprachen nach der in ihnen herrschenden materiellen oder formalen Bezeichnung grammatischer Categorien verdanken, so wie die eindringliche Hinweisung auf den innigen Zusammenhang zwischen sprachlicher und volklicher Individualität, auf die Nothwendigkeit, die tiefere Betrachtung einer Sprache mit der sorgfältigsten Erforschung des Charakters des Volkes zu verbinden, welches sie schuf oder spricht.

Schließlich kann ich nicht umhin, auf die Ehrfurcht nicht bloß vor der Sprache, sondern vor allen Schöpfungen des Volksgeistes aufmerksam zu machen, welche — in Uebereinstimmung mit der sonst ihm keineswegs homogenen, romantischen Richtung — alle seine Schriften durchdringt und nicht am wenigsten dazu beitrug, daß er mit einer gewissen Liebe seinen Blick in alle diese Entwickelungen versenkte und immer tiefer in sie einzudringen vermochte. So wirkten ursprüngliche Gaben des Geistes und Charakters, tiefe Studien, reiche Kenntnisse, umfassende Forschungen zusammen, um aus Humboldt's sprachwissenschaftlichen Schriften — trotz aller ihrer nicht weg zu läugnender Mängel — einen unerschöpflichen Born sprachwissenschaftlicher Weisheit

und — ſo zu ſagen — Erbauung zu geſtalten, aus welchem jeder Trunk — löſcht er auch nicht immer den Durſt nach Wiſſen — doch jederzeit Labung und Erquickung bietet.

X.

Hauptmomente der weiteren Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft.

Eine Anzahl von zum Theil ſehr bedeutenden Männern ſchloß ſich den Begründern der neuen Wendung dieſer Wiſſenſchaft, deren Thätigkeit wir in den letzten Abſchnitten zu ſchildern verſucht haben, an, betrat theils dieſelben, theils mehr oder weniger nahe oder entfernte Bahnen, wendete die gleiche Methode theils auf dieſelben, theils auf andre Sprachen, bekannte und bisher unbekannte, an, zog immer mehr Stoffe und Fragen der Sprachwiſſenſchaft in das Bereich ihrer Forſchung und hat im Verein mit den ſchon genannten im Laufe eines halben Jahrhunderts auf dieſem Gebiete in intenſiver und extenſiver Beziehung mehr geleiſtet, als, ſo weit wir es zu beurtheilen vermögen, ſämmtliche vorhergegangene Jahrhunderte der geſammten menſchlichen Geſchichte.

In den Vordergrund trat derjenige Theil dieſer Wiſſenſchaft, welcher am meiſten zu der Umwandlung derſelben beigetragen hatte, der indogermaniſche. Er hatte gewiſſermaßen einen doppelten Beruf zu erfüllen, einmal ſich ſelbſt auszugeſtalten und dann als Muſter und Schule für die Behandlung der übrigen Sprachen und Sprachſtämme zu dienen. Zu dem einen wie dem andern war er, wie kein andrer der bisher bekannten Sprachſtämme, ſowohl durch äußere als innere Verhältniſſe, ganz vorzugsweiſe befähigt.

Drei der wichtigſten Sprachen dieſes Stammes: Griechiſch, Lateiniſch und die eigne Mutterſprache waren den Männern, welche ſich an die ſprachwiſſenſchaftliche Bearbeitung deſſelben begaben, von Jugend auf in einer Weiſe bekannt geworden, welche ſie in den Stand ſetzte, mit Erfolg diejenige Durchforſchung

derselben zu unternehmen, welche die neue Wendung der Sprachwissenschaft nothwendig machte. Eine vierte, das Sanskrit, ergab sich schon dadurch, daß sie die Veranlassung zu der eingetretenen Wendung der Sprachwissenschaft geworden war, als so bedeutend, ja für alle Untersuchungen über den ganzen Stamm unbedingt nothwendig, daß alle, welche sich ihnen widmeten, die Verpflichtung fühlten, mit regem Eifer an die Erlernung derselben zu gehen und, unterstützt durch die engen Beziehungen derselben insbesondre mit den beiden klassischen, sie mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu erfüllen vermochten.

Wichtiger noch als die äußeren, waren die inneren Verhältnisse, welche diesen Sprachstamm für beide Seiten seiner Aufgabe besonders begünstigten und bevorzugten.

An ihm ließen sich die überlieferten und neu gewonnenen Methoden der Sprachforschung wie in dem Maaße an keinem andern zur Darstellung bringen.

Fünf Hauptphasen desselben — der arische Zweig mit seinen beiden Aesten, dem indischen und persischen, der griechische, lateinische und deutsche — haben im Laufe der Geschichte mehrere Entwickelungsphasen durchgemacht und in jeder derselben in größerer oder geringerer Fülle literarische oder ähnliche Denkmäler gestaltet und in solchem Umfang bis auf unsre Zeit vererbt, daß es dadurch möglich wird, eine mehr oder minder umfassende Darstellung der in ihnen herrschenden Sprachgestaltungen zu gewinnen, mit andern Worten eine Geschichte ihrer sprachlichen Umgestaltung zu geben, die dabei waltenden allgemeinen, allen fünf und somit wohl dem ganzen Stamm gemeinschaftlichen, und jedem einzelnen der Zweige besonderen Gesetze blos zu legen.

Daneben sind diese, so wie die übrigen Sprachzweige mehr oder weniger reich an dialektischen Seitenbildungen, welche in ein bestimmtes Verhältniß zu den verschiedenen Hauptphasen treten und demgemäß geeignet sind, den Gesetzen gleichzeitiger Differen-

ziirung einer Hauptſprache nachzuforſchen und ſie in ein helleres Licht zu ſtellen.

Ferner ſtehen aber auch die Hauptzweige und ihre Aeſte theils in einem äußerlichen, theils in einem innerlichen chronologiſchen Verhältniß. Nicht bloß die drei zuerſt literariſch entwickelten Zweige — der ariſche in ſeinen beiden Aeſten, dem indiſchen und eraniſchen, der griechiſche und lateiniſche — ſondern ſelbſt der faſt ohne alle Literatur bis auf die neueſte Zeit erhaltene lettiſche, insbeſondre in ſeinem litauiſchen Aſt, ſtellen uns überaus alte Zuſtände dar, welche die letzt-erreichbare Geſtalt dieſes Sprachſtammes in grammatiſcher ſowohl als lexikaliſcher Beziehung in einem ſehr bedeutenden Umfang mit überaus hoher Wahrſcheinlichkeit erkennen laſſen.

Endlich ſind zwei Aeſte — die beiden ariſchen — zu einer Zeit literariſch fixirt, in welcher ihr Bau noch ſo durchſichtig war, daß ſie theils ſchon durch ſich ſelbſt, theils durch die Hülfe, welche ihnen in dieſer Beziehung die durch ſie durchſichtiger gemachten übrigen alten und ſelbſt neueren Geſtaltungen der hieher gehörigen Sprachen gewähren, die Möglichkeit darbieten, mit größerer Sicherheit, als in irgend einem andern Sprachſtamm, die Entſtehung der wichtigſten, ja der meiſten ihrer ſprachlichen Erſcheinungen theils im Allgemeinen, zu einem großen Theil aber auch im Beſonderen, klar aufzuzeigen.

So bildet dieſer Stamm, wie kein andrer, ein wahres Uebungsfeld für Forſchungen über Geneſis und Geſchichte ſprachlicher Geſtaltungen.

Eben ſo iſt es aber auch mit der Vergleichung derſelben. Auch hier bietet er ſowohl zu erfolgreicher Anwendung als Ausbildung des vergleichenden Verfahrens zunächſt eine größere und mannigfaltigere Fülle als wenigſtens bis jetzt einer der andern. Wenn die einſylbigen Sprachen faſt nur zur Vergleichung von Lautcomplexen mit materieller Bedeutung Gelegenheit geben, ſo bieten die indogermaniſchen zugleich eine Menge formativer, Wort-

classen und Wortmodificationen bildender, Entwickelungen und syntaktischer Verhältnisse, deren Vergleichung innerhalb dieses Sprachkreises selbst und mit andern Sprachstämmen für allgemeine und Einzelforschung von der größten Bedeutung ist. Die Ausbildung der vergleichenden Methode aber wird insbesondre dadurch nicht wenig gefördert, daß im indogermanischen Sprachstamme, neben seiner außerordentlichen Anlage zur Differenziirung, zugleich im Allgemeinen eine solche Strenge der phonetischen Gesetze herrscht, daß sich nicht selten die Gelegenheit darbietet, mit der größten Sicherheit die ursprüngliche Einheit von Wörtern und sprachlichen Elementen nachzuweisen, welche in ihrer historischen Erscheinung die verschiedenartigste Gestalt angenommen haben. War es doch ganz vorzugsweise die Erkenntniß der Gesetze, nach welcher sich die ursprünglich einheitliche indogermanische Sprache differenziirt hat, welche der comparativen Methode ihre im großen Ganzen unbestreitbare Sicherheit verschuf und z. B. die Kennzeichen gewährte, durch welche sich unterscheiden läßt, was die Einzelsprachen an Gemeingut besitzen, von dem gemeinschaftlichen Heerd zur Zeit ihrer Abtrennung überkommen, und was an Lehngut, nach ihrer Besonderung von andern übernommen.

Durch diese und andre Untersuchungen, zu denen die reiche, über drei Jahrtausende hindurch verfolgbare, sich immer lebensvoll umgestaltende, alternde und wieder verjüngende, fast unendlich mannigfaltige, Entwickelung der indogermanischen Sprachen Gelegenheit gibt, während ihre theils bewahrte, theils wiederherstellbare Durchsichtigkeit eine Einsicht in die Geschichte derselben gewährt, wie sie bis jetzt wenigstens für keinen andern Sprachstamm zu erreichen ist, ist es möglich geworden, in diesem so reich entfalteten und so weit ausgedehnten Stamm fast alle Fragen der Sprachwissenschaft in concreter Gestalt, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zur Erörterung oder wenigstens zur Sprache zu bringen und so eine Behandlung eines Sprachstammes an-

zubahnen, welche allen übrigen, natürlich mit den, ihrer Besonderheit entfließenden, Modificationen, zum Muster dienen kann.

Es sind fünf Gesichtspunkte insbesondre, welche bei Sprachen, deren Zugehörigkeit zu einem in mehrere gespaltenen Stamm erkannt ist, in sprachwissenschaftlicher Beziehung in Betracht kommen. Drei derselben liegen innerhalb des Sprachstammes und man kann sie deßhalb als concentrische bezeichnen, zwei befinden sich außerhalb desselben und mögen deßhalb excentrische genannt werden. Der erste Gesichtspunkt betrachtet eine Sprache ohne jede Rücksicht auf irgend eine andre; es ist dieß, um mich so auszudrücken, der statistische Standpunkt, welcher aber, wenn er für die Wissenschaft wahrhaft brauchbar oder fördernd sein soll, der Vollständigkeit nicht entrathen kann. Er muß, so weit möglich, mangel- und fehl-lose Auskunft über alle Gestaltungen der Sprache, deren begrifflichen Werth und die Gesetze ihrer Verbindung geben. Wie er uns nicht über die Anzahl der sprachlichen Formen in Zweifel lassen darf, so auch nicht über den Umfang und die Verwendung derselben; es darf ihm nichts zu unwichtig scheinen; denn von diesem Standpunkt aus läßt sich noch gar nicht übersehen, welche Wichtigkeit die scheinbar unbedeutendste Einzelheit für die weitere Forschung haben kann. Er muß uns z. B. sagen, nicht bloß von welchen Verben das griechische erste Perfect gebildet werden könne, sondern auch, von welchen es wirklich gebildet wird; eben so, wenn die statistische Darstellung, wie fast immer, einen längeren Zeitraum umfaßt, auch die Zeit bestimmen, in welcher diese Formen vorkommen und sich dadurch zum historisch-statistischen erweitern. In derselben Weise hat er in Betreff aller übrigen sprachlichen Gestaltungen zu verfahren; wir erwarten z. B. Aufklärung von ihm, ob ein Abstractaffix ausnahmslos walte, oder nur auf bestimmte Fälle beschränkt sei und auf welche. Eine derartige Darstellung einer Sprache ist nicht bloß an und für sich außerordentlich verdienstlich, sondern bildet auch die sicherste Grundlage für die

Beantwortung fast aller in den weiteren Untersuchungen hervortretender Fragen.

Weiter entsteht dann die Frage: wie verhält sich diese Einzelsprache zu dem gesammten Sprachstamm, welchem sie angehört. Die Beantwortung erhalten wir, oder versuchen wir zu erhalten von den beiden andern concentrischen Gesichtspunkten.

Von dem einen aus suchen wir die Gestalt der Grundsprache, d. h. der Sprache zu erkennen, welche allen daraus hervorgegangenen zu Grunde lag oder liegt, bemühen uns festzustellen, wie sie zu der Zeit beschaffen war, als noch keine der zu ihr gehörigen Sprachen sich von ihr getrennt hatte.

Von dem andern dagegen suchen wir die Momente zu ergründen, durch welche sich die besondre Sprache, auf die wir unser Augenmerk gerichtet haben, in die Gestalt umgewandelt hat, in welcher sie uns in historischer Zeit entgegentritt. Zu diesem Zweck suchen wir einerseits die Form zu erforschen, welche die Grundsprache zu der Zeit hatte, als sich die Sprache, wenn sie ein Zweig derselben ist, von ihr ablöste, und wenn sie kein Zweig ist, sondern der Ast eines Zweiges, oder gar noch in entferuterem genealogischen Verhältniß zu ihr steht, welche Formen die Zwischenstufen hatten, bevor sich die zu betrachtende Sprache aus deren letzter besondert hat. Andrerseits richten wir unser Augenmerk auf die Momente, in welchen sich ihre Besonderheit kund gibt; durch welche sie sich entweder unmittelbar oder vermittelst der in den Zwischenstufen hervorgetretenen Besonderheiten zu ihrer individuellen Gestalt specialisirt hat. Mit andern Worten: was ist von der Gestalt der Grundsprache bis zu dem Augenblicke, wo sich die besondre Sprache individualisirt hat, eingebüßt, was zu ihr neu hinzugekommen, was unverändert geblieben, was umgewandelt?

Die beiden excentrischen Gesichtspunkte betreffend, so richtet der eine sein Augenmerk von der gewonnenen Gestalt der Grundsprache aus auf das Verhältniß derselben zu andern Stamm-

ſprachen, deren letzterreichbare Geſtalt in gleichem Maaße, mit gleicher Sicherheit feſtgeſtellt iſt, und ſucht zu ergründen, ob ſie auch mit einer oder mehreren von dieſen in eine nähere Beziehung — ſei ſie nun genetiſcher, oder morphologiſcher Art — zu ſetzen ſei.

Der fünfte Geſichtspunkt erhebt ſich noch höher, indem er das Verhältniß des Sprachſtammes iſolirt, oder, im Fall nähere Beziehungen zu andern ſich ergeben haben, mit dieſen vereint, zur Idee und Aufgabe der Sprache überhaupt der Betrachtung unterzieht.

Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß dieſe Geſichtspunkte nicht auch ſchon bei andern Sprachſtämmen mehr oder weniger geltend gemacht ſeien; eben ſo wenig wage ich anzunehmen, daß ſie ſchon jetzt in den indogermaniſchen Sprachen eine umfaſſendere Behandlung erhalten haben. Allein das wird jeder zugeſtehen müſſen, der die Arbeiten im Bereiche der letzteren etwas genauer kennt, daß ſchon viel zu einer eindringenderen, ja zum Theil abſchließenden Erörterung derſelben geſchehen iſt und vor allem, was wohl das wichtigſte, daß in Bezug auf nicht wenige zur Behandlung derſelben nothwendige Momente eine Sicherheit in dieſem Kreiſe gewonnen iſt, wie in keinem andern, ſo daß man den Weg dazu als im Weſentlichen gebahnt, ja theilweis dem Ziele nahe geführt betrachten und bei ungehemmtem weiteren Ausbau der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft hoffen darf, daß ſie ihn mit vollem Bewußtſein ihrer Aufgabe verfolgen und, ſo weit Mittel und menſchliche Erkenntnißkraft zureichen, in nicht zu ferner Zeit vollenden werde.

Was die letzterreichbare Geſtalt des Indogermaniſchen betrifft, ſo iſt zur Bloslegung derſelben außerordentlich viel geſchehen. Lange Zeit beſchäftigten ſich die hervorragendſten Männer vorwaltend, ja faſt allein mit der Erforſchung des allen dieſen Sprachen Gemeinſamen, als Grundlage derſelben Erkennbaren und man kann ſagen, daß im großen Ganzen jetzt darüber ziem-

liche Uebereinstimmung herrscht, ja, daß die Fragen und Aufgaben, welche die indogermanische Grundsprache betreffen, sich einerseits nur noch auf Einzelnheiten beziehen — indem z. B. genaueres und schärferes Eingehen zu erweisen vermag, daß ihr schon manche oft sehr vereinzelt stehende Bildungen, manche Lautgesetze und selbst syntaktische Verbindungen angehörten — andrerseits, und auch hier nur theilweise, auf die Erklärung wie die Bildungen und die Elemente derselben entstanden sind.

Dagegen ist in Bezug auf den Stufengang, durch welchen sich die Grund- oder Stammsprache (der Sprachstamm) zu Sprachzweigen, diese zu Aesten und so weiter bis zu den Einzelsprachen besondert haben, trotz mancher trefflicher Bemerkungen, z. B. über das Verhältniß des Latein zu dem Griechischen, der italischen Sprachen überhaupt zu den celtischen (von Lottner, Ebel, Cuno u. aa.), der slavischen zu den germanischen (von A. Schleicher u. aa.), noch außerordentlich viel zu leisten und es wird jetzt wohl eine der nächsten und Hauptaufgaben der indogermanischen Sprachwissenschaft sein, das vereinzelte, was für die hieher gehörigen Fragen bis jetzt geschehen ist, zu sammeln, zu prüfen und durch eine methodische Behandlung desselben entweder zu ergänzen und weiter zu führen oder durch Richtigeres zu ersetzen.

Wie uns schon Arbeiten zu Gebote stehen, vermittelst deren sich Grammatik und Lexikon der indogermanischen Grundsprache mit ziemlicher Sicherheit übersehen lassen, so bedarf es jetzt Erforschung einerseits derjenigen Erscheinungen, welche einer der Sprachzweige — nicht mit allen, sondern, gerade im Unterschied von der Grundsprache — nur mit einem oder mehreren der übrigen gemeinschaftlich besitzt, und andrerseits derjenigen, durch welche er sich wiederum von diesem oder diesen seinen näheren Gefährten unterscheidet. Soll aber diese Forschung zu einem entscheidenden Resultat führen, so darf sie sich nicht auf willkürlich herausgehobene Einzelheiten beschränken — welche im allergün-

ſtigſten Fall nur Steine zu dem nöthigen Bau zu liefern vermögen — ſondern muß von dieſen beiden Geſichtspunkten aus — dem der Gemeinſamkeit und dem der Beſonderheit — das ganze Gebiet eines Sprachzweigs mit denen der übrigen zuſammenhalten. Nur ſo wird es möglich, dem eben ſo ſehr gewünſchten als nothwendigen Ziele ſich mit Sicherheit zu nähern. Wir haben Erfahrungen genug gemacht, um zu wiſſen, wie trügeriſch Urtheile ſein können, welche bloß auf den allgemeinen Eindruck der Sprachzweige, oder auf beſonders hervorſtechend und charakteriſtiſch ſcheinende Einzelheiten gebaut ſind. Führen dieſe Unterſuchungen zu einem im Allgemeinen ſichren Abſchluß, ſo erhalten wir damit Grammatik, Lexikon und Syntax derjenigen Sprache, welche die Zwiſchenſtufe zwiſchen der Grundſprache und zwei oder mehreren inniger zuſammengehörigen indogermaniſchen Sprachzweigen bildet. Wie mit der Erforſchung der Thatſachen der Grundſprache auch deren Erklärung — die Art ihrer Entſtehung — Hand in Hand ging, ſo werden ſich beide Aufgaben auch bei den Unterſuchungen über dieſe Zwiſchenſtufe vereinigen. Doch iſt es nicht nothwendig, daß ſie ſogleich mit gleicher Aufmerkſamkeit, gleicher Stärke verfolgt werden. Schon der Gewinn der reinen ſprachlichen Thatſachen, durch welche dieſe Zwiſchenſtufe ſich von der Grundſprache unterſcheidet, wird für die Förderung der zu erſtrebenden Reſultate von der größten Bedeutung ſein. Haben wir doch bei der theils unmittelbaren, theils vermittelſt der Vergleichung mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu erlangenden, Durchſichtigkeit der indogermaniſchen Sprachen die Erfahrung gemacht, daß nicht ſelten die klare Aufſtellung der Thatſachen allein ohne Weiteres zugleich die Erklärung derſelben gewährte.

In ähnlicher Weiſe wie auf die Erkenntniß und Erklärung der Beſonderheiten der Zwiſchenſtufe, iſt die Forſchung dann auf die der zu ihr gehörigen Sprachzweige, der zu dieſen zu rechnenden Aeſte, der ihnen anheimfallenden Sprachen zu richten und ſo die Entwickelung des indogermaniſchen Sprachſtamms

in seiner ganzen der Wissenschaft zugänglichen Stufenfolge festzustellen.

Es tritt uns damit an einem einzigen Sprachstamm eine Fülle von nothwendigen Untersuchungen entgegen, welche nicht bloß durch ihren Umfang, sondern auch durch ihren Charakter fast etwas erschreckendes haben. Sie können nicht, wie die auf die Grundsprache gerichteten, oder wie sporadische, bei denen man sich auswählen kann, was der eignen Anlage zusagt, mit der Hoffnung begonnen werden, durch die hohe und allgemeine Bedeutung ihrer einzelnen Momente eine eben so hohe und allgemeine Theilnahme zu wecken, durch den Glanz neuer Entdeckungen raschen und lauten Beifall zu erringen. Hier gilt es, alle Einzelheiten zu berücksichtigen, nicht selten selbst solche aufzunehmen, deren Bedeutung für die zu schlichtenden Fragen noch gar nicht abzusehen ist; im Sturm werden sich die Resultate schwerlich gewinnen lassen; vielmehr wird man sich sagen müssen, daß man zunächst nur die Rahmen zu gestalten habe, in welche vielleicht erst späte Nachfolger die entscheidenden Resultate eintragen werden; man wird die Resignation haben müssen, sich einzugestehen, daß man mit hoher Wahrscheinlichkeit der Gefahr entgegen gehe, Gesichtspunkte nicht allein nicht richtig zu fassen, sondern selbst zu verschieben, daß man kleine und selbst große Fehler nicht werde vermeiden können, daß man sich Blößen mancher Art geben, dem Tadel nicht bloß der Unverständigen, sondern, was allein schmerzen kann, selbst der Verständigen aussetzen werde. Allein hierin vor allem liegt die Treue, welche man der Wissenschaft schuldig ist; dieses Pflichtgefühl und diese Resignation sind es, welche den wahren Jünger der Wissenschaft kennzeichnen: er hat nicht an sich zu denken, sondern einzig an das, was der Entwickelung der Wissenschaft Noth thut.

Es sind aber nicht bloß Untersuchungen nach dieser Richtung hin, sondern auch eine Fülle von andern, z. B. in Bezug auf die syntaktische Verwendung der grammatischen Formen, welche

nicht bloß im Intereſſe der indogermaniſchen, ſondern der Sprachwiſſenſchaft überhaupt einer umfaſſenden und eindringenden Behandlung bedürfen. Denn es gibt bis jetzt keinen Sprachſtamm, an welchem ſie mit ſo großer Ausſicht auf Erfolg vorgenommen werden können, als eben den indogermaniſchen, ſo daß was hier geleiſtet werden wird, nicht bloß ihm ſelbſt zu Gute kommen, ſondern auch ein Muſter, eine Schule für die übrigen bilden wird.

Darum iſt auch zu wünſchen, daß die Gunſt, welcher die indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft ſich in engeren und weiteren Kreiſen bis jetzt zu erfreuen hatte, ihr noch lange ungeſchmälert verbleibe, daß nicht die Anſicht derjenigen zur Geltung komme, welche ſich einbilden, daß die wichtigſte Aufgabe derſelben, der ſie ihren Vorrang verdanke, nämlich die: den Haupteingang zur Sprachwiſſenſchaft und das Muſter und Vorbild aller ſprachwiſſenſchaftlichen Forſchung zu bilden, erfüllt ſei, und ſie ſich nun ganz beſcheiden mit den Theilen der Sprachwiſſenſchaft in gleiche Linie zu ſtellen habe, welche ſich mit anderen Sprachſtämmen beſchäftigen. Sollte dieſe Anſicht durchdringen, ſollte es ihr gelingen, der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft die Stätten zu entziehen, von denen aus ſie allein im Stande iſt, ſich mit Erfolg ihrem doppelten Beruf zu weihen: nicht bloß, wie bis auf den heutigen Tag, den weſentlichſten, ſondern auch den propädeutiſchen Theil der geſammten Sprachwiſſenſchaft zu bilden, dann würde ſicherlich, ebenſo raſch als es hervorgeblüht iſt, alles wieder verdorren, was ja doch weſentlich nur auf ihrem Stamm ſich entfaltet hat, und nach dem Sinken der indogermaniſchen würde auch das, was man die allgemeine Sprachwiſſenſchaft nennt, nur noch ein kurzes und kränkliches Leben zu friſten im Stande ſein.

Theils unmittelbar neben den indogermaniſchen, theils nach ihnen traten auch Sprachen der übrigen Stämme und Kreiſe in das Bereich der neueren ſprachwiſſenſchaftlichen Behandlung, jedoch in Folge von äußeren oder inneren Gründen nicht ent-

fernt mit dem Erfolg, welcher die Thätigkeit in dem Gebiete von jenen begleitete.

Die Kenntniß der semitischen Sprachen war zwar eben so weit verbreitet und wohl noch genauer und eindringender, als — abgesehen von den classischen — die der meisten indogermanischen, allein dieser äußere Vortheil wurde durch innere Mängel paralysirt. Die im Verhältniß zu den analogen Erscheinungen im indogermanischen Sprachstamm so überaus geringfügige Differenz, so wie kaum verfolgbare historische Entwickelung und Umgestaltung der semitischen Sprachen gewährte für diejenigen Forschungen, denen die Sprachwissenschaft ihre bedeutendste und sicherste Erweiterung und Vertiefung verdankte, einen nur sehr geringen Spielraum. Allein eben diese verhältnißmäßig so geringe Verschiedenheit der semitischen Sprachen — so gering, daß wenn eine derselben in dem ganzen Gebiete, über welches sie sich ausdehnen, als Hauptsprache geherrscht hätte, man die übrigen nur als Dialekte derselben betrachten würde, die sich einander fast näher stehen, als z. B. die germanischen — eben diese konnte nicht umhin, die Ahnung zu erwecken, daß sie gar nicht als ein Sprachstamm anzusehen seien, sondern höchstens den Namen eines Sprachzweiges verdienen, aus dessen Vergleichung mit andern Sprachen erst der Stamm zu erforschen sei, dem sie angehören. In dieser Beziehung hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher auf das Aegyptische und andre afrikanische Sprachen gerichtet; doch stehen diese Forschungen noch erst in ihren Anfängen und erst die Zukunft wird lehren, ob sie zu sichern und erfolgreichen Resultaten führen. Dagegen haben wir schon jetzt von wissenschaftlichen Vergleichungen semitischer Sprachen unter einander, von trefflichen Darstellungen abseits liegender Dialekte, von Versuchen zur Wiederherstellung nur inschriftlich bewahrter Sprachen, von hervorragenden Grammatiken und einer sehr bedeutenden philologischen Thätigkeit auf semitischem Gebiet zu berichten.

Die tiefere Erkenntniß der übrigen Sprachen und Sprach-

stämme, welche zum allergrößten Theile zu den literaturlosen gehören, leidet nicht wenig dadurch, daß die Kenntniß derselben überhaupt wenig verbreitet, vielfach fast ganz unzugänglich und natürlich größtentheils noch ziemlich oberflächlich ist. Wer sich erinnert, wie oft auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen nicht unbedeutende Resultate der Hervorziehung und methodischen Benutzung entlegener, unter den sogenannten anomalen versteckter Formen verdankt wurden und wie sehr die rasche Entwickelung dieses Theils der Sprachwissenschaft der Zusammenwirkung einer Fülle von kenntnißreichen und zum Theil hochbegabten Männern zuzuschreiben ist, der wird auch in Bezug auf die ferner stehenden Sprachen größere Erfolge erst von einer Zeit erwarten, wo deren Bekanntschaft genauer und weiter verbreitet sein wird. Allein selbst dann werden auch sie uns kein Feld der Forschung in Aussicht stellen, wie es die indogermanischen darbieten; denn bei keiner einzigen dieser Sprachen läßt sich ein nennenswerther Theil ihrer Geschichte verfolgen, so daß sie für eines der wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft für jetzt und noch Jahrhunderte hinaus unfruchtbar bleiben werden. Trotzalledem ist aber mit hohem Dank anzuerkennen, daß die meisten der Männer, welche sich der Erforschung dieser entlegenen Sprachen und Sprachstämme gewidmet haben, mit einem hervorragenden Sprachtalent ausgestattet, im wahren Geiste der jungen Wissenschaft gearbeitet und nicht wenige Resultate erzielt haben, welche sowohl für diese selbst als auch für tiefere Einsicht in die reiche und mannigfaltige Entwickelung menschlicher Sprache überhaupt schon jetzt von großer Bedeutung sind. Selbst bei den literaturlosen Sprachen verbanden sie, wo irgend möglich, mit ihrer linguistischen Thätigkeit, auch eine, natürlich durch die Umstände gewöhnlich sehr beschränkte, philologische, indem sie das Bedürfniß, jede Sprache nicht bloß nach ihrem grammatischen und lexikalischen Bau kennen zu lernen, sondern auch durch Compositionen, in denen sich ihr Geist und Leben bestimmter kund gibt, durch Mittheilung

von Gesprächen, Erzählungen, Dichtungen und ähnlichem zu befriedigen suchten. Dieser Theil der Sprachwissenschaft erhielt keine geringe Förderung einerseits durch Reisende und Missionäre, unter denen manche, schon auf unsern Universitäten in sprachwissenschaftliche Studien eingeweiht, ihre Aufgabe in wahrhaft wissenschaftlichem Sinn zu lösen verstanden haben; andrerseits aber auch durch die großartige Thätigkeit der Bibelgesellschaft (British and Foreign Bible Society), welche sich seit ihrer Gründung im Jahre 1804 mit dem ausgezeichnetsten Eifer und Erfolg bestrebt hat, die heilige Schrift in fast alle Sprachen der Erde übersetzen zu lassen. Es liegt mir in diesem Augenblick ihr vier und sechzigster Bericht vor[1]), demgemäß[2]) sie bis jetzt hundert und acht und sechzig vollständige und theilweise Uebersetzungen theils direkt, theils indirekt veröffentlicht hat. In diesem Jahre (1868) stehen ihr Uebersetzungen in 182 Sprachen zur Disposition und sind theils Wiederabdrücke von früheren, theils neu abgefaßt. Um einen ungefähren Begriff von ihren Verdiensten um die Kenntniß der literaturlosen Sprachen zu gewähren, erlaube ich mir die Uebersetzungen in die minder cultivirten oder unbekannteren oder ganz literaturlosen hier hervorzuheben. Die gesperrt oder cursiv gedruckten sind neue.

I. In das Baskische Spaniens sowohl als Frankreichs.

II. Von Celtischen Sprachen: in das Wallisische, Gaelische, Irische, Manks, Breton.

III. Von Romanischen: in das Catalonische und Jüdisch-Spanische.

Piemontesische, Sprache der Waldenser.

Rhäteromanische, das Oberwälder und Engadinische.

---

[1]) The sixty-fourth report of the British and Foreign Bible Society MDCCCLXVIII. With an appendix and a list of subscribers and benefactors. Lond. 1868. 8°.

[2]) Appendix des angeführten Berichts S. 76.

Indo-Portugieſiſche (Sprache der Nachkommen von Portugieſen in Ceylon und manchen Inſeln); Neger-Dialekt von Curaçao (auf Spaniſch beruhend).

IV. Von Germaniſchen: in Isländiſch, Dialekt der Farör-Inſeln; Flamändiſch; Neger-Dialekt von Surinam.

V. Von Slaviſchen: in das Wendiſche; Ungariſch-Wendiſche; Jüdiſch-Polniſche; Serbiſche; Croatiſche; Bulgariſche.

VI. Von Lettiſchen: in das Litauiſche; Samogitiſche; Lettiſche.

VII. In das Albaneſiſche der Guèges (Gheg) und Toxides (Tosk).

VIII. Von Eraniſchen (oder Weſtariſchen): in das Perſiſche; Jüdiſch-Perſiſche; Avghaniſche; Belutſchiſche; Oſſetiſche; Kurdiſche; Neu-Armeniſche; Ararat-Armeniſche.

IX. Von Oſtariſchen (Sanſkrit-indiſchen): in Sanſkrit; Päli; Hindoſtaniſch; Dakkhani; Bengaliſch; Aſſameſiſch; Magadha (Maghudha); Oriſſa; Bughelcundi; Brij-Bhaſa; Canyacubja (Canoj); Koçala (Kousoula); Harroti; Oujein; Oudeypoora; Marwar; Juyapoora; Bikancera; Buttaneer oder Virat; Sindhi; Gurumukhi; Multan oder Wuch oder Ooch; Punjabi oder Sprache der Sikh; Dogura oder Jumbor; Kaſchmiriſch; Nepaleſiſch; Palpa; Kumaon; Gurwhal oder Shreenagur; Mahratta; Gujarati; Parſi-Gujarati; Kunkuna; Cutchi oder Catchi.

X. Von Semitiſchen: in Jüdiſch-Arabiſch; Syro-Chaldäiſch.

XI. Von den Ural-altaiſchen: in das Norwegiſch-Lappländiſche; Kareliſche; Syrjäniſche; Mordwiniſche; Tſcheremiſſiſche; Tſchuwaſchiſche; Orenburger Tatariſche;

Karaſſ oder Türkiſch-Tatariſche; Transcaucaſiſch-Tatariſche; Kalmückiſche; Burjätiſche; Mandſchu.

XII. Von Dravidiſchen (Sprachen der indiſchen Aboriginer): in das Santali (in Bengalen); Telugu; Karnata (Canareſiſch); Malayâlam; Tulu.

XIII. In das Singhaleſiſche.

XIV. In das Chineſiſche und zwar das von Ningpo und das von Hong-Kong (beide in lateiniſcher Schrift).

XV. In das Tibetiſche.

XVI. Von den ſogenannten Indo-chineſiſchen: in die Sprache von Munipoora; Khaſſia; Birma, mit den Dialekten Bghai-Karen, Syau-Karen und Pwo-Karen; in das Thay oder Siameſiſche.

XVII. Von Malayo-polyneſiſchen: in das Malayiſche von Batavia; das Javaniſche; die Sunda-Sprache; das Dajakiſche; Madagaſſiſche; Hawaiiſche; Tahitiſche; die Sprache von Rarotonga; der Marqueſas; Tongiſch; Maori; Samoan; Fidſchi; Nengoneſiſch oder Maré; Lifu; Erromanga; Neu-Caledoniſch; Aneityum; Niué; Fate.

XVIII. Von Auſtraliſchen: in die Narringeri (Süd-Auſtralien).

XIX. Von Afrikaniſchen: in das Amhariſche; Tigré; Galla; Ki-nika; Berber; Bullom; Mandingo; Accra oder Gâ; Tyi (oder Odſchi); Yoruba; Hauſa; Ibo; Temne; Grebo; Namaqua oder Hottentotiſch; Se-chuana; Kafir; Se-ſuto.

XX. Von Amerikaniſchen; in die Sprache der Eskimo; Mohawk; Mic-mac; Cree; Chippeway oder Ojibway; Choctaw; Dakota; Mayam; Aimara.

Ein eigenthümliches Glück gab der jungen Wiſſenſchaft ſehr bald Gelegenheit, ihre Kräfte und die Richtigkeit ihrer Methode an ganz oder faſt ganz neu in das Bereich des Wiſſens tretenden

oder fast noch ganz dunkeln Sprachen mit Erfolg zu erproben und dadurch in engeren und weiteren Kreisen Vertrauen für ihre Methode und Resultate zu gewinnen. Auch dieß war wieder vorzugsweise im Gebiete der indogermanischen Sprachen der Fall. Glänzende Triumphe wurden in der Aufhellung der Sprache der heiligen Schriften der Perser, des Aveſta, gefeiert, an welche sich sogleich eine höchst ehrenwerthe Philologie schloß; in der Entzifferung und Erklärung der altpersischen Keilinschriften, welche die sicherste Quelle für eine der wichtigsten Perioden der alten Geschichte eröffnete; in der sprachwissenschaftlichen Behandlung des Umbrischen u. s. w. Die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften bahnte zugleich den Weg zur Aufhellung der Assyrisch-Babylonischen, welche rüstige Arbeiter wohl bald ihrer Vollendung entgegengeführt haben werden. Unabhängig dagegen von den indogermanischen Studien hat sich die Entzifferung der ägyptischen Denkmäler immer weiter entwickelt und fast in demselben Zeitraum, in welchem sich die indogermanische und aus ihr die neuere allgemeine Sprachwissenschaft gestaltete, zu einer ägyptischen Alterthumswissenschaft entfaltet, welche, nachdem sie in Brugsch's 'Hieroglyphisch-Demotischem Wörterbuch' und in andren die Sprache streng in's Auge fassenden Arbeiten eine philologische Unterlage erhalten hat, neben ihrer unschätzbaren geschichtlichen Bedeutung, auch für die Sprachwissenschaft einen Einfluß in Aussicht stellt, welcher dem der indogermanischen Linguistik vielleicht nicht um vieles nachstehen wird.

War gleich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit bis jetzt vorzugsweise auf die Durchforschung einzelner Sprachen und Sprachstämme gerichtet, so sind doch auch schon theils beiläufig, theils in besonderen Schriften Gegenstände behandelt, welche die Sprache überhaupt betreffen; so Wesen, Ursprung, Entwickelung derselben; Verschiedenheit, Classifikation der Sprachen; constitutive Elemente, welche in allen Sprachen erscheinen — z. B. die artikulirten Laute (physiologische Behandlung derselben), gewisse

Begriffscategorien, z. B. Zahlwörter, Eigennamen (wie die Bezeichnungen dieser Categorien gebildet werden) — so wie solche, welche, wenn auch nicht in allen, doch in vielen vorkommen, die vom jetzigen Standpunkt der Wissenschaft aus nicht als genealogisch zusammengehörig betrachtet werden können — also wenn gleich nicht für die Sprache überhaupt nothwendig, doch auch nicht auf einen einzigen Stamm beschränkt sind — wie z. B. grammatische Formen, Bildungsweisen, die weit verbreitet sind, z. B. Reduplication u. s. w.

Endlich sind auch die Mittel, durch welche die Sprache fixirt wird, die verschiedenen Arten der Schrift, mehrfach von allgemeinen und speciellen Standpunkten aus in Betracht gezogen.

Alles dieses geschah größtentheils so gleichzeitig, daß es nicht gut möglich ist, es in einer geschichtlichen Folge aufzuführen. Der Verfasser dieser Geschichte hat daher vorgezogen, die kurze Uebersicht, auf welche er sich beschränken muß, nach den Stoffen zu ordnen und beginnt mit demjenigen Theile, von welchem die gesammte neuere Sprachwissenschaft ihren Ausgang genommen hat.

XI.

Indogermanischer Sprachstamm.

Die sprachwissenschaftliche Behandlung der indogermanischen Sprachen ist, wie sich von selbst versteht, theils von allgemeinen, theils von besonderen Standpunkten aus geführt. Als allgemeine betrachten wir diejenigen, wo alle oder die meisten, oder mehrere der hieher gehörigen Sprachzweige in ihrer Gesammtheit, oder mehr oder weniger gemeinsame Eigenthümlichkeiten derselben (z. B. Geschlecht, Casusbildung in ihnen) der Betrachtung unterworfen werden; als besondre dagegen, wo sich die Betrachtung nur auf einen Sprachzweig, oder selbst eine Sprache, oder in diesen hervortretende Eigenthümlichkeiten (z. B. Lautverschiebung im Germanischen) beschränkt.

Doch würde es bei manchen der hieher gehörigen Schriften ſchwer fallen, ſie nach dieſen Standpunkten zu ſondern. Arbeiten, in denen man ihrem Titel nach nur die Behandlung von Fragen allgemeiner Art erwarten ſollte, gewähren Unterſuchungen und Reſultate, die ſich auf ganz ſpecielle Beſonderheiten beziehen und eben ſo häufig, ja noch häufiger, findet man umgekehrt Fragen allgemeinen Charakters in Werken erörtert, welche ihrem Titel zufolge einen beſonderen Standpunkt einnehmen. Es war dieß eine Folge davon, daß die eingetretene Verjüngung der Sprachwiſſenſchaft ſie faſt zu einer ganz neuen umſchuf. Eine richtige Entſcheidung allgemeiner Fragen iſt aber nicht zu erzielen ohne die richtige Erkenntniß der beſonderen Grundlagen, auf denen das Allgemeine beruht, und eben ſo wenig iſt umgekehrt ohne eine richtige Erkenntniß des Allgemeinen die des Beſondern möglich. Es iſt dieß eine petitio principii, welche die ſchwache Seite der Anfänge aller wiſſenſchaftlichen Forſchung bildet und auch der neueren Sprachwiſſenſchaft nicht erſpart zu werden vermochte. Wie ſich dieſer auf den erſten Blick unlösbar ſcheinende Widerſpruch ausgleicht, darüber belehren uns die Anfänge der Wiſſenſchaft überhaupt und in geringerem Grad die jeder beſonderen: Unbewußt, oder bewußt, beginnen ſie mit einer Hypotheſe, welche auf dem allgemeinen Eindruck beruht, den das noch unerforſchte Beſondere in ſeiner eben erreichbaren Totalität macht. Indem dann verſucht wird, daſſelbe vom Standpunkte dieſer Hypotheſe aus ſeinem wahren Weſen und Umfang nach genauer zu erkennen, ergibt ſich, im Fall einer dabei hervortretenden Disharmonie, daß die Hypotheſe ganz oder theilweis falſch oder unzureichend, mangelhaft iſt. Nach dem Maaße der eingetretenen Erkenntniß des Beſonderen wird ſie nun berichtigt, falſche Momente werden entfernt, mangelnde hinzugefügt und ſo erhält man einen richtigeren allgemeinen Maaßſtab für die Erforſchung des Beſonderen, welcher alsdann auf die Berichtigung der Erkenntniß von dieſem einwirkt. Dieſe führt wieder zur Correktur des allge-

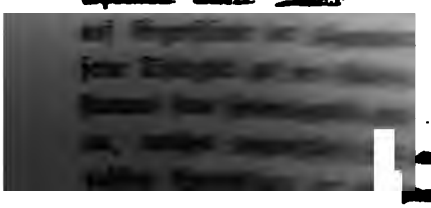
meinen, die dann von neuem die des besonderen bewirkt und so dauert zwischen diesen beiden Faktoren einer wahren wissenschaftlichen Erkenntniß eine stete Wechselwirkung fort, welche die zwischen ihnen bestehenden Disharmonien immer mehr ausgleicht, und endlich vielleicht eine Zeit herbeiführt, wo sie sich ins Gleichgewicht gesetzt haben, sich einander vollständig decken.

Dieser Moment ist in der indogermanischen Sprachwissenschaft noch nicht erreicht und es werden auch in Zukunft noch manche Schriften auf diesem Gebiete veröffentlicht werden, in denen beide Standpunkte vereinigt oder vermischt hervortreten. Doch ist seit der Zeit, wo die Resultate der verschiedenen Standpunkte sich mit größerer Sicherheit geltend machten, so daß man sich bei Vorkehrung des einen auf die der andern stützen und berufen konnte, eine Trennung der hieher gehörigen Werke von diesen Gesichtspunkten aus leichter geworden; nichts desto weniger erscheint selbst heute noch selten eine etwas bedeutendere Schrift auf diesem Gebiete, in welcher nicht beide Standpunkte, der besondre und allgemeine, mehr oder weniger vereinigt wären.

A. Behandlung der indogermanischen Sprachen im Allgemeinen.

Unter denen, welche sich Verdienste um die Indogermanische Sprachforschung erworben haben, nimmt einer der nächsten Nachfolger von Bopp, August Friedrich Pott, geboren 1802, eine der ersten Stellen ein. Seine Verdienste sind sogar auf dieses Gebiet nicht beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf manche Sprachen andern Stammes, insbesondre die afrikanischen und auf Gegenstände der allgemeinen Sprachwissenschaft. Doch ist seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Indogermanischen Sprachstamms seine hervorragendste und ihr gehört auch dasjenige Werk an, welches unzweifelhaft sein bedeutendstes ist und zu der raschen Entwickelung der indogermanischen Sprachwissenschaft nächst Bopp's und Grimm's Hauptwerken den gewichtigsten Beitrag geliefert hat.

Doch würde es bei manchen der hieher gehörigen Schriften ſchwer fallen, ſie nach dieſen Standpunkten zu ſondern. Arbeiten, in denen man ihrem Titel nach nur die Behandlung von Fragen allgemeiner Art erwarten ſollte, gewähren Unterſuchungen und Reſultate, die ſich auf ganz ſpecielle Beſonderheiten beziehen und eben ſo häufig, ja noch häufiger, findet man umgekehrt Fragen allgemeinen Charakters in Werken erörtert, welche ihrem Titel zufolge einen beſonderen Standpunkt einnehmen. Es war dieß eine Folge davon, daß die eingetretene Verjüngung der Sprachwiſſenſchaft ſie faſt zu einer ganz neuen umſchuf. Eine richtige Entſcheidung allgemeiner Fragen iſt aber nicht zu erzielen ohne die richtige Erkenntniß der beſonderen Grundlagen, auf denen das Allgemeine beruht, und eben ſo wenig iſt umgekehrt ohne eine richtige Erkenntniß des Allgemeinen die des Beſondern möglich. Es iſt dieß eine petitio principii, welche die ſchwache Seite der Anfänge aller wiſſenſchaftlichen Forſchung bildet und auch der neueren Sprachwiſſenſchaft nicht erſpart zu werden vermochte. Wie ſich dieſer auf den erſten Blick unlösbar ſcheinende Widerſpruch ausgleicht, darüber belehren uns die Anfänge der Wiſſenſchaft überhaupt und in geringerem Grad die jeder beſonderen: Unbewußt, oder bewußt, beginnen ſie mit einer Hypotheſe, welche auf dem allgemeinen Eindruck beruht, den das noch unerforſchte Beſondere in ſeiner eben erreichbaren Totalität macht. Indem dann verſucht wird, daſſelbe vom Standpunkte dieſer Hypotheſe aus ſeinem wahren Weſen und Umfang nach genauer zu erkennen, ergibt ſich, im Fall einer dabei hervortretenden Disharmonie, daß die Hypotheſe ganz oder theilweis falſch oder unzureichend, mangelhaft iſt. Nach dem Maaße der eingetretenen Erkenntniß des Beſonderen wird ſie nun berichtigt, falſche Momente werden entfernt, mangelnde hinzugefügt und ſo erhält man einen richtigeren allgemeinen Maaßſtab für die Erforſchung des Beſonderen, welcher alsdann auf die Berichtigung der Erkenntniß von dieſem einwirkt. Dieſe führt



ermaniſche
at Pott zwar

Es führt den Titel: 'Etymologiſche Forſchungen auf dem Gebiete der Indo-Germaniſchen Sprachen mit beſonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanſkrit, Griechiſchen, Lateiniſchen, Littauiſchen und Gothiſchen' und erſchien etwa gleichzeitig mit dem Anfang von Bopp's Vergleichender Grammatik. Nächſt einer längeren Einleitung, welche, wie das ganze Werk, insbeſondre Zeugniß von dem großen Talent des Verfaſſers für vergleichende Etymologie, ſeinen reichen Kenntniſſen und ſeiner wunderbaren Combinationsgabe ablegt, enthält es eine Darſtellung des etymologiſchen Lautwechſels auf dem Gebiet der indogermaniſchen Sprachen und eine Vergleichung der Verbalwurzeln derſelben, in welcher — nach einigen kritiſchen Worten über die den indiſchen Grammatikern verdankte Sammlung der des Sanſkrits —, diejenigen von dieſen, welche in den verglichenen verwandten Sprachen von ihm wieder erkannt ſind, nach der bei den Indern herrſchenden alphabetiſchen Ordnung aufgeführt und mit ihren Reflexen zuſammengeſtellt werden.

Obgleich dieſe Arbeit nicht als erſter Band auf dem Titel bezeichnet iſt, ſo folgte doch 1836 ein in der Vorrede von jener (S. IX) ſchon in Ausſicht geſtellter zweiter, als deſſen Inhalt auf dem Titel 'Grammatiſcher Lautwechſel und Wortbildung' angegeben iſt. Jeder dieſer Gegenſtände umfaßt faſt die Hälfte des Werkes (der erſte 350, der zweite 370 Seiten). Der grammatiſche Lautwechſel iſt unter vier Hauptgeſichtspunkte gebracht: 1. Aſſimilation; 2. Diſſimilation; 3. Metatheſis; 4. Figuren des Ueberfluſſes und des Mangels. Die letzte Abtheilung zerfällt, in Rückſicht auf Anlaut, Inlaut und Auslaut, in drei Unterabtheilungen: 1. Protheſe und Aphäreſe; 2. Epentheſe, Ekthlipſe und Synkope; 2. Epitheſe und Apokope. In jeder ſind dieſe Erſcheinungen vorzugsweiſe im Sanſkrit, Griechiſchen und Lateiniſchen verfolgt; nicht ſelten jedoch auch Analogien in den übrigen verwandten und ſelbſt nichtverwandten Sprachen in Betracht gezogen. In der Wortlehre iſt zunächſt Zuſammenſetzung und Ableitung (The-

menbildung) behandelt, wobei der Lehre von den Derivationsſuffixen zum erſten Mal eine wahrhaft eindringende Vergleichung und Erörterung zu Theil ward. Dann folgt die Flexion (Themenbeugung) der Nomina (Deklination) und Verba (Conjugation).

Man ſieht, daß das ganze Werk im Weſentlichen, ähnlich wie Bopp's Vergleichende Grammatik, als eine allgemeine, vorzugsweiſe auf Vergleichung beruhende, Grammatik der indogermaniſchen Sprachen betrachtet werden kann. Doch beſchränkt es ſich insbeſondre in ſeinem Haupttheil, dem zweiten, mehr auf das Sanſkrit, Griechiſche und Latein, greift aber dafür gelegentlich nicht ſelten über das Gebiet der indogermaniſchen Sprachen hinaus. Die Gegenſtände ſelbſt ſind theils viel kürzer, theils viel weitläufiger behandelt, als bei Bopp und ein der jungen Wiſſenſchaft günſtiges Geſchick — vielleicht auch in Bezug auf Bopp's Grammatik, die zum bei weitem größten Theil ſpäter erſchienen iſt, theilweiſe Abſichtlichkeit — hat es ſo gefügt, daß ſich beide Werke in dieſer Rückſicht vielfach ergänzen.

Seit dem Jahre 1859 erſcheint als zweite Auflage eine völlig neue Bearbeitung dieſes Werkes. Der erſte Band behandelt in großer Ausführlichkeit die indogermaniſchen Präpoſitionen, in Bezug auf welche Pott ſchon 1828 eine Abhandlung veröffentlicht hatte (De relationibus quae praepositionibus denotantur), welche aber ſeinen ſpäteren Arbeiten ſehr fern ſteht und kaum den großen Sprachforſcher ahnen läßt, als welcher er ſich fünf Jahre ſpäter entpuppte. Vom zweiten Theile ſind bis jetzt zwei Abtheilungen erſchienen. Die erſte (1861) bildet die Einleitung zu der Behandlung der Wurzeln; die zweite hat (1867) in zwei Unterabtheilungen dieſe ſelbſt zu behandeln begonnen und die vokaliſch und auf v auslautenden zu Ende geführt; ſie trägt den Nebentitel: 'Wurzel-Wörterbuch der Indogermaniſchen Sprachen. Erſter Band: Wurzeln mit vokaliſchem Ausgange'.

Ein Werk von dieſer Bedeutung für die Indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft im Allgemeinen und Beſonderen hat Pott zwar

nicht weiter erſcheinen laſſen, allein faſt alle ſeine Arbeiten enthalten Beiträge zur tieferen Begründung derſelben nach beiden Seiten hin. Ich erlaube mir deßhalb, ſie ſchon jetzt hervorzuheben, zum Theil auch, um wenigſtens einen ungefähren Begriff von den Verdienſten dieſes außerordentlichen Mannes zu geben.

Was einzelne Zweige und Sprachen dieſes Stammes betrifft, ſo ſind ſeine Abhandlungen über den lettiſchen Sprachſtamm[1]), ſeine mit E. Rödiger gemeinſchaftlich gearbeiteten 'Kurdiſche Studien'[2]) und ſein großes Werk über die Zigeuner zu nennen, in welchem vor allem deren Sprache behandelt wird und insbeſondre das Lexikon mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit und einer Wiſſenſchaftlichkeit, wie ſie wenigen Culturſprachen bis jetzt zu Theil geworden ſind[3]). Von allgemein ſprachwiſſenſchaftlicher Bedeutung und zugleich für die Anfänge der Mathematik von Wichtigkeit iſt ſein Werk 'Die quinare und vigeſimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Nebſt ausführlicheren Bemerkungen über die Zahlwörter Indogermaniſchen Stammes und einem Anhange über Fingernamen. 1847'[4]). Ferner: 'Die Perſonennamen, insbeſondre die Familiennamen und ihre Entſtehungsarten auch unter Berückſichtigung der Ortsnamen. Eine ſprachliche Unterſuchung. 1853'. Endlich: 'Doppelung (Reduplikation,

---

[1]) De Lithuano-Borussicae in slavicis letticisque linguis principatu. 1837. 4. und De linguarum letticarum cum vicinis nexu. 1841. 4.

[2]) In der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. II. III. IV. V. VII.

[3]) Die Zigeuner in Europa und Aſien. Ethnographiſch-linguiſtiſche Unterſuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2 Theile. 1844. 1845. Die ſprachliche Behandlung beginnt Th. I. S. 63 und füllt alle folgenden Seiten beider Bände.

[4]) Daran ſchließt ſich die 1867 erſchienene kleine Schrift, in welcher mehr die ethnographiſche Seite dieſer Verhältniſſe herausgekehrt iſt: 'Die Sprachverſchiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewieſen, ſowie die quinäre und vigeſimale Zählmethode' in 'Feſtgabe zur XXV. Verſammlung deutſcher Philologen, Orientaliſten und Schulmänner in Halle a. d. S.'

Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile. 1862', ein Werk, in welchem insbesondre die außerordentliche Verbreitung dieses Bildungsmittels und die dadurch gebildeten begrifflichen Categorien nachgewiesen werden. Zwei andre Werke von ihm nehmen eine linguistisch-ethnologische Bedeutung in Anspruch. Das eine führt den Titel: 'Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besondrer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch. 1856'. Das andre von fast ganz polemischem Charakter ist betitelt: 'Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen. Nebst Beurtheilung der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen Heinrich von Ewald's. 1863'.

Außer diesen separat erschienenen Werken hat Pott eine außerordentliche Menge von Aufsätzen und Kritiken in Zeitschriften, insbesondre in der der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der von Aufrecht und Kuhn gegründeten für Vergleichende Sprachforschung u. s. w., in Kuhn und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Halle'schen Allgemeinen Literaturzeitung und andern, so wie in der Ersch und Gruber'schen Allgemeinen Encyclopädie veröffentlicht. Die meisten derselben beziehen sich zwar auf das Centrum seiner sprachwissenschaftlichen Thätigkeit, den indogermanischen Sprachstamm, doch verbreitet er sich mehr oder weniger auch über andere, insbesondre über die Sprachen Afrikas, behandelt vielfach Gegenstände der allgemeinen Grammatik und derjenigen Disciplinen, welche mit der Sprachwissenschaft in engerer Verbindung stehen, wie Ethnographie, Philologie und vergleichende Mythologie. Aus der Fülle dieser, wenn auch nicht durchweg zu billigenden, doch stets höchst lehrreichen, Aufsätze ist an dieser Stelle insbesondre der umfassende

Artikel 'Indogermaniſcher Sprachſtamm' in der Allg. Encyclop. d. Wiſſ. u. K. von Erſch und Gruber II, xvm hervorzuheben, in welchem die erſte zuſammenhängende Ueberſicht der dazu gehörigen Sprachen gegeben ward.

In demſelben Jahre, in welchem der zweite Band von Pott's Etymologiſchen Forſchungen veröffentlicht ward, gab F. G. Eichhoff in franzöſiſcher Sprache Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde ou étude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes et celtiques comparées entre elles et à la langue sanscrit in Paris heraus, in welcher die gewonnenen Thatſachen mehr äußerlich zuſammengeſtellt und durch eigene Beobachtung ergänzt waren.

Schon vorher hatte man begonnen, das Verhältniß einzelner Sprachen dieſes Sprachſtammes und ihrer Geſtaltungen zu einander in Betracht zu ziehen. So veröffentlichte Liſch ſchon 1826 eine gute Abhandlung über die (indogermaniſchen) Präpoſitionen und Joh. Alb. Bernh. Dorn (geb. 1805), welcher ſpäter ſich bedeutende Verdienſte um eraniſche Sprachen erwarb, 1827 eine Schrift 'Ueber die Verwandtſchaft des perſiſchen, germaniſchen und griechiſch-lateiniſchen Sprachſtamms'. Eine ehrenwerthe Stelle nahmen ſchon die Arbeiten ein, welche Fr. W. Reimnitz 1831 ('Das Syſtem der griechiſchen Deklination. Ein Beitrag zur griechiſchen Grammatik und zur Sprachengeſchichte überhaupt') und Hartung 1831 bis 1833 veröffentlichten; letzterer 1831 'Ueber die Caſus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Nebſt zwei Anhängen über die Correlative und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina', und 1832 und 1833 'Die Lehre von den Partikeln der Griechiſchen Sprache, zwei Bände', in denen er ſeine Unterſuchungen weſentlich auf die Vergleichung der verwandten Sprachen ſtützt. Schwach dagegen ſind die Arbeiten von Chr. Fr. F. Gräfe, in welchen Slaviſch, Griechiſch, Lateiniſch und Sanſkrit

verglichen werden[1]). Im Jahre 1832 veröffentlichte Carl Theodor Johannſen eine kleine Schrift über die lateiniſchen Wortbildung unter dem Titel 'Die Lehre der Lateiniſchen Wortbildung nach Anleitung der vollkommneren Bildungsgeſetze des Sanſkrit genetiſch behandelt'. In demſelben Jahr erſchien eine treffliche Commentatio de pronomine Graeco et Latino von Max Schmidt. Im Jahre 1827, 1831 und 1838 gab Franz Wüllner († 1842) drei Schriften heraus, welche ſich vorzugsweiſe mit dem Indogermaniſchen Sprachſtamm beſchäftigen. Die beiden erſten: 'Die Bedeutung der ſprachlichen Caſus und Modi' und 'Ueber Urſprung und Urbedeutung der ſprachlichen Formen' enthalten manches fördernde, während in der dritten 'Ueber die Verwandtſchaft des Indogermaniſchen, Semitiſchen und Tibetaniſchen, nebſt einer Einleitung über den Urſprung der Sprache' die gefährliche Seite der ſprachvergleichenden Methode hervortrat, über welche wir oben (S. 511 ff.) einige Andeutungen gegeben haben, und zwar in Verbindung mit myſtiſchen und ſpeculativen Verkehrtheiten, die das Werk völlig unlesbar machen.

Jene Seite machte ſich auch 1836 in einem übrigens höchſt ſcharfſinnigen und geiſtreichen Werkchen von Richard Lepſius (geb. 1810) geltend, dem Manne, welcher ſich ſpäter einen ſo großen Namen auf dem Gebiet der Aegyptiſchen Alterthumskunde erworben hat und ſchon in dieſer Schrift die Neigung zu tieferen Unterſuchungen über die Laut- und Schriftlehre kund gibt, welcher, außer vielen Einzelunterſuchungen, die Aufſtellung eines allgemeinen Alphabets (Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform

[1]) Commentatio qua lingua Graeca et Latina cum Slavicis dialectis re grammatica comparatur. St. Petersburg 1826 und 'das Sanſkrit-Verbum im Vergleich mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen dargeſtellt' in Mém. de l'Acad. de St. Petersb. VI. sér. sc. pol. hist. et phil. T. IV, p. 1—122, ſo wie 'Die Einheit der Sanſkrit-Declination mit der griechiſchen und lateiniſchen', ebdſ. VI. sér. T. VI. 233—284 u. aa.

orthography in European letters 1856, neue Ausgabe 1863) verdankt wird. Die Schrift, von welcher wir jetzt ſprechen, führt den Titel: 'Zwei ſprachvergleichende Abhandlungen I. Ueber die Anordnung und Verwandtſchaft des Semitiſchen, Indiſchen, Aegyptiſchen, Aethiopiſchen, Altperſiſchen und Altägyptiſchen Alphabets. II. Ueber den Urſprung und die Verwandtſchaft der Zahlwörter in der Indogermaniſchen, Semitiſchen und Koptiſchen Sprache'.

Schon zwei Jahre vorher (1834) hatte E. G. Graff, ein Mann, welcher ſich große Verdienſte um die deutſche Philologie erworben hat und auch der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft ſchon ſehr früh ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte, die Veröffentlichung ſeines großen Werkes 'Althochdeutſcher Sprachſchatz' begonnen. Es war ihm nicht beſchieden, die Vollendung deſſelben zu erleben. Er ſtarb 1841 während des Druckes des vorletzten Bandes; den ſechsten und letzten gab Maßmann heraus. Trotz aller Mängel, an welchen das Werk leidet, war es ſchon durch das Material, welches darin geliefert war, dann aber auch durch die Vergleichungen und phonetiſche Beigaben des Verfaſſers für die weitere Entwicklung der Sprachwiſſenſchaft von keiner unerheblichen Bedeutung.

In dem Jahre 1836 und drei Jahre ſpäter veröffentlichte Heinrich Düntzer zwei ſprachvergleichende Schriften; zunächſt 'Die Lehre von der lateiniſchen Wortbildung und Compoſition' und dann 'Die Declination der indogermaniſchen Sprachen nach Bedeutung und Form entwickelt'.

Im Jahre 1837 erſchien die zwar kleine aber bedeutende Arbeit von Adalb. Kuhn 'De conjugatione in MI linguae sanscritae ratione habita'. Viele andere ſprachwiſſenſchaftliche Aufſätze und Kritiken lieferte er in Zeitſchriften, insbeſondere in den beiden ſchon mehrfach erwähnten von ihm ſelbſt herausgegebenen und in Schulprogrammen. Sie behandeln Gegenſtände von allgemeinem ſowohl als beſondrem Charakter aus dem Gebiete der Indogermaniſchen Sprachen und haben zur tiefern Erkenntniß der

Grundsprache, aus welcher diese sich besondert haben, so wie der Einzelsprachen, vorzugsweise des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen bedeutende Beiträge geliefert. Auch verdanken wir ihm den ersten eindringenderen Versuch, vermittelst Nachweises von Wörtern, welche schon der Grundsprache angehörten, den Zustand des indogermanischen Volkes vor seiner Besonderung in die bekannten Zweige zu erforschen, in dem Aufsatze: 'Zur ältesten Geschichte der Indogermanischen Völker', welcher in Weber's Indischen Studien Bd. I S. 321—363 gewissermaßen in zweiter Auflage erschienen ist (zuerst war er als Schulprogramm gedruckt).

In demselben Jahre erschien auch von Rudolf von Raumer, einem Sprachforscher, welcher sich vorzüglich auf dem Gebiete der germanischen Sprachen Verdienste erwarb, eine kleine aber einflußreiche Schrift 'Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung'. Dem Titel nach gehört sie zwar zu der allgemeinen Sprachwissenschaft, speciell der 'Lautlehre im Allgemeinen', allein da sie sich wesentlich auf die indogermanischen Sprachen beschränkt, auch ihr Einfluß vorzüglich für diese von Bedeutung ward, habe ich mir erlaubt sie schon hier zu erwähnen. Mit ihr beginnen die ernsteren Bestrebungen, auch den etymologischen Lautwechsel (vgl. S. 458) zu erklären. Dieses geschieht vorzugsweise durch sorgfältige Beachtung, Bestimmung u. s. w. des Wesens der Sprachlaute und der Art, wie sie sich diesem gemäß umzugestalten fähig sind. Auch in nachfolgenden Aufsätzen hat sich R. von Raumer um diese Seite der Sprachwissenschaft verdient gemacht und bildet gewissermaßen die Vermittelung zwischen der linguistischen und physiologischen Behandlung der Laute. Die hieher gehörigen Aufsätze finden sich in seinen 'Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften'. 1863.

Von Agathon Benary (geb. 1807, gest. 1860), einem höchst scharfsinnigen, sorgfältigen und geistvollen Forscher erschien 1837 der erste und leider einzige Band des einzigen besonderen Werkes, welches er veröffentlicht hat: 'Die römische Lautlehre,

ſprachvergleichend dargeſtellt'. Doch hat er außerdem durch einzelne Aufſätze und Kritiken, insbeſondere in den Berliner Jahrbb. für wiſſenſch. Kritik, verdienſtlich gewirkt.

Im Jahre 1839 veröffentlichte Alb. Höfer 'Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik. Erſter Band: zur Lautlehre', in welchem ſich manche werthvolle Beobachtungen und fördernde Anſichten finden. Eine Fortſetzung iſt nicht erſchienen, dagegen manche einzelne hieher gehörige Aufſätze in Zeitſchriften, insbeſondre in der von ihm redigirten für die Wiſſenſchaft der Sprache.

In demſelben Jahre erſchien der erſte, 1842 der zweite Band von des Verfaſſers dieſer Geſchichte 'Griechiſchem Wurzellexikon', in welchem der Verſuch gemacht wurde, vermittelſt der ſprachvergleichenden Methode die ſogenannten Wurzeln des griechiſchen Sprachſchatzes zu erforſchen und dieſen aus ihnen abzuleiten. Dabei war es nothwendig, die Gränzen der griechiſchen Sprache nicht ſelten zu überſchreiten und die Unterſuchung auf die Gebiete der verwandten Sprachen auszudehnen, ſo daß auch in dieſer Arbeit ſtatt des beſondren Charakters, welchen man dem Titel gemäß erwarten ſollte, mehr ein allgemeiner hervortritt Die andern Arbeiten, welche er in Bezug auf die indogermaniſchen Sprachen im Allgemeinen veröffentlicht hat, tragen weſentlich denſelben Charakter und beſtehen faſt nur aus vielen einzelnen Aufſätzen und Kritiken, welche in mehreren Zeitſchriften, insbeſondere den Göttinger Gelehrten Anzeigen und der von ihm herausgegebenen 'Orient und Occident' und aa. OO. erſchienen ſind. Ueber 'Einige Pluralbildungen des Indogermaniſchen Verbum' hat er eine Abhandlung in denen der k. Geſ. d. Wiſſ. zu Göttingen Bd. XIII. 1867 erſcheinen laſſen.

Im Jahre 1842 veröffentlichte G. Curtius eine ſprachvergleichende Schrift über die Bildung der Griechiſchen Nomina (De nominum Graecorum formatione ratione linguarum cognatarum habita) und im Jahre 1846 'Sprachvergleichende Beiträge zur griechiſchen und lateiniſchen Grammatik. 1. Theil: Die Bildung

der Tempora und Modi'. Daran schlossen sich viele einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. und 1858—62 (2. Auflage 1866) ein, insbesondere durch die darin hervortretende im Ganzen besonnene Kritik des für griechische Etymologie früher geleisteten, bedeutendes Werk in zwei Bänden, welches den Titel 'Grundzüge der Griechischen Etymologie' führt. In den Berichten der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ist von ihm ein werthvoller Aufsatz 'über die Spaltung des A-Lautes im Griechischen und Lateinischen mit Vergleichung der übrigen europäischen Glieder des indogermanischen Sprachstammes' (1864, S. 9 ff.) und in den Abhandlungen derselben 1867 eine 'Zur Chronologie der indogermanischen Sprachen' veröffentlicht, in welcher er die Stufen ihrer Entwicklung zu veranschaulichen sucht. Durch die Abfassung einer Griechischen Grammatik, welche im Geiste der Sprachwissenschaft ausgearbeitet und auf die Resultate derselben gebaut ist, hat er diesen Eingang und bedeutenden Einfluß auf die Behandlung der classischen Sprachen in Schulen und auf Universitäten verschafft, und sich überhaupt durch Vermittelung der Philologie mit der Sprachwissenschaft viele Verdienste erworben.

Adolf Holtzmann, ein sehr scharfsinniger Forscher, dessen wir schon gedacht haben und auch weiterhin Gelegenheit haben werden, zu gedenken, gab 1846 eine kleine Schrift 'Ueber den Ablaut' heraus, welche für die Erkenntniß der vokalischen Umwandlungen in den indogermanischen Sprachen von der größten Bedeutung war, und zwar insbesondere dadurch, daß sie den Einfluß des Accents auf die Wortgestaltung in einem der wichtigsten Fälle, der sogenannten Gunirung, geltend machte und daraus den deutschen Ablaut erklärte [1]).

Lorenz Diefenbach, ein geistvoller Schriftsteller, welcher sich auf vielen und sehr verschiedenen Gebieten menschlichen Denkens und Gestaltens bewegt, vor allem aber auf dem der Sprachen,

[1]) Vgl. Rumpelt 'Deutsche Grammatik' § 56 ff.

wo er ſich eine Fülle von Kenntniſſen erworben hat, wie ſie wenigen zu Gebote ſteht, veröffentlichte in den Jahren 1846—1851 ſein 'Vergleichendes Wörterbuch der Gothiſchen Sprache'. 2 Bände, welches durch zahlreiche Zuſammenſtellungen für die indogermaniſchen Sprachen überhaupt von Wichtigkeit iſt. Seine früheren ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigten ſich theils mit allgemeinen Fragen ('Ueber Leben, Geſchichte und Sprache' 1835), theils mit den romaniſchen Sprachen ('Ueber die jetzigen romaniſchen Schriftſprachen' 1831), theils endlich mit den Celtiſchen (in ſeinem hiſtoriſch-linguiſtiſchen Werke: 'Celtica, Verſuch einer genealogiſchen Geſchichte der Celten'). Später hat er mehrere alte, insbeſondre lateiniſch-deutſche Gloſſare veröffentlicht (1857. 1867), dann ein ethnologiſches Werk ('Origines Europeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Studien.' 1861), welches ſich vorzugsweiſe mit indogermaniſchen Völkern und demgemäß natürlich auch mit ihren Sprachen beſchäftigt; von Wichtigkeit iſt darin ein 'Lexikon der von den Alten aufbewahrten Sprachreſte der Celten und ihrer Nachbarn, insbeſondere der Germanen und Hiſpanier'. Sein letztes größeres Werk iſt eine 'Vorſchule der Völkerkunde und der Bildungsgeſchichte' (1864), in welchem ſich auch manche beachtenswerthe Auseinanderſetzungen über Sprache überhaupt und indogermaniſche Sprachen insbeſondere befinden. Außer ſeinen umfaſſenderen Werken hat er auch mehrere werthvolle Kritiken veröffentlicht.

Im Jahre 1847 machte Louis Benloew den Verſuch, das Princip der indogermaniſchen Accentuation und ſeine Anwendung nachzuweiſen in ſeinem Werke de l'Accentuation dans les langues indo-européennes tant anciennes que modernes. Par. 1847. Später (1855) gab er im Verein mit H. Weil eine Théorie générale de l'accentuation latine heraus; 1858 ein Aperçu général de la science comparative des langues; 1861 eine Schrift sur l'origine des noms de nombre japhétiques et sémitiques.

1847 veröffentlichte W. Sonne 'Epilegomena zu Dr. Th. Benfey's griechischem Wurzellexikon'; seine späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Vedenerklärung und vergleichenden Mythologie haben wir schon Gelegenheit gehabt anzudeuten (S. 416).

In den Jahren 1848—1850 trat zuerst mit zwei Abhandlungen auf, welche eigentlich dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft angehören, August Schleicher (geb. 1821[1]). Doch erlaube ich mir sie schon hier zu erwähnen, theils weil sie sich zum größten Theil mit indogermanischen Sprachen beschäftigen, theils weil sie den Anfang einer Thätigkeit bilden, welche sich später vorzugsweise diesen zuwandte und für sie von großem Einfluß ward. Sie führen den gemeinschaftlichen Titel: 'Sprachvergleichende Untersuchungen'. Die erste mit dem besondren Titel 'Zur vergleichenden Sprachengeschichte' sucht im Allgemeinen den Gedanken auszuführen, daß die Sprachen in historischen Zeiten abwärts gehen, eine Ansicht, deren Richtigkeit nur für einzelne Momente derselben und für einzelne Sprachen zugegeben werden kann, im Ganzen aber schwerlich zu billigen ist. Dann behandelt sie die Entstehung von gequetschten Lauten, durch Einfluß eines folgenden i oder j, welche der Verf. mit dem Namen des Zetacismus bezeichnet. Die zweite Abhandlung führt den besondren Titel 'die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht', in welcher die indogermanischen natürlich schon an und für sich die wichtigste Stelle einnehmen. Später hat sich Schleicher zunächst große Verdienste durch die Behandlung der kirchenslavischen Sprache (1852), so wie des Litauischen (1856) erworben. Im Jahre 1859 folgte aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft eine Abhandlung 'Zur Morphologie der Sprache' in den Mémoires der Petersb. Akademie; 1865 eine über 'die Unterscheidung von Nomen und

[1]) Mit Schmerz füge ich hinzu, daß er vor wenigen Wochen in der Blüthe seiner Kraft und Thätigkeit, den 6. Dec. 1868, durch einen für die Wissenschaft viel zu früh eingetretenen Tod uns entrissen ist.

Verbum in der lautlichen Form' in den Abhandl. der Leipziger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (phil.-hiſt. Cl. IV Nr. V). Im Jahre 1860 hat er ein Werk 'die deutſche Sprache' veröffentlicht, in welchem er das Verfahren und die Ergebniſſe der Sprachwiſſenſchaft jedem Gebildeten zugänglich zu machen und zugleich das Weſen der deutſchen Sprache in ſeinen Hauptzügen darzulegen ſucht. Im folgenden Jahre erſchien ſein 'Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen' (in zweiter Auflage 1866), eine der verdienſtlichſten Arbeiten auf dieſem Gebiet, durch welche das Studium dieſes Wiſſenszweiges außerordentlich erleichtert und gefördert iſt. Außerdem hat er eine Anzahl von Aufſätzen über Gegenſtände deſſelben Bereiches, dem ſeine größeren Werke gewidmet ſind, in Zeitſchriften veröffentlicht, insbeſondere in der ſogleich zu erwähnenden, welche er mit Kuhn vereint herausgab.

Zwei Jahre vorher, 1845, begann die erſte der drei Zeitſchriften zu erſcheinen, welche theils der Sprachwiſſenſchaft im Allgemeinen, theils der Durchforſchung der indogermaniſchen insbeſondre gewidmet ſind. Es war dieß die 'Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft der Sprache', herausgegeben von Alb. Höfer. Fünf Jahre danach, 1851, folgte, zuerſt unter Redaction von Aufrecht und Kuhn, dann unter der des Letzteren allein die 'Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung auf dem Gebiete des Deutſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen'. Elf Jahre ſpäter trat dazu unter Redaction von Kuhn und A. Schleicher: 'Beiträge zur vergleichenden Sprachforſchung auf dem Gebiete der ariſchen, celtiſchen und ſlaviſchen Sprachen'. Außerdem eröffneten auch manche andre Zeitſchriften ihre Spalten Aufſätzen, welche zur Aufhellung der indogermaniſchen Sprachen im Allgemeinen und Beſondren dienten; insbeſondre fand dieß in ſolchen Statt, welche dem Orient gewidmet waren. Die Aufſätze, welche in den erwähnten und anderen Zeitſchriften erſchienen, erſtreckten ſich faſt über alle Theile der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft, ſeltner natürlich über

allgemeine Fragen, die sich ja eher zu einer zusammenhängenden Behandlung in einem besondren Werk eignen; wohl aber waren hier Monographien über begränztere Gegenstände willkommen und eine Stätte war gegeben, wo selbst das scheinbar Unbedeutendste, wenn in einer die Wissenschaft fördernden Weise behandelt, sicher war, zur Oeffentlichkeit und zur Beachtung gelangen zu können. Fast alle Sprachforscher und Indologen, welche wir bisher genannt haben, haben auch insbesondre für die beiden Zeitschriften Beiträge geliefert, an deren Spitze Kuhn steht und die meisten der neu hinzutretenden jüngeren Kräfte haben in ihnen zuerst ihre Schwingen versucht.

Viele und werthvolle Aufsätze lieferte Ernst Wilhelm F. Förstemann (geb. 1822), welcher seine sprachwissenschaftliche Laufbahn mit einer Dissertatio de comparativis et superlativis linguae graecae et latinae 1844 eröffnet hatte und im Jahre 1851 die Ehre hatte, auch die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung zu eröffnen. Den Aufsatz, womit dieses geschah, 'Ueber deutsche Volksetymologie', so wie einen im zweiten Hefte erschienenen 'Numerische Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen und Deutschen', hebe ich wegen ihrer eigenthümlichen Richtung hervor. Von den übrigen beziehen sich viele vorzugsweise auf unsre Muttersprache, um welche er sich auch durch andre Arbeiten, insbesondere durch sein 'Altdeutsches Namenbuch' Bd. I. 1856, Bd. II. 1859 und 'Die deutschen Ortsnamen' 1863, verdient gemacht hat.

Aufrecht und Kirchhoff, welche sich durch ihr gemeinschaftlich bearbeitetes Werk 'Ueber die Umbrischen Sprachdenkmäler' 2 Bde. 1849—51 ein unvergängliches Denkmal im Gebiete der Sprachwissenschaft gesetzt haben, trugen durch einzelne, in diesen und andern Zeitschriften erschienene Monographien sowohl zur weiteren Aufhellung der altitalischen Sprachen, als insbesondere der classischen, des Sanskrit und der germanischen bei. Von Aufrecht erschienen seit seiner Uebersiedelung nach

England, nicht wenige auch in engliſchen Zeitſchriften, insbeſondere in den Transactions of the philological Society.

Nur, ſoviel mir bekannt, in Zeitſchriften, insbeſondere den Kuhn'ſchen, hat Heinrich Schweizer-Sidler (geb. 1815) Proben ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und insbeſondere ſeines beſonnenen kritiſchen Urtheils gegeben, auch die indogerm. Sprachwiſſenſchaft durch manche werthvolle Bemerkung, vorzüglich im Gebiet der vergleichenden Syntax, bereichert.

Auch Ebel begann hier neben etymologiſchen Unterſuchungen über die claſſiſchen Sprachen ſeine ausgezeichneten Arbeiten über das Celtiſche u. aa.

Hier veröffentlichte ferner der geniale Weſtphal unter andern ſeinen bahnbrechenden Aufſatz über 'das Auslautsgeſetz des Gothiſchen'.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl höchſt ſcharfſinniger Monographien lieferte W. Corſſen, dem man insbeſondere für die tiefere Kenntniß italiſcher Sprachen ſo viel verdankt.

Ebenſo finden ſich hier treffliche Arbeiten von dem ausgezeichneten Bearbeiter der griechiſchen Dialekte, L. Ahrens.

Wöſte und Zyro brachten Mittheilungen zur Kenntniß der deutſchen Dialekte.

Hier veröffentlichte, ſo viel mir bekannt, auch Max Müller die erſte und faſt alle ſeine deutſch abgefaßte Arbeiten aus dem Gebiete der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen, nämlich 'Ueber die ſiebente Conjugationsform im Griechiſchen', im 4. Hefte des IV. Bandes, S. 270 ff. 1854 und ſpäter dann mehrere andere. Schon früher, 1848, war eine engliſch abgefaßte erſchienen in the Report of the British association for the advancement of science for 1847 S. 319 ff. und handelt On the relation of the Bengali to the Arian and Aboriginal Languages of India. Die größren Arbeiten dieſes ausgezeichneten Linguiſten, insbeſondere ſeine Lectures on the Science of language 1861 und Second series 1864 ge-

hören zwar dem Titel nach dem allgemeinen Theil der Sprachwissenschaft an, sind aber ganz insbesondere für die indogermanischen Sprachen von Bedeutung. Einigermaßen ähnlich verhält es sich mit dem 1854 erschienenen kleinen Werkchen Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East (des Krimkrieges). With an ethnological map, drawn by Aug. Petermann. Allgemein sprachlichen Charakters dagegen ist seine geistvolle jüngst erschienene Vorlesung On the stratification of language; ihm nähert sich auch die 1854 veröffentlichte on the Classification of the Turanian languages.

Auch Leo Meyer, geb. 1830, veröffentlichte in Kuhn's Zeitschrift seine ersten Arbeiten (seit 1854) und zwar innerhalb des Kreises, in welchem er sich jetzt noch vorzugsweise bewegt, nämlich Gothisch, Griechisch und Lateinisch; später hat er auch mehrere hieher gehörige Aufsätze in den Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, in der von dem Verfasser dieser Geschichte herausgegebenen Zeitschrift 'Orient und Occident' und sonst erscheinen lassen. Daneben hat er einzelne werthvolle Abhandlungen und in den Jahren 1861 und 1865 die beiden ersten Bände seiner 'Vergleichenden Grammatik der Griechischen und Lateinischen Sprache' herausgegeben, woran sich eine 'Gedrängte Vergleichung der griechischen und lateinischen Declination' 1862 schließt. Diese, wie alle seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, unter denen auch eine Abhandlung 'Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen' 1863 hervorzuheben ist, gewähren neben kritischer Benutzung der Resultate seiner Vorgänger viele selbstgewonnene und charakterisiren sich durch eine — ich möchte sagen — reinliche, klare und nüchterne Darstellung.

Im Jahre 1855 trat in Kuhn's Zeitschrift der geistvolle und kenntnißreiche Lottner auf; unter den Aufsätzen, die er hier veröffentlichte, tritt vorzüglich der 'Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stamms' (VII. 1. S. 18

und 3. S. 161) und der 'Ueber die Ausnahmen in Bezug auf die Lautverſchiebung' (XI. S. 161 ff.) hervor. Später überſiedelte er nach Irland und hat manche treffliche Arbeiten — auch über die afrikaniſchen Sprachen — in engliſcher Sprache, insbeſondere in den Transactions of the philological Society, erſcheinen laſſen.

Ferner finden ſich in dieſen Zeitſchriften verdienſtvolle Arbeiten von G. Legerlotz; G. Bühler, welcher eine Diſſertation über das Griechiſche Secundärſuffix τηϛ 1858 veröffentlicht hatte, ſpäter mehreres auch in dem 'Orient und Occident' erſcheinen ließ und ſeit ſeiner Berufung nach Indien ſich vorzugsweiſe der Sanſkrit-Philologie widmet; dann von Joſ. Budenz, welcher 1858 eine Diſſertation über das Suffix κοϛ geſchrieben hatte und ſich ſeit ſeiner Ueberſiedlung nach Ungarn erhebliche Verdienſte um die Ural-Altaiſchen Sprachen erwarb; von G. Gerland, welcher 1859 eine ſcharfſinnige Abhandlung über den griechiſchen Dativ, zunächſt des Singular, veröffentlicht hatte und hier deren Fortſetzung folgen ließ (IX. 1. 36); ſpäter beſchäftigte er ſich auch mit Fragen der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft, und lieferte darauf Bezügliches in Steinthal und Lazarus 'Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft', u. aa.; ferner von A. Ludwig, welcher im Jahre 1867 eine werthvolle Abhandlung: 'Die Entſtehung der A.-Declination' u. ſ. w. veröffentlichte (in den Sitzungsberichten der k. Ak. d. Wiſſ. in Wien, phil.-hiſt. Kl. 1867, Januar). Hier, ſo wie in den 'Beiträgen zur indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft', der Zeitſchrift von Steinthal und Lazarus, dem 'Orient und Occident' u. aa., vor allen aber in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie ließ ferner Friedrich Müller eine Menge kleiner, ſehr klar gedachter und geſchriebener Aufſätze über ſehr viele Gegenſtände der Sprachwiſſenſchaft erſcheinen. Vorzugsweiſe beſchäftigen ſie ſich zwar mit den eraniſchen Sprachen, doch beziehen ſich einige auch auf die ſanſkritiſchen und andre des indogermaniſchen Stammes,

andre auch auf semitische, wenige auf afrikanische und amerikanische Sprachen, und mehrere auf Fragen aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft. Im Jahre 1867 veröffentlichte er eine Bearbeitung des linguistischen Theiles der Novara-Reise, in welcher er eine dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende kurze Uebersicht der Afrikanischen, Indischen, Australischen und Malayo-polynesischen Sprachen giebt. Ferner brachten die Kuhn'schen Zeitschriften Aufsätze von Stier, L. Kobler, Kielhorn, Roth, Weber, Bollensen, Haug, Steinthal, Müllenhoff, Th. Kind, Leo, Maßmann, Weinhold, Mannhardt, Graßmann, Berthold Delbrück, welcher sich später der vergleichenden Syntax zugewendet hat; Ludw. Hirzel, der später über den äolischen Dialekt schrieb; K. Walter, Birlinger, A. Dietrich, Misteli, Pauli, G. Michaelis, Joh. Schmidt, Virgil Grohmann, Fröhde, Schnitzer, Zeyß, Strehlke, R. Rödiger, und aa. In den Beiträgen erschienen Aufsätze von Fr. Spiegel, dessen Verdienste um die Linguistik, insbesondere der eranischen Sprachen, wir weiterhin erwähnen werden; von Fr. Miclosich, dem großen Slavisten; von M. Schmidt u. aa. Von jüngeren Kräften traten hier auf J. Bekker mit einer Behandlung celtischer Inschriften (in Bd. 3 und 4); Joh. Gust. Cuno mit Studien über das Verhältniß des Keltischen und Italischen zu einander (in Bd. 4); Lorenz mit dem Versuch einer methodischen Durchforschung des Etruskischen, in welchem er sich bemüht, diese dunkle Sprache als eine indogermanische, der lateinischen verwandte zu erweisen (Bd. 4. 5.); C. T. Pfuhl (Sprache der Polaben); und Leskien (Zur neuesten Geschichte der slavischen Sprachforschung). Auch betheiligten sich an diesen Zeitschriften mehrere Ausländer, insbesondere der überaus, vielleicht zu scharfsinnige Ascoli, Bugge, Bréal, Pictet und Whitley Stokes, der hervorragende Forscher auf dem Gebiete des celtischen Sprachzweigs.

Ich habe das Stelldichein, welches sich die neueren Sprach-

forscher mit wenigen Ausnahmen in den Kuhn'schen Zeitschriften gegeben haben, benutzt, um zugleich deren Hauptthätigkeit hervorzuheben. Wir sind damit schon mehrfach bis zu dem Jahre gelangt, in welchem diese Geschichte abgeschlossen ist und es bleibt deßhalb nur noch weniges übrig, was ich rücksichtlich der Behandlung des indogermanischen Sprachstamms im Allgemeinen nachzutragen habe.

Im Jahre 1852—59 ließ Moriz Rapp eine Art Vergleichender Grammatik in drei Bänden erscheinen, welche jedoch nicht vollendet ist. Ohne der Arbeit einen gewissen, wenn auch sehr beschränkten, Werth absprechen zu wollen, darf ich doch nicht unerwähnt lassen, daß sie der übrigen sprachwissenschaftlichen Entwickelung fern, fast ganz isolirt steht. Schon vorher hatte Rapp in den Jahren 1836—1841 vier Bände mit dem Haupttitel 'Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen' veröffentlicht. Die drei ersten und fast die Hälfte des vierten beschäftigen sich nur mit der Laut- und Verslehre, von denen jene für die damalige Zeit nicht ganz ohne Verdienst ist; S. 149—154 des 4. Bandes wird dann auf sechs Seiten eine Uebersicht der übrigen Theile der Grammatik, Etymologie und Syntax gegeben.

1860 erschien eine schöne Arbeit von L. Schwabe über die griechischen und lateinischen Deminutive mit Vergleichung andrer verwandter Sprachen.

1861 veröffentlichte Ferdinand Justi, geb. 1837, seine erste Arbeit, eine wenn gleich den Gegenstand nicht erschöpfende, doch treffliche Abhandlung 'Ueber die Zusammensetzung der Nomina in den Indogermanischen Sprachen'. Darauf folgten Kritiken und Aufsätze in Zeitschriften u. aa. Sammelwerken, unter denen ich nur den 'Ueber die Indogermanen' in Raumer's historischem Taschenbuch 1862 hervorhebe. Seine Hauptarbeiten wandten sich aber dem eranischen Gebiet zu, wo er sich um das Alt-

bactriſche und Pahlavi bedeutende Verdienſte erworben hat, deren wir weiterhin gedenken werden.

F. C. Auguſt Fick hat ſeine erſten Arbeiten, alle etymologiſchen Inhalts, im 'Orient und Occident' erſcheinen laſſen. Im Jahre 1868 gab er ein 'Wörterbuch der indogermaniſchen Grundſprache in ihrem Beſtande vor der Völkertrennung' heraus, in welchem er den erſten Verſuch gemacht hat, den Wortſchatz feſtzuſtellen, welchen das Indogermaniſche Urvolk vor ſeiner Spaltung in die geſchichtlich bekannten Stämme beſaß. Trotz mancher gewagten Annahmen liefert es eine Grundlage, welche, durch Berichtigungen und Ergänzungen mehr befeſtigt und erweitert, den Ausbau dieſes ſo ſehr wichtigen Theiles der indogermaniſchen Sprachforſchung in Ausſicht ſtellt.

Bei dieſer Gelegenheit will ich eine, ebenfalls in den Kreis derartiger Unterſuchungen gehörige, kleine, aber werthvolle Abhandlung von Oberdieck, 'Etymologie von Obſtnamen', erwähnen, welche in einem Breslauer Schulprogramm 1866 erſchien und mir nur durch Zufall bekannt wurde. So wie mir dieſe faſt entgangen wäre, werde ich auch manches andre überſehen haben, wofür ich um Entſchuldigung bitte.

Im Jahre 1868 erſchien ein werthvolles Werk von Wilhelm Scherer, 'Zur Geſchichte der deutſchen Sprache', welches ſo viele dem allgemeinen Theil der Indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft angehörige Momente beſpricht, daß wir es nothwendig ſchon hier erwähnen müſſen.

Schließlich ſind noch zwei Abhandlungen der Anführung werth, eine aus dem Gebiet der vergleichenden Lautlehre von Georg Schulze 'Ueber das Verhältniß des *Z* zu den entſprechenden Lauten der verwandten Sprachen' 1867; die andre aus dem der vergleichenden Syntax von Georg Autenrieth: 'Terminus in quem Syntaxis comparativae particula'. 1868.

Vereinigt man die Reſultate der allgemeinen mit den gleichzeitig gewonnenen der beſonderen indogermaniſchen Sprachforſchung,

ſo wie der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft überhaupt, ſo wird es möglich, durch weitere Entwickelung und Anwendung derſelben, ein ſchon faſt lückenloſes Bild der geſchichtlichen Entfaltung des indogermaniſchen Sprachſtammes aufzurollen. Der Theil insbeſondre, welcher mit der Geſtalt beginnt, die die Grundſprache zunächſt vor der Zeit der Sprachenabtrennung beſaß, und bis zu den neueſten Umwandlungen reicht — alſo die untere Geſchichte unſres Sprachſtammes — würde ſich, nach Ausfüllung der in der That bis jetzt noch klaffenden Lücken [1]), die aber mit zwar großer extenſiver, aber verhältnißmäßig geringer intenſiver Arbeit geſchloſſen werden könnten, zu einer, die meiſten Forſcher befriedigenden Form abrunden laſſen, ſo daß die Entſtehung und Entfaltung der alten, mittleren und neuen Phaſen der aus der Grundſprache hervorgetretenen Sprachzweige — des ariſchen (d. h. ſanſkritiſch-eraniſchen), griechiſchen, italiſchen, celtiſchen, germaniſchen und letto-ſlaviſchen — ſowohl in lautlicher, als begrifflicher (Wortbildung und Wortverbindung betreffender) Beziehung in einer in allen weſentlichen Punkten unanfechtbaren Weiſe bloßgelegt zu werden vermöchte.

Was die Grundſprache betrifft, ſo wird, und ward ſchon zum größern Theil, die Geſtalt, welche ſie zu der angedeuteten Zeit hatte, dadurch gewonnen, daß man das allen dieſen Sprachzweigen, oder den von einander entlegenſten oder ſehr entlegenen gemeinſame ausſondert. Von ſolchen ſprachlichen Erſcheinungen läßt ſich — mit wenigen Ausnahmen — als ſicher annehmen, daß ſie nicht nach der Zeit der Abſonderung von der Grundſprache, unabhängig von einander, in den verſchiedenen Sprachzweigen entſtanden ſind, ſondern ſchon zu jener Zeit beſtanden und als gemeinſchaftlicher Beſitz in die neue Heimath der beſonderten Sprachzweige mitgenommen wurden. Wenn z. B. nachgewieſen iſt, daß in allen dieſen Sprachzweigen die erſte Perſon des Singular

[1]) vgl. oben S. 561.

im Präsens Activi meist auf mi auslautete, und feststeht, daß dieses mi Repräsentant, aber nicht die ursprüngliche Form des Pronomens der ersten Person war, sondern eine phonetische Schwächung derselben für ma, so daß schon darum und wegen der Menge von analogen Fällen an eine von einander unabhängige Bildung dieser Form nach der Absonderung nicht gedacht zu werden vermag, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie schon vor der Trennung dieser Sprachzweige von einander in ihrer Grundsprache vollendet war und als gemeinschaftliche Sprachform in die neuen Sitze mitgebracht ward. Eben so ist unzweifelbar, daß, da das Latein, das Germanische, Griechische, Litauische und Arische das Pferd mit einem Worte bezeichnen, welches ihren Lautgesetzen gemäß sich auf eine Grundform akva (mit einem eigenthümlichen k) reduciren läßt, dieses Wort weder von ihnen unabhängig von einander gebildet, noch von einander entlehnt sein kann, sondern ebenfalls schon vor ihrer Trennung in der Grundsprache bestanden und aus ihr als gemeinschaftlicher Besitz mitgenommen sein muß.

Durch die Resultate dergartiger Untersuchungen, welche sich in grammatischer Beziehung in Schleicher's 'Compendium der vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen' (2. Ausg. 1866), in lexikalischer in Fick's 'Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache' (1868) im Allgemeinen übersehen lassen, steht es fest, daß die Grundsprache zu der angedeuteten Zeit eine in ihrer grammatischen Gestalt vollständig ausgebildete und in ihrem Wortschatz so reich entwickelte war, daß dieser zugleich ein vollgiltiges Zeugniß dafür ablegt, daß zu eben dieser Zeit von dem Volke, welches sich dieser Sprache bediente, schon eine verhältnißmäßig hohe Cultur erreicht war. Ich habe einige der dafür entscheidenden Momente in meinem Vorworte zu dem erwähnten Fick'schen Werke zusammengestellt, und erlaube mir weniges daraus hier hervorzuheben.

'Die Indogermanen hatten schon damals Häuser und umwallte Burgen oder Städte. Sie lebten von Ackerbau und bauten wenigstens zwei Getreidearten, wahrscheinlich Weizen und Gerste.

Sie trieben Viehzucht; hatten als Hausthiere Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Gänſe und Enten; webten, machten ſich Kleidungen, Gürtel; kannten drei Metalle wenigſtens, deren eines noch zweifelhaft (ſein Name ſkr. ayas, lat. aes, goth. aiz bedeutete vielleicht einſt 'Metall' überhaupt, ſpäter 'Erz, Eiſen'), die beiden andern ſicher Gold und Silber waren; hatten Beile, ſogar ein Inſtrument zum Bartſcheeren (ſ. Fick unter ksura); ſie beſaßen Waffen, ſpeciell Pfeile; malten und dichteten; bauten Wagen und Schiffe mit Rudern; ſie wurden von Königen regiert, deren Frauen als 'Königinnen' bezeichnet wurden und demgemäß wahrſcheinlich an ihrem Rang theilnahmen. Ihre Religion war ſchon ſcharf ausgeprägt; ſie hatten mehrere Götter mit feſtgewordenen Namen, beſtimmte religiöſe Formen und ſelbſt Formeln. Als Beweis keines geringen Grades von Cultur dürfen wir es jetzt — wo wir wiſſen, wie mangelhaft bei vielen Völkern, ſelbſt auf einer keineswegs ſehr geringen Culturſtufe, die Entwickelung der Zahlwörter iſt — anſehen, daß ſie ſchon vor der Trennung das Decimalſyſtem feſtgeſtellt hatten, eben ſo die einfachen Zahlwörter von eins bis neun, die Zehner bis fünfzig und das Zahlwort für Hundert. Daraus, daß die einzelnen Zweige in Bezug auf die übrigen Zahlwörter bis excluſive 'Tauſend' nicht ſtrict mit einander übereinſtimmen, obgleich ſie dieſelben weſentlich aus denſelben Mitteln bilden, können wir nur folgern, daß ſich aus den verſchiedenen erlaubten — das heißt verſtändlichen — Bezeichnungen noch keine — mit Verdrängung der übrigen — als einzig gebräuchliche für ſie feſtgeſetzt hatten. Endlich hatten ſie die Zeit ſchon in Jahre und Monate getheilt.'

So gingen die indogermaniſchen Sprachzweige nicht aus einem ſprachlichen Zuſtande hervor, welcher ihnen nur Elemente der Sprachbildung — etwa ſogenannte Wurzeln und Formationsexponenten — darbot, ſondern eine im Weſentlichen fertige Sprache, die ſie nur in ihrer Beſonderheit weiter zu entwickeln nöthig hatten; die indogermaniſchen Stämme, bei ihrer Abtrennung vom Grund-

stock, nicht aus einem wilden, sondern einem verhältnißmäßig hochgebildeten Volke.

Diese Sprachzweige stehen demnach zu ihrer Grundsprache in einem, wenn auch graduell niedrigeren, doch wesentlich gleichen Verhältnisse, wie die romanischen Sprachen zu dem Latein. Auch diese lebt nur in den Sprachzweigen fort, ähnlich wie das Latein sich in seine Töchter aufgelöst hat, erstorben ist, um in erneuter Gestalt in diesen zu erblühen. Ja es ist nicht unmöglich, sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich selbst in einigermaßen ähnlicher Weise, wie das Latein, sich verbreitete und theilweis umgestaltete, nämlich durch colonieartige Abzweigungen vom Grundvolk, welche fremdstämmige Völker unterwarfen, sich mit ihnen mischten, ihnen, so weit sie sie nicht ausrotteten, die eigene Sprache aufdrängten, diese aber dann in der neuen Heimath nicht ganz ohne Einfluß von jenen weiter entwickelten.

Ein Hauptunterschied zwischen dem Verhältniß der indogermanischen Sprachzweige zu der Grundsprache und den romanischen zum Latein liegt jedoch natürlich darin, daß wir das Latein, wenn gleich es ausgestorben ist, durch die darin erhaltene Literatur kennen, daß wir die Zeit wissen, wann die romanischen Sprachen sich aus ihm herausgestalteten, und die Localitäten, wo es lebendig war.

Die Urheimath der Indogermanen wird gewöhnlich nach Asien verlegt, wesentlich weil man — befangen in alten Ueberlieferungen — Asien überhaupt für die Urheimath der Menschheit hielt, welche sich erst vor verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit von da über die übrige Erde verbreitet hätte. Jetzt, wo man weiß, daß die Verbreitung der Menschen auf der Erde viel älter ist, als man früher glaubte, daß speciell Europa schon seit urältester Zeit bewohnt war, wird derjenige, welcher jene Annahme aufrecht halten will, ganz andere Gründe dafür beibringen müssen, als bisher genügend schienen, und, ehe diese beigebracht sind, ist die Vermuthung eben so berechtigt, daß der Ursitz der Indogermanen in Europa war,

die Frage nach ihm auf jeden Fall zu einer offenen geworden. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat ſich durch mehrere Momente, insbeſondre durch den Mangel von Urnamen für die großen Raubthiere Aſiens, z. B. den Löwen, welcher bekanntlich noch in hiſtoriſcher Zeit in Griechenland exiſtirte, alſo wohl ſo gut wie der Bär, der Wolf hier und in Indien einen etymologiſch identiſchen Namen führen würde, wenn ſich ein ſolcher in der Grundſprache befunden hätte[1]), beſtimmen laſſen, die Urheimath der Indogermanen in Europa zu ſuchen und wird darüber an einem andern Orte eingehender handeln.

Was die Zeit der Trennung betrifft, ſo iſt kaum zu bezweifeln, daß der öſtlichſte Zweig ſchon um 2000 vor unſerer Zeitrechnung am Indus hauste; zu derſelben Zeit ſaßen höchſt wahrſcheinlich auch ſchon die Griechen in ihren hiſtoriſchen Wohnſitzen; denn ſchon im vierzehnten Jahrhundert erſcheinen die Achäer als Seefahrer und Kämpfer zur See auf einem ägyptiſchen Monument. Schon dieſes und anderes ſpricht dafür, daß die Abtrennung der Indogermanen von ihrem Urſtamm in eine ſehr entfernte Zeit fällt; am meiſten aber der Umſtand, daß ſich die alten Völker dieſes Stammes, ſpeciell die Inder, Griechen, Germanen für Autochthonen in ihren hiſtoriſchen Sitzen halten und von einer Einwanderung dieſer ſowohl als der übrigen, der Italer, Celten und Letto-Slaven gar keine Erinnerung erhalten iſt.

Was aber den Mangel der Grundſprache betrifft, ſo wird dieſer hinlänglich erſetzt durch die Durchſichtigkeit der alten Phaſen der indogermaniſchen Sprache, welche die Reconſtruction derſelben,

[1]) Je aus dem Umſtande daß die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen, welches nicht aus einer indogermaniſchen Wurzel gebildet iſt, die Griechen aber entſchieden durch ein Lehnwort, darf man ſchließen, daß beide ihn in der Urheimath gar nicht kannten, ſondern ihn erſt nach ihrer Trennung von da kennen lernten und ihm höchſt wahrſcheinlich den Namen liehen, unter welchem er ihnen, der auch indogermaniſchen Völkern bekannt wurde

wenn auch nicht in allen, doch in den wesentlichen Momenten theils schon ermöglicht hat, theils sicherlich noch ermöglichen wird.

Für die Erkenntniß der Art, wie sich die verschiedenen Sprachzweige aus der Grundsprache entwickelt haben, ist schon sehr viel geschehen; eben so ist die Geschichte derselben bis auf unsere Zeit in vielen mit großem Erfolg bloßgelegt, so in den germanischen durch Grimm, in den Töchtern des Latein durch Fr. Diez; für die Geschichte der eranischen, welche sich durch viel längere Zeiträume und durch mehrere historische und dialektische Phasen verfolgen läßt, ist viel, insbesondere von Fr. Spiegel, geleistet; einiges auch für die in dieser Beziehung noch lehrreicheren sanskritischen.

Minder übereinstimmend sind bis jetzt die Ueberzeugungen und Anschauungen der Forscher über den oberen Theil dieser Geschichte, die Art, wie sich die Grundsprache entwickelt hat, ihr ursprüngliches Verhältniß zu andern Sprachstämmen u. s. w., und es wird wohl noch vieler eindringender Forschungen — insbesondre über die Bildung der Wurzeln oder primären Verba derselben — bedürfen, ehe auch hier eine größere Sicherheit und ihr folgende Uebereinstimmung erzielt sein möchte.

B. Behandlung der besonderen Zweige des Indogermanischen Sprachstamms.

I. Arischer Zweig.

Wir beginnen mit demjenigen Zweige, welcher nicht bloß für die indogermanische, sondern für die Sprachwissenschaft überhaupt bis jetzt den eigentlichen Schlüssel bildet, dem Arischen. Dieser theilt sich in zwei Aeste, den östlichen, welchen wir, nach der in ihm am bedeutendsten hervortretenden Sprache, den sanskritischen nennen, und den westlichen oder eranischen. Ueber das Verhältniß beider Zweige zu einander gibt es zwar noch keine methodische und ausführliche Darstellung, doch ist dazu von den Bearbeitern beider Aeste eine Fülle von Beiträgen

geliefert, welche geſammelt und mit einer methodiſchen Vergleichung derſelben verbunden, wenig Zweifel über die Art ihrer innigeren Zuſammengehörigkeit zurücklaſſen würde.

a. Sanſkritiſcher Aſt.

Was die alten Phaſen der Sanſkritſprachen betrifft: die Vedenſprache, das Sanſkrit ſelbſt, das Pâli, die Sprachen der älteren Inſchriften und Münzen und die Prâkritiſchen, ſo ſind die darauf bezüglichen deutſchen Arbeiten ſchon oben (S. 379 ff.) kurz angedeutet. Es bleiben uns nur noch die neuindiſchen Sprachen übrig. Da ſie für Deutſchland faſt gar keine praktiſche Bedeutung haben, ſo ſind ſie von praktiſchen Geſichtspunkten aus von Deutſchen faſt gar nicht beachtet und wer ſie für derartige Zwecke oder überhaupt kennen lernen will, iſt insbeſondre auf die Arbeiten von Engländern angewieſen; dagegen iſt manches für ihre theoretiſche Behandlung geſchehen.

Die neuindiſchen Sprachen ſanſkritiſchen Stammes füllen — abgeſehen von einigen Aboriginerſprachen — das ganze Gebiet zwiſchen dem Himalaya im Norden und der Südgränze der Mahratten, ſo wie dem Indus im Weſten und dem Brahmaputra im Oſten; doch erſtrecken ſie ſich ſowohl nach Norden als Oſten und Weſten ſporadiſch noch weiter[1]).

Ueber ihren Charakter und ihr Verhältniß zu den älteren Phaſen im Allgemeinen verdanken wir Laſſen (in den Institutiones linguae Pracriticae S. 46 ff. und in der Indiſchen Alterthumskunde IV. 791 ff.), M. Müller (in dem ſchon oben S. 590 angeführten Aufſatz), Fr. Müller (in dem linguiſtiſchen Theil der Novara-Expedition S. 109 ff.), Pott (Etym. Forſchungen II², 1, 119 ff.) und den Arbeiten von Trumpp viele

[1]) Darauf machte 1839 und 1845 der Verfaſſer dieſer Geſchichte aufmerkſam in den Gött. Gel. Anz. 1839 S. 1532; 1534 ff. und 1845 S. 229; in Bezug auf die Kâfirs vgl. man jetzt die weiterhin zu erwähnende Arbeit von Trumpp.

Aufklärung. Fr. Müller insbesondre gibt eine Uebersicht der Grammatik dieser Sprachen, in welcher das Urdu (Hindustanisch, die in Indien allgemeinst verbreitete Sprache), Bangâlî, Sindhî, Guzarâtî, Marâthî, Pang'âbî, Nipâlî und Assamî in einer belehrenden vergleichenden Weise zusammengestellt sind.

Was Specialbehandlungen dieser Sprachen durch Deutsche betrifft, so hat J. D. Prochnow 'Anfangsgründe einer Grammatik der hindostanischen Sprache' 1852 herausgegeben.

Ueber die Bengalische Sprache hat M. Müller den schon erwähnten Aufsatz veröffentlicht.

Die Sindhî ist vortrefflich bearbeitet von E. Trumpp in einer Abhandlung, welche sich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges. Bd. XV und XVI findet. Derselbe hat auch ein Sindhî Reading Book, so wie ein Sindhī-Gedicht Sōrathi aus dem Dīwān des Sayyid Abd-ul-Lātīf veröffentlicht (letztres in der eben erwähnten Zeitschrift Bd. XVII) und 1866 Sindhī Literature. The Dīwān of Abd-ul-Lātīf Shāh known by the name of Jhāha jō Risālō (mir nur durch Buchhändleranzeige bekannt) folgen lassen.

Eben demselben verdanken wir zwei Abhandlungen über die Sprache der sogenannten Käfirs im indischen Caucasus, deren erste schon 1861 im Journal of the Royal Asiatic Society, die andre im 20. Bande der Zeitschr. d. D. Morg. Gesellsch. erschienen ist.

Ueber die Sprachen des westlichen Himalaya hat Leitner, Direktor der höheren Schule in Lahore, 1868 eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: The races and languages of Dardistan, welche mir jedoch bis jetzt nur durch die Anzeige von Haug in der Augsburger Allgem. Ztg. 1868 S. 2107 bekannt ist; doch ersieht man daraus, daß die Ghilghiti, Astôri, Arnjia und Kalâsha-Sprachen sich entschieden als sanskritische kund geben.

Zu den sanskritischen Sprachen gehört bekanntlich (vgl.

S. 275) auch die Sprache der Zigeuner. In dem Zeitraum, welchen wir hier beſprechen, beſchäftigten ſich mit ihr Graf: funder 1835 (vgl. über deſſen Buch Pott 'die Zigeuner u.ſ.w.' I. 22. 23) und vor allem wie ſchon (S. 578) erwähnt Pott. An ſein ausführliches Werk ſchließen ſich manche Nachträge von ihm ſelbſt und Aufſätze von andern, insbeſondre Böhtlingk. Erwähnens: werth iſt auch eine Schrift von Richard Liebich: 'Die Zigeuner in ihrem Weſen und ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargeſtellt. 1863' und eine 'Anſicht über die Herkunft der Zigeu: ner' von Trumpp in Zeitſchr. d. D. M. Geſ. XV. 694.

b. Eraniſcher Aſt.

Die Völker, welche jetzt dieſem Aſt angehören, erſtrecken ſich, faſt unvermiſcht mit fremdſtämmigen, vom Indus bis zum Tigris (Afghanen, Belutſchen, Perſer, Kurden), im Nordweſten theilweis über den Euphrat (Armenier) und ſind noch im Cau: caſus durch einen kleinen Stamm (die Oſſeten) vertreten. Sie ſind demnach jetzt von den europäiſchen Indogermanen durch eine Kluft getrennt, welche zwar im Norden durch die Ausdehnung der Ruſſen bald überbrückt ſein wird, im Süden aber, insbeſon: dere durch die fremdſprachige Bevölkerung in Vorderaſien, viel weniger durch die der europäiſchen Türkei noch weit geöffnet iſt. Man kann mit hoher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß in älterer Zeit dieſe Kluft, ſowohl im Süden als Norden des Caucaſus, entweder gar nicht exiſtirte, oder wenigſtens viel geringer war. Viele Momente ſprechen dafür, daß die Phryger nicht bloß zu den indogermaniſchen, ſondern ſogar ſpeciell zu den eraniſchen Völkern gehörten, andre Stämme Vorderaſiens wenigſtens zu den indogermaniſchen; daß jene einſt auch in dem unmittelbar gegen: über liegenden [illegible] Theile Europa's ſaßen und hier ebenfalls indogermaniſche Völker zu Nachbarn hatten. Eben ſo haben es neuere Untersuchungen, insbeſondere die von Müllenhoff, ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die deutſchen Stämme zu den Era-

niern zu rechnen sind, und demgemäß vielleicht ganz oder theilweis die Kluft ausfüllten, welche die europäischen und asiatischen Indogermanen hier zu trennen schien.

Auf dem Gebiete der eranischen Sprachen ist es, wo die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft zwei ihrer größten Triumphe feierte, den einen unmittelbar, den andern durch diesen unmittelbaren vermittelt.

Es lagerten in Europa schon längere Zeit zwei Schätze, ungehoben und, wie man mit Entschiedenheit behaupten darf, vor einer genaueren Kenntniß des Sanskrit, auch nicht erhebbar, wenigstens nicht in einer irgend wissenschaftlichen Weise. Kaum aber hatte die Kunde des Sanskrit etwas größere Verbreitung erhalten, so wurde auch sogleich der eine derselben wenigstens so weit gehoben, daß er zur Hebung des andern verwerthet zu werden vermochte.

Den ersten dieser Schätze bildeten die heiligen Schriften der Parsen, welche insbesondere durch die aufopferungsvolle Thätigkeit Anquetil Duperron's nach Europa gelangt waren; den zweiten die Keilinschriften, von denen der berühmte Reisende Karstens Niebuhr (geb. 1733 im Lande Hadeln, gest. 1815) die ersten zuverlässigen Abschriften veröffentlicht hatte. Die Hebung dieser Schätze gewährte Documente, in denen die zwei ältesten Phasen des eranischen Sprachkreises in einem verhältnißmäßig nicht unbeträchtlichen Umfang bewahrt sind. Sie lieferten dadurch nicht bloß die Grundlage für ein eindringenderes Verständniß aller mit ihnen speciell verwandten Sprachen, sondern auch keine geringe Beiträge zu dem des nächstverwandten sanskritischen Astes, vor allem aber zu dem des indogermanischen Sprachstammes überhaupt und somit auch zur Aufhellung vieler sprachwissenschaftlicher Fragen von allgemeiner Bedeutung.

Ueber die Geschichte der eranischen Sprachen besitzen wir einen kurzen und werthvollen Aufsatz von Fr. Spiegel (in Kuhn und Schleicher Beitr. zur vergl. Sprachforschung II.).

1. Sprache der ältesten heiligen Schriften der Parsen (Zend, Altbactrisch).

Die alten heiligen Bücher, welche die Urkunden der von Zarathustra (Zoroaster) gegründeten und im persischen Reiche herrschenden Religion des Ahuramazdâo (Ormuzd) bilden, hatten seit der Zerstörung dieses Reiches durch Alexander den Großen, während der lang dauernden Herrschaft fremder Fürsten, Religionen, Cultur und Sprachen im Gebiete desselben, in Bezug auf ihren Umfang sowohl als ihr Verständniß bedeutende Einbußen erlitten. Erst seit der neuen Erhebung einer persischen Dynastie (der Sasaniden 229—636) kam auch die heimische Religion wieder zur Macht und in Folge davon wurden alle Reste der heiligen Schriften, welche sich bis dahin erhalten hatten, sorglich gesammelt. Mit der Eroberung Persiens durch die Araber aber wurde diese heimische Religion gestürzt und fast vollständig ausgerottet; nur wenigen Getreuen gelang es, ihren Dienst im Mutterlande selbst in sich immer mehr verengenden (jetzt auf Yazd und Kirman beschränkten) Kreisen fortzupflanzen, andren ihn über das Meer zu führen und ihm eine neue Stätte in Indien zu bereiten. Beider Orten hat er sich bis auf unsre Zeit in einem sehr beschränkten Umfang und, bis zur Gründung der englischen Herrschaft in Indien, in schwer gedrückter Lage erhalten. Was zur Zeit der arabischen Eroberung an heiligen Schriften existirte, scheinen die Verehrer des Ahuramazdâo gerettet und bis auf unsre Tage bewahrt zu haben.

Diese Reste sind einerseits in der Sprache erhalten, in welcher sie ursprünglich abgefaßt waren, und andrerseits fast ausnahmslos in einer alten Uebersetzung. Wo jene Sprache ursprünglich gesprochen ward, ist noch nicht mit voller Gewißheit zu entscheiden; doch ist kaum zweifelhaft, daß sie dem östlichen Theile der [illegible] Länder angehörte und ziemlich wahrscheinlich, daß sie die Sprache von Bactrien war, daher Spiegel dafür den Namen Altbactrisch eingeführt hat, welcher auch schon vielfach von andern dafür gebraucht wird. Ganz unpassend ist

der Name Zend, welcher vielmehr jene alte (commentirende) Uebersetzung bezeichnet und durch Mißverständniß auf den Originaltext übertragen ward; die Generation, zu welcher der Verfasser dieser Geschichte gehört, hat sich aber so sehr daran gewöhnt, daß er sich unwillkürlich stets entgegendrängt und es ihr Mühe macht, sich wieder davon zu entwöhnen. Die Sprache der alten Uebersetzung ist Huzvaresch, die Literatursprache des Pahlavi.

Handschriften sowohl des Originals als der Uebersetzung sind in ziemlich beträchtlicher Anzahl in europäischen Bibliotheken vorhanden, namentlich in Paris, London, Oxford und Copenhagen. Die Pariser werden dem Eifer Anquetil Duperron's verdankt, welcher (geb. 1731, gest. 1805) als gemeiner Soldat nach Indien gegangen war (1754), wesentlich um sich dieser heiligen Schriften und ihres Verständnisses zu bemächtigen. In Surat, einem der Hauptsitze der indischen Parsen, erhielt er Unterricht von einem ihrer Priester und sammelte eine beträchtliche Anzahl von Handschriften. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1762) begann er eine umfassende literarische Thätigkeit, welche sich vorzugsweise auf eben diese heiligen Schriften, theils auch auf Gegenstände des persischen und indischen Alterthums bezog. Das wichtigste Product derselben war die französische Uebersetzung von jenen, welche unter dem Titel Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre u. s. w. Traduit en français sur l'original zend, avec des remarques et accompagné de plusieurs traités propres à éclaircir les matières qui en sont l'objet im Jahre 1771 erschien.

So sehr auch die Bedeutung dieses Werkes anzuerkennen ist, so stand es doch eigentlich außerhalb der Wissenschaft. Denn wenn Wissenschaft wesentlich den Umfang dessen bezeichnet, was beweisbar ist, so kann keine Uebersetzung Anspruch auf einen wissenschaftlichen Charakter machen, deren Richtigkeit nicht auf unwiderlegliche Weise begründet zu werden vermag. Für diese

Forderung hat aber Anquetil Duperron weder bei Herausgabe der Uebersetzung, noch in seinem spätern Leben irgend etwas gethan, was auch nur einigermaßen ins Gewicht fiele. Man hatte für die Glaubwürdigkeit derselben weiter keinen Anhaltspunkt, als daß ihr Verfasser den Unterricht von Männern genossen hatte, deren Religionsbuch diese Schriften bildeten. Wer haftete aber dafür, daß diese eine wissenschaftliche Kenntniß der in Betracht kommenden Sprachen: der des Originals und der der Uebersetzung, des Pahlavi, oder eine sichere Tradition besaßen? Machte dieß schon die Geschichte der indischen Parsen nichts weniger als wahrscheinlich, so hatte Anquetil Duperron selbst nicht wenige Momente geliefert, welche es sehr zweifelhaft, ja kaum möglich erscheinen ließen. Der einzige Weg, darüber zur Gewißheit zu gelangen, war in der Erforschung der Sprache des Originals zu suchen. Dafür hatte aber Anquetil Duperron äußerst wenig gethan; eine allgemeine Bestimmung der Laute der Schriftzeichen, die Mittheilung einiger Uebersetzungen von Wörtern des Originals, insbesondere in das Pahlavi, so wie die Besprechung einiger grammatischer Formen war alles, was wir ihm in dieser Beziehung verdanken. Wir wollen und dürfen ihm aus diesem Mangel keinen Vorwurf machen; denn wir wissen jetzt, daß damals wohl Niemand im Stande gewesen wäre, mehr zu leisten; doch dürfen wir es nicht unerwähnt lassen, da es zur Würdigung dessen, was nachher auf diesem Gebiete geschah, von Bedeutung ist.

Was auf diese Weise von der Sprache des Originals bekannt geworden war, genügte jedoch, um die Verwandtschaft derselben mit dem Sanskrit erkennen zu lassen, welche denn auch zuerst von William Jones 1789 ausgesprochen [1]) und dann von Paulinus a Sto. Bartholomaeo in einer kleinen Schrift weiter

[1]) In Asiat. Researches II. 54.

ausgeführt und belegt ward [1]). Damit war der Ort nachgewiesen, von wo die Entscheidung jener Frage und überhaupt einer Einsicht in diese Sprache, wenigstens vorzugsweise, zu erlangen sein werde. Doch dauerte es noch fast ein Menschenalter, ehe er mit Ernst betreten ward. Dieß geschah erst, als die Kenntniß des Sanskrit durch Bopp und Schlegel's Arbeiten schon ziemlich verbreitet war.

Das Wichtigste für eine erfolgreiche Behandlung dieser Sprache war natürlich eine Herausgabe der darin abgefaßten und erhaltenen Schriften. Damit wurde der Anfang in demselben Jahre (1829) von einem Deutschen und Franzosen gemacht. Jener, Justus Olshausen, welcher sich im Gebiet der eranischen Sprachen noch durch Entzifferung der Pahlavi-Münzen ein unvergängliches Andenken erworben hat, seine bedeutendste literarische Thätigkeit aber im Kreise der semitischen Sprachen entfaltete, begann mit der Herausgabe des sogenannten Vendidad nach Pariser Handschriften; doch erschienen nur die drei ersten Abschnitte und der Anfang des vierten. Glücklicher war der Franzose, der berühmte Eugène Burnouf, welcher die hervorstechendsten Gaben der deutschen und französischen Gelehrten, Gründlichkeit und Reichthum an Geist, vereinigend, auf vielen Gebieten des arischen Alterthums in einem leider nur zu kurzen Leben die glänzendste Thätigkeit entfaltet hat. Durch ihn wurde von 1829—1843 die Hauptsammlung des Originals der heiligen Schriften in der liturgischen Ordnung, der Vendidad-Sadé, lithographirt nach einer Pariser Handschrift, veröffentlicht; daran schlossen sich ein umfassender Commentar des ersten Kapitels des Yaçna, eine Anzahl Études in dem Journal asiatique, in welchen insbesondere fast das ganze neunte Kapitel derselben Abtheilung behandelt wurde [2]), und mehrere Kritiken;

[1]) De antiquitate et affinitate linguae Zendicae Samscrdanicae et Germanicae. Rom. 1798.

[2]) Besonders abgedruckt unter dem Titel: 'Études sur la langue et sur les textes zendes par E. Burnouf. Par. 1840—50.

und diese Schriften waren es vor allem, in denen der eigentliche und feste Grund für die linguistische und philologische Behandlung der Sprache und des Inhaltes dieser heiligen Schriften gelegt ward.

Hermann Brockhaus, dessen Verdienste auf eranischem Gebiete denen, welche er sich auf dem sanskritischen erworben hat, kaum nachstehen, verschaffte dem durch Burnouf herausgegebenen Texte, welcher wegen seines hohen Preises nur wenigen zugänglich war, eine größere und sehr billige Verbreitung durch Veröffentlichung desselben in lateinischer Transcription im Jahre 1850 [1]). Allein er beschränkte sich nicht hierauf, sondern erhöhte den Werth seiner Arbeit durch Hinzufügung der Varianten der Bombayer Ausgabe, der traditionellen Interpunction, eines sehr sorgfältig gearbeiteten Index aller Wörter und eines kleinen Glossars, welches die bis zu der damaligen Zeit von Burnouf, Bopp, dem Verfasser dieser Geschichte u. aa. erklärten Wörter aufführte.

Indeß hatte Fr. Spiegel, welchem wir die umfassendsten Beiträge auf diesem wie überhaupt auf dem Gebiete der eranischen Sprachen verdanken, die Früchte seiner darauf verwendeten Arbeit zu veröffentlichen begonnen. Im Jahre 1851 fing er an, eine kritische Ausgabe der heiligen Schriften in Verbindung mit der Huzvaresch-Uebersetzung erscheinen zu lassen, welche bis jetzt zum größten Theil, aber noch nicht ganz vollendet ist [2]). Doch sind wir indeß von andrer Seite in den Besitz sämmtlicher Reste derselben, welche in der Sprache des Originals abgefaßt sind, gesetzt, nämlich durch den ausgezeichneten dänischen Orientalisten N. L. Westergaard, welcher sie in den Jahren 1852 bis 1854 veröffentlichte.

[1]) Vendidad-Sade. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von H. Brockhaus. Lpz. 1850.

[2]) Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte samm. der Huzvaresch-Uebersetzung herausgegeben von Dr. Friedr. Spiegel. 1. Bd. Der Vendidad. 1852. 1853. 2. Bd. Vispered, Yaçna.

Kaum war die Veröffentlichung des Originals durch Olshausen und Burnouf begonnen, so trat allen denen, welche sich mit Sanskrit beschäftigten, die fast durchgängige grammatische und die große lexikalische Uebereinstimmung der darin herrschenden Sprache mit dem Sanskrit so lebendig entgegen, daß die Möglichkeit nahe gerückt wurde, eine wissenschaftliche Einsicht in die Sprache durch die Vergleichung mit dem Sanskrit und den übrigen verwandten, unter Berücksichtigung der traditionellen Erklärung, wie sie im Wesentlichen in der Anquetil Duperron'schen Uebersetzung vorausgesetzt werden durfte, zu gewinnen. Diese Annahme bildete die Grundlage der ausgezeichneten Arbeiten Burnouf's, welche so außerordentlich viel zu einem wissenschaftlichen Verständniß dieser Schriften beigetragen hatten und mußte natürlich auch die deutschen Forscher auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen anreizen, ihre Bemühungen mit den seinigen zu vereinigen. Unter diesen Arbeiten sind zunächst die von Bopp zu erwähnen; er veröffentlichte sie vorzugsweise in seiner vergleichenden Grammatik; sie betreffen die Lautlehre dieser Sprache, insbesondere das Verhältniß ihrer Laute zu denen des Sanskrits, so wie die Flexionslehre, und bilden im Wesentlichen das Gerüst einer Grammatik derselben. Dazu traten grammatische und lexikalische Bemerkungen andrer Mitarbeiter auf diesem Gebiete, vorzugsweise seitdem die Veden angefangen hatten bekannter zu werden, deren Sprache in einem noch viel näheren Verhältniß zu der des Aveſta stand, als die des gewöhnlichen Sanskrit.

Den ersten Versuch einer zusammenhängenden Grammatik dieser Sprache — oder vielmehr der zwei Dialekte derselben, welche in diesen Schriften hervortreten — machte Martin Haug, dessen höchst verdienstvolle Arbeiten auf dem Gebiete der arischen Sprachen wir theilweis schon erwähnt haben, theilweis noch weiterhin hervorheben werden. Er ist erschienen in seinen Essays

on the sacred language writings and religion of the Parsees. Bombay 1862 S. 52—116.

Zwei Jahre danach (1864) trat Ferdinand Justi, dessen treffliche Arbeit über die indogermanische Nominalcomposition wir schon kennen gelernt haben, mit einem Handbuche der Zendsprache auf, in welchem eine wegen ihrer großen Vollständigkeit lobenswerthe Sammlung fast aller für Constituirung einer Laut-, Themen- und Flexions-Lehre dieser Sprache wichtigen Elemente gegeben ward (S. 357—402).

Im Jahre 1867 hat endlich Fr. Spiegel eine 'Grammatik der Altbactrischen Sprache . . . nebst einem Anhange über den Gâthâdialekt' erscheinen lassen, womit die grammatische Erkenntniß dieser Sprache so weit gediehen ist, daß sie, wenigstens in statistischer Beziehung, wohl nur noch einiger Ergänzungen und Berichtigungen im Einzelnen bedarf.

Was einzelne Theile der Grammatik betrifft, so hat Rich. Lepsius eine lehrreiche Abhandlung 'Das ursprüngliche Zendalphabet' unter denen der Berliner Akad. d. Wissensch. 1863 veröffentlicht.

Zu der lexikalischen Bearbeitung dieser Sprache waren Vorbereitungen in den Erklärungen von Wörtern gegeben, die sich in den Bearbeitungen der in ihr abgefaßten Schriften und in der grammatischen oder lexikalischen Behandlung einzelner Sätze und Wörter durch die auf diesem oder benachbarten Gebieten thätigen Forscher vorfinden; wir haben schon erwähnt, daß H. Brockhaus eine Sammlung derselben seiner Ausgabe des Vendidad-Sade beigefügt hatte. Den ersten umfassenden Versuch eines Wörterbuchs hat Ferd. Justi 1864 in seinem schon erwähnten 'Handbuche der Zendsprache' gemacht; in diesem bildet das 'Altbactrische Wörterbuch' den umfassendsten Theil (S. 1—[illegible]) vor auf ein Vocabularium latinobactricum bis [illegible]. Was man auch immer an diesem Werke tadeln mag, so wird man ihm doch zugestehen müssen, daß es eines der wirksamsten Mittel zur

Förderung des Studiums dieser Sprache gewährt; der sich fast zur Vollständigkeit erhebende Reichthum an Belegstellen, die Vergleichung der im arischen Kreise entsprechenden Wörter geben einer Fülle von Artikeln eine vollständige Sicherheit und dem, welcher sich mit des Verfassers Auffassung nicht zu befriedigen vermag, die Möglichkeit, eine andere an ihre Stelle zu setzen. Natürlich liefert das Werk nicht in jeder Beziehung Vollendetes; ja es hätte manches vielleicht selbst mit den schon bekannten Mitteln besser ausgeführt werden können; allein in einem so jungen Zweig des Wissens etwas schon in jeder Beziehung vollendetes zu fordern, würde unbillig sein, und das Verlangen nach dem Besseren ist nicht so weit zu treiben, daß man das Gute darüber verschmähe. — Paul de Lagarde (früher Paul Böttticher), dessen wir weiterhin sowohl im eranischen als semitischen Gebiet zu gedenken haben werden, hat 1868 brauchbare 'Beiträge zur bactrischen Lexikographie' veröffentlicht.

In demselben Handbuch hat Justi auch eine kleine Chrestomathie geliefert und Lassen hat schon im Jahre 1852 die fünf ersten Capitel des Vendidad mit Benutzung der bis dahin veröffentlichten Ausgaben (von Olshausen, Brockhaus und Spiegel) zum Gebrauch beim Unterricht veröffentlicht [1]). Für die Kritik, Exegese und philologische Bearbeitung dieser Schriften und ihres Inhalts überhaupt ist das Umfassendste von Fr. Spiegel geschehen, theils durch eine Fülle von Abhandlungen und Aufsätzen, welche in den Schriften der Münchener Akademie der Wissenschaften, der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft und sonst veröffentlicht sind, theils in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung derselben [2]),

---

[1]) Vendidadi capita quinque priora emendavit Chr. Lassen; vgl. Vorrede Quinque haec . . . . capita . . . . pluribus iam abhinc annis typis exscribenda eo consilio curaveram, ut quum ipse, tum alii in docenda lingua Zendica ad manum haberent librum a mendis . . . . vindicatum . . . .

[2]) Avesta: Die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundtexte

welche vollendet (1863), dem Commentar über das Aveſta, deſſen erſter Band (Vendidad) 1864, und der Ausgabe von Nerioſengh's Sanſkrit-Ueberſetzung des Yaçna, welche 1861 erſchienen iſt; ferner in ſeinen Werken, welche philologiſch-hiſtoriſche Gegenſtände dieſes Gebiets überhaupt behandeln, der 'Einleitung in die traditionellen Schriften der Parſen'. 2 Bde. 1856. 1860 und 'Erân, das Land zwiſchen dem Indus und Tigris'. 1863.

Nächſt ihm hat Martin Haug die meiſten philologiſchen Beiträge geliefert, theils in einer nicht geringen Anzahl von Aufſätzen und kleineren Schriften, theils in ſeiner Ausgabe, Ueberſetzung und Erläuterung der fünf Gâthâs, 2 Bde. (1858 und 1860) und den ſchon erwähnten Essays.

Ganz vortreffliche Arbeiten auf dieſem Gebiete verdanken wir ferner Friedrich Windiſchmann; außer ſeiner Abhandlung 'Mithra, ein Beitrag zur Mythengeſchichte des Orients' (1857), welche eine Ueberſetzung und Erläuterung des Mihir Yascht darbietet, ſind ſeine Zoroaſtriſchen Studien (1863), in denen ſich auch die Ueberſetzung eines Theiles des Farvardin-Yascht befindet, ſo wie mehrere Abhandlungen und Kritiken insbeſondere für die religiöſe Seite dieſer Schriften von großer Bedeutung.

Nicht wenige Beiträge liefern in dieſer Beziehung auch die ſchon erwähnten Schriften, ſo wie die Kritiken von Juſti. Bemerkenswerth ſind auch einige Abhandlungen von Conſt. Schlottmann (geb. 1819), welcher auch den ſemitiſchen und der türkiſchen Sprache eine rühmliche Thätigkeit zugewendet hat. Auch manche andre, ſowohl Sanſkritaner (wie R. Roth, Weber, der Verfaſſer dieſer Geſchichte u. aa.), als Kenner der ſemitiſchen Sprachen, insbeſondere M. J. Müller, haben ſich mit hieher gehörigen Gegenſtänden beſchäftigt, doch würde es hier zu weit führen, wenn wir darauf näher eingehen wollten. — Um nicht ganz un-

überſetzt von Fr. Spiegel. Bd. 1. Vendidad. 1852. Bd. 2. Vispered und Yaçna. 1859. Bd. 3. Khorda Avesta. Lpzg. 1863.

vollständig zu sein, muß ich jedoch noch die Pietraszewski'sche Ueberſetzung erwähnen. Es erſchienen davon 1857 zwei Lieferungen perſiſch, deutſch, franzöſiſch und polniſch und 1864 der erſte Theil einer 'Deutſchen verbeſſerten Ueberſetzung der Bücher des Zoroaſter'.

Ueberſieht man die bisherigen Arbeiten im Ganzen, ſo iſt anzuerkennen, daß in den vierzig Jahren ſeit dem Beginn der Veröffentlichung des Originals dieſer heiligen Schriften die Grammatik ihrer Sprache im Weſentlichen vollendet und das Verhältniß derſelben zu der indogermaniſchen Grundſprache, auch — wie wir weiterhin ſehen werden — zu den übrigen bekannten eraniſchen, ſo wie zu ihrer nächſt verwandten — dem Sanſkrit — ziemlich klar vorliegt; nicht minder iſt in den größeren Theil des Wortſchatzes eine wiſſenſchaftliche Einſicht gewonnen. Dagegen bleibt in Bezug auf Kritik, Exegeſe und überhaupt philologiſche Erläuterung und Bearbeitung noch vieles zu thun übrig. Allein es läßt ſich mit Zuverſicht erwarten, daß die Thätigkeit der zwar theilweis verſchiedenen Richtungen folgenden und verſchieden begabten Männer, welche ſich auf dieſem Gebiete bewegen, das noch herrſchende Dunkel immer mehr lichten und fortfahren werde eine Zeit vorzubereiten, in welcher die Kunde der Sprache und des Inhalts dieſer Schriften allen gerechten Forderungen entſprechen wird.

Von philologiſchen Arbeiten, welche ſich auf Bactrien beziehen, ſind nur noch die Forſchungen von Laſſen, Carl Ludw. Grotefend und K. O. Müller über die Münzen der griechiſchen Könige, welche daſelbſt herrſchten, hervorzuheben [1]).

2. Die altperſiſche Sprache.

Daß in Perſien Ruinen von alter kunſtreicher Architectur ſich befänden, war in Europa ſchon im 16. Jahrhundert bekannt;

[1]) Laſſen zur Geſchichte der Griechiſchen und Indoſkythiſchen Könige u. ſ. w. 1838 und in der Indiſchen Alterthumskunde II. 282 ff. 1852. — C. L. Grotefend, Die Münzen der griechiſchen, parthiſchen und indoſkythiſchen Könige von Bactrien u. ſ. w. 1839. — K. O. Müller, in den Gött. Gel. Anz. 1835, 1838, 1839.

der ſpaniſche Geſandte Garcias de Sylva de Figueroa iſt der erſte, welcher, nachdem er ſie 1618 beſucht hatte, eine Beſchreibung davon gab und insbeſondere der Keilinſchriften gedachte. Drei Jahre darnach (1621) beſtimmt Pietro della Valle ſchon, daß dieſe von der Linken zur Rechten zu leſen ſeien. Nur ſehr langſam jedoch nahm die Kenntniß dieſer Inſchriften in Europa zu und erſt wenige Jahre nachdem Anquetil Duperron mit ſeinen Aveſta-Schätzen beladen nach Europa zurückgekehrt war, nahm Niebuhr im Jahre 1765 ſo genaue und ſorgfältige Abſchriften von denſelben, daß dadurch eine vollſtändige Entzifferung ermöglicht und im Weſentlichen auch verwirklicht ward. Veröffentlicht in ſeiner 'Reiſebeſchreibung nach Arabien und andren umliegenden Ländern' (2 Bde. 1774. 1778), trugen ſie ſo ſehr das Gepräge der Verläſſigkeit an ſich, daß ſie auch ſogleich zu Entzifferungsverſuchen lockten. Doch dauerte es noch viele Jahre, ehe dieſe ihr Ziel erreichten.

Niebuhr ſelbſt hat ſich noch das Verdienſt erworben, den Weg gewieſen zu haben, welcher dieſem Ziel mit Sicherheit entgegenführte. Es zeigen ſich in den perſepolitaniſchen Inſchriften drei zwar ſehr verwandte, aber doch auch ſehr verſchiedene Arten der Schrift. Die darin abgefaßten Inſchriften machten es durch ihre Verbindung und Stellung höchſt wahrſcheinlich, daß die in dieſen drei Keilſchriftarten zuſammen ſtehenden Inſchriften ſtets einen und denſelben Inhalt darſtellen, ſo daß die Entzifferung einer Inſchrift der einen Gattung den Schlüſſel zu den entſprechenden beiden der beiden andren Gattungen liefern werde. Durch Vergleichung der in dieſen drei Gattungen vorkommenden Zeichen erkannte Niebuhr, daß eine derſelben unverhältnißmäßig viel weniger Zeichen darbot, als die beiden andern, alſo ſchon dadurch auch eine bei weitem größere Ausſicht auf Entzifferung. Daß die in dieſer Schriftgattung abgefaßten Inſchriften auch in einer Sprache abgefaßt ſind, welche durch ihre Verwandtſchaft mit, wenn auch nicht ſchon bekannten, doch der Kunde nahe lie-

genden, die Entzifferung in einem ganz ungeahnten Maaße fördern werde, wie sich später herausstellte, konnte man damals auch nicht entfernt voraussetzen. Es war dieß eine Art Glücksfall, der, wie sonst bisweilen dem eifrigen und kühnen Forscher, so hier der wissenschaftlichen Forschung überhaupt zu Theil ward.

Trotz dem quälte sich die methodische Entzifferung ohne besonderen Erfolg noch vier und zwanzig Jahre (von 1778 bis 1802) ab und würde, wie die Geschichte der von da bis 1836 folgenden Versuche zeigt, wahrscheinlich noch viel länger im Zwielicht oder selbst Dunkel herumgetappt haben, wenn nicht ein Mann, den die Natur mit einem ganz besonderen Entzifferungstalent ausgestattet hatte, durch einen wahrhaft genialen Griff einen so gewaltigen Riß in den Schleier gemacht hätte, daß es fortan fast nur noch einer genaueren Kenntniß der verwandten Sprachen bedurfte, um die Hülle ganz zu entfernen. Dieser Mann war G. F. Grotefend, geb. 1775, gest. 1853. Auch auf anderen Gebieten — insbesondre dem der italischen und der deutschen Sprachen — ist er nicht ohne Verdienst; er besaß viele Kenntnisse und eine reiche, wohl zu reiche Combinationsgabe, welche sich nicht in die Fesseln einer ruhigen Methode schlagen lassen wollte. Unsterblichkeit hat er sich durch den breiten Grund erworben, welchen er für die Entzifferung der ersten Gattung der Keilschrift legte, und hohe Verdienste auch durch die Behandlung, insbesondre der dritten, insoweit sie die Mittel zur Bestimmung der Zeichen betrifft.

Bis zu dem Augenblick, wo Grotefend sich den Keilinschriften zuwendete, war nur für zwei Buchstaben und ein als Wortheiler dienendes Zeichen der richtige Ausdruck gefunden; durch Grotefend erhöhte sich die Zahl der ganz richtig gedeuteten auf elf Buchstaben und auch unter den minder richtig bestimmten, näheren sich mehrere der Wahrheit; die Hauptsache aber war, daß sich mit seinen ganz oder annäherend richtigen Bestimmungen ganze Wörter lesen ließen und damit die Aussicht gegeben war,

durch genauere Erkenntniß der Sprache, in welcher diese Inschriften abgefaßt waren, auch eine richtigere Lesung der Wörter zu erhalten, welche dann wieder eine genauere Bestimmung oder Rectificirung der Buchstaben nach sich ziehen und so nach und nach die Entzifferung dem gewünschten Ziel entgegenführen würde.

Die Art, wie Grotefend mit einem einzigen Griff seine Entdeckung machte, steht so einzig in der Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungen da, daß sie wohl verdient, auch hier kurz berichtet zu werden.

Es war von einer Zeichengruppe schon vermuthet, daß sie 'König' bedeute; diese Gruppe erscheint bisweilen doppelt, aber in der zweiten Darstellung durch vier hinten hinzutretende Zeichen vermehrt; danach nahm Grotefend an, daß diese beiden Gruppen den seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag in Persien gebräuchlichen Titel 'König der Könige' bedeuten werde. Von den unmittelbar vor diesen Titeln erscheinenden Gruppen ließ sich nach Analogie der von Silvestre de Sacy entzifferten Sasaniden-Inschriften voraussetzen, daß sie die Namen der durch die folgenden als 'Könige' bezeichneten enthielten. Nun erschien in einigen Inschriften eine Gruppe, wir wollen sie X nennen, vor 'König der Könige', hinter diesen letzteren folgte eine Gruppe, die wir D nennen wollen, mit folgendem 'König'. Diese Gruppe D erschien in andern Inschriften an derselben Stelle, wo in jenen X vorkömmt, und zwar ebenfalls mit folgendem 'König der Könige', aber an der Stelle, wo in jenen 'D König' folgt, folgt hier eine Gruppe, die wir V nennen wollen, ohne nachstehendes 'König'; mit andern Worten, es fand sich mehrfach:

'X König der Könige D König'

und

'D König der Könige V'.

Danach vermuthete Grotefend, daß der an zweiter Stelle vorkommende Name der Name des Vaters des an erster Stelle genannten sei; also jene Inschriften den Sinn enthielten:

'X König der Könige Sohn des Königs D.
D König der Könige Sohn des V'.

so daß in diesen Inschriften V, ohne König zu sein, Vater des Königs D war, D König und Vater des Königs X.

Es kam nun nur noch darauf an, ein derartiges Verhältniß in einer persischen Königsreihe zu finden. Dieß war leicht geschehen, zumal da man schon damals fast ausnahmslos überzeugt war, daß Bauten und Inschriften von Persepolis den Achämeniden zuzuschreiben seien. Demgemäß konnte an Niemand sonst gedacht werden, als an Hydaspes, Darius und Xerxes.

Hätte nun Grotefend die altpersische Gestalt dieser Namen und des Wortes, welches 'König' bedeutet, genau gewußt, so würde er im Stande gewesen sein, eine beträchtliche Anzahl Buchstaben ganz genau zu bestimmen. Er sah, daß hier Hülfe in den alten Schriften der Parsen, im Original des Aveſta zu suchen sei und half sich so gut es ging mit dem von Anquetil Duperron daraus mitgetheilten, ohne die Sache eben weiter zu bringen, als sie mit seinem ersten Wurfe gediehen war[1]).

Derselbe Stand blieb im Wesentlichen bis 1836 unverändert; so verdienstvoll auch Saint-Martin's Untersuchungen (1820—1822) auf diesem Gebiet waren, eine neue Buchstabenentzifferung konnte er nicht hinzufügen. Dieß geschah aber durch den geistvollen und tiefsinnigen dänischen Sprachforscher Rask (1826), welcher die Endung des Genitiv Pluralis eines Nomen auf a (ânâm) nachwies und damit zugleich nicht bloß zwei Buchstaben n und m bestimmte, sondern auch die innige Verwandtschaft der in dieser ersten Gattung der Keilschrift herrschenden Sprache mit dem Sanskrit aufzeigte, wo diese Form genau eben

[1]) Vgl. G. F. Grotefend, Praevia de cuneatis quas vocant inscriptionibus Persepolitanis legendis et explicandis relatio. Göttingen 1802; ferner Götting. Gel. Anz. 1803 S. 60; 593; 1161; endlich in einer Beilage zu Heeren's Ideen 1. 1. Aufl. 2. 1805 S. 931 ff. Aufl. 3. 1815 S. 563 ff. und Aufl. 4. 1824 in Heeren's Histor. Werke. Bd. 11. S. 325 ff.

so lautet. Damit war als zweites, neben der Sprache des Avesta, zur weiteren Entzifferung und Erklärung dieser Inschriften zu benutzendes, Hülfsmittel das Sanskrit in den Vordergrund geschoben. Sie ergaben sich nun als ein Theil des von denjenigen Indologen zu bearbeitenden Gebietes, welche sich mit der Sprache des Avesta beschäftigen. Doch dauerte es noch fast zehn Jahre, ehe sie diesem Rufe folgten.

Eugène Burnouf, dessen gewaltige Bedeutung wir schon mehrfach hervorgehoben haben, war auch der erste, welcher diesem Ruf Gehör gab. Kenner des Sanskrit und ausgezeichneter Forscher im Gebiete des Avesta, war er wie kein andrer zur Aufnahme und Weiterführung der Forschungen über die Keilinschriften der ersten Gattung ausgerüstet. Dennoch ließ er sich von seinem genialen Freunde Chr. Lassen überholen. Aus den Briefen des letzteren an P. von Bohlen wissen wir, daß er mit den Forschungen Burnouf's wenigstens im Allgemeinen bekannt war. Auch er begann dann seine Untersuchungen und veröffentlichte sie noch einen Monat (Mai 1836) vor denen seines Freundes [1]). Damit waren so viele entscheidende Resultate gewonnen, daß seine eignen sowohl als die Arbeiten seiner Nachfolger auf diesem Gebiete nur den Charakter der Anwendung, Ergänzung und Berichtigung von Einzelnheiten annehmen, oft natürlich von höchst wichtigen, welche auch ihnen einen hervorragenden Werth verleihen. Lassen selbst ergänzte und berichtigte seine Arbeiten in dem Artikel 'Persepolis' in der Allg. Encyclopädie der Wiss. und Künste (1842), in einer längeren Abhandlung in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (Bd. VI. 1845) und in einem kürzeren ebds. Bd. VII. 1847. Werthvoll waren auch die Bemer-

[1]) Die Altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebst geographischen Untersuchungen über die Lage der im Herodoteischen Satrapien-Verzeichnisse und in einer Inschrift erwähnten Altpersischen Völker. Von Dr. Ch. Lassen. Bonn 1836.

kungen von Beer (1838) und vor allem eine Schrift von Ad. Holtzmann 'Beiträge zu Erklärung der Persischen Keilinschriften'. 1845.

In dem Jahre, welches der Veröffentlichung der Burnouf'schen und Lassen'schen Forschungen vorherging, hatte ein hochbegabter scharfsinniger Engländer, H. C. Rawlinson, welcher sich damals in Kermanshah an der Westgränze von Persien aufhielt, sich ebenfalls diesen Forschungen gewidmet. Seinen eigenen Angaben gemäß wußte er nur, daß Grotefend einige Königsnamen entziffert hatte; dessen Zeichenbestimmungen waren ihm aber unbekannt. Es gelang auch ihm, den Namen des Darius, Xerxes und Hydaspes herauszubringen und dann rasche Fortschritte in der weiteren Entzifferung zu machen. Die Nähe der bis dahin noch nicht veröffentlichten großen dreisprachigen Inschrift von Bisutun bestimmte ihn, sie abzuschreiben. Er erhielt dadurch einen Text, welcher weit umfassender war, als alle bis dahin bekannten Inschriften zusammen, demgemäß nicht wenig einerseits zur Ergänzung und Berichtigung, andererseits auch zur Bestätigung und Sicherung der früheren Untersuchungen und vor allem zur Erweiterung des bisher bekannten Sprachschatzes und der altpersischen Grammatik beitrug. Er veröffentlichte die in der ersten Gattung der Keilschrift, das heißt, wie man seit Burnouf und Lassen's Untersuchungen wußte, in altpersischer Sprache abgefaßte Abtheilung im Jahre 1846 und begleitete sie mit trefflichen philologischen Erörterungen. Mit dieser ausgezeichneten Arbeit war die Forschung auf diesem Gebiet im Wesentlichen abgeschlossen. An Material — bisher unbekannten Inschriften — ist seit der Zeit zwar noch einiges, aber doch nur wenig, hinzugetreten. Das Verständniß war im Ganzen und, mit wenigen Ausnahmen, auch in allen Einzelnheiten gesichert und es kam nur noch darauf an, Sprache und Inhalt linguistisch und philologisch zu begründen. In dieser Beziehung haben Bopp (in der Vergleichenden Grammatik und den Monatsberichten der Berliner Akademie), Windischmann (in den Münchener Gel. Anz.)

und Bollensen[1]) Beiträge geliefert, und insbesondere Oppert[2]), so wie Spiegel[3]) sich große Verdienste erworben; auch der Verfasser dieser Geschichte hat dazu sein Scherflein zu liefern versucht[4]), R. Lapsius 1863 das Lautsystem der persischen Keilschrift behandelt.

Durch diese Arbeiten war die grammatische und lexicalische Einsicht in eine Sprache gewonnen, welche in den Denkmälern, die aus Cyrus, Darius und Xerxes Zeit herrühren, einen Charakter trägt, durch welchen sie sich den alten Phasen der indogermanischen Sprachen innigst anschließt und selbst für die ältesten Zustände derselben belehrend wird. Sie stellt zugleich die zweitälteste Phase der eranischen und die älteste der persischen Sprachen dar und ist schon dadurch, so wie durch die in ihren späteren Documenten eintretende grammatische Corruption für die Geschichte derselben von der allergrößten Bedeutung.

Eben so bedeutend ist der sachliche Inhalt dieser Documente. Nach beiden Seiten hin sind sie in den angedeuteten und andren Werken — in geschichtlicher Beziehung in M. Duncker's Geschichte der Arier — schon vielfach benutzt; doch läßt sich erwarten, daß die Zukunft ihren linguistischen, philologischen und historischen Werth noch immer mehr herausstellen wird.

Was speciell philologische Bearbeitung der Achämeniden-Zeit betrifft, so sind hier, wie sonst in Bezug auf Geschichte und Archäologie des Orients, die Schriften und Aufsätze von Alfred von Gutschmid sehr werthvoll; natürlich auch die Schriften

---

[1]) In Mélanges asiatiques III. 316—347.

[2]) Das Lautsystem des Alt-Persischen. 1847. — Mémoire sur les inscriptions achéménides conçues dans l'idiome des anciens Perses im Journ. Asiat. 4me Série. 1851. XVII. XVIII. — Ueber die Inschrift von Nakshi-Rustam in Zeitschr. d. D. M. Ges. XI. 133 ff. u. aa.

[3]) Die persischen Keilinschriften im Grundtext mit Uebersetzung, Grammatik und Glossar. 1862. und sonst.

[4]) Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. 1847.

und Abhandlungen von Spiegel, Oppert u. aa. Ueber die Münzen der Achämeniden hat Blau eine Abhandlung 1855 veröffentlicht. Ueber Entstehung der Keilschrift haben insbesondere Grotefend und Oppert Untersuchungen angestellt; auch W. Geisler in Studia palaeographica 1859; ein entschiedenes Resultat stellt sich jedoch noch nicht heraus.

3. Pehlevi (Pahlavi), Huzvâreſch.

Diese Sprache gehört ihrem grammatischen Charakter nach zu den eranischen. Sie hat aber eine so starke Einmischung semitischer Bestandtheile, besonders im lexikalischen Theile, daß man im ersten Augenblick zweifelhaft sein kann, ob man sie nicht eher als eine semitische zu betrachten habe. Doch bildet die grammatische Gestaltung einer Sprache das entscheidende Moment für die Classificirung derselben und diese ist so vorwaltend eranisch, daß man kein Bedenken tragen darf, das Pahlavi als eine eranische Sprache zu betrachten. Weder der Ort, wo, noch die Zeit, wann sie sich gebildet hat, sind bis jetzt ganz sicher. Spiegel, dem wir auch auf diesem Gebiete die umfassendsten Untersuchungen verdanken, nimmt an, daß sie sich an der westlichen Gränze des persischen Reiches, wie es die Sasaniden besaßen, gebildet habe und daß die semitischen Bestandtheile nabathäisch seien. Sie herrschte etwa vom dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bis zum Untergang des Sasaniden-Reiches als Literatur- und Cultur-Sprache desselben und wurde auch nachher in den Schriften gebraucht, welche sich auf die heimische Religion beziehen. Sie erscheint in der Uebersetzung des Aveſta so wie in einigen andren religiösen Werken, wie dem Bundeheſch (einem kosmogonischen Werke), in einigen Inschriften und auf Münzen und Gemmen. Sie ist sich nicht in allen diesen Ueberresten gleich, unterscheidet sich jedoch nur durch die stärkere oder geringere Vertretung arischer durch semitische Elemente.

In den parsischen Schriften wird die Sprache, in welche das Aveſta überſetzt iſt, Huzvâresch genannt.

Von Deutſchen wendete ihr zuerſt M. Joſ. Müller (geb. 1809) eine ſorgfältigere Aufmerkſamkeit zu in einem Aufſatze, welcher im Journal asiatique 1835 Mars erſchien und insbeſondre die Schriftzeichen behandelte. Viele von dieſen ſind ſich nämlich ſo ganz gleich, daß ſie nicht unterſchieden zu werden vermögen und daß man viele Wörter nicht eher richtig zu leſen im Stande iſt, als bis man ihre Bedeutung aus dem Zuſammenhang richtig erkannt hat. Weiter gingen ſchon die grammatiſchen Bemerkungen, welche 1854 Martin Haug an eine Anzeige von Weſtergaard's Ausgabe des Bundeheſch knüpfte (in den Gött. Gel. Anz. und beſonders abgedruckt). Hier machte er auch den erſten Verſuch, mehrere Kapitel und einzelne Stellen dieſes Buches aus dem Pahlavi in das Deutſche zu überſetzen. Im Jahre 1856 veröffentlichte Spiegel, im erſten Bande ſeiner ſchon erwähnten 'Einleitung in die traditionellen Schriften der Parſen', eine zuſammenhängende Grammatik und hat ſich dadurch das große Verdienſt erworben, das methodiſche Studium dieſer Sprache zu ermöglichen. Der zweite Band dieſer Einleitung brachte eine beträchtliche Anzahl von Textſtellen und dazu ein kleines Gloſſar. Ein größeres, den ganzen Bundeheſch umfaſſend, hat Juſti in ſeiner 1868 erſchienenen von einer Ueberſetzung begleiteten Ausgabe des Textes dieſes Buches geliefert. Schon vor dieſer Ausgabe ſind an Texten von Spiegel die Huzvâresch-Ueberſetzungen des Vendidad, Vispered und Yaçna in ſeiner Ausgabe des Originaltextes (1853. 1858) veröffentlicht; außerdem 1857 das erſte Buch des Bundeheſch mit Ueberſetzung und Anmerkungen in der Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländ. Geſellſchaft XI, 98.

Die Ueberſetzungen, welche bis jetzt erſchienen ſind, habe ich ſchon größtentheils erwähnt. Es iſt nur noch eine, die des Bundeheſch von Windiſchmann, nachzutragen, welche ſich in

seinen, nach seinem Tod von Spiegel herausgegebenen 'Zoroastrischen Studien' (1863) findet.

Einzelne Textesstellen erscheinen in Spiegel's Commentar zum Avesta, in Justi's Wörterbuch der altbactrischen Sprache und andren sich auf das Original oder die Uebersetzung des Avesta beziehenden Schriften.

Um die Erklärung der Pahlavi-Inschriften hat sich Spiegel bedeutende Verdienste erworben; eben so um die der Beischriften auf Münzen und Gemmen; um letztere auch Dorn in einer Anzahl Abhandlungen, welche im Bulletin der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften veröffentlicht sind und Mordtmann (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges.). Um die Münzen hat sich J. Olshausen am meisten verdient gemacht[1]); er ist mit Recht auf diesem Gebiete als zweiter Entdecker bezeichnet (der erste war Silvestre de Sacy). Namentlich gebührt ihm das Verdienst, die Münzen der späteren Epochen zuerst richtig gelesen zu haben. Nächst ihm haben dies Feld von Deutschen insbesondere Mordtmann (in mehreren Abhandlungen und Aufsätzen in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. von Band VIII an 1854) und Dorn (im Bullet. de l'Acad. de St. Petersb. 9. Dec. 1853 und insbesondre vom 26. Januar 1859 und der Zeitschr. d. D. Morg. Ges.) bearbeitet.

In den bisher erwähnten Schriften finden sich auch viele das Pahlavi betreffende philologische Fragen behandelt, eben so in zwei Aufsätzen von M. J. Müller (in den Münch. Gel. Anz. 1842 S. 361 ff. und in den Abhandl. der Münch. Ak. d. Wiss. philos.-philol. Cl. III. 615 ff.).

In Bezug auf die Entstehung und Geschichte der Pahlavi-Schrift sind die Untersuchungen von M. A. Levy in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XXI. S. 445 ff. von Bedeutung.

[1]) J. Olshausen, Die Pehlevi-Legenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden, arabischen Chalifen u. s. w. Kopenh. 1843.

4. Pârsî (Pâzend).

Diese Sprache stimmt in ihrem grammatischen Charakter im Wesentlichen mit dem Pahlavi, weicht dagegen in dem lexikalischen insoferne von diesem ab, als sie statt der semitischen Elemente eranische hat. Man kann sie demnach als die Sprache des persischen Reiches betrachten, welche neben der Cultursprache, dem Pahlavi, herlief, und, nach dem Untergang des Sâsâniden-Reiches mitsammt seiner Cultur und Literatursprache, an die Stelle der letzteren trat. In dieser Stelle behauptete sie sich bis zur Ausbildung des Neupersischen. Insofern sie zur Erläuterung der religiösen Schriften dient, führt sie den Namen Pâzend.

Eine Grammatik dieser Sprache verdanken wir ebenfalls Fr. Spiegel. Sie erschien 1851 und enthält zugleich mehrere Sprachproben.

5. Neupersisch.

Es ist dieß diejenige Form der Persischen Sprache, welche etwa seit dem elften Jahrhundert als Literatursprache gebraucht wird. In den alten Erzeugnissen ist sie noch ziemlich rein eranisch; dann füllt sie, in Folge der Annahme des Islam, ihren lexikalischen Theil immer mehr mit arabischen Wörtern, während das grammatische Gerüste rein eranisch bleibt.

Ihre Kenntniß ist schon lang in Europa verbreitet. Zur Erweiterung derselben ist in dem von uns berücksichtigten Zeitraume etwa Folgendes geschehen.

Zunächst haben sich von Hammer-Purgstall (geb. 1774, gest. 1856) im Jahre 1820, Fleischer 1831 und 1838, Kraft 1842, Pertsch 1849, Sprenger 1854, Dorn 1865 und Aumer 1866 durch Handschriftenkataloge verdient gemacht, welche theils nur, theils in Verbindung mit andren, persische Handschriften aufführen und ihren Inhalt und andres sie betreffende kennen lehren.

Grammatiken der persischen Sprache sind in dieser Zeit von Dombay 1804, Fr. Wilken 1804, Possart 1834, Joh. Aug. Vullers (2 Bde. 1840. 1850), Georg Rosen (geb. 1821) 1843,

A. H. Bleek 1857 (englisch geschrieben), Martin Schultze 1863 erschienen. Es waltet fast in allen der rein praktische oder philologische Zweck vor. Ein linguistisches Streben — vergleichende Erklärungsversuche — verfolgen nur Possart und insbesondre Vullers; stärker tritt dieses in Aufsätzen von Spiegel, M. Jos. Müller und Fr. Müller hervor. Einzelne Theile der persischen Grammatik hat auch Barb behandelt.

Treffliche Anmerkungen hat H. L. Fleischer zu seiner Uebersetzung und theilweisen Ueberarbeitung von M. Mirza Ibrahim's Grammatik der lebenden persischen Sprache 1847 gefügt. Ueber die persische Sprache im Allgemeinen hat Othmar Frank 1809 eine sehr verkehrte Arbeit veröffentlicht.

Kleine und größere Glossare finden sich in den sogleich anzuführenden Chrestomathien. Ein großes Lexikon hat Joh. Aug. Vullers unter dem den Inhalt bezeichnenden Titel: Lexicon Persico-Latinum Etymologicum cum linguis maxime cognatis Sanscrita et Zendica et Pehlevica comparatum e lexicis persice scriptis Borhâni Qâtiu, Haft Qulzun et Bahâri ag'am et Persico-Turcico Farhangi Schuûrî confectum adhibitis etiam Castelli, Meninski, Richardson et aliorum operibus et auctoritate scriptorum persicorum adauctum. Accedit appendix dialecti antiquioris Zend et Pâzend dictae in zwei Bänden 1855 und 1864 herausgegeben und dazu 1867 ein Supplementum: Verborum linguae persicae Radices e dialectis antiquioribus persicis et lingua Sanscrita et aliis linguis maxime cognatis erutae atque illustratae gefügt.

Chrestomathien haben Fr. Wilken 1805; Vullers (aus dem Schah Nameh) 1833; G. Rosen 1843; Spiegel 1846; Martin Schultze 1863; Barb 1864 veröffentlicht.

Was die Herausgabe von Texten betrifft, so hat Splieth 1846 die Grammatik betreffende veröffentlicht.

Poetische Werke sind von Julius von Mohl (geb. 1800), — Firdusi's Schah Nameh, sechs Foliobände 1838—1868;

Alois Sprenger (geb. 1813) — Sa'di's Gulistan — 1851; K. H. Graf — Sa'di's Bustan und Diwan u. aa. — 1846 bis 1855 ff.; — Herm. Brockhaus — Hafis — 1857 ff.; Fr. Rückert — aus Ferideddin 'Attâr, Dschâmi' —; B. von Rosenzweig (geb. 1791, gest. 1865); Franz von Erdmann, Hain, Zwiedinek von Südenhorst herausgegeben und größtentheils mit französischer, deutscher, oder lateinischer Uebersetzung versehen.

Deutsche Uebersetzungen von persischen Poesien, mehr oder weniger frei, haben außer den schon erwähnten veröffentlicht Görres; G. Fr. Daumer (Hafis); Hammer-Purgstall; A. Th. Hartmann; Dorn; Rosenzweig; Victor Weiß Edler v. Starkenfels; Schlechta-Wssehrd: Pius Zingerle; Wickerhauser; Georg Rosen; Nesselmann und vor allen Fr. von Schack.

Die Nachbildungen in Goethe's West-östlichem Divan habe ich wohl nicht nöthig besonders hervorzuheben.

Prosaische Erzählungen betreffend, hat sich H. Brockhaus das Verdienst erworben, 'Die sieben weisen Meister von Nachschebi' zum erstenmal persisch und deutsch zu veröffentlichen (1845). Hieher gehöriges haben übersetzt Iken und Kosegarten 1822.

Texte, welche die Religion der Parsen betreffen, haben Olshausen und Mohl 1829, Bullers 1831 veröffentlicht.

Geschichtswerke und zwar Theile von Mirkhond, persisch mit Uebersetzung, haben Wilken 1808, 1832 und 1835; E. Mitscherlich 1814. 1818; Bullers 1837, 1838 herausgegeben; von Chondemir: Dorn 1850; von Schireddin u. aa. 1858; von Wassaf: von Hammer-Purgstall 1856; über Iskender Munschi hat v. Erdmann eine Abhandlung in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. (XV) veröffentlicht; Dichterbiographien Bullers 1837; Uebersetzungen aus diesem Gebiete Troyer.

Medicinische Werke haben Alois Sprenger und Romeo Seligmann veröffentlicht; letzterer auch übersetzt.

Unter den philologischen Arbeiten im Allgemeinen nehmen

die Bemerkungen zu Firdusi's Schah Nameh von Rückert (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VIII. X) eine hervorragende Stelle ein. Auch haben Fr. v. Erdmann, Peiper, Tholuck, Fleischer, Pertsch, Trumpp, Mühlau, Alfr. v. Gutschmid und Blau Gegenstände der persischen Philologie behandelt.

Was die Dialekte des Persischen betrifft, so hat Dorn Mittheilungen über Materialien zur Erforschung des Gilanischen, des Tat- und Talysch-Dialektes, so wie des Masanderanischen (Mazândaranisch) gemacht; den letzteren betreffend hat er auch mehrere Texte veröffentlicht (insbesondre die Gedichtsammlung des Emir-i-Pasewary) und übersetzt in 'Beiträge zur Kenntniß der Iranischen Sprachen' Th. 1. 1860. Th. 2. 1866; linguistisch hat ihn Fr. Müller kurz behandelt.

6. Uebrige iranische Sprachen.

Im Osten der eigentlich persischen Sprache gehören hieher die Sprache der Afghanen (Avghânen) und Belutschen (Balutschen), im Westen die der Osseten, Kurden und Armenier.

Was das Avghanische (Pushtu, Pukhtu, vgl. *Παχτυϊκή* bei Herodot und die vedischen Paktha's) betrifft, so beginnt die Kenntniß desselben erst in unserm Jahrhundert und zwar durch einen Deutschen, Jul. von Klaproth (geb. 1783, gest. 1835) 1810. 1828. 1820 hat sich auch Fr. Bilken mit dieser Sprache beschäftigt; ferner Heinr. Ewald 1839, welcher insbesondre die Lautlehre und das Verbum behandelte[1]). Dann folgen von 1840 an die umfassenden Arbeiten von Dorn, welche Texte, insbesondre in seiner Chrestomathy of the Pushtoo or Afghan language, Grammatik, grammatische Erläuterungen und ein Glossar (in der Chrestomathie) lieferten, im Verein mit der Grammatik, dem Lexikon und den Veröffentlichungen von Texten durch den Engländer H. G. Raverty (von 1860 an) diese Sprache fast

[1]) In der Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes. Bd. II. 1839.

in ihrem ganzen Umfang in die europäische Wissenschaft einführten und eine tiefer eindringende linguistische Behandlung derselben ermöglichen. Dazu hat Fr. Müller den Anfang in kleinen Abhandlungen gemacht, welche in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen sind (1862. 1863. 1867); in letzter Zeit hat sich auch Trumpp damit beschäftigt[1]).

Auch die Sprache der Balutschen ist erst in unserm Jahrhundert der Wissenschaft zugänglich gemacht und zwar zog wiederum J. v. Klaproth zuerst die Aufmerksamkeit auf sie, während ein Engländer, Leech, 1838 genauere Mittheilungen darüber machte. Darauf folgte eine ausgezeichnete sprachwissenschaftliche Behandlung derselben von Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. IV. 1841 ff. und später ein Aufsatz von Fr. Müller im 'Orient und Occident' III. 1864.

Die Sprache der Osseten, eines kleinen Stammes im mittleren Kaukasus, ist zwar schon von Güldenstädt im vorigen Jahrhundert beachtet, doch ist eine Kenntniß derselben erst in dem unsrigen gewonnen. Ihre innige Verwandtschaft mit den eranischen Sprachen erkannte zuerst wiederum Jul. von Klaproth[2]), dessen Verdienste um die Sprachwissenschaft wegen seiner Mängel nicht so hoch geschätzt werden, als sie es eigentlich sollten. Eine deutsche Grammatik dieser Sprache erhielten wir 1846 durch G. Rosen. Ueber die in ihr erscheinende Lautverschiebung schrieb T. H. A. Marle (s. bei 'Germanischer Sprachzweig'). Durch viele Eigenthümlichkeiten und Alterthümlichkeiten fand sie unter den indogermanischen Sprachforschern Bopp, Pott, Schleicher u. aa. eine besondre Beachtung; vorzugsweise beschäftigte sich Fr. Müller damit, und hat in mehreren, theils in Kuhn und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, theils

[1]) In der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Ges. XXI.
[2]) vgl. Adelung, Mithridates Bd. IV. 140 (1817).

in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienenen Aufsätzen sich durch ihre linguistische Behandlung und insbesondre durch Nachweisung der Stellung, die sie in den eranischen Sprachen einnimmt, verdient gemacht. Anton Schiefner hat 'Ossetische Sprichwörter' veröffentlicht in den Mélanges russes 1862.

Die Sprache der Kurden, welche erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts grammatisch und lexikalisch behandelt war (s. S. 260), ward in neuerer Zeit zunächst zum Gegenstand besondrer und eingehender Studien von Pott und Rödiger[1]) gemacht; dann hat sich Peter Lerch, außer kleineren Aufsätzen, durch seine Forschungen über die Kurden (1. Abtheilung: Kurdische Texte mit deutscher Uebersetzung 1857; 2.: Kurdische Glossare u. s. w. [für den Kurmândschi- und Zaza-Dialekt] 1858) und die Veröffentlichung der von Jaba gesammelten kurdischen Texte[2]) sehr verdient gemacht. Schließlich verdanken wir Fr. Müller eine kurze linguistische Behandlung der erwähnten beiden Dialekte.

Obgleich das Armenische, dessen durch das Christenthum hervorgerufene Literatur schon im 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung beginnt und mehrere bedeutende Werke enthält, schon lange in Europa bekannt war, gehört doch dessen sprachwissenschaftliche Behandlung erst unsrer Zeit an und hat sich einzig unter Einfluß des Sanskrit und der vermittelst desselben erschlossenen ältesten eranischen Sprachphasen entwickelt. Der erste, welcher das Verhältniß desselben zu den verwandten Sprachen zu erkennen und vermittelst der Vergleichung mit ihnen die sprach-

---

[1]) Von beiden im Verein in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. IV. V. VII und von Pott allein in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache II.

[2]) Recueil de Notices et Récits Kourdes servant à la connoissance de la langue de la littérature et des tribus du Kourdistan, réunis et traduits en Français par M. Alexandre Jaba. St. Petersb. 1860.

lichen Gestaltungen desselben zu erklären suchte, ist J. H. Petermann, welcher durch seine beiden Grammatiken dieser Sprache (1837 und 1841), deren letztre zugleich eine kleine Chrestomathie mit Glossar enthält, so wie durch manche Aufsätze in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften sich keine geringe Verdienste um die Kenntniß und Ergründung derselben erworben hat. Weitere Verdienste erwarben sich dann Windischmann, Gosche, Paul Böttticher und Bopp, welcher, wie schon bemerkt, auch die Armenische Sprache in seiner Vergleichenden Grammatik behandelt hat. Ueber die Lautverschiebung des Armenischen schrieb T. H. A. Marle (s. German. Sprachzweig). Vom Jahre 1862—1865 hat auch Fr. Müller mehrere belehrende Aufsätze über sie veröffentlicht, unter andern einen 'Ueber den Ursprung der Armenischen Schrift' (1865). Justi hat in seiner Schrift über die 'Zusammensetzung' auch das Armenische berücksichtigt. Spiegel hat über das Verhältniß des Armenischen zum Huzvâresch, Ewald über das zu nichtindogermanischen Sprachstämmen seine Ansicht ausgesprochen.

Diese Arbeiten gewähren schon eine ziemlich klare Einsicht in die Stellung des Armenischen innerhalb des eranischen Sprachkreises, auch eine annähernde in die Geschichte desselben, insbesondre die Lautumwandlungen (der alten harten in weiche und umgekehrt, z. B. alt, bei den Römern, Tiridates, neu Dertad), durch welche die neuere Phase dieser Sprache sich von der älteren unterscheidet. Petermann verdanken wir auch eine Erörterung eines besondern Dialekts derselben [1]).

Philologische Arbeiten auf dem Gebiete des Armenischen sind dagegen bis jetzt sehr spärlich durch Deutsche ausgeführt.

Von Windischmann besitzen wir einen Aufsatz über die

[1]) In den Monatsberichten der Berl. Ak. der Wiss. 1867, S. 727 bis 741. Man vgl. die Aufzählung der armenischen Dialekte nach Johann Erzenkatzi (14. Jahrh.) und Patkanow (1864) bei Justi in den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 994 ff.

armenische Literatur, 1835; von K. F. Neumann einen 'Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur' 1836, 'Beiträge zur armenischen Literatur' 1849 u. aa. Von Jul. von Klaproth ist mit Hülfe eines Armeniers eine französische Uebersetzung eines armenischen Buches neuester Zeit, aber begleitet von mehreren alten armenischen Inschriften, 1818 geliefert; von K. Fr. Neumann eine englische der Geschichte von Vartan, von Elisaeus (einem Historiker des 5. Jahrhunderts) im Jahre 1830 und von Vahram (13. Jahrhundert) 1831 so wie einiges andre. Petermann verdanken wir einen Aufsatz über die Musik der Armenier (in der Zeitschr. d. D. M. G. V) und eine Armenische Uebersetzung der Eusebius'schen Chronik (1860).

Bezüglich alter längst ausgestorbener Sprachen des persischen Reiches ist das Material in dem von uns betrachteten Zeitraum sehr, und was mehr sagen will, wesentlich vermehrt; es sind in Folge davon die Untersuchungen über dieselben neu aufgenommen, aber zu ganz entschiedenen Resultaten haben sie, trotz der Meister, welche sich daran betheiligten, noch nicht geführt.

Was die Sprache der Meder betrifft, so sprechen sehr entscheidende Umstände dafür, daß sie uns in den Keilinschriften der zweiten Gattung bewahrt ist, vor allem der, daß mehrere von diesen, ohne Begleitung von Uebersetzungen in der ersten und dritten, im Bereich des alten Mediens gefunden sind, und die fast so gut wie sichere Annahme, daß die drei Gattungen der Keilschrift, welche sich gewöhnlich neben einander finden, den drei Hauptvölkern des persischen Reiches angehörten; da nun die erste den Persern angehört, die dritte assyrisch-babylonisch ist, so kann die zweite schon darum nur medisch sein. Ihre Sprache wird also auch die sein, welche in Medien herrschte. Allein in Bezug auf diese gehen die, welche sich mit der Entzifferung derselben beschäftigen, sehr auseinander. Die meisten nehmen an, daß sie mit den ural-altaischen verwandt sei; dieser Ansicht tritt auch Haug bei und sucht sie in einer kleinen Schrift (1855) zu

erhärten; dazu ſcheint ſich auch Mordtmann zu bekennen, nennt aber die Sprache die von Susa[1]). Holtzmann dagegen, deſſen höchſt ſcharfſinnige Arbeiten in der Zeitſchr. der deutſchen Morgenl. Geſ. (V. VI. insbeſ. VIII. 329 ff.) auch auf dieſem Gebiete Anerkennung verdienen, erklärt ſie für eine ariſche, welche ſemitiſche Beſtandtheile aufgenommen habe. Den ariſchen Charakter der mediſchen Sprache ſucht auch Kiepert zu erweiſen.

Für die Sprachen Vorderaſiens ſind insbeſondre die neu entdeckten phrygiſchen und lyciſchen Inſchriften von der größten Wichtigkeit. Daß die Sprache der Phrygier zu den indogermaniſchen, ſpeciell den ariſchen, gehörte, läßt ſich nach den Mittheilungen der Alten insbeſondre über die Beziehung der Armenier zu den Phrygiern, ſo wie auf Grund einiger von ihnen bewahrter Wörter und der bisher angeſtellten Unterſuchungen der Inſchriften mit der größten Wahrſcheinlichkeit annehmen; doch dürfen wir erwarten, aus den letzteren genaueres über die Stellung derſelben zu lernen, ſobald ihre Erklärung vollſtändig gelungen ſein wird. Damit haben ſich beſchäftigt G. F. Grotefend, Chr. Laſſen[2]); Mordtmann[3]) und Goſche[4]).

Auch die bisherigen Entzifferungsverſuche der lyciſchen Inſchriften ſprechen mit Wahrſcheinlichkeit für den eraniſchen Charakter ihrer Sprache. Sie ſind ebenfalls von G. F. Grotefend begonnen und dann von Laſſen[5]) weiter geführt. Neu aufgenommen ſind ſie von Blau[6]) und in neueſter Zeit von Moritz Schmidt.

---

[1]) In ſeiner Behandlung dieſer Inſchriften in der 'Zeitſchr. d. D. M. G.' XVI; in Band XIII, 704 ſpricht er auch über die Keilinſchriften von Van.

[2]) In Zeitſchr. der deutſchen Morgenl. Geſ. X. 371 ff.

[3]) In den Sitzungsber. d. k. bayer. Ak. d. Wiſſ. 1862 I. S. 12—38. vgl. Fr. Müller in Or. und Occ. II. 574.

[4]) Verhandlungen der Philologen-Verſammlung in Meißen 1863 S. 82 ff.

[5]) In Zeitſchr. der deutſchen Morgenl. Geſ. X. 329 ff.

[6]) ebdſ. XVII, 649 ff.

Dieser hat zunächst eine sehr sorgfältig insbesondre nach den Abschriften des verstorbenen Aug. Schönborn veranstaltete Sammlung aller Inschriften und methodisch geführte Untersuchungen über die Schriftzeichen und die Sprache, vorzugsweise mehrere grammatische Formen, veröffentlicht[1]); an den sprachvergleichenden Untersuchungen hat sich auch Merx betheiligt.

Daß die pontischen Scythen und Sarmaten zu den eranischen Völkern gehören, zeigt Müllenhoff in den Monatsberichten der Berl. Ak. d. Wiss. 1866 S. 549 ff.

Ueber die alten Sprachen Kleinasiens überhaupt handelt Lassen in dem S. 634, Anm. 2 und 5 angeführten Aufsatz; über die alten arischen Sprachen Paul Böttticher in seinen Ariea (1851); welche in den unter seinem jetzigen Namen Paul de Lagarde erschienenen 'Gesammelten Abhandlungen' neu bearbeitet sind (1866).

Man wird aus dem Bisherigen ersehen, daß es schon nicht ganz unmöglich wäre, eine Gesammtbetrachtung der eranischen Sprachen anzustellen, in welcher die specielle Geschichte des Persischen vom Altpersischen der Keilinschriften an bis auf die jüngsten Gestaltungen des Neupersischen und die Vergleichung der übrigen Sprachen dieses Astes untereinander und mit dem sanskritischen sowohl für die tiefere Erkenntniß des eranischen Astes und des arischen Zweiges, als auch für den indogermanischen Stamm und die Sprachwissenschaft überhaupt vielfache Belehrung gewähren würde.

II. Griechischer Zweig.

Die griechische Sprache begegnet uns im Anfange ihrer Geschichte auf demselben Raum, auf welchen sie nach dem Sturz

---

[1]) In 'Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung u. s. w.' von Kuhn und Schleicher V. 257 ff. und in The Lycian Inscriptions after the accurate copies of the late Augustus Schoenborn with a critical commentary and an essay on the alphabet and language of the Lycians. By M. Schmidt. Jena 1868. Fol. In diesem Werk finden sich auch die Beiträge von Merx. Vgl. auch M. Schmidt in Kuhn's Zeitschrift XII. 212 ff.

des byzantinischen Reiches wiederum zurückgeführt ward und im Wesentlichen noch jetzt beschränkt ist. Das eigentliche Griechenland und die griechischen Inseln bildeten die Sitze derselben. Weit entfernt von den zwar stammverwandten, aber charakteristisch verschiedenen Zweigen, dem arischen auf der einen, dem italischen auf der andren Seite und dem germanischen und letto-slavischen im Norden, würde sie wie eine kleine Sprachinsel da gelegen haben, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß verwandte Sprachen desselben Zweiges sich unmittelbar in ihrer Nähe befanden. Doch können von diesen mit hoher Wahrscheinlichkeit nur zwei namhaft gemacht werden, die alte Sprache der Macedonier, von der uns jedoch nur wenig bekannt ist[1]) und diejenige, von welcher die heutige Sprache der Albanesen abstammt.

1. Hellenische (griechische) Sprache.

Die Hellenische Sprache zerfällt in geschichtlicher Beziehung in drei große Perioden; die erste wird durch ihre literarische Entwickelung von den Zeiten der epischen Poesie bis zur Gestaltung der gemeinsamen Sprache, der κοινή, gebildet: das Hellenische der Hellenen. Die zweite umfaßt die Zeit, in welcher sich diese κοινή zu der Sprache fast aller cultivirter Völker und auf Cultur Anspruch machender Individuen erweiterte, und dann nach und nach wieder in die alten Gränzen zurückgedrängt ward: das Hellenische als Weltsprache; die Spitze bildet hier der Moment, in welchem sie in diesem Sinn von der Südküste Frankreichs bis tief in Indien hinein herrschte. Die dritte, welche mit dem Sturz des byzantinischen Reiches beginnt, ist dadurch insbesondre charakterisirt, daß die Macht, welche die Sprache der Gebildeten den Volks-

[1]) vgl. über das Verhältniß der Macedonier zu den Griechen K. O. Müller, Ueber die Wohnsitze, die Abstammung u. s. w. des Macedonischen Volkes 1825; Abel, Macedonien und König Philipp 1847 und Fick in 'Orient und Occident' II. 718 ff.

sprachen gegenüber geübt hatte, gebrochen wird, und diese sich immer mehr hervordrängen: das neugriechische.

Für die tiefere Kenntniß der griechischen Sprache ist in unserm Jahrhundert auf deutschem Boden durch die mächtige Entfaltung der Philologie und Sprachwissenschaft außerordentlich viel geschehen. Fast alle Werke, welche sich mit der indogermanischen Sprachwissenschaft im Allgemeinen beschäftigen, haben ihr Hauptaugenmerk auf die Erläuterung des Griechischen gerichtet, so daß fast alles, was von diesem Gesichtspunkt aus oben hervorgehoben ist, hier ins Gedächtniß zurückzurufen wäre. Doch berücksichtigen wir jetzt nur den speciell griechischen Standpunkt.

In dieser Beziehung ist zunächst außerordentlich viel für die sprachwissenschaftliche Erkenntniß des Griechischen gethan in allen den trefflichen philologischen Arbeiten — sowohl den Ausgaben von Schriftstellern, Erläuterungen von Inschriften, als Behandlungen der Realia, — welche theils als besondre Werke, theils als Aufsätze in philologischen Zeitschriften und sonst erschienen sind. Es würden hier die Namen aller bedeutenderen Philologen zu nennen sein; mit diesen aber wird sich die Geschichte der classischen Philologie beschäftigen, welcher in dieser Sammlung eine besondere Abtheilung gewidmet ist, daher ich auf sie verweise. Wir heben hier nur einige der Arbeiten hervor, welche speciell der sprachwissenschaftlichen Seite des Griechischen gewidmet sind.

Was die Grammatiken betrifft, so treten zu den schon erwähnten von Buttmann und Thiersch, welche durch erneute und verbesserte Ausgaben, die erstre außerdem durch die Bearbeitung eines Theils derselben[1]) von einem der ausgezeichnetsten Sprachforscher Chr. Aug. Lobeck (geb. 1781, gest. 1860), immer größere Brauchbarkeit und Vollendung erhielten, seit 1807 die nach Vollständigkeit strebende von Aug. Matthiä[2]); ferner die mehr praktischen,

[1]) Des 2. Bandes der 'Ausführl. Griech. Sprachlehre' 1839.
[2]) Dritte und letzte Auflage 1835.

aber sehr brauchbaren von Val. Chr. Fr. Rost seit 1816[1]), von Raphael Kühner 1834. 1835, in welcher der Versuch gemacht ist, die Resultate der Vergleichung zu benutzen; die von K. B. Krüger 1842. 1843; von F. Mehlhorn, ebenfalls mit Benutzung der vergleichenden Grammatik. Einer ernstlichen Anwendung der Letzteren zur Bearbeitung der Griechischen Grammatik begegnen wir dann, wie schon oben (S. 585) bemerkt, in G. Curtius Griechischer Schulgrammatik, insbesondere in den späteren Ausgaben (6. 1864), mit den dazu gehörigen Erläuterungen (1863). Es sind außerdem auch andre Schulgrammatiken erschienen, z. B. von Bäumlein, Feldbausch, F. Aken 1868 u. s. w.

Einzelne Theile betreffend, so ist das griechische Alphabet von Bäumlein 1853, von A. Kirchhoff 1867 bearbeitet. Ueber die Aussprache ist ein umfassendes Werk von Gust. Seyffarth 1824 erschienen; ferner Arbeiten von G. Fr. Sal. Liskovius 1825, F. A. Gotthold 1836, Ellissen 1853.

Die Lautlehre ist von Wilh. Christ vom sprachvergleichenden Standpunkt behandelt 1859. Ueber das sogenannte ν ἐφελκυστικόν hat Fr. Müller 1860, Wilh. Conr. Deventer 1863 geschrieben. Ueber das Digamma Sachs 1856, Peters 1864, J. Savelsberg 1864 und 1867, A. Leskien 1866. Ueber den Hiatus Gust. Ed. Benseler 1841. Die Lehre vom Zeitmaß ist von Fr. Spitzner 1823, von Fr. Passow 1826 behandelt. Der Accent insbesondre von Carl Göttling 1835, Geppert 1846, Rob. Winkler 1856.

In Bezug auf die Lehre von der Bildung der Themen, wie überhaupt auf alle Theile der griechischen Grammatik, finden sich werthvolle Aufsätze in Kuhn's und andren Zeitschriften. Von separat erschienenen Schriften erwähne ich W. Pape, Etymologisches Wörterbuch, zur Uebersicht der Wortbildung, 1836; G. Curtius über die Bildung der Nomina 1842, H. Hempel 1865; Jan-

[1]) Letzte Ausgabe der Schulgrammatik 1856, der Ausführl. 1835.

ſon über die Deminutiva 1856; Steinke über Patronymika; Joſ. Budenz über die Nomina auf κός und G. Bühler über die auf της, Brandſtätter über die auf ιτης, alle drei 1858; Ernſt Curtius, Beiträge zur geographiſchen Onomatologie der griech. Sprache 1861; Berch und Rich. Rödiger 1866 und Wilh. Clemm 1867 über die Compoſition.

In Betreff der flexiviſchen Formen und ihrer Bedeutung — in letzterer Beziehung bisweilen in die Syntax hinüberragend — iſt die Formenlehre mit Rückſicht auf die vergleichende Sprachforſchung von Ernſt Koch 1866; die Declination und dazu gehöriges von Joh. Adam Hartung und Reimnitz 1831; Aug. Grotefend 1835; Franz Carl Serrius 1839; Georg Gerland 1859; Alex. Kolbe 1863; C. Capelle 1864, Franz Lißner 1865 behandelt; die Conjugation im Allgemeinen von A. Haacke 1850 ff.; die auf μι von Lud. Ahrens 1839; dieſe und die Präpoſitionen von Alb. Schwarz 1859; die Genera verbi von Herm. Müller 1864; die Tempora und Modi hiſtoriſch und vergleichend von A. F. Aken 1861; das Futurum von Aug. Franke 1861; der zweite Aoriſt von Ludw. Döderlein (geb. 1791, geſt. 1863) 1857; der homeriſche Conjunctiv von Imm. Becker (in den Monatsber. d. Berl. Ak. 1861); der Infinitiv von Berth. Delbrück 1863, Golenski und F. Sander 1864. Ein Lexikon der Verbalformen hat G. Traut 1867 geliefert.

Die Syntax iſt zuſammenhängend behandelt von G. Bernhardy 1829; einzelnes 1862; ferner iſt eine Syntax erſchienen von R. Kühner 1829, von W. Scheuerlein 1846, Ger. Blackert (als Grundlage einer Geſchichte der griechiſchen Sprache) 1857. Die des Verbum iſt erörtert von Schmalfeld; die der Tempora und Modi von Ludolph Diſſen 1808; Herm. Schmidt 1830—34; von Schwalbe 1839; der Aoriſt iſt behandelt von Herm. Schmidt 1845; die Modi von L. F. Nägelsbach 1843 und Bäumlein 1845; der Conjunctiv von Kühnaſt 1851; der Optativ von

Klemens 1862; die Caſuslehre von Rumpel 1845; die Genitivi und Dativi abſoluti von Ed. Wentzel 1827, die Nominative 1857; die obliquen Caſus und Präpoſitionen von Aug. Fritſch 1833, Partikeln und Präpoſitionen 1858; die Präpoſitionen von L. Gottlob Schmidt 1829; H. Winnefeld 1859—60; die Partikeln von Joh. Ad. Hartung 1832. 1833; Bäumlein 1861; über ἄν ſchrieb Gottfr. Hermann 1831, Aug. Geffers 1832; über κέν und ἄν Ruhrmund 1863; über οὐ und μή G. F. Gayler 1836; über die Negativpartikeln Fr. Franke 1859; über τε und καί Ed. Große 1858; über οὖν Roſt 1859; über κα Hugo Weber 1864; über abſolute Conſtructionen und Anakoluthien A. von Wannowski 1835; Ebhardt 1860; über Ellipſe Geiſt 1858.

Die bedeutendſten Vorarbeiten zu einer griechiſchen Grammatik, wie ſie dieſer anerkannt vollendetſten aller Sprachen würdig wäre, hat Lobeck geliefert, insbeſondre in ſeiner Ausgabe des Phrynichus 1820, den Paralipomena Gramm. gr. 1827, den Prolegomena ad Pathologiam 1843, der Pathologia I. 1853, II. 1862, ſo wie dem Rhematicon 1846. Hoffentlich wird auf dieſe, die Reſultate der vergleichenden Grammatik und eigene Forſchungen geſtützt, ſich bald ein Werk geſtalten, welches dieſe, unzweifelhaft bedeutendſte Lücke der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft zu ſchließen geeignet iſt.

Von Lexicis iſt die neue Bearbeitung des Paſſow'ſchen durch Roſt mit Beihülfe von Palm und ſpäter auch Kreußler, Keil, Peter 1841—1857 hervorzuheben; ein ausführliches hatte Roſt 1840 begonnen, aber kaum über die Mitte von *A* geführt. Ferner ſind brauchbare Lexika erſchienen von W. Pape 1842, werthvoll insbeſondre durch den dritten Band, welcher ein Wörterbuch der Eigennamen enthält; von Carl Ramshorn 1857; Jacobitz und E. Seiler 1861, Guſt. Ed. Benſeler. Beiträge zur Lexikologie hat L. Wilh. Lucas 1835 veröffentlicht; über die griechiſchen Wurzeln hat W. Pape 1837, Savelsberg 1841

geſchrieben; über einzelne Wurzeln J. H. Heinebach, Crecelius 1860 u. aa. Etymologiſche Arbeiten ſind mehrfach veröffentlicht, z. B. von Hugo Weber 1861; E. Bernhardt 1862; jedoch vorwaltend vom vergleichenden Standpunkt; dieſe finden ſich größtentheils in Kuhn's Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung. Unter denen, welche ſich der älteren Weiſe zuneigen, nehmen die von Döderlein eine hervorragende Stelle ein.

Lexika zu Kategorien von Schriftſtellern und einzelnen Schriftſtellern betreffend, ſo ſind deren mehrere für Homer erſchienen, unter denen ich nur Döderlein's homeriſches Gloſſar 1850 hervorhebe; zu den Tragikern hat Gottfr. Fähſe 1832, zu dem Aeſchylos Wellauer 1831. 1832, zu dem Sophokles Gottl. Carl Wilh. Schneider 1829. 1830, Fried. Ellendt 1835, zum Euripides Dan. Beck 1829 ein Lexikon herausgegeben; zu Herodot Schweighäuſer 1824; zu Xenophon Fr. W. Sturz und zu einzelnen Werken deſſelben aa.; zu Platon Aſt 1835—1838; zu Hyperides Ant. Weſtermann 1860—1864.

Auch die Sprache von Kategorien von Schriften und einzelnen Schriftſtellern überhaupt wurde ganz oder theilweis behandelt, ſo der homeriſche Sprachgebrauch von Joh. Claſſen 1867; von Gottfr. Hermann die Sprache des Pindar 1809; von Kühlſtädt die der Tragiker 1832; die des Aeſchylus von Herm. Menge 1863, Rich. Förſter 1866; des Sophokles von Carl Schambach 1867; des Ariſtoteles von Rud. Eucken 1866; des Polybius von Alb. Lütge 1863.

Die griechiſche Dialektologie erhielt eine feſte Unterlage durch das von der Berliner Akademie herausgegebene Corpus der griechiſchen Inſchriften. Die Hauptarbeit bildet hier H. Lud. Ahren's Werk De graecae linguae Dialectis I. 1839 II. 1843. Ueber den äoliſchen Dialekt hatte Alb. Gieſe ſchon früher eine Arbeit abgefaßt, welche 1837 nach ſeinem Tode veröffentlicht wurde; eine von Ludw. Hirzel erſchien 1862. Zur Kenntniß des kretiſchen Dialekts hat Heinr. Bernh. Woretzſch und Rich.

Bergmann 1861 beigetragen; über den kypriſchen M. Schmidt geſchrieben (in Kuhn's Zeitſchrift IX). Der epiſche Dialekt iſt von Gräfenhan, Lucas 1837, von Berger 1839; deſſen Formenlehre von Ahrens zugleich mit der des Attiſchen 1852 dargeſtellt; über den ioniſchen hat Juſt. Flor. Lobeck Unterſuchungen veröffentlicht 1850; über den des Herodot E. L. Struve 1829. 1830; Bredow 1846; eine griechiſche Grammatik des Attiſchen Dialekts haben E. Kraſper und K. Dietfurt 1837 herausgegeben; über den, deſſen ſich die Bukoliker bedienen, hat Guſt. Ed. Mühlmann 1838 geſchrieben.

Die Geſtalt, welche die griechiſche Sprache, während der Periode ihrer großen Verbreitung, in den verſchiedenen Localitäten und Zeiten annahm, iſt bis jetzt ſehr unzureichend behandelt. Außer dem Macedoniſchen und Alexandriniſchen Dialekt, welchen Sturz 1808 dargeſtellt hatte, iſt die Aufmerkſamkeit faſt nur auf die Sprache gerichtet, welche in den bibliſchen Schriften gebraucht iſt. In Bezug auf dieſe haben ſich insbeſondere G. B. Winer, von deſſen Grammatik des Neuteſtamentlichen Sprachgebrauchs 1867 die 7. Auflage von G. Lünemann beſorgt iſt; Aler. Buttmann 1859; Schirlitz durch mehrere grammatiſche Unterſuchungen und ſein Griechiſches Wörterbuch zum Neuen Teſtament; K. H. Adelb. Lipſius und L. C. Wilh. Grimm durch ſein Lexikon zu dem Neuen Teſtament 1868 verdient gemacht. Auch die älteren Lexika: das zu der Septuaginta u. ſ. w. von Joh. Fr. Schleußner (5 Bände 1820. 1821), ſo wie das zu dem Neuen Teſtament von Carl Gottl. Bretſchneider 1824, Wilke 1840 wollen wir nicht unerwähnt laſſen.

Was die Neugriechiſche oder Romaiſche Sprache betrifft, ſo hat über ihre Entſtehung unter Einfluß fremder Zungen Joh. Mich. Heilmaier 1834 geſchrieben; über ihr Verhältniß zum Altgriechiſchen F. J. Wiedemann 1852; über ihre Verwandtſchaft mit dieſem und dem Deutſchen H. K. Brandes 1862; über ihre Bedeutung für das Altgriechiſche und die ver-

gleichende Grammatik E. Curtius (nur in neugriechischer Uebersetzung erschienen); eine kurze vergleichende Grammatik desselben hat Friedemann 1825 herausgegeben. Neugriechische Grammatiken überhaupt sind von J. A. E. Schmidt 1808, W. von Lüdemann 1826, Joh. Franz 1832 und 1837, P. A. F. Possart 1834, und insbesondre F. W. A. Mullach (geb. 1807) 1856 abgefaßt. Wörterbücher von J. A. E. Schmidt 1825 und 1837; A. M. Anselm 1842; Th. Kind 1842; eine neugriechische Chrestomathie von demselben 1835. Dieser hat auch einiges über neugriechische Dialekte veröffentlicht (in Kuhn's Zeitschr. XV). Den höchst eigenthümlichen und alterthümlichen Dialekt der Zakonen hat Fr. Thiersch behandelt 1837, wozu man Pott in der Allg. Encycl. d. Wiss. u. Künste II. XVIII. 74 vergleiche.

2. Albanesische Sprache.

Bopp's Abhandlung über das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen, erschienen 1855, ist schon oben (S. 511) erwähnt. Er spricht darin (S. 1) die Ueberzeugung aus, daß die Albanesische Sprache 'zwar entschieden der indoeuropäischen Familie angehört, aber in ihren Grundbestandtheilen mit keiner der übrigen Sanskritschwestern unsres Erdtheils' (d. h. Europa's) 'in einem engeren, oder gar in einem Abstammungsverhältnisse steht'. Pott glaubt sich im Urtheile über die 'Einordnung derselben in den Indogermanismus noch große Rückhaltung auflegen zu müssen'[1]), während andre, wie Hahn, Reinhold und Camarda 1865 sie in enge Verwandschaft zum Griechischen setzen. Da Volk und Sprache durch manche räthselhafte Momente ein nicht geringes Interesse erwecken, so haben sich manche Forscher gelegentlich damit beschäftigt[2]). Die Sprache und ihre verwandt-

[1]) In 'Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zalwörtern nachgewiesen'. 1867 S. 14.

[2]) vgl. Pott in der Zeitschr. der deutsch. Morgenl. Ges. XVII. 114.

ſchaftlichen Beziehungen haben ausführlich behandelt von Ty-lander 1834, von Hahn in 'Albaneſiſche Studien' 1854 und Carl Heinr. Th. Reinhold in Noctes Pelasgicae 1855; einzelne darauf bezügliche Fragen Stier[1]), Th. von Heldreich (1862), Blau[2]) und Fallmerayer 1868 (Ueber Urſprung und Alterthum der Albaneſen).

III. Italiſcher Sprachzweig.

Zu dieſem rechnen wir nur diejenigen Sprachen, welche mit der lateiniſchen Sprache innig verwandt ſind, weſentlich dieſelben Beſonderheiten haben, durch welche ſich dieſe von den übrigen indogermaniſchen Sprachzweigen, auch den ihr geographiſch und morphologiſch nächſtſtehenden, dem griechiſchen und celtiſchen, unterſcheidet.

Unter denen, welche in alter Zeit in Italien heimiſch waren — nicht durch hiſtoriſch bekannte Wanderungen dahin gebracht ſind, wie Griechiſch, Celtiſch, ſpäter auch Albaneſiſch — und uns durch literariſch oder inſchriftlich erhaltene Proben etwas genauer bekannt ſind, befinden ſich aber mehrere — ſpeciell die etruſkiſche, meſſapiſche und iapygiſche — welche dem Latein und ſeinen nächſten Verwandten ſo fern ſtehen, daß wir ſie zu dem italiſchen Sprachzweig in dem bemerkten Sinne nicht rechnen dürfen, wahrſcheinlich, wenigſtens theilweis, nicht einmal zu dem indogermaniſchen Sprachſtamm. Ueber ihre nähere Beſtimmung gehen jedoch die Meinungen noch ſehr auseinander und es ſieht ſo aus, als ob die bisherigen Hülfsmittel dazu noch nicht ausreichen.

Die etruſkiſche Sprache iſt von K. O. Müller in ſeinem Werke über die Etruſker 1828 beſprochen. Im Jahrr 1858 veröffentlichte J. G. Stickel einen Verſuch, ſie durch Erklärung von Inſchriften und Namen als ſemitiſche nachzuweiſen, worüber

---

[1]) ſ. a. a. O.

[2]) In derſelben Zeitſchr. XVII. 649 ff., insbeſ. 656 ff.; 666.

man J. Gildemeister in der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIII. 289 ff. vergleiche. In neuester Zeit hat dann Lorenz in sehr methodisch gearbeiteten Aufsätzen in 'Kuhn und Schleicher Beiträge zur vgl. Sprachforschung' IV, 1 ff., 474 ff. und V. 204 ff. sich bemüht, sie in nähere Verbindung mit dem Latein zu bringen. Außerdem haben sich auch L. Döderlein[1]), L. Steub 1843. 1854, Flor 1863 u. aa. damit beschäftigt. Ueber die nordetruskischen Alphabete hat Th. Mommsen 1855 gehandelt.

Was die Sprache der Messapier und Japyger betrifft, so ist das Hauptwerk für sie, wie für alle unteritalische, das von Th. Mommsen über die unteritalischen Dialekte 1850. Mit der ersten haben sich auch Th. Bergk (1851 Zeitschr. für Alterthumsw.), Stier (in Kuhn's Zeitschr. VI) beschäftigt.

1. Sprachen des Italischen Sprachzweigs außer dem Latein.

Die italischen Sprachen, welche in inniger Verbindung mit dem Latein stehen, sind das Umbrische, Sabellische, Oskische, so daß der italische Sprachzweig vor Ausdehnung des Latein durch die römische Herrschaft — auf Mittelitalien — mit Ausnahme von Etrurien — und den nordwestlichen Theil Süditaliens beschränkt gewesen zu sein scheint.

Mit dem Umbrischen, das heißt wesentlich den darin enthaltenen Inschriften und ihrer Entzifferung haben sich beschäftigt Richard Lepsius (De tabulis Eugubinis) 1833 und 1841 (Inscriptiones Umbricae et Oscae), Christian Lassen[2]) 1833 und 1834; Heinr. Kaempf 1834; G. F. Grotefend 1835 und 1839; L. Döderlein[1]) 1837; Th. Mommsen 1846 (in Höfer's Zeitschrift). Das bedeutendste und im Wesentlichen abschließende Werk lieferten im Verein Th. Aufrecht und

[1]) Commentatio de vocum aliquot latinarum, sabinarum, umbricarum, tuscarum cognatione graeca. Erlangen 1837.

[2]) In dem Rhein. Mus. I. 360 ff., II. 141.

A. Kirchhoff: 'Die umbriſchen Sprachdenkmäler u. ſ. w.', zwei Theile 1849—1851. Viele einzelne Beiträge ſind ſeitdem in der Kuhn'ſchen Zeitſchrift veröffentlicht, von Ebel u. aa.; ferner erſchienen darüber Arbeiten von E. Huſchke 1858, von A. F. Zeyß 1861 ff., Knötel 1862. Aug. Schleicher hat dieſe Sprache auch in ſeinem Compendium der Vergl. Gramm. kurz dargeſtellt.

Mit der Oſkiſchen Sprache beſchäftigte ſich eindringlicher zuerſt Cl. A. C. Klenze[1]); dann G. F. Grotefend 1839, und überaus fördernd Th. Mommſen 1845. 1846. 1850 (Oſkiſche Studien; Nachträge und 'die Unteritaliſchen Dialekte'), A. Kirchhoff und L. Lange 1853; im Jahre 1856 hat auch E. Huſchke die oſkiſchen und ſabelliſchen Sprachdenkmäler bearbeitet. Treffliche Aufſätze darüber ſind in Kuhn's Zeitſchrift veröffentlicht, insbeſondre von W. Corſſen (im XI. Bd. u. ſonſt), Ebel u. aa. Aug. Schleicher hat auch dieſe Sprache in ſeinem Compendium behandelt.

Was die ſabelliſchen Sprachen betrifft, ſo ſchrieb Zinkeiſen Samnitica 1831, Aug. Henop über die ſabiniſche Sprache 1837, und vor allen W. Corſſen 'zum ſabelliſchen Dialekt' 1861 und 1866 (in Kuhn's Zeitſchrift X und XV).

Derſelbe veröffentlichte 1858 auch eine Schrift über die Sprache der Volsker.

In Bezug auf die italiſchen Sprachen überhaupt ſind noch die Aufſätze von Aug. Schleicher im Rheiniſchen Muſ. Neue Folge XIV 329 ff. und A. Kirchhoff in 'Allg. Monatsſchrift f. Wiſſ. u. Liter.' 1852 S. 577 ff. u. 801 ff. zu erwähnen.

2. Lateiniſch.

Das Lateiniſche iſt, gleichwie das Griechiſche, von allen, welche ſich mit Vergleichung der indogermaniſchen Sprachen be-

[1]) Philologiſche Abhandlungen, herausgegeben von K. Lachmann 1839.

schäftigt haben, ganz vorzugsweise berücksichtigt, so daß auch hier die meisten Arbeiten in Betracht kommen, welche oben angedeutet sind. In specieller Beziehung möge hier zunächst Ludw. Roß' Schrift 'Italiker und Griechen' 1858 gedacht werden, da sie in Bezug auf das Verhältniß des Lateinischen zum Griechischen Beachtung verdient; 1852 schrieb M. W. Heffter eine Geschichte der lateinischen Sprache während ihrer Lebensdauer; ferner verweisen wir auf S. 423, wo die treffliche Schneider'sche Grammatik schon hervorgehoben ist und erwähnen noch die von G. F. Grotefend 1817, von C. G. Zumpt 1818, von L. Ramshorn 1824, Otto Schulz 1826, Fr. Andr. Reuscher 1828, Aug. Grotefend 1829. 1830, umgearbeitet von G. T. A. Krüger 1842; K. Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft 1839; G. E. Mühlmann, die Wissensch. der lat. Spr. 1839, Ant. Schmidt, Organismus der lat. Spr. 1846; Kritz und Berger, Schulgramm. 1848, Lor. Englmann (5. Aufl. 1861), Fr. Bauer, 'die Elemente der lat. Formenlehre', mit Rücksicht auf die vergleichende Grammatik 1865.

Diese Grammatiken beschäftigen sich fast alle nur mit der klassischen Sprache; um die ältere, für die Entwickelung des Latein so überaus wichtige Phase bis zum Ende der Republik kennen zu lernen, hat man sich insbesondre an die ausgezeichneten Arbeiten von Fr. W. Ritschl (geb. 1806), W. Corssen, Frz. Bücheler zu wenden; außerdem verdienen mehrere Aufsätze in den Zeitschriften, insbesondre der Kuhn'schen, so wie Lübbeck's Grammatische Studien Beachtung.

Einzelne Theile der Grammatik betreffend, so behandeln die Aussprache Ulr. Fr. Kopp 1834, Karl Ed. Geppert 1858 und vor allen W. Corssen 'Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Spr.' 2 Thle. 1858. 1859, 2. Ausg. 1868. Ueber die Lautlehre schrieb Ag. Benary 1837; über Vokale Dietrich; über F im Anlaut Fröhde 1862; über den Accent Pet. Langen 1853; Weil und Benlöw im Verein 1858;

Beiträge zur Geſchichte des lateiniſchen Alphabets liefert F. Ritſchl 1869 (im Rheiniſchen Muſeum); zur Orthographie, welche durch die Inſchriftenbearbeitungen (von Ritſchl und Th. Mommſen) und ſorgfältigere Benutzung der alten Handſchriften einer durchgreifenden Umgeſtaltung unterworfen wird, Fleckeiſen 1861, Wilh. Brambach 1868.

Die Lehre von der Wortbildung iſt von Düntzer 1836, Döderlein 1839 bearbeitet; über die Deminutiva ſchrieb Guſt. Müller 1865; über die Eigennamen Th. Mommſen 1864; über Compoſition P. Uhdolph 1868; über die Formenlehre Neue 1866. 1867; über die Conjugation und Declination Struve 1823; die Deklination in ausgezeichneter Weiſe Frz. Bücheler 1866; über einzelne Pronomina Fr. Oſann 1845; Sägert 1860; über die Conjugation Ludw. Ramshorn 1830; Nölting 1859; G. C. Richter 1857. 58. 60; G. Curtius (Reſte eines Aoriſt) 1857; Carl Pauli 1865; Ed. Lübbert 1867; W. Weißenborn 1844; Ludw. Lange (Inf. Präſ. Paſſ.) 1859; Fr. Sander 1864; über Präpoſitionen Alb. Schwarz 1859; Conjunctionen Th. Wiſſowa 1858; über que G. F. Schoemann 1865. Für die Formenlehre überhaupt ſind Corſſen's kritiſche Beiträge 1863 und kritiſche Nachträge 1866 von hohem Werthe.

Die Syntax überhaupt und einzelnes daraus haben behandelt G. T. A. Krüger 1820—27 und 1842; Holtze 1861—62; G. F. Scheuerlein 1865; Herm. Schmidt 1830—34; H. C. O. Müller 1832; Wilh. Weißenborn 1846; C. Fr. Chr. Wagener 1817; Fr. Tiburtius 1822; Mich. Weber 1826. 1828; die Wortſtellung Fr. Raſpe 1844; Fr. Schwab 1857.

Zu den ältern Lexicis traten die von W. Freund, 4 Bände, 1834—1840, K. Ernſt Georges ſeit 1843, mit dem von G. Mühlmann fortgeſetzten Theſaurus 1854, und Reinh. Klotz; ein etymologiſches lieferte Conr. Schwenck 1827, ein kleines Georges 1841. Etymologie und Synonymik bearbeiteten Dö-

derlein (6 Thle. 1826—1836), Ludw. Ramshorn 1831—1833. 1838; E. L. Habicht 1829.

Die Sprache von Kategorien der Literatur und einzelnen Schriftstellern betreffend, behandelten die der Dichter F. A. A. Bach 1848, R. A. H. Stern 1851, Conr. Geo. Jacob 1839, W. H. Grauert 1840, Ferd. Lorey 1864; die der Rechtsquellen Jul. Merkel 1836; der Historiker A. Dräger 1860; des Tacitus Carl Ludw. Roth 1829, Dräger 1868, Un. Zernial 1864 und in einem Lexikon Taciteum Wilh. Böttticher 1830. Viele andre Lexika zu einzelnen Schriftstellern lasse ich unerwähnt, da sie mehr bloße Schulzwecke im Auge haben. Eben so übergehe ich die vielen Arbeiten, welche zum Unterricht oder Uebung im Lateinschreiben oder -sprechen dienen, obgleich ich weit entfernt bin zu verkennen, daß darunter mehrere sind, welche auch die tiefere Einsicht in die Sprache fördern; doch bin ich mit nur sehr wenigen genauer bekannt und wage deßhalb nicht einige besonders hervorzuheben. Bemerken will ich nur, daß mir die hieher gehörige Arbeit von C. Fr. Nägelsbach 1846 sehr werthvoll schien.

3. Lateinische Vulgärsprache.

Die lateinische Vulgärsprache (lingua rustica), welche an und für sich und insbesondre für die Entwickelung der romanischen Sprachen von großer Bedeutung ist, wurde von L. S. Schweitzer 1839, W. Berblinger 1865 und P. Böhmer 1866 behandelt; ihr Vokalismus von G. Schuchard 1866. 1868. Ihr Verhältniß zum Romanischen faßt insbesondere Pott in mehreren Abhandlungen in Kuhn's Zeitschrift und in der für Alterthumswissenschaft in's Auge.

4. Latein des Mittelalters.

Hieher gehörige Glossare haben Lor. Diefenbach 1846. 1867; Ed. Brinckmeier 1850. 1855; Hildebrand 1854 herausgegeben.

5. Romanische Sprachen.

Ueber die romanischen Sprachen im Allgemeinen mit Vorbemerkungen über Entstehung und Verwandtschaft derselben hat L. Diefenbach 1831 eine Schrift veröffentlicht; über ihr Verhältniß zum Latein Aug. Fuchs 1849; ihre Geschichte Fr. W. Reimnitz 1835; Fr. Aug. Beger 1863; über den Einfluß des Arabischen auf sie Fuchs 1845. In ausgezeichneter mustergiltiger Weise sind sie grammatisch und etymologisch behandelt von Fr. Diez (geb. 1794) in seiner Grammatik, 3 Thle. 1836—1844; 2. Ausg. 1856—1860; seinem etymologischen Wörterbuch 1853, 2. Aufl. 1861. 1862, und 'Altromanische Glossare' 1865. Werthvolle Beiträge, die jedoch mit Kritik zu benutzen, hat Aug. Fuchs bezüglich der Conjugation geliefert; ferner Ad. Tobler 1857 und Ad. Mussafia 1860; etymologische Untersuchungen C. A. F. Mahn 1853 ff. Manche Beiträge finden sich auch in Aufsätzen, welche in Kuhn's Zeitschrift, so wie in den von Herrig und Ebert, später Lemcke, herausgegebenen erschienen sind.

Was die einzelnen romanischen Sprachen betrifft, so ist ihre sprachwissenschaftliche Behandlung von Deutschen bis jetzt weniger gepflegt als wünschenswerth wäre; am meisten noch die des Französischen und Italiänischen. Da sie fast sämmtlich von Culturvölkern gesprochen werden, so hat man diese Seite mehr diesen selbst überlassen. Die deutschen Arbeiten, welche hieher gehören, dienen größtentheils rein praktischen Zwecken. Reicher ist ihre philologische Behandlung vertreten; bedeutend sind jedoch auch hier nur die Arbeiten, welche sich mit der älteren Literatur beschäftigen; für diese sind Diez, Mahn, Jmm. Becker, A. Keller, Conr. Hoffmann (geb. 1819), R. Delius, W. Wackernagel, J. L. Jdeler, A. Mussafia, E. Mätzner, K. Bartsch, Th. Müller u. aa. thätig gewesen. Was die neuere Literatur dieser Sprachen, insbesondre ihre Anfänge betrifft, so hat vorwaltend die spanische Beachtung gefunden; am hervorragendsten sind hier die Arbeiten von Ferd. Wolf; ferner waren

hier thätig W. A. Huber, von Münch-Bellinghausen, Rapp, Ad. Helfferich. Auch die italiänische Literatur, insbesondre Dante, fand sorgfältigere Bearbeitung. Sonst war das Hauptbestreben darauf gerichtet, die hervorragenden Werke durch Uebersetzungen unsrer Muttersprache anzueignen. Daß hier vielfach höchst Ausgezeichnetes geleistet ist und nicht wenige Werke, in ihrer Geburtsstätte wegen ihrer alterthümlichen Sprache fast antiquirt, im neuen wenn gleich fremden Gewande zu frischem Leben erstanden sind, ist so bekannt, daß wir keine Belege dafür zu erwähnen brauchen.

a. Italiänisch.

Ueber die Entstehung dieser Sprache aus dem Lateinischen und ihr Verhältniß zu den übrigen romanischen Sprachen hat C. von Reinhardstöttner 1868 eine kleine Schrift veröffentlicht.

Von Grammatiken erwähne ich die von J. G. Conradi, 2 Thle. 1802—4; Ph. J. Flathe 1803; C. F. Fernow 1804; C. F. Franceson 1822; F. Valentini 1824; G. W. Müller, 2 Thle. 1827. 1828; J. M. Minner 1830; L. G. Blanc 1844; Julius und Moritz Wiggers 1859; Mussafia, 2. Aufl. 1865, 3. 1868. Ueber richtige Aussprache haben mehrere geschrieben, Valentini 1824, M. Pablasek 1842.

Von Wörterbüchern verdient die neuere Bearbeitung des Jagemann'schen durch J. B. Bolza, 4 Bde. 1837. 1838, das von Valentini, ebenfalls 4 Bde. 1831—36 und das von F. A. Weber bemerkt zu werden.

Die zahlreichen italiänischen Dialekte sind fast nur von Italiänern behandelt, doch findet sich auch manches in deutschen Arbeiten zerstreut, z. B. über Oberitalisch in von Hormayr's Gesch. von Tyrol, in Hörschelmann Gesch. u. s. w. von Sardinien, bei Gregorovius u. aa. Eine besondre Arbeit über den Neapolitanischen Dialekt hat F. Wentrupp 1855 veröffentlicht; einen Beitrag zum Studium der Gallo-Italischen Dialekte hat Bolza der Wiener Akademie den 20. Mai 1868 vor-

gelegt; doch kenne ich ihn noch nicht weiter. Ueber eine ältere dialektische Schriftsprache Norditaliens finden sich sehr werthvolle Berichte in Ad. Mussafia's Documenti antichi di Dialetti Italiani 1864.

b. Walachisch (Wlachisch), limba romunesca, Românisch, Rumänisch.

Schriften über die Abstammung dieser Sprache vom Latein haben L. Murgu 1830, J. C. Schuller 1831 und A. Treb. Laureanus 1840 veröffentlicht; Studien über die französische und daco-romanische Sprache und Literatur P. Körnbach 1850.

Grammatiken des nördlichen, dako-romanischen Dialekts Andr. Clemens zugleich mit einem kleinen Wörterbuch 1821, 2. Aufl. 1836; J. Alexi 1826, Theokt. Blazewicz 1844; Andr. Iszer 1846, 2. Aufl. 1855; J. Stahl 1860; des südlichen oder Makedowlachischen M. G. Bojadschi 1813. Zur rumänischen Vokalisation hat Ad. Mussafia einen Aufsatz geliefert 1868.

Außer dem erwähnten Wörterbuch von Clemens ist 1850 eines von Andr. Iszer erschienen und 1853 eines von G. Baritz und G. Munteanu. Eine Abhandlung über die griechischen und türkischen Bestandtheile des Rumänischen hat E. Rößler 1865 veröffentlicht; eine über die slavischen Franz Miklosich; jene findet sich in den Sitzungsberichten (1865), diese in den Abhandlungen der Wiener Akademie XII, 1, 1 ff.

c. Rhäto-romanisch, Churwälsch, Romonsch, Ladinisch oder Engadinisch.

Ueber den Ursprung und die Geschichte dieser Sprache hat P. J. Andeer 1862 geschrieben. Beachtenswerth ist auch L. Steub 'über die Urbewohner Rätiens in ihrem Zusammenhang mit den Etruskern' 1843; ferner W. L. Christmann 'Nachricht von der Romanischen Sprache in Graubündten' 1819 und (im Morgenblatt) 1826; endlich (von Josef Viani) 'Gröden, die Grödener und ihre Sprache zum Studium der rhätoladinischen Dialekte in Tirol. Von einem Einheimischen'. Bozen 1864.

Was Texte betrifft, so sind in neuerer Zeit zwei alte Gedichte in ladinischer Sprache von A. v. Flugi 1865 und Schiller's Wilh. Tell rhäto-romanisch von J. A. Bühler in demselben Jahre herausgegeben.

Grammatiken sind von M. Conradi 1820, Fr. Lauchert 1845, Otto Carisch 1852; Wörterbücher von Conradi 1823, Carisch 1848 veröffentlicht.

d. Provenzalisch, Waldensisch oder Romaunt.

Werthvoll in sprachwissenschaftlicher Beziehung sind die Observations sur la langue et la littérature provencales von A. W. von Schlegel 1818; von größter Bedeutung grade für diese Sprache Diez schon erwähnte Arbeiten; andres in dieser Beziehung verdienstvolle liefern die von Deutschen besorgten Ausgaben von Texten. Ein provenzalisches Lesebuch hat K. Bartsch 1855, eine Chrestomathie 1868 veröffentlicht.

Das Waldensische, ein Dialekt des Altprovenzalischen, ist dargestellt von Grüzmacher in Herrig's Archiv u. s. w. XVI. 369—471; eine Probe ihrer, aus dem 12. Jahrhundert herrührenden, Bibelübersetzung von demselben in Ebert's Jahrb. u. s. w. IV. 372 veröffentlicht.

e. Französisch.

Ueber Entstehung und Bildung desselben hat M. Rinke 1832 geschrieben.

Eine Grammatik des Altfranzösischen hat Conr. v. Orelli 1830 (2. Ausg. 1848) veröffentlicht, eine altfranzösische Chrestomathie mit Grammatik und Glossar K. Bartsch 1866. — Das Neufranzösische ist in einer Fülle von Sprachlehren bearbeitet; ich erwähne nur die von Joh. Geo. Lang 1839; L. Hirzel in der Ausgabe von Orell 1840; G. L. Städler 1843; Aus der Ohe 1850; insbesondre Ed. Mätzner (mit besondrer

Rücksicht auf das Latein) 1856; J. A. Chr. Burkhard 1865. — Ueber Orthoepie schrieb A. Steffenhagen 1841. Ueber Wortbildung (im Verhältniß zum Latein) G. A. Kloppe 1850. Ueber einzelnes der Formenlehre Ed. Buschmann 1833; Heinr. Kurz 1843; A. Scheler 1847; E. Aug. Bach 1845; Ad. Plifke 1864. Ueber Syntax und Theile derselben Phil. Schifflin 1840; Ed. Mätzner 1843—45; Herm. Alex. Müller 1849; G. A. Kopp 1842; Aug. Seitz 1843; J. F. L. Hempel 1851. Ueber die germanischen Elemente in der französischen Grammatik hat Felix Atzler 1867 eine Schrift veröffentlicht. Von den von Deutschen abgefaßten Wörterbüchern erwähne ich das von J. F. Schaffer 4 Bde. 1834—38 und das der neufranzösischen Wörter von A. Diezmann, so wie das sehr lobenswerthe Dictionnaire d'étymologie von A. Scheler 1862. Ueber die germanischen Wörter im Französischen haben Francesson 1832, Ludw. Schacht 1853, H. K. Brandes 1867 geschrieben. Eine vergleichende Synonymik der französischen und englischen Sprache mit Berücksichtigung des Latein hat Bernh. Schmitz 1868 zu veröffentlichen begonnen.

Eine Uebersicht der französischen Volkssprachen, patois, hat J. F. Schnakenburg 1840 verfaßt.

f. Spanisch.

Spanische Grammatiken haben verfaßt: J. G. Keil 1814, C. F. Francesson 1822, J. B. Fromm 1826, C. Lübger 1828, P. A. F. C. Possart 1836, A. Fuchs 1837, E. Brinckmeier 1844, H. W. A. Kotzenberg 1855, Jul. Wiggers 1861. Ueber den Ursprung des Conditional's im Spanischen und Portugiesischen hat Eberh. Wiens 1839 geschrieben. — Wörterbücher haben verfaßt J. D. Wagener (4 Bde. 1801—5) und Th. J. K. S. L. von Seckendorf 1823 ff., Booch-Arkossy 1858. Ueber die arabischen Wörter im Spanischen findet sich eine Abhandlung von von Hammer-Purgstall in den

Denkschr. der Wien. Akad. XIV. 1854 und von J. Müller in den Sitzungsber. der k. bayer. Akad. 1861 II.

g. Portugiesisch.

Eine humoristische Charakteristik dieser sonderbar klingenden Sprache gab L. Tieck in der Urania 1837 S. 202; auch der frühere Kaiser von Mexiko, Maximilian, in seinen Reiseskizzen Bd. III.

Grammatiken sind von J. D. Wagener 1802; Gabe 1812; C. J. Hipp 1825. Wörterbücher von J. D. Wagener 1811. 1812 und A. E. Wollheim 1844 veröffentlicht.

IV. Celtischer Sprachzweig.

Die Celtischen Sprachen sind schon in den früheren Jahrhunderten vielfach, insbesondre von Franzosen und Engländern, berücksichtigt und eine Menge Wörter derselben mit denen andrer Sprachen, insbesondre auch den jetzt indogermanische genannten, zusammengestellt. Eine methodische Nachweisung der Verwandtschaft oder vielmehr Zusammengehörigkeit mit diesen ist erst in unserm Jahrhundert und zwar zunächst, wie schon oben (S. 510) bemerkt, von zwei Ausländern, J. C. Prichard 1831 und A. Pictet 1837 begonnen und wesentlich auch in überzeugender Weise ausgeführt. Die eigenthümliche Entwickelung dieses Zweiges ließ jedoch über das specielle Verhältniß desselben zu dem indogermanischen Sprachstamm noch vieles im Dunkeln. Diese Dunkelheiten zu einem großen Theil weggeräumt zu haben, ist vorzugsweise das Verdienst von Deutschen, zunächst Bopp's, dessen Abhandlung schon S. 510 erwähnt ist; dann aber vor allem des ausgezeichneten Forschers Joh. Caspar Zeuß, geb. 1806, gest. 1856. Dieser wurde durch seine ethnologische Untersuchungen: 'Die Deutschen und ihre Nachbarstämme' 1837, 'Die Herkunft der Bayern von den Markomannen' 1839 auf eine genauere Erforschung des Celtischen geführt. Die Frucht dieser umfassenden

Arbeiten war eine 'Grammatica celtica', welche 1853 in 2 Bänden erſchien und auf die älteſten Documente der iriſchen Sprache, ſo wie der britiſchen Dialekte und die Ueberreſte des Altgalliſchen gebaut iſt. Dieſes Werk bildete von da an, nicht am wenigſten in Folge der genauen Behandlung der Lautlehre, die Grundlage aller Forſchungen auf dieſem Gebiet. Es erſcheint jetzt in einer neuen Auflage, von H. Ebel beſorgt, einem Sprachforſcher, welcher ſich durch einzelne Aufſätze, wie auf andern, ſo auch auf dieſem Gebiete[1]) bedeutende Verdienſte erworben hat[2]).

Schon vor Zeuß hat auch L. Diefenbach werthvolle Beiträge zur Kenntniß dieſes Sprachzweigs in ſeinen Celtica (2 Theile 1839. 1850) geliefert; das darin gegebene kritiſche und exegetiſche Verzeichniß der bei den Griechen und Römern vorkommenden altceltiſchen Wörter iſt 1861 in einer natürlich ſehr verbeſſerten Bearbeitung in das Lexikon aufgenommen, welches den Origines Europeae deſſelben Verfaſſers angefügt iſt.

Außer den angeführten haben ſich um Altceltiſches insbeſondre J. Bekker (über die altceltiſchen Inſchriften), C. Lottner, A. Schleicher, Siegfried, Chr. Wilh. Glück (geb. 1810), 1857. 1865, Fr. Stark Verdienſte erworben. Auch Mahn, Leo, Holtzmann, F. J. Mone 1851, Wilh. Obermüller 1866, K. Meyer u. aa. ſind auf dieſem Gebiet thätig geweſen.

Für die Kenntniß der noch lebenden Sprachen dieſes Sprachzweigs iſt — abgeſehen von K. Meyer ('die noch lebenden celtiſchen Sprachen und Literaturen u. ſ. w.' 1863) — von deutſcher Seite wenig geſchehen und auch dieſes wenige beſchränkt ſich

---

[1]) Sie ſind in Kuhn und Schleicher's Beitr. zur vgl. Sprachforſchung und einer (de verbi Britannici futuro et conjunctivo) im Jahresbericht des Progymnaſium in Schneidemühl 1866 erſchienen.

[2]) Es iſt indeß das erſte Heft erſchienen unter dem Titel: Grammatica Celtica e monumentos vetustis tam Hibernicae linguae quam Britannicarum dialectorum Cambricae Cornicae Aremoricae comparatis Gallicae priscae reliquiis construxit J. C. Zeuss. Editio altera. Curavit H. Ebel. Fascic. I. Berol. 1868. gr. 8°.

auf den einen, den gadhelischen Ast, welcher Irisch, Gaelisch (in Schottland) und die Sprache der Insel Man umfaßt; eine Grammatik der ersten und dritten Sprache hat Leo 1847 in seinen Ferienschriften, bzw. Bd. II u. I, gegeben; eine gaelische Chr. W. Ahlwardt (in Vater's Vergleichungstafeln der Europ. Spr.) 1822. Ueber den andren, den kymrischen Ast, welcher noch in der Sprache von Wales und der Bretagne fortlebt, ist außer dem, was gelegentlich bei den angeführten Schriftstellern und sonst vorkommt, so viel mir bekannt, keine Arbeit erschienen.

V. Germanischer Sprachzweig.

Wir dürfen zwar keineswegs verkennen, daß in unsrem Jahrhundert, außer von den oben (S. 426) erwähnten Männern, auch von andren schon vor Grimm's Auftreten manches für diesen Sprachzweig geschehen ist, was einer genaueren Beachtung nicht unwerth ist; so z. B. in den Arbeiten von K. W. Kolbe (1757—1835), J. Gottl. Radlof u. aa.; allein die bei diesen herschende Richtung, ihre Auffassung der sprachlichen Thatsachen, ist so grundverschieden von der durch Grimm und die Entwickelung der Sprachwissenschaft hervorgetretenen, daß sich vor der heutigen Kritik nur sehr weniges von dem, was ihnen für ausgemacht galt, würde aufrecht halten lassen. Außerdem sind durch die immer mächtiger erstarkte germanische Philologie für die umfassendere, tiefere und richtigere Erkenntniß der dazu gehörigen Sprachen so viele neue Quellen erschlossen, so viele schon bekannte in gründlicherer Weise bearbeitet, daß auch dadurch zwischen den älteren und jüngeren sprachlichen Arbeiten auf diesem Gebiet keine schmale Kluft gebildet wird. Ich werde mir daher die Erlaubniß erbitten müssen, vieles dieser Art ganz übergehen zu dürfen, zumal da auch so ein so überreicher Stoff verbleibt, daß ich fürchten muß, nicht selten Schriften zu übersehen oder zu übergehen, die ich bei weitem eher verpflichtet gewesen wäre zu erwähnen.

Eine Fülle von einzelnen Aufsätzen, welche für die germa-

nischen Sprachen fast in jeder Beziehung von Wichtigkeit sind, finden sich nicht blos in den schon mehrfach erwähnten u. aa. sprachwissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch in den der deutschen Philologie gewidmeten älteren, wie den 'Abhandlungen des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache' und neueren von Haupt, Pfeiffer, Höpfner und Zacher u. aa. In Pfeiffer's 'Germania' VIII. z. B. findet sich eine Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft von K. Bartsch.

Im Allgemeinen ist 'Die deutsche Sprache' von Aug. Schleicher 1860 und zwar zum größern Theile höchst verdienstlich behandelt; die meiste Aufmerksamkeit ist hier dem Mittel- und Neuhochdeutschen zugewendet.

Die Geschichte der deutschen Sprache von J. Grimm ist schon oben (S. 451 ff.) betrachtet. Beiträge zu einer solchen hat Leo in seinen Ferienschriften 1847 geliefert; M. Wocher 1843. Untersuchungen über Lautlehre und Formenlehre gibt Wilh. Scherer in seinem combinationsreichen Werke: 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' 1868.

Eine vergleichende Grammatik der Germanischen Sprachen hat J. Kelle 1863 begonnen[1]) und in dem Augenblick, wo dieses Blatt zum Druck abgehen soll, erhalte ich die eben erschienene 'Philosophisch-historische' von R. Westphal. 1869. 'Beiträge zur deutschen Grammatik' hat Th. Jacobi 1843 veröffentlicht. Als ein vergleichendes Wörterbuch darf man das schon erwähnte gothische von Lor. Diefenbach, 2 Bde. 1846—1851, betrachten.

Die Lautlehre betreffend, ist die Aspiration und Lautverschiebung von Rud. v. Raumer 1837 behandelt (neu abgedruckt in 'Gesammelte sprachwissensch. Schriften' 1863). 'Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Lautverschiebungen im Germa-

[1]) Vergleichende Grammatik der Germanischen Sprachen Band I.: Vergl. Grammatik des Gothischen, Hochdeutschen, Niederdeutschen, Angelsächsischen, Englischen, Niederländischen, Friesischen, Altnorwegischen, Isländischen, Schwedischen, Dänischen. Nomen.

nischen, Armenischen und Ossetischen' hat T. H. A. Marle 1863 gehandelt; erwähnt sind schon Lottner's Untersuchungen (oben S. 437). Ueber den Vokal und die Wurzeln deutscher Wörter hat Ed. Olawsky 1849 geschrieben. Der Ablaut ist besonders behandelt von Holtzmann 1844, von C. W. M. Grein 1862 (zugleich über Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba u. s. w.); 'Erweiterung der Wurzelsylbe durch Nasale' von Rudolphi 1864.

Bezüglich der Themen und Flexion bemerke ich Carl Pauli 'Ueber die deutschen Verba Präteritopräsentia' 1863; Ad. Moller, 'Die reduplicirenden Verba im Deutschen als abgeleitete Verba' 1865; Leo Meyer, 'Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen' 1863.

Was einzelne Wortclassen betrifft, so sind mit besonderer Vorliebe die Eigennamen behandelt. In einigen Werken sind nur die bestimmter Zeiten und Localitäten erörtert; ohne diese Verschiedenheiten zu beachten, führe ich hier sogleich alle die Männer auf, deren Thätigkeit auf diesem Gebiete mir bekannt ist und erwähnenswerth scheint. Mit Namen überhaupt haben sich Ernst Förstemann (geb. 1822, 'Altdeutsches Namenbuch', 2 Bde.) 1856, G. Mannhardt 1857, Mor. Heyne (Altniederdeutsche) 1867 und Schröer 1867 beschäftigt; mit Ortsnamen Ludw. Steub 1844. 1850. 1854; Alb. Schott (gest. 1847) 1837 und 1843; Jos. Bender 1846; K. Roth 1850—53; Alex. Buttmann 1856; J. K. Schauer 1858; Victor Jacobi 1859; E. Kattner 1861; Ernst Förstemann 1863; J. Bergmann; J. Sepp 1868; mit Familiennamen A. F. L. Vilmar 1855; Gerold Meyer von Kronau; E. Förstemann 1855; Th. Elze 1860; Andresen 1863; mit Personennamen überhaupt Tielemann Dothias Wiarda 1800; G. W. F. Beneken 1816; F. W. Viehbeck 1818; Fr. Canzler 1836; Wackernagel (geb. 1808) 1837; Hoffmann von Fallersleben 1843 ff. (die Namen in Breslau, Hannover, Cassel); Th. G. von Ka-

rajan 1852; Otto Abel 1853; Ignaz V. Zingerle; Fröhner 1856; Frz. Stark 1857; C. F. Winter 1857; F. A. Pischon 1857; G. Buchner 1863; K. Strackerjan 1864; mit Frauennamen im Mittelalter K. Weinhold 1851; mit Kosenamen Frz. Stark 1866; mit den Patronymicis L. Ruprecht 1864.

Ueber die Umdeutschung fremder Wörter hat W. Wackernagel 1861 (2. Aufl. 1862) eine kleine aber sehr werthvolle Schrift veröffentlicht.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß für die Einsicht in die germanischen Sprachen im Allgemeinen zugleich die Arbeiten über den indogermanischen Sprachstamm sowie die über die einzelnen germanischen Sprachen und andre sprachwissenschaftliche überhaupt von größter Bedeutung sind; nicht minder die Ausgaben und Erläuterungen von Texten und die gesammte Thätigkeit der deutschen Philologie, welche wir hier ganz unberücksichtigt lassen.

1. Altgermanisch.

Unter diesem Namen faßt Moritz Heyne das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische, Altfriesische und Altnordische zusammen und hat eine kurze Grammatik derselben begonnen, deren erster Theil, Laut- und Flexionslehre, 1862 erschienen ist.

Eine gothisch-hochdeutsche Wortlehre hat Ad. Ziemann 1834 veröffentlicht.

Die altgermanische (gothische, angelsächsische und nordische) Runenschrift, insbesondre die gothische, ist in einer fruchtbringenden Weise zuerst von Wilh. Grimm 1821. 1828 untersucht. Daran schlossen sich die Arbeiten andrer, wie Maßmann, Munch, endlich insbesondre A. Kirchhoff's 1851 (2. Aufl. 1854), von Liliencron's und Müllenhoff's 1852, Zacher's 1855 und Lauth's 1867. Von Bedeutung sind auch die Entzifferungen von Runeninschriften durch Frz. Dietrich 1861—1866.

2. Gothisch.

Die gothische Grammatik wurde von H. C. von der Gabelentz und Loebe in ihrer Ausgabe des Ulfilas 1836 neu bearbeitet; die von Stamm findet sich ebenfalls in dessen Ausgabe des Ulfilas (1858) und ist in der dritten von M. Heyne besorgten und 1865 erschienenen Ausgabe sehr zu loben. Beide Werke enthalten auch Glossare des Gothischen. Als besondres Werk hat Ernst Schulze 1847 ein Glossar herausgegeben, welches 1867 umgearbeitet als 'Gothisches Wörterbuch' erschien und auch eine Flexionslehre enthält. Die Aussprache des Gothischen hat Wilh. Weingärtner 1858 und tief eingehend Frz. Dietrich 1862 behandelt; das Adjectivum A. Wellmann 1836; den syntaktischen Gebrauch des Dativs Arthur Köhler 1864. Um das Gothische überhaupt, seine Grammatik und insbesondre seine Lautlehre haben sich Westphal (in Kuhn's Zeitschr. II), Schweizer-Sidler und Leo Meyer in mehreren Aufsätzen und Kritiken verdient gemacht.

Ueber die Gothen in der Krim hat W. Mannhardt in Kuhn's Zeitschrift V gehandelt.

Möge es mir erlaubt sein, an dieser, wenn auch nicht ganz passenden Stelle zu bemerken, daß wir über die Sprache der Burgunden eine Abhandlung von W. Wackernagel 1868 erhalten haben und im vorigen Jahr auch kleine Reste des Vandalischen entdeckt sind.

3. Hochdeutsch.

Eine althochdeutsche Grammatik hat K. A. Hahn ausgearbeitet; deren 2. Auflage, von A. Zeitteles besorgt, erschien 1866. Ueber die deutsche Orthographie des 10. Jahrhunderts schrieb D'Hargues 1862; über die Declination Frz. Dietrich 1858. 1859; über Otfried's Verbalflexion J. Kelle in Haupt's Zeitschr. XII. Werthvoll für Alt- und Mittelhochdeutsch ist

W. Wackernagel's Wörterbuch zu ſeinem deutſchen Leſebuche; erwähnenswerth auch das Altdeutſche Wörterbuch von O. Schade 1866. Der ſehr verdienſtvollen Thätigkeit von E. G. Graff, insbeſondre ſeines Werkes 'Die althochdeutſchen Präpoſitionen' 1834, ſo wie ſeines Sprachſchatzes iſt ſchon gedacht. Ihm, Hoffmann von Fallersleben, Lor. v. Weſtenrieder u. aa. verdanken wir auch Gloſſenſammlungen und Erläuterungen von Wörtern. Bedeutend iſt Rud. von Raumer's Werk 'Die Einwirkung des Chriſtenthums auf die Althochdeutſche Sprache' 1845.

In Bezug auf das Mittelhochdeutſche überhaupt, ſein Verhältniß zu den geſprochenen Sprachen der damaligen Zeit und ſeine Bildung ſchwanken die Anſichten noch. Beachtenswerth, obgleich nicht ganz zu billigen, iſt die von Fr. Pfeiffer in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1861 mitgetheilte 'Ueber Weſen und Bildung der höfiſchen Sprache in mittelhochdeutſcher Zeit'. Eine grammatiſche Einleitung hat A. Ziemann ſeinem Mittelhochdeutſchen Wörterbuch 1838 vorausgeſandt; eine Laut- und Formenlehre ſo wie ein Wörterverzeichniß lieferte A. Weinhold in ſeinem Mittelhochd. Leſebuch 1850; eine kurze Laut- und Formenlehre F. W. Wahlenberg 1858; die Laut- und Flexionslehre des Mittel- und Neuhochdeutſchen A. Koberſtein, geb. 1793 (2. Ausg. 1862); eine höchſt brauchbare mittelhochdeutſche Grammatik iſt die von K. A. Hahn (1842), welche 1865 in neuer Bearbeitung von dem hochverdienten Germaniſten Franz Pfeiffer (geb. 1814, geſt. 1868) herausgegeben ward. Ueber die Ausſprache des Mittelhochdeutſchen ſchrieb Reinh. Bechſtein 1858; über die Negation bei mittelhochdeutſchen Dichtern J. V. Zingerle 1862; über die Negations-Partikel ne W. Wackernagel 1830. Ein umfaſſendes Wörterbuch hat Wilh. Müller (geb. 1812), ſpäter im Verein mit Fr. Zarncke (geb. 1825) veröffentlicht 1854—1866. Außerdem gibt es zu mehreren mittelhochdeutſchen Gedichten — den Nibelungen, dem Iwein, Wigalois u. aa. — Gloſſare, ſo wie Ausgaben von Gloſſen u. aa. Wort-

erklärungen von H. Hoffmann von Fallersleben, Wackernagel, Lor. Diefenbach, A. J. Wallraf, Brinckmeier.

Für Neuhochdeutsch gibt es eine Fülle von Werken, aus denen ich nur die mir wichtiger scheinenden hervorhebe.

Ueber die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus der deutschen Canzleisprache, der allgemeinen Sprache, deren sich Luther in seinen Schriften und seiner Bibelübersetzung bediente, sehe man die treffliche Arbeit von R. v. Raumer (zuerst erschienen 1854, dann 1855 und zuletzt in den Ges. sprachwiss. Schriften 1863 S. 189—204 wieder abgedruckt). Durch Luther wurde sie das geistige Band, welches die norddeutschen mit den einst im Süden fast eben so zahlreichen süddeutschen Protestanten verband. 'Man darf sie', wie J. Grimm in der deutschen Grammatik I² Vorr. XI sagt, 'in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte'.

Für die Bewahrung der Reinheit unserer Muttersprache ist Max Moltke's Zeitschrift 'Deutscher Sprachwart' seit 1857 thätig.

Unter den Grammatiken nehmen die von J. Ch. A. Heyse (S. 426) in der Bearbeitung seines Sohnes K. W. L. Heyse, welcher sich um deutsche und allgemeine Sprachwissenschaft sehr verdient gemacht hat, noch immer eine ehrenwerthe Stelle ein. Unter den folgenden von K. Bj. Schade 1822, Ch. F Michaelis 1825, H. Bauer 1827—1833 (5 Bde.), Max W. Götzinger 1827, C. Ferd. Becker 1828 ff. (mehr philosophisch als linguistisch, jedoch erwähnenswerth, weil seine Arbeiten lange von bedeutendem Einfluß waren und selbst noch sind), Fr. X Kerschbaum 1835, F. W. Reimnitz 1838, Joseph Kehrein (1842 und für die Sprache des 15.—17. Jahrhunderts 1854—56), Lorenz Diefenbach 1847, J. Edler 1847—1849 (zwar eben so unwissenschaftlich als unpraktisch, aber doch nicht ohne manches Gute), ist der von H. B. Rumpelt 1860 eine hervor-

ragende Stellung zuzuſprechen; doch iſt leider bis jetzt erſt ein Band derſelben erſchienen. Erwähnenswerth iſt auch die von G. Bornhak Th. 1. 1863. Th. 2. 1867 und die Schulgrammatik von Th. Vernaleken 1867; über andre Schulgrammatiken verweiſe ich auf die Zeitſchr. für öſterr. Gymnaſien XII. 715 ff. Lautlehre betreffend, erwähne ich F. H. G. Graßmann 1828, K. A. Hahn 1848. Die Mängel der Orthographie haben viele Schriften und ſelbſt Regierungsbeſchlüſſe über Umgeſtaltung derſelben hervorgerufen; ich verweiſe darüber auf die Arbeiten von R. v. Raumer 1855—57, welche in ſeinen Geſ. ſprachwiſſ. Schr. wieder abgedruckt ſind (S. 105—325). In Bezug auf Wortbildung ſind — abgeſehen von K. Ferd. Becker's Arbeiten 1824. 1833 — die von Th. Vernaleken 1858, Adalb. Jeitteles 1865, Zinnow 1843 (die abgeſtorbenen Wortformen); über Declination Gayler 1835, Jul. Schwenda 1857; über die Partikel 'nicht' E. Olawsky 1853; über Syntax S. H. A. Herling 1823 ff., G. Th. A. Krüger 1826, K. F. Etzler 1826, A. Grotefend 1827 und insbeſondere Th. Vernaleken 1861 zu bemerken; über Stil Herling 1837 und K. Ferd. Becker 1848.

Von Wörterbüchern könnte man neben dem ſchon beſprochenen Grimm'ſchen kaum ein einziges hervorheben. Da dieſes jedoch noch weit von ſeinem Ende iſt und einige der übrigen wenigſtens in einer oder der andren Beziehung einen gewiſſen Werth haben, ſo erwähne ich Euch. F. Chr. Oertel 1829 ff., Jac. H. Kaltſchmidt 1834 ff., W. Hoffmann 1852—1861, Dan. Sanders 1860 ff. Eine ehrenwerthe Stelle nimmt auch hier das von Heyſe in der Bearbeitung ſeines Sohnes ein. Sehr beachtenswerth ſcheint das in dieſem Jahre 1868 begonnene zu Luther's Deutſchen Schriften von Ph. Dietz zu werden. Unter denen, welche die Fremdwörter behandeln, iſt wiederum das von Heyſe, aber in der Bearbeitung von Mahn 1859 hervorzuheben; auch erſchien ein brauchbares von J. H. Kaltſchmidt 1856 in

4. Auflage. Mehrere behandeln technische, besonderen Künsten, Wissenschaften oder Gewerben eigene Wörter. Auf Etymologie haben alle umfassenderen Wörterbücher mehr oder weniger Rücksicht genommen; besonders sind ihr die Arbeiten von P. Beer 1827, Konr. Schwenck 1834 gewidmet. Für Synonymik sind J. A. Eberhard's (1738—1809) Werke in den neuen Bearbeitungen (von Maaß, dann Gruber), ferner das von Chr. Fr. Meyer (3. Aufl. 1856), Fr. Ludw. Carl Weigand 1843 zu nennen.

4. Niederdeutsch.

Für Altsächsisch hat der ausgezeichnete Germanist Joh. Andr. Schmeller (geb. 1785, gest. 1852) zu seiner Ausgabe des Heliand (1830) im Jahre 1840 eine Grammatik und ein Glossar geliefert; Mor. Heyne zu der seinigen 1866 ein Glossar; ebenso zu seinen altniederdeutschen Denkmälern 1867. Ein Wörterbuch zu seinem Alt- und Angelsächsischen Lesebuch, nebst altfriesischen Stücken hat Max Rieger 1861 gefügt.

In Bezug auf Angelsächsisch (besser 'Altenglisch') hat Ludw. Ettmüller 1851 in seinem Angelsächsischen Lexikon eine grammatische Uebersicht gegeben; Jos. Kreß eine Abhandlung über den Gebrauch des Instrumentals 1864 veröffentlicht. Den 'Sprachschatz der angelsächsischen Dichter' hat C. W. M. Grein, welcher sich auf diesem Gebiete überhaupt viele Verdienste erworben hat, 1864 in ausführlicher Bearbeitung herausgegeben; ein erklärendes Verzeichniß angelsächsischer Wörter findet sich in H. Leo's Altsächsischen und Angelsächsischen Sprachproben 1838; ein Glossar zu seiner Ausgabe des Beowulf hat Mor. Heyne 1863 (zweite Auflage 1868) gefügt; s. bei altsächsisch.

Ein Wörterbuch des Altfriesischen hat K. von Richthofen 1840 veröffentlicht, vgl. auch bei altsächsisch.

Für Mittelniederdeutsch sind 1867 von Schiller in Schwerin treffliche Beiträge zu einem mittelniederdeutschen Glossar ver-

öffentlicht. Mittelenglisch betreffend ein höchst lobenswerthes Wörterbuch für das 13. bis 15. Jahrhundert von J. H. Stratmann 1864—1867.

Einen historischen Ueberblick der englischen Sprache hat M. Weishaupt 1850 veröffentlicht; eine Geschichte derselben Gust. Schneider 1863. Was Grammatiken des Neuenglischen betrifft, so sind in diesem Jahrhundert mehrere in praktischer Beziehung sehr brauchbare und in wissenschaftlicher sehr fördernde erschienen; ich hebe darunter hervor die von C. Frz. Chr. Wagner 1819, von J. G. Flügel 1824, Chr. H. Pleßner 1828; Fölsing 1840; Jac. Heussi 1846; insbesondre die von Ed. Fiedler 1850 und vor allem die von Ed. Mätzner 1860 ff., so wie die historische von C. Frdr. Koch 1863 ff. Auch Karl v. Dalen's Englische Grammatik in Beispielen 1860 ist, obgleich rein praktisch, wegen der aus englischen Schriften gesammelten Beispiele beachtenswerth. Ueber die englische Aussprache hat Ed. Buschmann 1832 eine werthvolle Schrift veröffentlicht. Von Wörterbüchern erwähne ich das von J. G. Flügel und Meißner 1847, Hilpert 1857 und Grieb 1863[1]), so wie das etymologische von Ed. Müller 1864—1867; der Letzte veröffentlichte auch eine kleine Schrift 'Zur englischen Etymologie' 1865; Beiträge zur Etymologie gab auch A. J. Knapp in roots and ramifications etc. (London 1857); Synonymik s. bei Französisch.

Für die beiden Zweige des Neuniederländischen: Holländisch und Flämisch, ist nichts rein Sprachliches von Deutschen veröffentlicht, was über die gewöhnlichen Hilfsmittel zur Erlernung einer Sprache hervorragte; doch möge in Bezug auf beide das Schriftchen von C. A. W. Kruse über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur 1854; für das Holländische Joh.

---

[1]) Das beste ist jedoch das von Newton Ivory Lucas 1858—1868, welcher aber kein Deutscher zu sein scheint. Doch ist es in Deutschland erschienen.

Friedr. Fleischauer's Vollständige Holländische Sprachlehre 1826, Fr. Otto's Lehrbuch 1839 und A. E. Zwitzer's Elementarbuch 1857, so wie K. F. Weidenbach's Wörterbuch 1803—8 und das von Ludw. Trost und Gottfr. Overmann 1853; für das Flämische W. Herx 1858 erwähnt werden.

5. Skandinavisch.

Für die Kenntniß der Sprache, in welcher in Island die ältesten Denkmäler derselben gesammelt sind, der Altnordischen oder Altnorwegischen, ist in besonderen Werken viel geleistet durch den schon mehrfach erwähnten germanischen und semitischen Sprachforscher Frz. Ed. Chr. Dietrich, welcher 1844 ein altnordisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar (2. Aufl. 1864), und tiefe Untersuchungen in einzelnen Aufsätzen, insbesondre in einem über eine Gothische Gestalt des Altnordischen (in Höfer's Zeitschr. III, 32—66) veröffentlichte; manches auch durch Herm. Lüning, welcher 1859 seiner Ausgabe der Edda eine Grammatik und ein Glossar beifügte; durch Fr. Pfeiffer, welcher 1860 ein Lesebuch mit Grammatik und Glossar herausgab und durch Th. Möbius' Altnordisches Glossar, in welchem der Wortschatz einer Auswahl altisländischer und altnorwegischer Prosatexte mit lobenswerther Sorgfalt behandelt ist.

In Bezug auf die Grammatiken und Wörterbücher der neueren Phasen dieser Sprachgruppe, des Dänischen und Schwedischen, sind nur Hilfsmittel zur praktischen Erlernung von Deutschen in unserm Jahrhundert veröffentlicht, dänische Grammatiken von Joh. Ludw. Heiberg 1823, K. H. Tobiesen 1828, N. M. Petersen 1830, J. S. Strodtmann 1830, von Schepelern 1831, Le Petit 1846; Wörterbücher von G. H. Müller, H. L. Amberg 1810; eine schwedische Grammatik von G. F. Herrmann 1807.

6. Germaniſche Dialekte.

Die Dialekte, dieſe literaturloſen, nur dem urſprünglichen Sprachzweck: der mündlichen Vermittelung, dienenden Sprachphaſen, geſtalten ſich faſt ganz unbeeinflußt vom individuellen Geiſt und können inſofern als reinſter Ausdruck der ſprachlichen Thätigkeit eines naturbeſtimmten Gemeingeiſtes betrachtet werden. Von dieſem Geſichtspunkte aus verdienen ſie die allerhöchſte Beachtung des Sprachforſchers und dieſe hat insbeſondre ſeit dem zweiten Viertheil unſres Jahrhunderts und vorwaltend in der letzten Zeit auch bei uns begonnen, ihnen in hohem Maße zugewendet zu werden.

Was die germaniſchen Dialekte betrifft, ſo ſind — wie es die Natur der Dinge mit ſich bringt, da ihre Kenntniß faſt ſtets dadurch bedingt iſt, daß man ſie wenigſtens faſt als Mutterſprache zu gebrauchen vermag — von Deutſchen faſt ausnahmslos nur Beiträge zur Kenntniß der ſpeciell deutſchen geliefert.

Diejenigen, welche im vorigen und ſelbſt im Anfange des jetzigen Jahrhunderts verfaßt ſind, beſchäftigten ſich theils mit den Dialekten im Allgemeinen, gaben Proben, eigene Produktionen und insbeſondre theils allgemeine oder mehr oder weniger ſpecielle Lexika und Idiotika. Das, was für die Sprachwiſſenſchaft bei dieſen Forſchungen faſt das wichtigſte iſt, die Lautlehre, die Wortbildung und Wortbeugung — mit einem Worte: die Grammatik — trat faſt ganz in den Hintergrund und, wo es berückſichtigt ward, iſt die Behandlung für eine ſprachwiſſenſchaftliche Einſicht faſt ganz werthlos. In dieſer Beziehung tritt ein Wendepunkt erſt mit den ausgezeichneten Arbeiten von Joh. Andr. Schmeller (ſeit 1821) ein. Damit kam ein klares Bewußtſein der Aufgabe und der Art, wie ſie zu löſen ſei, in die Wiſſenſchaft. Seitdem werden die auch von andern gelieferten Arbeiten auf dieſem Gebiet immer wiſſenſchaftlicher und erheben ſich in den in letzter Zeit erſchienenen — insbeſondre denen von Karl Weinhold — zu

einer hohen Stufe. Daneben werden zwar auch noch Arbeiten von geringem Werth veröffentlicht; doch ist die passive und active Theilnahme an diesen Forschungen immer mehr erstarkt, regt sich in sehr vielen Zweigen auf eine im Allgemeinen hoffnungsreiche Weise, zieht sich in einer nicht geringen Anzahl von Werken allgemeinen und speciellen Inhalts kund und verspricht eine für die Sprachwissenschaft ersprießliche Zukunft.

Im Jahre 1854 haben J. A. Pangkofer und G. K. Frommann eine Zeitschrift für die deutschen Mundarten gegründet; eine Fülle von Beiträgen liefern auch andre deutscher Philologie geöffnete und sprachwissenschaftliche Zeitschriften, wie die von Fr. Pfeiffer, Kuhn. Eine kartographische Uebersicht der Mundarten mit hinzugefügter Erläuterung ihrer gegenseitigen Abgränzung hat K. Bernhardi 1844 versucht; andre haben Berghaus 1847, Kiepert 1848 gegeben. Eine höchst geistvolle Arbeit 'Ueber deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Mit Rücksicht auf verwandtes in deutschen Dialekten' veröffentlichte Karl Weinhold 1833.

Unter den Arbeiten auf dem Gebiet des Hochdeutschen oder Oberdeutschen nehmen die des schon erwähnten Schöpfers einer wissenschaftlichen deutschen Dialektologie, Joh. Andr. Schmeller, noch immer eine hohe, fast mustergiltige Stellung ein. Die bedeutendsten sind 'Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. Nebst Proben' 1821; sein 'Bayerisches Wörterbuch' 1827—1837 (4 Bde., hat 1868 begonnen in einer neuen Auflage zu erscheinen), und sein sogenanntes 'Cimbrisches Wörterbuch', nach seinem Tod von J. Bergmann 1855 herausgegeben, in welchem der Wortschatz der sieben und dreizehn Gemeinden (sette und tredeci comuni im Vicentinischen und Veronesischen) behandelt wird; schon vorher war noch von ihm selbst eine Abhandlung über sie und ihre Sprache in den Denkschriften der Münchner Akad. d. Wiss. 1838 veröffentlicht. Was das Baierische betrifft, so ist 1867 eine Grammatik desselben von

K. Weinhold veröffentlicht, welche den zweiten Theil ſeiner Grammatiken der deutſchen Mundarten bildet.

Für das Oeſterreichiſche, insbeſondre deſſen lexikaliſche Seite, war im Anfange unſres Jahrhunderts Matth. Höfer (1800 u. 1815) thätig; 1847 Carl Coritza. In Krain hat der Dialekt der Gotſchewer ſchon v. Rudeſch's und jüngſt (ich glaube 1861) Th. Elze's, ſo wie 1868 Schröer's (in Sitzungsber. der Wien. Akad. d. Wiſſ.) Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Für Tirol iſt 1862—1866 J. B. Schöpf's Idiotikon, vollendet von J. Höfer, erſchienen. Für den deutſchen Dialekt in den Ungariſchen Bergländern iſt K. F. Schröer 1858. 1864 thätig geweſen; für das ſächſiſch-ſiebenbürgiſche J. K. Schuller 1840.

Für Schwäbiſch iſt aus dem erſten Drittheil unſres Jahrhunderts Joh. Chr. von Schmid zu erwähnen, insbeſondre ſein ſchwäbiſches Wörterbuch 1831; einen Aufſatz über ſchwäbiſche Lautlehre (in Frommann's Zeitſchrift II), ſo wie eine 'Anleitung zur Sammlung des ſchwäbiſchen Sprachſchatzes' hat Adalb. von Keller 1855 erſcheinen laſſen; mit letzterer zugleich eine neue Ausarbeitung eines ſolchen in Ausſicht geſtellt, welche ſich den Arbeiten dieſes ausgezeichneten Germaniſten ſicher würdig anſchließen wird. Für die Kenntniß des Schwäbiſchen im 15. Jahrhundert iſt das 1865 in den 'Chroniken der deutſchen Städte' Bd. IV, 357—400 erſchienene Gloſſar zu Küchlin's Reimchronik, abgefaßt von Lexer, von großem Werthe, insbeſondre auch wegen ſeiner Behandlung der ſchwäbiſchen Lautverhältniſſe. Schließlich möge noch der Thätigkeit auf dieſem Gebiet von M. Rapp 1844 und A. Birlinger (über den Augsburger Dialekt 1862 und 1863) gedacht werden.

Für den alemanniſchen Dialekt war insbeſondre Karl Weinhold thätig; außer einer werthvollen Abhandlung in den Sitzungsberichten der Wien. Akad. d. Wiſſ. 1860 verdanken wir ihm eine alemanniſche Grammatik 1863, welche den erſten Theil

seiner Grammatiken der deutschen Mundarten bildet; 1868 ist von Ant. Birlinger der erste Theil eines Werkes erschienen, welches 'die alemannische Sprache rechts des Rheins' seit dem 13. Jahrhundert behandelt. Ein Luserinisches Wörterbuch (Alemannisch in Tirol) hat J. V. Zingerle geliefert (Sitzungsberichte der Wien. Akad. 1868). Aus dem Elsaß hat A. Stöber einiges in Frommann's Zeitschrift mitgetheilt.

Für die Eigenthümlichkeiten in der Schweiz ist F. J. Stalder's (1807. 1813. 1819) und T. Tobler's Thätigkeit 1837 erwähnenswerth. In Bezug auf das Deutsche am Monte Rosa und in Piemont A. Schott 1840. 1842.

Begeben wir uns mehr nach dem Norden, so sind die Wörter an der Ober- und Mittel-Saar von Schwalb 1833 gesammelt und erklärt; für den Luxenburger Dialekt waren Klein 1855 und Gangeler thätig.

In Betreff Thüringen's ist Joh. Heinr. Keller 1819 (Beiträge zu einem Idiotikon), Brückner (Hennebergisch) 1843 (und in Frommann's Zeitschrift), Regel (in Kuhn's Zeitschrift XI), A. Schleicher (Sonnebergisch) 1858 aus der von uns berücksichtigten Zeit zu erwähnen.

Viel beachtet ist schon seit dem vorigen Jahrhundert die östlichste Mundart Mitteldeutschlands, die schlesische, in welcher sich niederdeutsche, hochdeutsche und slavische Einflüsse begegnen. In neuerer Zeit waren außer, wie schon erwähnt, K. Weinhold, auch H. Hoffmann von Fallersleben, Fr. Pfeiffer und H. Rückert (in Höpfner und Zacher Zeitschr. I) dafür thätig.

Vorarbeiten zu einem Idiotikon der Lausitz sind von J. D. Schulze 1817 und K. G. Anton 1825—1839 geliefert.

Das Deutsche im Posen'schen hat Th. Bernd 1820 behandelt.

Die Niederdeutschen (auch plattdeutsch genannten) Dialekte sind in neuerer Zeit weder so vieler noch so ausgezeich-

neter grammatiſcher und lexikaliſcher Bearbeitungen theilhaftig geworden, wie die hochdeutſchen, obgleich grade ſie vom ſprachwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus am meiſten dazu auffordern; denn, abgeſehen von andern Gründen, ſind ihre Geſtaltungen wegen ihres überaus geringen literariſchen Lebens noch viel weniger vom individuellen Geiſt beeinflußt, viel urwüchſiger, und ihr Wortſchatz ein überaus reicher und ſehr eigenthümlicher. Doch ſind auch auf dieſem Gebiet manche ehrenwerthe Arbeiten in der von uns berückſichtigten Zeit veröffentlicht.

Eine Ueberſicht der heutigen plattdeutſchen Sprache (mit beſonderer Rückſicht auf Emden) hat Ed. Krüger 1843 verſucht; eine Grammatik des Plattdeutſchen mit beſonderer Berückſichtigung der Mecklenburgiſchen Mundart J. Muſſäus 1829; ehrenwerth iſt die von Jul. Wiggers 1856 (2. Aufl. 1858). Ein Niederdeutſches Wörterbuch von Joh. Gottf. Ludw. Koſegarten, welcher ſich auch durch Aufſätze über Mundarten verdient gemacht hat, iſt in Folge des Todes des Verfaſſers in den erſten Anfängen ſtehen geblieben, 1856. Ein kurzgefaßtes iſt von J. C. Vollbeding ſchon 1806 abgefaßt. Zu dem noch älteren 'Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, ſondern faſt in ganz Niederſachſen gebräuchlichen . . . Mundarten nebſt den ſchon veralteten Wörtern . . . geſammelt und . . . erklärt ſind. Herausgegeben von der Bremiſchen Deutſchen Geſellſchaft' (5 Bände 1767—1771, vorzugsweiſe von Eberh. Tiling herrührend) iſt 1868 ein 'Zuſätze und Verbeſſerungen' enthaltender Theil gefügt.

Was die Mundarten im Einzelnen betrifft, ſo finden ſich die meiſten, ja faſt auch die bedeutendſten Beiträge in den oben angedeuteten Zeitſchriften, z. B. in der Frommannſchen von H. Hoffmann von Fallersleben, Fr. Pfeiffer, R. v. Raumer, Woeſte (auch in Kuhn's Zeitſchr.) u. aa.

Die des Niederrheins, insbeſondre Aachens, haben Joſ. Müller 1838, und W. Weiz, mit jenem vereint, 1836 behandelt.

Die Cölnische des 15. Jahrhunderts Fr. Pfeiffer; die von Kleve J. Geerling 1843.

Bezüglich Hannovers ist G. Schambach's Wörterbuch der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen 1858; H. Hoffmann von Fallersleben 'Mundartliche Sprache in und um Fallersleben' 1821 zu erwähnen.

Für Friesisch sind K. J. Clement 1845, Eirk Heinr. Stürenburg (Ostfriesisches Wörterbuch 1857), Chr. Johansen (Nordfriesische Sprache 1862) zu nennen.

Ueber die Wangeroger Mundart hat Kosegarten, über die Helgoländer H. Hoffmann von Fallersleben geschrieben; in Bezug auf letztre ist von P. A. Oelrichs ein kleines Wörterbuch 1846 veröffentlicht.

Zur Kenntniß der Mundart von Lübeck im 15. Jahrhundert ist Lübben's Glossar zu seiner Ausgabe von Reinke de Vos 1867 von Werth.

Demselben Jahrhundert gehört die Sprache der Kronik der Nordelbischen Sassen an, zu welcher in der Lappenbergischen Ausgabe ein Glossar gefügt ist.

Für Holsteinisch ist C. Müllenhoff's Glossar zu Claus Groth's Quickborn (3. Aufl. 1854) sehr werthvoll. Ueberhaupt gibt es zu den hervorragenderen dialektischen Conceptionen unsres Jahrhunderts, wie den alemannischen von J. Pt. Hebel, den im Nürnberger Dialekt von J. K. Grübel und vielen anderen Glossare von verschiedenem oft nicht geringem Werth, auf welche ich jedoch nur beiläufig und im Allgemeinen aufmerksam machen kann.

Für das Mecklenburgische Plattdeutsch ist eine Grammatik von J. G. C. Ritter 1832 veröffentlicht.

In Bezug auf Pommersch hat Alb. Höfer das Verbum in der Mundart Neu-Vorpommerns behandelt (in seiner Zeitschr. I.).

Ein Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart hat Jos. Fr. Danneil 1859 veröffentlicht.

Was nicht ſpeciell deutſche Dialekte betrifft, ſo erinnere ich mich nur der Behandlung eines ſchwediſchen Dialekts an der Küſte von Eſthland durch K. Rußwurm (in Eibofolke 1860).

VI. Lettiſch- (oder Litauiſch-) Slaviſcher Sprachzweig.

1. Lettiſcher Aſt.

Der lettiſche, oder litauiſche, oder, nach Neſſelmann's Vorſchlag, baltiſche Aſt dieſes Sprachzweiges hat ein eigenthümliches Schickſal gehabt. Schon Prätorius, welcher ſich im vorigen Jahrhundert mit dem Altpreußiſchen beſchäftigte, ſo wie die alten Grammatiker des Litauiſchen, Ruhig 1747, Mielcke 1800 u. aa. verfolgten ſeine Verwandtſchaft mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen und ſtellten dafür ſonderbare Erklärungen auf (Letten wären Nachkommen geflüchteter Griechen). In der Kindheit der Sprachvergleichung dagegen ſetzte ſich die Meinung feſt, daß er aus einer Miſchung des Slaviſchen und Germaniſchen, ſelbſt Finniſchen beſtehe, höchſtens noch einen eigenthümlichen Kern enthalte. Die neuere Sprachforſchung erwies dagegen, daß er dem Slaviſchen zwar auf das innigſte verwandt ſei, aber einen ihm coordinirten, auf einer beiden gemeinſchaftlichen Baſis ruhenden, Aſt bilde, welcher an Alterthümlichkeit ihn ſogar weit überragt. Dieſes Reſultat verdanken wir vorzugsweiſe den Forſchungen Bopp's[1]), Pott's[2]), G. H. F. Neſſelmann's[3]), A. Schleicher's[4]), A. Bielenſtein's[4]) u. aa.

---

[1]) In der Vergl. Grammatik und in der Abhandlung über die Sprache der Altpreußen 1853.

[2]) Insbeſondre in ſeinen beiden 1837 und 1841 veröffentlichten Abhandlungen, deren eine den Titel führt: de Lithuano-Borussicae in slavicis letticisque linguis principatu; die andre: de linguarum letticarum cum vicinis nexu. Die erſte gibt S. 4 eine geſchichtliche Ueberſicht der Anſichten über dieſe Sprachengruppe.

[3]) ſ. unter Altpreußiſch.

[4]) In ihren weiterhin anzuführenden Grammatiken.

Er zerfällt in das seit dem 17. Jahrhundert allmälig ausgestorbene Preußische, in die litauische und lettische Sprache.

Mit dem Altpreußischen, welches einst an der Preußischen Küste von der Weichsel bis Memel herrschte, hat sich in unsrem Jahrhundert zuerst etwas eingehender J. S. Vater beschäftigt. In seinem Werke 'Ueber die Sprache der alten Preußen' 1820 gab er zunächst einen Abdruck des fast einzigen Denkmals, welches in ihr erhalten ist, des 1561 erschienenen Katechismus, und fügte dazu eine Sprachlehre und ein Wörterbuch. Auf diese Arbeit stützten sich diejenigen, welche sich bis 1845 mit dem Altpreußischen beschäftigten, P. von Bohlen 1827 und G. H. F. Nesselmann in einem Aufsatze, welchen er 1843 veröffentlichte. Allein die Ausgabe des Katechismus, welche Vater geliefert hatte, war eine höchst unzuverlässige, da er nur die Abschrift eines unvollständigen Exemplars besaß und mit vielen Druckfehlern abdrucken ließ. G. H. F. Nesselmann entdeckte noch zwei vollständige Exemplare und erwarb sich das Verdienst in seinem 1845 erschienenen Werke 'Die Sprache der alten Preußen an ihren Ueberresten erläutert' das Material zur Kenntniß dieser Sprache in ziemlicher Vollständigkeit und lobenswerther Zuverlässigkeit weiteren Forschungen zu Gebote zu stellen und selbst durch manche Erläuterungen aufzuhellen. Damit war der schon erwähnten Abhandlung von Bopp, so wie den Arbeiten derer, welche sich mit den nächst verwandten Sprachen beschäftigten, und dabei auch auf das Preußische Rücksicht nahmen, eine feste Grundlage gegeben. In letzter Zeit hat Nesselmann das Material weiter vermehrt durch die Veröffentlichung eines deutsch-preußischen Vocabularium aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts nach einer Elbinger Handschrift[1]).

Das Litauische hat wegen seines überaus alterthümlichen Charakters, sowohl in materieller — den Wortschatz betreffen-

[1]) In 'Altpreußische Monatsschrift'. 1868 Juli—September. S. 465 bis 520.

der — als formativer Beziehung ſogleich beim Beginne der neueren Sprachforſchung die Aufmerkſamkeit aller Forſcher, welche ſich mit Vergleichung der indogermaniſchen Sprachen beſchäftigten, im höchſten Grade beanſprucht. Bopp benutzte es als eine der Hauptgrundlagen ſeiner Vergleichenden Grammatik und verdankt ihm einige ſeiner ſchönſten Reſultate. In Folge davon wurden ihm auch beſondere Bearbeitungen von deutſcher Seite zu Theil. So ihrer Sprache u. aa. Beziehungen im Allgemeinen von P. v. Köppen 1827, von A. G. Krauſe 1834, der Verwandtſchaft derſelben mit dem Sanſkrit von P. v. Bohlen 1830; die trefflichen Abhandlungen von Pott haben wir ſchon oben erwähnt. Höchſt verdienſtliche 'Beiträge zur Kunde der litauiſchen Sprache' veröffentlichte F. Kurſchat 1843 und 1849; ein Wörterbuch, auf Benutzung der älteren von O. Szyrwid, Haack, Ruhig, Mielcke und handſchriftlichen Mittheilungen, ſo wie einer Anzahl Volkslieder und Sprichwörter beruhend, G. F. H. Neſſelmann 1851. Das bedeutendſte Mittel zu einer genaueren Einſicht in dieſe Sprache gewährte aber A. Schleicher in ſeinem Handbuch der litauiſchen Sprache, deſſen erſter Theil die Grammatik (1856), der zweite ein Leſebuch mit Gloſſar (1857) enthält. Außerdem hat er 1865 Litauiſche Dichtungen mit Gloſſar erſcheinen laſſen.

Auch die Lettiſche Sprache, obgleich im Lautſyſtem und ihrer grammatiſchen Geſtaltung dem Litauiſchen an Alterthümlichkeit nachſtehend, nimmt durch ihre ganze ſehr klar hervortretende Entwickelung und insbeſondre durch ihren Wortſchatz eine bedeutende Stelle unter den indogermaniſchen Sprachen ein. In unſerm Jahrhundert haben ſich um ſie verdient gemacht O. B. G. v. Roſenberger 1808. 1830. 1848 durch Arbeiten, welche die Formenlehre betreffen, Arn. Wellig durch Beiträge zur lettiſchen Sprachkunde 1828; H. Frey 1830, H. Heſſelberg 1841. 1848 durch eine Sprachlehre; vor allen aber durch eine faſt in jeder Beziehung — vorzugsweiſe aber durch die Lautlehre und die durchgreifende vergleichende Behandlung insbeſondre mit dem Li-

tauischen — höchst lobenswerthe Grammatik A. Bielenstein 1863. 1864 2 Theile.

2. Slavischer Ast.

Auf diesem Gebiete begegnen uns unter den hervorragenden Forschern, welche sich speciell mit ihm beschäftigt haben, zwar wenige deutsche Namen; allein die bedeutenden Männer slavischer Abstammung, welche wir erwähnen werden, gehören deutschen Ländern — denen der österreichischen Krone — an und ihre wissenschaftliche Entwicklung ist eine rein deutsche.

Das Verdienst, eine slavische Sprachwissenschaft begründet zu haben, gehört vor allen Joseph Dobrowsky an (geb. 1753, gest. 1859), einem Manne erfüllt von tiefem linguistischen Forschergeist, welchen er in einer Fülle von ausgezeichneten Werken bewährte; unter ihnen nimmt seine Bearbeitung des Altslavischen, des in der alten Bibelübersetzung erhaltenen ältesten slavischen Dialekts, die erste Stelle ein. An ihn reihen sich zunächst zwei Männer von kaum geringerer Bedeutung für die Erkenntniß dieses Sprachastes, B. Kopitar, dessen slovenische Grammatik epochemachend wirkte, und Paul Jos. Schaffarik (geb. 1795, gest. 1861), welcher durch gründliche Untersuchungen über die slavischen Mundarten und die ethnographischen Verhältnisse dieses Stammes überhaupt eine hohe Stellung einnimmt. Weit überragt aber seine Vorgänger der jüngste und jetzt größte Slavist, Frz. Miklosich (geb. 1813), welcher mit den tiefst eindringenden Specialforschungen zugleich die sprachvergleichende Richtung verbindet und in Folge davon für die genauere Kenntniß des Verhältnisses der slavischen Dialekte unter einander und ihrer Gesammtheit zu den verwandten Zweigen das Bedeutendste geleistet hat. Unter den Männern deutschen Namens, welche sich durch specielle Arbeiten um die Aufhellung des Slavischen eine hervorragendere Stellung erworben haben, ist fast nur A. Schleicher zu nennen, dem wir eine wesentlich vergleichende Grammatik des

Altſlaviſchen verdanken. Doch haben faſt alle hervorragende deutſche Sprachforſcher auch das Slaviſche berückſichtigt und — insbeſondre Bopp und Pott — ſich um die Erkenntniß deſſelben ſowohl in grammatiſcher als wortetymologiſcher Beziehung bedeutende Verdienſte erworben.

Was das Slaviſche im Allgemeinen betrifft, ſo waren dafür die von J. P. Jordan gegründeten Jahrbücher für ſlaviſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft (1843—46 und 1852—56), ſo wie die Zeitſchrift von F. E. Schmaler 1862—1864 thätig. Seine Verwandtſchaft mit Germaniſch, Griechiſch und Latein hat Ch. S. Th. Bernd 1822, mit letzteren beiden Ch. Fr. F. Gräfe 1826 behandelt. Für die Geſchichte deſſelben und ſeine Mundarten ſind Dobrowsky 1814. 1815, Schaffarik 1826. 1842 von Bedeutung.

In Bezug auf die den Slaven ſpeciell eigenthümlichen Alphabete, das Cyrilliſche bei denen des griechiſchen Ritus, das Glagolitiſche in einigen Gegenden Iſtriens, Litoral-Kroatiens, Dalmatiens und auf den benachbarten Inſeln ſind die Unterſuchungen Schaffarik's 'Ueber den Urſprung und die Heimath des Glagolitismus' 1858 am bedeutendſten. Außerdem bedienen ſich die Slaven des lateiniſchen Ritus dem Lateiniſchen entlehnter Alphabete.

Eine vergleichende Grammatik der Slaviſchen Sprachen hat Frz. Miklosich 1852 mit der 'Vergleichenden Lautlehre' begonnen, worauf 1856 der 3. Band 'Vergleichende Formenlehre' folgte. Er behandelt darin der Reihe nach Altſloveniſch (die ſlaviſche Kirchenſprache), Neu-Sloveniſch, Bulgariſch, Serbiſch, Kleinruſſiſch, Ruſſiſch, Čechiſch (Böhmiſch), Polniſch, Oberſerbiſch, endlich Niederſerbiſch. Von dem 4. Bande 'Syntax' iſt im Jahre 1868 der Anfang veröffentlicht. 'Ueber die Verba imperſonalia im Slaviſchen' handelte er in den Denkſchriften der Wien. Akad. 1865; ebendaſelbſt 1860 'Ueber die Bildung der Perſonennamen'; 1864 'Ueber die Bildung der Ortsnamen aus Perſonennamen';

1867 'Ueber die Monatsnamen' und 'Ueber die Fremdwörter in den slavischen Sprachen'. Ueber slavische Namen in Brandenburg hat Jettmar 1846, über solche im Erzgebirge R. Immisch 1866 geschrieben.

Ueber die Umwandlung zusammentreffender Consonanten in den slavischen Sprachen hat Hattala werthvolle Untersuchungen in den Acta der böhmischen Ges. d. Wiss. 1865—67 veröffentlicht. Die Formbildung der slavischen Sprachen hat v. Bambas 1862 vergleichend behandelt, den präpositionslosen Local Miklosich 1868; das Zeitwort Navratil 1856 und C. T. Pfuhl 1867.

Als ein vergleichendes Wörterbuch im weitesten Sinne läßt sich das von Miklosich 1862—65 herausgegebene Lexicon Palaeoslovenico-Graeco-Latinum, eine neue Bearbeitung des sogleich unter Altslavisch aufzuführenden Werkes, auffassen, da es auch die entsprechenden Wörter der verwandten Sprachen vergleicht und nicht selten sogar klang- und bedeutungsgleiche aus nicht verwandten, welche mit den slavischen einer und derselben Quelle entsprungen zu sein scheinen.

Einen Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slavischen Sprachen hatte Dobrowsky 1813 erscheinen lassen. Eine zweite Auflage davon hat W. Hanka 1833 herausgegeben.

Sonst haben einige Beiträge zur vergleichenden Etymologie des Slavischen Dräger (in Höfer's Zeitschr. III) und Ebel (in Kuhn und Schleicher's Beiträgen I) geliefert.

Was die Arbeiten für die einzelnen slavischen Sprachen betrifft, so ist in Bezug auf das Altslavische Dobrowsky's Grammatik schon oben (S. 479) erwähnt. Dazu kamen 1850 Frz. Miklosich's Werke: 'Lautlehre der Altslovenischen Sprache' und 'Formenlehre der Altslovenischen Sprache'. August Schleicher behandelte den letztern Theil 1852 erklärend und vergleichend; einige Lautgesetze in den Beiträgen zur vgl. Sprchfschg. I. 'Ueber die nominale Flexion des Adjectivs im Alt- und Neuslovenischen' schrieb G. Krek 1866. Schon im Jahre 1845 hatte Fr. Mi-

kloſich 'Radices linguae Slovenicae veteris dialecti' veröffentlicht, denen 1850 das Lexicon linguae Slovenicae veteris dialecti folgte, deſſen neue Bearbeitung ſchon oben erwähnt iſt. Altſloveniſche Chreſtomathien veröffentlichten Bercic 1859 und Frz. Miklošich 1861.

Das Neu-Sloweniſche (auch Windiſch genannt), in Kärnthen, Krain, Steiermark und Weſtungarn iſt grammatiſch behandelt von B. Kopitar 1808, P. Dainko 1824, Fr. Ser. Metelko 1825, A. J. Murko 1832. 1843; lexikaliſch von U. Jarnik 1832, Murko 1833. Hieher gehört zum Theil was man unter kroatiſcher Sprache verſteht, nämlich die zwiſchen der Drau und Sau herrſchende; die ſüdöſtliche dagegen neigt ſich dem Serbiſchen zu (ſ. bei dieſem); jene iſt wahrſcheinlich in der in Agram 1837 erſchienenen, mir aber unbekannten, Grammatik des Kroatiſchen von Ignatz Kriztianowich behandelt.

Das Bulgariſche iſt die am meiſten zerſetzte unter den ſlaviſchen Sprachen. Eine Grammatik derſelben iſt 1852 von A. und D. Kyriak Canckof veröffentlicht; über die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen befindet ſich eine Abhandlung von Fr. Miklošich im VII. Bd. der Denkſchriften d. Wien. Akad. phil.-hiſt. Cl. 1856.

Was das Serbiſche betrifft, ſo iſt Wuk Stephanowitſch kleine ſerbiſche Grammatik von J. Grimm 1824 in das Deutſche überſetzt und mit einer lehrreichen Einleitung verſehen. Von Ignaz Al. Berlić iſt eine 'Grammatik der Illiriſchen Sprache, wie ſolche in Dalmatien, Croatien, Slavonien, Bosnien, Serbien und von den Illiriern in Ungarn geſprochen wird' 1833 (1842 2. Aufl.) erſchienen. Von R. A. Fröhlich 1850 eine theoretiſch-praktiſche Taſchen-Grammatik der illiriſchen Sprache. Von A. F. Berlić 1854 eine 'Grammatik der illyriſchen Sprache, wie ſolche im Munde und Schrift der Kroaten und Serben gebräuchlich iſt'. Die 'Nominale Zuſammenſetzung im Serbiſchen' hat

Fr. Miklosich 1862 (Denkschrift d. Wien. Akad.) vergleichend behandelt.

Ein serbisches Lexikon hat Wuk Stephanowitsch 1818 und 1852 herausgegeben.

Eine Grammatik der Ruthenischen oder Klein-Russischen Sprache in Galizien hat J. Levicki 1834 veröffentlicht.

Bezüglich des Russischen erwähne ich die Grammatiken von J. S. Vater 1808 (2. Aufl. 1814), A. W. Tappe 1810 (8. Ausg. 1835), J. A. E. Schmidt 1813 und, in 2 Bänden, 1831, A. J. Puchmayer 1820; A. Boltz 2. Aufl. 1852, M. Joel 1854; das Wörterbuch von J. Heym in der Ausgabe von F. Swätnoi 1835, so wie die von J. A. E. Schmidt 1815. 1823 u. s. w. Feine und treffliche Bemerkungen insbesondre in Bezug auf die Lautgesetze des Russischen finden sich in O. Böhtlingk's 'Beiträge zur russischen Grammatik' in Bull. hist.-phil. der Petersburger Akad. VIII ff. Den russischen Accent mit Rücksicht auf die Accentuationssysteme verwandter Sprachen hat Kayßler 1866 behandelt; das Zeitwort Eugen von Schmidt 1844.

Für Čechisch oder Böhmisch ist neben dem 'Ausführlichen Lehrgebäude der böhmischen Sprache' von J. Dobrowsky 1809 (2. Aufl. 1819) das Werk von P. J. Schaffarik 'Elemente der altböhmischen Grammatik' 1847 zu erwähnen; ferner Th. Burian's 'Ausführliches Lehrbuch' 2. Ausg. 1843. Ueber die 'Laute der tepler Mundart' hat J. Nassl 1863 geschrieben. Von Wörterbüchern ist J. Dobrowsky 1821, G. Palkowicz 1821, J. Jungmann 1831. 1832 zu nennen.

Eine Grammatik der dem Böhmischen nächst verwandten Slovakischen Sprache hat J. Viktorin veröffentlicht (2. Ausg. 1862); ein Lexikon enthält Palkowicz Böhmisches.

Für Polnisch erwähne ich Knorr's Charakteristik desselben 1845 und die Grammatiken von G. S. Bandtke 1808 (1816. 1824), L. C. Mrongrovius 3. Ausg. 1837; K. Pohl

1829 (4. Aufl. 1840), J. Biernacki 1837, C. W. Smith 1845. Ueber die Mundart der polniſchen Niederſchleſier ſchrieb R. Fiedler 1844.

Von Wörterbüchern nenne ich das von G. S. Bandtke 1806 und 1833—1839, von Mrongrovius 1835—1837, J. A. E. Schmidt 1834.

Was das Ober- und Unterſerbiſche (auch Wendiſch und Sorben-wendiſch genannt) betrifft, ſo iſt eine 'kurzgefaßte Grammatik der Sorben-wendiſchen Sprache nach dem Budiſſiner Dialekt' von A. Seiler 1830 veröffentlicht; eine von J. P. Jordan 1841; von Fr. Schneider eine 'Grammatik der wendiſchen Sprache katholiſchen Dialekts' 1853; von C. T. Pfuhl 'Laut- und Formenlehre der oberlauſitz-wendiſchen Sprache' 1867. Ein 'wendiſch-deutſches Wörterbuch nach dem Oberlauſitzer Dialekt. Nebſt einem grammatiſchen Vorwort mit beſondrer Rückſicht auf Ausſprache und Wortbildung' hat C. Boſe 1840 herausgegeben; ein deutſch-wendiſches J. E. Schmaler 1843; ein Niederlauſitz-wendiſch-deutſches Handwörterbuch von J. G. Zwahr iſt nach deſſen Tod 1847 von J. C. F. Zwahr veröffentlicht. Ueber die ſlaviſchen Familiennamen in der Niederlauſitz hat P. Bronisch 1867 eine Schrift herausgegeben.

Ueber die Sprache der Lüneburger Polaben (Wenden in Dannenberg, Lüchow, Wuſtrow) findet ſich ein Aufſatz von Pfuhl in Kuhn und Schleicher's Beitr. V. 194 ff.; älteres in den Hannoverſchen Anzeigen 1752 St. 85, in 'Hamburger Vermiſchte Bibliothek' II. 794 ff. und 387. III. 556; in 'Hannoverſches Magazin' 1817 St. 67 ff. und ſonſt.

Ueber die der früher in Mecklenburg anſäßigen Obodriten hat C. C. H. Burmeiſter eine Schrift 1840 veröffentlicht.

Beiläufig will ich — obgleich es eigentlich der ſlaviſchen Philologie angehört — nicht unbemerkt laſſen, daß 1867 von Hermann Lotze eine Probe des älteſten Denkmals des Wendiſchen Dialekts der Lauſitz 'Der Brief des Jacobus' aus der 1548

von Nikolaus Jakubiza abgefaßten Uebersetzung des Neuen Testaments veröffentlicht ist.

XII.

Semitisch-hamitischer Sprachstamm.

Der Verfasser dieser Geschichte hat im Jahre 1844 in seiner Schrift 'Ueber das Verhältniß der Aegyptischen Sprache zu dem semitischen Sprachstamm' bei Erwähnung der Sprachen, welche sich von Aegypten aus westlich bis zum atlantischen Meer erstrecken, Vorrede S. VIII die Worte ausgesprochen: 'Doch will ich nicht bergen, daß mir die bis jetzt bekannten Thatsachen höchst wahrscheinlich machen, daß auch sie zu dem ägypto-semitischen Stamm gehören, so daß sich als dessen Gebiet die physisch verwandte, vornehmlich wüste, durch das Nilthal gespaltene Ländermasse vom persischen Meerbusen bis zum atlantischen Meer ergibt; von dessen östlicher Hälfte drang er, wie es scheint, colonieartig, theils in vorgeschichtlicher (Babylonier, Syrer, alte Bewohner Palästina's), theils in geschichtlicher Zeit (Phönicier, Juden u. s. w.) nach dem Nord-Osten und Norden vor'. Im Jahre 1844 und 1845 erschienen Carl Tutschek's (geb. 1815, gest. 1843) Lexikon und Grammatik der Galla-Sprache und gaben mir Gelegenheit, mich über den dem Semitischen verwandten Charakter dieser Sprache in den Göttinger Gelehrten Anz. 1846 S. 1455—56 zu äußern. Im Jahre 1860 hat Lottner die innige Zusammengehörigkeit des Saho, dessen Verwandtschaft mit dem Semitischen schon von H. Ewald dargelegt war[1]), Galla, Ta-Maschek (Sprache der Berbern) und Aegyptischen, so wie ihr schwesterliches Verhältniß zum Semitischen nachzuweisen gesucht[2]). Einen Zusammenhang zwischen semitischen und afri-

[1]) In der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes V. 410 ff.

[2]) In den Transactions of the philological society, Lond. 1860—61.

kaniſchen Sprachen erkennt auch Bleek an 1858[1]) und Rich. Lepſius nimmt keinen Anſtand, vier Gruppen zu bilden aus 1. dem Aegyptiſchen, 2. dem Galla und ſeinen Verwandten, 3. den Sprachen zwiſchen Aegypten und den kanariſchen Inſeln und 4. dem Hottentotiſchen und ſeinen Verwandten, und ſie unter dem auch von uns adoptirten Namen 'hamitiſche' zuſammenzufaſſen[2]). Was die Hinzufügung der Hottentot-Sprachen betrifft, ſo kann man darüber noch bedenklich ſein, obgleich ſie auch die Autorität des ausgezeichnetſten Kenners der afrikaniſchen Sprachen, Bleek, für ſich hat[3]); dagegen iſt an der Zuſammengehörigkeit der Sprachen, welche ſich ſüdlich und weſtlich von Aegypten erſtrecken, wohl kaum mehr zu zweifeln. Da aber die Verwandtſchaft des Aegyptiſchen mit dem Semitiſchen theils ſchon geſichert iſt, theils vollſtändig geſichert zu werden vermag[4]), ſo darf die Zuſammenfaſſung der hamitiſchen und ſemitiſchen Sprachen als zweier Zweige eines Sprachſtammes unbedenklich als eine berechtigte betrachtet werden.

---

[1]) In Handbook of African &c. Philology, mir leider nicht zugänglich, vgl. aber Kath. Liter.-Ztg. 1860, S. 238.

[2]) Standard Alphabet. 2. Ausg. 1863 S. 90, vgl. die Sprachentabelle S. 303.

[3]) ſ. Fr. Müller, Reiſe der Novara, Linguiſtiſcher Theil, 1867, S. 52.

[4]) Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen ſprach der Verfaſſer dieſer Geſchichte in dem erwähnten Buch 'Ueber das Verhältniß der ägyptiſchen Sprache zu dem ſemitiſchen Sprachſtamm' Vorr. S. VI mit folgenden Worten aus: Der in dieſem Buch gemachte Verſuch einer Geſammtvergleichung des Aegyptiſchen und der ſemitiſchen Sprachen 'beſchränkt ſich auf die Gegeneinanderſtellung der weſentlichſten flexiviſchen Formen. Sein Reſultat iſt, daß die ägyptiſche Sprache in dieſer Rückſicht auf einer und derſelben Baſis mit den ſemitiſchen ſteht, daß aber dieſe beiden Seiten der einen, ihnen zu Grunde liegenden, Mutterſprache ſehr früh, noch lange vor Fixirung der allermeiſten flexiviſchen Formen, ſich von einander getrennt und die gemeinſchaftlichen Baſen individuell weiter entwickelt haben'. Hätten die Umſtände mir erlaubt, meine weitren Unterſuchungen auszuarbeiten und zu veröffentlichen, ſo würde ſich daſſelbe Reſultat auch für die Wurzeln ergeben haben. Jetzt iſt es mit Hülfe des Hieroglyphiſch-demotiſchen Wörter-

I. Semitischer Sprachzweig.

Seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, welches, wie wir S. 217 gesehen, auch die ernstere Einführung der semitischen Sprachen in die europäische Wissenschaft zur Folge hatte, ist das Studium derselben nicht wieder abgerissen. Ihre, insbesondre des Hebräischen, Bedeutung für die Theologie sicherte ihnen, vorwaltend seit der Entwickelung des Protestantismus, eine hervorragende und dauernde Stellung. Aber eben diese innige Verbindung mit der Theologie brachte ihnen auch manche Nachtheile; sie geriethen dadurch in eine Abhängigkeit von ihr, welche einer freien selbstständigen Behandlung hindernd in den Weg trat und sie nicht selten dem Einfluß theologischer und religiöser Vorurtheile Preis gab. Doch geschah schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts manches zu ihrer Befreiung aus diesen Banden. Aber das größte Verdienst in dieser Beziehung hat sich Wilhelm Gesenius (geb. 1786, gest. 1842) erworben, welchen man als den ersten Begründer einer selbstständigen semitischen Sprachwissenschaft und einen der bedeutendsten Förderer einer kritischen und vorurtheilslosen semitischen Philologie betrachten darf. Mit seinen hebräischen Grammatiken und Wörterbüchern insbesondre setzte er an die Stelle einer vielfach eingerissenen wüsten theologischen oder philosophisch sein sollenden Behandlung eine nüchterne, auf den Quellen und der Vergleichung der übrigen semitischen Sprachen beruhende, klare und leicht faßliche Darstellung und bewirkte dadurch nicht blos eine richtigere Auffassung derselben, sondern auch eine lebendigere Theilnahme an ihrer Erlernung und Erforschung. Mit Gesenius beginnt eine größere Verbreitung der Kenntniß und des Studiums der semitischen Sprachen; beide haben seitdem immer mehr zugenommen, und jetzt schon eine hohe Blüthe erreicht, aber noch keineswegs, wie es scheint, ihren Höhepunkt. Eine nicht

buchs von H. Brugsch noch viel sicherer zu erzielen. Vgl. auch J. Olshausen 'Lehrbuch der hebräischen Sprache' 1861 I. S. 6.

unbeträchtliche Anzahl höchſt ausgezeichneter Männer haben den ſemitiſchen Sprachen ihre Kräfte geweiht und wir ſehen immer neue und friſche ſich den erprobten älteren anreihen.

Keine geringe äußere Förderung erhielten dieſe ſo wie die orientaliſchen Studien in Deutſchland überhaupt zunächſt durch die Maſſe der Handſchriften, welche in den letzten dreißig Jahren erworben wurden. In den dreißiger Jahren unſres Jahrhunderts war noch die Gothaer Sammlung die größte. In den vierziger wuchs die Wiener heran insbeſondre durch Herrn von Hammer. Seit den fünfziger Jahren iſt die Berliner Bibliothek durch die Erwerbung der Wetzſtein'ſchen und Sprenger'ſchen Sammlungen ſo ſehr bereichert, daß ſie jetzt die nächſte Stelle nach der Bodlejana in Oxford und dem britiſchen Muſeum in London einnimmt. Daneben nahm die Leipziger ebenfalls durch Wetzſtein'ſche Handſchriften, die Münchener durch die Quatremère'ſchen nicht wenig zu und ſelbſt den Bibliotheken kleinerer Univerſitäten gelang es ihre derartigen Schätze zu mehren.

Ferner aber wurde der Eifer auf dieſem Gebiet nicht wenig erhöht und geſchürt durch die wahrhaft maſſenhaften Entdeckungen von Inſchriften, Münzen und andern Reſten des ſemitiſchen Alterthums.

Doch die Hauptförderung dieſer Studien lag in den Männern, welche ſich ihrer annahmen.

Unter allen dieſen nimmt die höchſte Stelle ein der ſchon mehrfach von uns erwähnte Heinrich Ewald, unzweifelhaft einer der bedeutendſten Gelehrten und Forſcher unſres Jahrhunderts, ausgezeichnet auf vielen — ſelbſt dem Semitismus entlegenen — Gebieten, in dem der ſemitiſchen Sprachwiſſenſchaft und Philologie an Umfang des Wiſſens und der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit anerkannt der größte. Was Geſenius begonnen, wurde von ihm in einer Staunen erregenden Vielſeitigkeit und einer den Vorgänger weit überragenden Gründlichkeit, Tiefe und Originalität faſt über das ganze Gebiet der ſemitiſchen Philologie ausgedehnt. Seine

hebräischen Grammatiken, sowie seine arabische, und die in seinen Ausgaben, Erklärungen, unzähligen Abhandlungen und Aufsätzen hervortretenden Bemerkungen über andre Sprachen dieses Zweiges legen Zeugniß ab von seiner gründlichen Kenntniß und Durchforschung des sprachlichen, seine philologische Behandlung der Schriften des alten Testaments insbesondre, so wie Aufsätze über literarische Productionen andrer semitischer Sprachen und vor allem seine bewunderungswerthe Geschichte des Volkes Israel, von einer nicht minder gründlichen, kritischen, an Combinationen und Intuitionen reichen, auf einer tiefsinnigen historischen Auffassung beruhenden Durchforschung und Erkenntniß des gesammten geistigen Lebens des semitischen Volkes.

Neben diesen beiden Schöpfern der neueren semitischen Philologie sind fast zwei Generationen von Männern herangewachsen, von denen sich zwar keiner in dem Umfang, wie Ewald, auch nur wenige in dem, wie Gesenius, des semitischen Lebens annahmen, doch sind alle mehr oder weniger Kenner aller zu diesem Sprachzweig gehörigen besonderen Sprachen und mehrere derselben, theils in Folge des äußeren Bandes, welches der Islam um viele sprachlich und rassenhaft unverwandte Völker schlang, theils, in Folge individueller Neigung, auch mancher nicht verwandter.

Die Bemühungen dieser Männer haben den von Gesenius und Ewald so glänzend begonnenen und weitergeführten Aufbau einer tieferen semitischen Linguistik und Philologie durch gründliche, theilweis auch durch geistvolle, originelle, fast durchweg durch tief eindringende, mehr oder weniger Gebiete, umfassendere oder beschränktere, behandelnde Arbeiten nach allen Seiten hin fester begründet, oder erweitert, auch wo es nöthig war, umgestaltet.

Erlauben wir uns einige der bedeutendsten derselben schon hier zu erwähnen.

An Gründlichkeit und Genauigkeit nimmt eine der ersten, vielleicht die erste, Stelle Heinr. Leber. Fleischer ein (geb. 1801), auch tiefer Kenner des Türkischen und Persischen, vor allem aber

in der jetzigen Zeit wohl der gründlichſte des Arabiſchen. Auf dem letzteren Gebiet ſind auch von hoher Bedeutung die Namen zunächſt von Aloys Sprenger, dem wir eine tiefſinnige Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte des Stifters des Islam verdanken, auch genauer Kenner des Perſiſchen; ferner Joh. Gottfr. Ludw. Koſegarten, dem wir ſchon im Gebiet der indogermaniſchen Sprachen, Sanſkrit und Deutſch, begegnet ſind, deſſen eigentliche Heimath aber das Arabiſche war, um welches er ſich keine geringe Verdienſte erworben hat; dann G. Flügel, zugleich Kenner des Perſiſchen und Türkiſchen; ferner Joſ. v. Hammer-Purgſtall (geb. 1774, geſt. 1856), zwar kein gründlicher, aber doch Kenner dieſer drei Sprachen und ſehr verdient insbeſondre durch Benutzung ſeiner Kenntniſſe für geſchichtliche Zwecke, durch Ueberſetzungen und eine Fülle von Werken, welche für die verſchiedenſten Richtungen auf dem Gebiete des Orients Material und Anregung gewähren; ferner Joh. Gottfr. Wetzſtein, Joſ. Müller, B. Haneberg, Joh. Gildemeiſter, den wir ſchon als gründlichen Indologen kennen gelernt haben; Ferd. Wüſtenfeld (geb. 1808), welcher ſich durch eine nicht geringe Anzahl von Ausgaben und Abhandlungen um die arabiſche Literatur und Geſchichte verdient gemacht hat; Fr. Dieterici, auch im Türkiſchen bewandert; R. A. Goſche, auch des Armeniſchen kundig; G. Weil, und unter den jüngeren Kräften W. Ahlwardt und vor allem Th. Nöldeke (geb. 1836). Der Letzterwähnte, auch im Türkiſchen und Perſiſchen bewandert, vorzugsweiſe aber auf dem Gebiet des Semitiſchen thätig, hat ſeit 1856 in den zwölf Jahren, in denen er als Schriftſteller wirkt, in einer nicht geringen Anzahl von Schriften, welche das Arabiſche, die Aramäiſchen Dialekte und altteſtamentliche Philologie umfaſſen, von einer ſo großen kritiſchen und linguiſtiſchen Begabung Zeugniß abgelegt, daß man berechtigt iſt, ſeine bisherigen Arbeiten, trotz ihrer hohen Verdienſtlichkeit, nur als Pfänder einer noch viel mehr verſprechenden Zukunft zu betrachten.

Auf dem Gebiete des Hebräischen nehmen in sprachlicher und exegetischer Beziehung hohe Stellungen ein vor allem J. Olshausen (geb. 1800), dessen wir schon als Entzifferers der Pehlevi-Münzen gedacht haben; ferner E. Rödiger, einer der allergründlichsten Orientalisten, auch auf dem Gebiete des Syrischen, Arabischen und sonst als Forscher, Entzifferer von Inschriften u. s. w. höchst bedeutend; Fr. Tuch (geb. 1806, gest. 1867), insbesondre als Exeget und Entzifferer von Inschriften hervorragend; Frz. Dietrich, auch auf dem Gebiet des Germanischen ausgezeichnet; G. H. Bernstein (geb. 1787, gest. 1835), tiefster Kenner des Syrischen, auch auf dem Gebiete des Arabischen thätig und des Sanskrit mächtig; Sal. Munk (geb. 1805, gest. 1867); Abr. Geiger, auch im Samaritanischen, Syrischen und Arabischen bewährt, insbesondre aber in der alttestamentlichen Kritik und Exegese hervorragend; Heidenheim (gest. 1832 etwa 72 Jahre alt), berühmt durch seine Bearbeitung der hebräischen Accentlehre insbesondre; Herm. Hupfeld (geb. 1796, gest. 1866); Ferd. Hitzig, Knobel, Ernst Bertheau und vor allem K. H. Graf, dem wir schon als gründlichem Kenner des Persischen begegnet sind, haben sich ebenfalls, obgleich auch auf andren semitischen Gebieten thätig, vorzüglich mit alttestamentlichen Forschungen beschäftigt. — Wenige unter den hervorragenden semitischen Orientalisten haben ihre ganze oder ihre Hauptthätigkeit nur einem einzelnen Zweige zugewandt; eine, aber wahrhaft glänzende, Ausnahme bildet A. Dillmann, welcher, obgleich unzweifelhaft einer der allergrößten Orientalisten, insbesondre tiefsten Kenner der semitischen Sprachen, doch bis jetzt seine ganze literarische Thätigkeit auf die Wiedererweckung und Vertiefung der seit dem großen Ludolf sehr vernachlässigten Kenntniß des Aethiopischen gerichtet hat; in ähnlicher Weise hat sich H. Middeldorpf trotz seiner Beschränkung auf das Syrische den Namen eines der ausgezeichnetsten Orientalisten erworben.

Um Geschichte haben sich außer Ewald u. aa. insbesondre

F. C. Mowers, J. Oppert, Aloys Sprenger, um Inſchriften außer mehreren der ſchon genannten Männer E. F. F. Beer, O. Blau, vor allen aber Ernſt Oſiander (geb. 1829, geſt. 1864) und M. A. Levy verdient gemacht; der Letztere auch insbeſondre um Siegel und Gemmen[1]). Um Münzen insbeſondre Frähn (geb. 1782, geſt. 1851), J. G. Stickel u. aa.

Außer in einzelnen Schriften iſt von dieſen und andern Männern viel und Bedeutendes in Abhandlungen, Aufſätzen und Kritiken veröffentlicht, welche ſich theils in Sammelwerken dieſer Art von allgemeinem Inhalt, theils in denen, welche ſich auf den Orient und die ſemitiſchen Sprachen ſpeciell beziehen, theils aber auch in theologiſchen Zeitſchriften befinden. Eine beſondre Erwähnung verdienen in dieſer Beziehung die Jahrbücher von Ewald, die Jüdiſche Zeitſchrift von Abr. Geiger und das Archiv für wiſſenſchaftliche Erforſchung des alten Teſtaments von Ad. Merx ſeit 1867.

A. Semitiſche Sprachen und Philologie im Allgemeinen.

Eine vergleichende Grammatik der ſemitiſchen Sprachen im Geiſte der neueren Sprachwiſſenſchaft gehört noch zu den Deſideratis. Es liegen zwar viele Beiträge dazu in den Grammatiken und Lexicis der hieher gehörigen Einzelſprachen; allein gerade um ſo mehr iſt zu wünſchen, daß dieſer ſo hochwichtige Gegenſtand einmal im Zuſammenhang dargelegt wird, damit man die Grundform derſelben und das Verhältniß der Hauptphaſen zu dieſer und zu einander zu überſehen vermöge. Dadurch wird dann auch die Möglichkeit vorbereitet, das Verhältniß zu dem hamitiſchen Zweige feſtzuſtellen und die beiden Zweigen gemeinſchaftliche Grundlage zu erforſchen. Iſt dieſe gewonnen, ſo wird ſich endlich auch für

[1]) Als neueſte Frucht dieſer Studien kommt eben in die Hand des Verfaſſers dieſer Geſchichte 'Siegel und Gemmen mit aramäiſchen, phöniciſchen, althebräiſchen, himjariſchen, nabathäiſchen und altaſſyriſchen Inſchriften, erklärt von M. A. Levy' 1869.

die bis jetzt ziemlich tumultuarisch verfolgte Frage: ob eine Verwandtschaft der semitischen Sprachen mit den indogermanischen anzunehmen sei, durch Vergleichung der semito-hamitischen Grundsprache mit der indogermanischen, eine wissenschaftliche Beantwortung vorbereiten lassen.

Auch über den Charakter der semitischen Sprachen im Allgemeinen gibt es kein besonderes Werk aus neuerer Zeit — die geistvoll und schön geschriebene Skizzirung derselben, insbesondre des Arabischen, in Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 241—272, wird man trotz mancher seiner Auffassungen nicht als eine solche betrachten können. Doch finden sich auch in diesen Beziehungen viele werthvolle Beiträge in den hieher gehörigen linguistischen und philologischen Arbeiten. Selbst die Frage, ob der triliterale Charakter der sogenannten semitischen Wurzeln ein ursprünglicher aus einfacheren Lautcomplexen — wenn auch in vorsemitischer Zeit — hervorgewachsener sei, welche fast von allen Linguisten seit Gesenius, insbesondre von Delitzsch, Fürst, Steinthal u. s. w. bejaht, aber noch von Keinem mit ausreichenden Gründen erwiesen ist, ist — abgesehen von den schwerlich zu billigenden Versuchen in Fürst's hebräischem und chaldäischem Handwörterbuch und Ernst Meier's hebräischem Wurzelwörterbuch — noch nicht zusammenhängend behandelt; auch sie wird ihrer Erledigung nicht ohne Berücksichtigung der hamitischen Sprachen entgegengeführt werden können, findet aber ebenfalls in den linguistischen Arbeiten des speciell semitischen Gebietes schon vieles theilweis höchst Beachtenswerthe.

Eine werthvolle Arbeit von allgemeinem Charakter bilden Fr. Ed. Christoph Dietrich's Abhandlungen für semitische Wortforschung 1844, welche die Bezeichnung begrifflicher Kategorien, wie Schilf- und Gräsernamen u. aa. und die Entstehung von Formen, z. B. den quadriliteris behandeln. Ueber die semitischen Pronomina und Partikeln haben Hupfeld und Vogel, über die Relativsätze Prym Untersuchungen angestellt.

In Bezug auf das Verbum hat ſich bei mehreren Gelehrten die Anſicht geltend gemacht, daß es auf dem Nomen beruhe, daß es eigentlich nur ein conjugirtes Nomen ſei. Dieſe Anſicht wurde 1844 vom Verfaſſer dieſer Geſchichte ausgeſprochen[1]; und zwar glaubte er damals, ſie zuerſt aufgeſtellt zu haben. 1846 findet ſie ſich ohne Erwähnung eines Vorgängers in dem erwähnten Buche von Dietrich[2]; eben ſo 1861 in J. Olshauſen Lehrb. der hebräiſchen Spr. §. 227 a; eben ſo bei Schleicher in den Abhandlungen der k. ſächſ. Geſ. d. Wiſſ., phil.-hiſt. Cl. IV. 315 (1865) und Fr. Müller in Or. und Occ. III. 334 (1865). Es ſcheinen demnach alle dieſe, verſchiedenen Richtungen angehörigen, Forſcher ſelbſtſtändig zu dieſer Anſicht gelangt zu ſein, was einigermaßen für ihre Richtigkeit ſpricht. Allein keiner von uns kann die Priorität für dieſe Auffaſſung in Anſpruch nehmen; ſie iſt ſchon von Lee in ſeiner Hebrew Grammar (2. Ausg. 1832, art. 182, 2) ausgeſprochen, und zuerſt, ſo viel mir bekannt, von dem großen Philoſophen Spinoza in ſeinem Compendium Grammatices Linguae hebraeae in Opera posthuma 1677 p. 17 und 57.

Die Einſicht in die Geſchichte und Philologie der ſemitiſchen Völker hat in dieſer Zeit, in Folge der neuen Entdeckungen, der Veröffentlichung unedirter orientaliſcher Werke, vor allem aber der tiefen kritiſchen und combinatoriſchen Durcharbeitung des alten und neuen Teſtaments ſchon jetzt in einem den früheren Thätigkeiten gegenüber ganz unverhältnißmäßigen Grade an Breite und Tiefe gewonnen. Dennoch laſſen die noch täglich ſich häufenden Entdeckungen und die immer tiefer eindringende Ausſchöpfung der alten und neueröffneten Quellen faſt mit Beſtimmtheit vorausſagen, daß alles, was bis jetzt geleiſtet, nur Anfänge von Re-

[1]) Verhältniß der ägypt. Spr. S. 158 ff. insbeſ. 160; 213; 218; 232; 284 Anm., vgl. 152 und die Anm. daſelbſt; 138.

[2]) Abhandl. zur ſemit. Spr. S. 76, 132, 151.

ſultaten bildet, deren Abſchluß erſt die Zukunft bringen wird. Die Entdeckungen im alten aramäiſchen Gebiet — auf dem Boden von Ninive und Babylon, in Syrien — die auf arabiſchem — in Petra und im ſüdlichen Arabien, — in Phönicien und Paläſtina, den phöniciſchen Colonien und den damit in Verbindung ſtehenden Stätten, Nordafrika, Sardinien, Marſeille haben ſchon unerwarteten Gewinn gebracht und ſtellen immer neuen in Ausſicht. Chronologie, Religion, Mythologie, ſociale Verhältniſſe, Beziehungen zu fremden Völkern, insbeſondre zu den Griechen, ſind dadurch theils in ein neues Licht getreten, theils dürfen ſie neuer Beleuchtung und Aufhellung entgegengehn. Auch hier verdanken wir unendlich viel der Thätigkeit der großen ſemitiſchen Orientaliſten, deren Namen ſchon erwähnt ſind. Doch haben ſich auch mehrfach Männer daran betheiligt, welche ſich ſonſt auf andren Gebieten bewegen, ſo unter den Hiſtorikern insbeſondre Max Duncker, unter den Geographen Kiepert, unter den occidentaliſchen Philologen Böckh, E. Curtius, unter den Mythologen Stark, unter den Archäologen J. Braun, G. Rathgeber und andre.

B. Semitiſche Sprachen und Philologie im Beſonderen.

Die Verbreitung eines Aſtes der ſemitiſchen Sprachen — des Arabiſchen vermittelſt des Aethiopiſchen und ſeiner Verwandten — nach Afrika, der entſchiedene Zuſammenhang eines Theils der afrikaniſchen Sprachen — der hamitiſchen — mit ihnen, die noch unentſchiedene Frage, ob nicht zu den letzteren auch die Gruppe der Hottentotiſchen Sprachen gehört, beſtimmen mich, hinter dem ſemito-hamitiſchen Sprachſtamme die afrikaniſchen Sprachen folgen zu laſſen. Um zu dieſen gewiſſermaßen auf geographiſchem Weg zu gelangen, beginne ich mit den nördlichen ſpeciell den nordöſtlichen ſemitiſchen Sprachen.

1. Aſſyriſch.

Das Aſſyriſche iſt die Sprache, in welcher die Keilinſchriften Ninive's und Babylon's abgefaßt ſind, ſo wie die dritte Ueberſetzung in den dreiſprachigen, alſo diejenige, welche in den Keilinſchriften der dritten Gattung herrſcht. Einen Verſuch, dieſe Keilſchriftgattung zu entziffern, machte 1845 und 47 Löwenſtern und 1850 M. A. Stern; ſonſt hat ſich von Deutſchen faſt nur J. Oppert, aber in höchſt hervorragender Weiſe, daran betheiligt. Er war Mitglied der Expedition, welche von 1851 bis 1854 im Auftrage der franzöſiſchen Regierung Nachgrabungen in Babylon anſtellte und gab über dieſe Expedition ein Werk heraus, in deſſen zweitem Bande 1858 er die Grundſätze ſeiner Entzifferung entwickelte; zugleich lieferte er hier, ſo wie insbeſondre in dem Journal asiatique und andern franzöſiſchen und deutſchen Zeitſchriften und ſonſt mehrere Ueberſetzungen und Erklärungen. Eine Prüfung ſeiner Entzifferung hat Ch. Schöbel 1861 veröffentlicht.

Die Art und Weiſe, ſo wie die Reſultate der auf dieſem Gebiete thätigen Männer — der Engländer H. Rawlinſon, Hincks, Fox Talbot, des Franzoſen Ménant und unſres Landsmanns Oppert — ſtimmen, wenn gleich ſie in Einzelheiten auseinandergehen, doch im Weſentlichen ſo überein, die Richtigkeit der Leſung hat insbeſondre in einem Falle auf eine ſo eclatante Weiſe eine Beſtätigung erhalten[1]), daß es die übertriebenſte Zweifelſucht wäre, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß die Entzifferung auf glücklichem Wege und ſchon weit vorgeſchritten ſei; allein zugleich darf man nicht verkennen, daß ſie in Folge des Schriftſyſtems — vorzüglich der vielen ideographiſchen und

[1]) Rawlinſon hatte nämlich in einer Inſchrift Sardanapals geleſen, daß dieſer ſein eignes Bild neben einem Bilde Tiglat Pileſars an der Quelle des öſtlichen Tigris habe einhauen laſſen und beide Bilder ſind von Talbot wirklich in der Höhle gefunden, aus welcher der Quellſtrom des Tigris hervorkommt.

polyphonen Zeichen — noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und wohl noch lange zu ringen hat, ehe ihr Ziel vollständig erreicht sein wird. Dennoch hat Jul. Oppert schon 1860 Elemens de la Grammaire assyrienne erscheinen lassen, von welchen gerade jetzt eine neue Ausgabe entweder schon veröffentlicht ist oder in Kürze veröffentlicht werden wird. Da die Letztere ohne Zweifel vieles Neue bringen wird, so enthalte ich mich eines näheren Eingehens in die 1860 gegebene Darstellung, verweise in dieser Beziehung vielmehr auf J. Olshausen's 'Prüfung des Charakters der in den assyrischen Keilinschriften enthaltenen semitischen Sprache' 1865 und die wenigen, aber sehr beherzigenswerthen Worte von Th. Nöldeke in seiner Grammatik der Neusyrischen Sprache[1]).

Historische Untersuchungen über Assyrien und Babylonien hat 1857 M. Niebuhr veröffentlicht.

Was die Ergebnisse der Inschriften-Entzifferung für Geschichte und Alterthumskunde betrifft, so suchte schon 1851 und 1856 Herm. Jos. Chr. Weißenborn, ferner 1856 Joh. Brandis sie zusammenzufassen. Allein indessen sind deren immer mehr hervorgetreten, ebenfalls unter lebhafter Betheiligung von Oppert. Eine kurze, das Wesentliche insbesondre in Bezug auf die älteste Geschichte von Babylon und Ninive zusammenfassende Darstellung hat im Jahre 1868 W. Wattenbach versucht. Eine eingehende Abhandlung 'Ueber die babylonische Urgeschichte und über die Nationalität der Kuschiten und Chaldäer' hat L. Sax in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXII (1868) veröffentlicht.

---

[1]) Sie lauten S. XVIII Anm. 1: 'Ueber das Wesen der alten assyrischen Sprache will ich durchaus keine Meinung aussprechen, nur bemerke ich, daß die Gestalt des Neusyrischen' (vgl. dazu das a. a. O. über die alte Verbreitung des Syrischen bemerkte) 'der Annahme einer semitischen aber nicht aramäischen Sprache' (als eine solche gibt sich das Assyrische nach Oppert's Grammatik zu erkennen) 'in diesen Gegenden nicht eben günstig ist. Auf alle Fälle ist dieses Land schon seit vorchristlicher Zeit aramäisch'.

Hier will ich auch Chwolſon's Schrift 'Ueber die Ueberreſte der Altbabyloniſchen Literatur in Arabiſchen Ueberſetzungen' 1859 erwähnen, jedoch weſentlich nur, um auf den gründlichen für geſchichtliche Kritik überhaupt bedeutenden Aufſatz von Alfr. v. Gutſchmied (Zeitſchr. der Deutſch. Morgenl. Geſ. XV, 1 ff.) hinzuweiſen, in welchem der angebliche arabiſche Ueberſetzer dieſer Ueberreſte als Fälſcher entlarvt wird.

2. Aramäiſch.

Während Aſſyriſch noch auf den Denkmälern der Achämeniden erſcheint, war die Volksſprache des ſemitiſchen Gebietes der Aſſyrier und Babylonier ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten aramäiſch, d. h. weſentlich ſyriſch oder chaldäiſch. Durch die Coloniſten, welche der König von Aſſyrien nach der Wegführung der zehn Stämme Israels in deren Sitze nach Paläſtina ſandte, wurde hier der Grund zum Samaritaniſchen gelegt, einer Sprache, welche dem Syriſchen aufs engſte verwandt iſt. Die nach Babylon überführten Juden endlich gewöhnten ſich hier ſo ſehr an die Chaldäiſche Sprache, daß ſie ſie auch nach ihrer Rückkehr nach Paläſtina beibehielten.

Aus den älteren Zeiten des Aramäiſchen ſind nur Inſchriften und Münzlegenden bewahrt; unter jenen ſind insbeſondre einige in Babylon gefundene von Bedeutung; um ihre Entzifferung haben ſich Fr. Dietrich[1]) und M. A. Levy Verdienſte erworben[2]); derſelbe ſo wie auch Blau haben auch zur aramäiſchen Münzkunde Erans Beiträge geliefert[3]).

Die Aramäiſche Literatur, welche auf uns gelangt iſt, gehört theils den Juden, theils den ſyriſchen Chriſten an. Die Sprache,

---

[1]) Die Inſchrift von Abushadr, erläutert von Fr. Dietrich in J. Bunsen's Outlines of the Philosophy of Universal History &c. II. 361 ff.

[2]) In der Zeitſchrift der D. M. Geſ. IX. 465 ff.

[3]) ebdſ. XXI. 421 ff.

in welcher jene schrieben, wird als Chaldäisch, die der Letzteren als Syrisch bezeichnet. Innerlich sind beide auf das innigste verwandt, und scheiden sich am stärksten fast nur durch fremdartige Einflüsse, indem das Aramäische der Juden hebräischen, das der Christen sogar griechischen nachgab.

Das Syrische ist in unserm Jahrhundert mit einer gewissen Vorliebe gepflegt, natürlich insbesondre aus theologischem Interesse, doch ist auch mehreres aus der nicht theologischen syrischen Literatur und größtentheils mit philologischer Akribie veröffentlicht. Das Studium desselben wurde von F. Lengerke 1836 empfohlen und über die Dialekte desselben schrieb F. Larsow 1841.

Grammatiken veröffentlichten P. Ewald 1826; A. Th. Hoffmann (gest. 1864) im Jahre 1827 und Fr. Uhlemann, mit Lesestücken und einem Glossar, 1829; von Letzterer ist eine neue sehr verbesserte Ausgabe 1857 erschienen und eine zeitgemäße neue Bearbeitung der Hoffmann'schen ist von Merx 1868 begonnen. Die einheimische des Gregorius Bar-Hebräus hat E. Bertheau 1843 herausgegeben.

Ueber einheimische Lexika haben W. Gesenius 1834 und 1839, F. H. Müller 1840, G. H. Bernstein 1842 ff., Haevernik 1843 ff. Abhandlungen veröffentlicht. Glossare enthalten die schon angeführte Grammatik von Uhlemann, die weiter hin anzuführenden Chrestomathien und Ausgaben. Ein ganz vortreffliches Lexikon hat G. H. Bernstein 1857 begonnen; es ist aber nur die erste Lieferung erschienen.

Chrestomathien haben veröffentlicht Aug. Hahn und Fr. C. Sieffert gemeinsam 1826 (enthaltend ausgewählte Gedichte des heiligen Ephraem mit Glossar); Oberleitner 1826. 1827; G. H. Bernstein die von Kirsch 1832. 1836 mit Lexikon; Emil Rödiger 1838, neuaufgelegt 1868, und J. B. Wenig 1866.

Um Herausgabe von Texten haben sich verdient gemacht Heinr. Middeldorpf, G. H. Bernstein, D. Haneberg,

P. de Lagarde (früher Böttticher), C. von Lengerke, J. Wichelhaus, Merx, Overbeck, Jul. Heinr. Petermann, G. Bickel, ſo wie H. A. Grimm, E. Bertheau, Hahn, F. E. Ch. Dietrich, Rhode, Röper, P. Pius Zingerle, Jul. Landsberger, Ph. Wolff, A. Pohlmann u. aa. Ueber ſyriſche Schriften, Schriftſteller u. ſ. w. haben Abhandlungen veröffentlicht Bernſtein (insbeſondre auch in der Zeitſchr. der Deutſch. Morgenl. Geſ. III. IV), Tuch, Fr. Uhlemann, Joh. Wichelhaus, Jul. Alsleben, R. A. Lipſius u. aa. Ueberſetzungen enthalten die meiſten Ausgaben; außerdem haben F. Larſow, Fr. Chr. Mayer, P. Pius Zingerle und A. Weber ſolche geliefert.

Mit den palmyreniſchen Inſchriften haben ſich M. A. Levy (in Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. XV. 615 ff. XVIII. 65 ff.) und Oberdieck (ebdſ. XVIII. 741) beſchäftigt.

Ich erwähne hier auch ſogleich die nabathäiſchen Inſchriften von Petra, Hauran und der Sinai-Halbinſel, da es jetzt feſtſteht, daß ſie, obgleich die Nabathäer Araber waren, doch in einer Aramäiſchen Sprache abgefaßt ſind. Die Entzifferung der Inſchriften auf der Sinai-Halbinſel wird E. F. F. Beer (1840) und Fr. Tuch insbeſondre verdankt. Von neuem, in Verbindung mit denen von Petra und dem Hauran, ſind ſie vortrefflich von von M. A. Levy 1860 in der Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. XIV. 363 ff. behandelt und ihm verdankt man auch vorzugsweiſe die Begründung ihres aramäiſchen Charakters; vgl. auch in derſelben Zeitſchr. XVIII. 630 und XIX. 637.

Was die beſondre Behandlung der ſyriſchen Dialekte und der ſpäteren Formen des Syriſchen betrifft, ſo verdanken wir das Wichtigſte in dieſer Beziehung drei Arbeiten von Th. Nöldeke. Die eine (in der Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. XXII. 443) behandelt den chriſtlich paläſtiniſchen Dialekt nach der ſyriſchen Evangelienüberſetzung, welche wahrſcheinlich zwiſchen 300—600 abgefaßt iſt.

Die andre iſt deſſen 'Grammatik' der Neuſyriſchen Sprache am Urmia-See und in Kurdiſtan' 1868.

Die dritte eine Abhandlung 'Ueber den noch lebenden ſyriſchen Dialekt im Libanon' (in der Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. XXI. 183 ff.).

Bezüglich des Neuſyriſchen erwähne ich auch eine von Otto Fraatz 1863 lateiniſch abgefaßte Arbeit über den Bau deſſelben.

Was das Chaldäiſche betrifft, ſo ſchrieb über den Urſprung des bibliſchen Chaldaismus L. Hirzel 1830, und über die Eigenthümlichkeit deſſelben F. E. Ch. Dietrich 1839.

Grammatiken haben in dem von uns berückſichtigten Zeitraum verfaßt G. B. Winer (geſt. 1858) 1824, 2. Aufl. 1842; J. Fürſt 1835; J. H. Petermann mit Chreſtomathie und Gloſſar 1840.

Lexika ſind vielfach mit den Hebräiſchen vereint. Ein Rabbiniſch-aramäiſches zur Kenntniß des Talmuds der Targumim und Midraſch hat M. J. Landau 1819 und 1825 veröffentlicht, ein chaldäiſches J. Levy 1865 begonnen. Von J. Buxtorf's Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum haben Ph. B. Fiſcher und Ph. H. Gelbe 1866 eine neue Bearbeitung unternommen.

Chreſtomathien haben G. B. Winer, Fürſt (1836), der auch von Winer's eine neue Ausgabe (1864) beſorgt hat, und J. Kaerle 1860 herausgegeben.

Ueber die Targume handelt Herm. Seligſohn 1858.

Für Samaritaniſch war in neueſter Zeit ſowohl in ſprachlicher als ſachlicher Richtung insbeſondre Geiger thätig; mehrere ſeiner lehrreichen Abhandlungen finden ſich in der ſchon oft erwähnten Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. (die 7. im XXII. Bde.). Die Kenntniß der heutigen Samaritaner haben Petermann, M. Heidenheim und G. Roſen insbeſondre gefördert; die ſamaritaniſchen Manuſcripte der kaiſerlichen Bibliothek in Paris ſind in dem Katalog von Zotenberg 1866 aufgeführt.

Eine Grammatik ſammt Chreſtomathie hat Fr. Uhlemann

1837 veröffentlicht. Ueber den ſamaritaniſchen Pentateuch haben Geſenius 1815, Winer 1817, S. Kohn 1865 und 1868 u. aa. geſchrieben; der Letztere beabſichtigt eine Ausgabe deſſelben. Ueber ſamaritaniſche Inſchriften findet ſich ein Aufſatz von G. Roſen und E. Rödiger in Ztſchr. d. Deutſch. Morgenl. Geſ. XIV.

Für die grammatiſchen Arbeiten der Samaritaner in Bezug auf die hebräiſche Sprache iſt ein Aufſatz von Th. Nöldeke 'Ueber einige ſamaritaniſch-arabiſche Schriften die hebräiſche Sprache betreffend' 1862 von Intereſſe.

Die Mundart der Mandäer, dieſer wegen ihrer eigenthümlichen Religion ſchon lange mit Neugierde, aber bis in die neueſte Zeit ohne ſonderlichen Erfolg beachteten Sekte, bekannt unter dem ſehr unpaſſenden Namen Johanneschriſten, von den Orientalen gewöhnlich Sabier oder Zabier (die Täufer) genannt, wurde von Th. Nöldeke 1862 zuerſt in einer wiſſenſchaftlichen Weiſe dargeſtellt. Im Jahre 1867 ſind dann zwei ihrer wichtigſten religiöſen Schriften herausgegeben, eine bis jetzt unedirte von J. Euting 'Qolasta oder Geſänge und Lehre von der Taufe und dem Ausgange der Seele' und eine ſchon früher, aber in ungenügender Weiſe von dem Schweden Norberg 1815—17 publicirte, von H. Petermann, nämlich 'Liber magnus', gewöhnlich liber Adami genannt. Jener, nämlich Euting, hat auch einen Aufſatz über die mandäiſchen oder zabiſchen Handſchriften in Paris und London veröffentlicht[1]), dieſer ſich durch mehrere Mittheilungen die bedeutendſten Verdienſte um die Kenntniß der religiöſen Anſchauungen dieſer Sekte erworben[2]).

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch das bedeutende Werk von D. Chwolſon 'Ueber die Sſabier und den Sſabismus' 1856 erwähnen, obgleich die mandäiſchen darin nur berührt

[1]) In der Zeitſchr. der D. M. Geſ. XIX. 120 ff.

[2]) ſ. die erwähnte Zeitſchr. XI. 589 und ſeine Reiſen im Orient II. (1861) 99.

werden und eigentlich die harranischen (in Syrien) seinen wesentlichen Inhalt bilden. Doch gehören auch Letztere dem aramäischen Semitismus an und die Bedeutung des Werkes ist keineswegs auf diese beschränkt, sondern erstreckt sich insbesondre durch seine kritischen Untersuchungen über den Gebrauch der Wörter Sabier und Sabismus, über viele Orte und einen großen Zeitraum, fast das ganze Mittelalter des aramäischen Asiens.

Schließlich will ich nicht unbemerkt lassen, daß E. Maxim. Röth (geb. 1807, gest. 1858) in der großen Inschrift von Idalion in Cypern, deren Entzifferung er 1855 versucht hat[1]), einen alten und eigenthümlichen aramäisch-chaldäischen Dialekt erkennen zu dürfen geglaubt hat. Ich gestehe, daß mir seine Entzifferung sehr bedenklich scheint, doch darf uns dies nicht abhalten, den Fleiß und den großen Scharfsinn anzuerkennen, mit welchem der Verfasser seine Aufgabe zu lösen sucht und zwar um so weniger, da die Anwendung des Semitischen zur Erklärung von Inschriften und anderen sprachlichen Erscheinungen selbst größere Kenner desselben nicht selten zu ähnlichen Mißerfolgen geführt hat.

3. Hebräisch-Phönicisch.

a. Hebräisch.

In unsrem Jahrhundert, insbesondre in dessen zweitem Viertheil, ist zuerst der ernstliche Anfang gemacht, auch die hebräische Philologie mit derselben Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit zu betrachten, wie die heidnische, die heilige Schrift nach keinen andren Gesetzen der Kritik und Hermeneutik zu behandeln, als denen, die sich bei den profanen Schriften erprobt haben, mit

[1]) Die Proclamation des Amasis an die Cyprier bei der Besitznahme Cyperns durch die Aegypter um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Entzifferung der Erztafel von Idalion in des Herzogs von Luynes Numismatique et Inscriptions Cypriotes von Dr. E. M. Röth. Paris 1855.

einem Worte: an das Jüdiſche Volk und ſeine Entwickelung denſelben Maßſtab zu legen, mit dem wir auch andre menſchliche Entwickelungen zu meſſen gewohnt ſind.

Und unter den Händen der gewiſſenhaften deutſchen Philologen zeigte ſich vor Allem zunächſt, daß dieſes Verfahren keineswegs der Ehrfurcht Abbruch thut, die jene Werke in ſo hohem Grade verdienen, ja im Gegentheil durch die Anlegung dieſes rein menſchlichen Maßſtabes iſt die Bedeutung derſelben, wenn auch zum Theil in einem andern als religiöſen Sinn, nicht wenig geſteigert worden. Grade bei den vorurtheilsloſeſten Männern, welche ſich auf dieſem Gebiete bewegen, begegnet man der tiefſten Anerkennung der in dieſen Werken hervortretenden Lebensweisheit: dieſer Ueberzeugung, daß wahres Lebensglück nur auf Sittlichkeit und religiöſem Wandel beruhe; ſo wie überhaupt all des Großen, Erhebenden und Heilſamen, welches den Inhalt dieſer Geſchichte und Schriften bildet; der Ehrfurcht vor dem wunderbaren Schatze, der dadurch der ganzen Menſchheit zu Theil geworden; dieſer Quelle des Heils für die vergangenen eben ſo ſehr wie für alle künftigen Geſchlechter, die in den Kreis der Cultur zu treten beſtimmt ſind, die zu einem großen, ja ihrem wichtigſten Theil auf ihnen beruht. Sie fühlen und erkennen, daß die Bürgſchaft einer nie verſiegenden, ſtets wachſenden Cultur gerade auf dieſer Vermählung des jüdiſchen Geiſtes, wie er in den bibliſchen Schriften Alten und Neuen Bundes lebendig geworden iſt, mit dem indogermaniſchen ruht. Für ſich allein wäre weder der eine noch der andre im Stande, ſie zu gewähren. Die ſemitiſche, ſpeciell jüdiſche Richtung, welche die ganze Mannigfaltigkeit des Geiſteslebens einem einzigen, aber in der That tiefſten und gewaltigſten Triebe, dem religiöſen, unterordnet, führt zur Mißachtung dieſer Mannigfaltigkeit; würde ſie allein zur Herrſchaft gelangen, dann würden die Entwickelungen in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich auf einen ganz engen Kreis beſchränken; die ganze unendliche Fülle des Lebens würde gar nicht oder kaum von ihnen berührt oder gar durchdrungen

werden; das ganze Lebensblut würde gewissermaßen im Herzen bleiben, so daß die Glieder nicht zu vollem Leben zu erstarken vermöchten; ja das ganze Leben würde einer Wüste gleichen mit einer einzigen Oase in ihrer Mitte. Der indogermanische Geist dagegen mit seiner hervorragenden Richtung auf die coordinirte Entwickelung aller geistigen Triebe zur lebensvollsten Mannigfaltigkeit würde alles Lebensblut in die Glieder treiben, aber das Herz gewissermaßen entleeren, Künste und Wissenschaften würden sich in einer strotzenden Fülle entfalten, aber von keinem einheitlichen Princip beherrscht, einer gewissen Frivolität entgegentreiben, um, wie bei den Griechen, nach kurzer Blüthe einem jähen Untergange zu verfallen. Die jüdische Zurückführung des Mannigfaltigen auf das Eine, und die indogermanische Entfaltung des Einen zur Mannigfaltigkeit ergänzen sich einander in einer Weise, die den Ausschreitungen der einen wie der andern Richtung diejenigen Gränzen setzt, welche zu einer gesunden Entfaltung des Gesammtlebens nothwendig sind. Mit dem in die indogermanische Cultur eingeführten semitischen, speciell jüdischen Geist ist der indogermanischen, speciell germanischen, Richtung gewissermaßen ein Dämpfer aufgesetzt, welcher, ohne ihr die semitische Dürre aufzudrängen, sie vor den nachtheiligen Folgen ihrer zu großen Vollsaftigkeit zu behüten vermag. Es ist zwar keiner Frage unterworfen, daß es in erster Reihe der tiefsittliche Geist des germanischen Volkes war, welcher zunächst die christliche und dann die Welt überhaupt im sechzehnten Jahrhundert vor einem Verderben und einer Versumpfung rettete, wie sie das klassische Heidenthum kaum in seinen schlechtesten Zeiten erlebt hatte; aber eben so unzweifelhaft ist auch, daß die Hauptwaffe, durch welche der Sieg und die Rettung erkämpft ward, die Uebersetzung der Bibel war, mit welcher Luther die hereingebrochene Unsittlichkeit überwältigte und der Entfaltung eines sittlich-religiösen Lebens eine feste Grundlage verschuf.

Die Juden sind nicht, wie die meisten geschichtlichen Völker

des Alterthums, nach dem Untergange ihres nationalen Lebens von der geſchichtlichen Bühne abgetreten oder gar ganz verſchwunden. Trotz des Verluſtes der drei Hauptelemente eines Volkslebens, der eignen Sprache, eines eignen Staates und eines ererbten Vaterlandes, haben ſie ſich einzig vermittelſt Bewahrung ihrer gemeinſchaftlichen Religion bis auf den heutigen Tag in einer Zuſammengehörigkeit erhalten, welche, je nach den ſtaatlichen Verhältniſſen, unter denen ſie, faſt durch die ganze Welt zerſtreut, leben, von dem Charakter einer bloßen Religionsgemeinde durch den einer großen Familie hindurch bis zu dem eines faſt wirklichen Volkes hinüberſchwankt.

Wenn ſchon dieſer Umſtand ihrer Geſchichte einen Charakter verleiht, der von dem andrer ſtaatlich vernichteter Völker ganz verſchieden iſt, ſo wird dieſe Verſchiedenheit noch geſteigert durch die Art, wie ſie ſich nach dem Untergang ihres Staates in ihrer Zerſtreuung theils in ihrem ſpeciellen Kreis, theils den geſchichtlichen Entwicklungen gegenüber verhielten, welche ſich unter ihren Augen vollzogen. Sie haben einerſeits ein zwar beſchränktes, aber keineswegs der Beachtung unwerthes, geiſtiges, ſich auf die eignen Ueberlieferungen ſtützendes, Leben fortgeführt; andrerſeits aber auch theils von individuellen, theils von ihren gemeinſamen, überlieferten Standpunkten aus ſich in größeren oder geringeren Graden an den Entwickelungen der Völker betheiligt, unter denen ſie ſich niedergelaſſen haben. Greifen ſie auch ſelten und nur von individuellen Standpunkten aus thätig in das Leben dieſer Völker ein, ſo bilden ſie deſto häufiger einen Kreis von Zuſchauern, der nicht blos paſſiv — was freilich am häufigſten der Fall iſt — in Mitleidenſchaft gezogen wird, ſondern bisweilen auch die Rolle eines Chors übernimmt, welcher die Vorgänge von ſeinem Geſichtspunkte aus laut und vernehmlich beurtheilt.

Die Geſchichte der Juden und ihre Philologie umſpannt in Folge dieſer Verhältniſſe einen Zeitraum, welcher die aller Völker an Extenſivität und theilweis auch an Intenſivität weit über-

ragt. Natürlich wird es lange dauern, bis alles, was dieser weite Rahmen umschließt, wissenschaftlich durch- und verarbeitet ist, zumal da nicht wenig von dem, was hieher gehört, speciell insbesondre was die Geschichte und Thätigkeit der Juden im Mittelalter betrifft, noch ziemlich unbekannt ist, zu einem nicht geringen Theil noch unveröffentlicht in den Bibliotheken liegt. Doch ist und zwar gerade in unserm Jahrhundert nach allen Seiten hin schon vieles geleistet und der Eifer für die Erforschung des gesammten jüdischen Lebens und aller seiner Entwickelungen in steter Zunahme.

Für die Erwerbung eines Gesammtüberblicks dienen theils die Werke, welche die Geschichte der Juden, ihrer Literatur und Cultur behandeln, von Ewald, Kurtz, Jost, Grätz, Herzfeld, Fürst, theils die Gesammtübersicht der jüdischen Literatur vom achten bis achtzehnten Jahrhundert von Steinschneider und die Arbeiten von Zunz zur Geschichte und Literatur (1845 u. 1867), so wie über die synagogale Poesie (1832. 1853 u. 1859); eine große Beihülfe gewähren auch die trefflichen Kataloge und Beschreibungen von jüdischen Handschriften und Büchern, welche sich in den bedeutendsten Bibliotheken befinden, abgefaßt von Steinschneider (für die Bodlejana in Oxford und für Leiden), von Zotenberg (Paris), Zedner (britische Museum) u. aa., so wie die bibliographischen Schriften von Fürst und insbesondre von Steinschneider.

Für die Periode der hebräischen Sprache, Geschichte und Entwickelung, in welcher die Schriften (sowohl die vor- als nachexilischen) abgefaßt wurden, welche in den jüdischen Kanon aufgenommen sind (also von der ältesten Zeit bis zu den Makkabäern um 160 vor Chr.), haben wir zunächst W. Gesenius kritische Geschichte der Hebräischen Sprache und Schrift 1815 hervorzuheben. Von demselben sind auch zwei Grammatiken abgefaßt, ein 'Ausführliches Grammatisch-kritisches Lehrgebäude der Hebräischen Sprache mit Vergleichung der verwandten Dialekte'

1817 und eine mehr für die erſte Einführung in das Studium dieſer Sprache beſtimmte 1813, welche aber ſchon durch ihre urſprüngliche Anlage, weiter dann durch die Verbeſſerungen, die ſie in zahlreichen Auflagen erfuhr, ſich ſo brauchbar erwies, daß ſie, zumal in der Bearbeitung von E. Rödiger (ſeit 1845) ein Haupthülfsmittel für die Erlernung dieſer Sprache ward und bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Ewald ließ 1827 ſeine erſte Bearbeitung der hebräiſchen Grammatik erſcheinen; ihr folgte eine kürzere 1828; beide wurden 1844 zu einem ausführlichen Lehrbuch der hebräiſchen Sprache des Alten Bundes verſchmolzen und dieſes iſt in dieſer, ſo wie in den folgenden Auflagen eine Hauptquelle für die tiefere Erkenntniß dieſer Sprache geblieben. Juſt. Olshauſen hat 1861 ein Lehrbuch veröffentlicht, in welchem er neben großer Vollſtändigkeit ſein Augenmerk vorzugsweiſe darauf richtet, die Geſtaltung des Hebräiſchen vermittelſt ihres Verhältniſſes zu den übrigen ſemitiſchen Sprachen, insbeſondre dem Arabiſchen aufzuhellen. In den Jahren 1866—1868 ward von Mühlau des verſtorbenen Böttcher's Grammatik herausgegeben, welche ſich durch eine Vollſtändigkeit auszeichnet, die wohl kaum etwas zu wünſchen übrig läßt. Neben dieſen hervorragenden Grammatiken ſind nicht wenige von rein praktiſchem oder ſekundärem Werth erſchienen, ſo von R. Stier 1833, C. Wilh. Ed. Nägelsbach (1856), Arnold (1867), G. W. Freytag 1838 u. aa. Die ſehr umfaſſend angelegte von Hupfeld (1843) iſt in den erſten Anfängen (Schriftlehre) ſtehen geblieben. Für einzelne Theile der Grammatik haben F. E. Ch. Dietrich 1846, M. Drechſler 1842, S. B. Scheyer 1842; Seyffahrt 1824, Ph. Ehrenberg 1842 (Ausſprache), Pinsker (Punktation), Heidenheim (insbeſondre Accentlehre) (1808), Olshauſen, Saalſchütz, M. A. Levy, Nöldeke, Herzfeld (Schrift), ſo wie in Abhandlungen und gelegentlich in exegetiſchen u. aa. Schriften faſt alle ſchon erwähnte und noch zu erwähnende Männer, die ſich auf dieſem Gebiete bewegen, Beiträge geliefert.

Wie an der Spitze der grammatiſchen, ſo ſteht Geſenius auch an der der lexikaliſchen Arbeiten. Sein Handwörterbuch (zuerſt 1815 erſchienen) iſt zumal in den neuen Auflagen von Dietrich noch immer ein höchſt brauchbares Werk; ſein Thesaurus eine Hauptquelle und Grundlage für lexikaliſche und etymologiſche Forſchung im Gebiete des Hebräiſchen, Chaldäiſchen und Semitiſchen überhaupt. Dazu iſt 1857—61 das in vielen Beziehungen lobenswerthe Handwörterbuch von Jul. Fürſt gekommen. Das Wurzellexikon von E. Meier iſt ſchon gelegentlich erwähnt. Synonymik hat J. Hirſchfeld behandelt (1825. 1828. 1830).

Chreſtomathien oder Leſebücher gibt es von Geſenius, neu bearbeitet von Heiligſtedt, von H. E. Hölemann, G. Brückner, C. F. Mezger u. aa.

Was die kritiſche und exegetiſche Behandlung der Bücher des A. T. betrifft, ſo wurde ein Haupthülfsmittel, eine neue und ſehr geſchickte Bearbeitung der Concordanz 1840 von Jul. Fürſt, 1861 von Bär herausgegeben. Die mit Astruc's, eines hervorragenden Mediciners, Conjectures sur les mémoires originaux, dont il paroit que Moyse s'est servi pour composer le livre de la Genèse 1753 begonnenen Unterſuchungen über die Quellen der bibliſchen Schriften wurden in unſerm Jahrhundert ganz vorzugsweiſe von deutſchen Gelehrten weiter geführt; es verbanden ſich damit Forſchungen über die Autenthie, Compoſition, Zeit, kurz über alle ſie betreffenden Fragen der höheren Kritik, und dieſe wurden zum Theil mit einem Scharfſinn, einer Gründlichkeit, Vorurtheilsloſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit erörtert, daß dieſer Literaturkreis eine wahre Schule, und einige der dazu gehörigen Werke Muſter für derartige Forſchungen bilden; freilich jedoch bisweilen nicht bloß in poſitiver, ſondern auch in negativer Beziehung; denn es läßt ſich nicht verkennen, daß das Vertrauen auf ihren Scharfſinn ſelbſt die größten Meiſter nicht ſelten zu dem Glauben verführt hat, auch da noch ſehen zu können, wo für ein unbefangenes Auge

das undurchdringlichſte Dunkel herrſcht. Die Fragen dieſer Art wurden theils in den Einleitungen zu den bibliſchen Schriften überhaupt und insbeſondre denen des Alten Teſtaments, theils in Beiträgen dazu, vorzugsweiſe aber in den Ausgaben der einzelnen Schriften und einzelnen Monographien behandelt. Was die Einleitungen und ähnliche Werke betrifft, ſo nahm das 1806 und 1807 erſchienene Werk von Wilh. Martin Leberecht de Wette (geb. 1780, geſt. 1849) lange Zeit eine hervorragende Stelle ein, ſpäter traten hinzu die Einleitungen von E. W. Hengſtenberg (geb. 1802) 1836—1839, von H. A. Ch. Hävernick 1836—1849, H. Hupfeld 1844; Dan. Haneberg 1845. 1850; Credner 1847; C. F. Keil 1859, Fr. Bleek 1860 bis 1862; J. J. Stähelin 1862, H. Gelbe 1866; doch gehören dieſe theilweiſe einer minder vorurtheilsloſen Richtung an, als ſich in den meiſten Specialſchriften geltend gemacht hat. Einen Ueberblick über die Auffaſſung der hieher gehörigen Fragen von dem vorurtheilsloſeren Standpunkt aus wird man aus der trefflich geſchriebenen Arbeit von Th. Nöldeke erlangen, welche zuerſt in einzelnen Aufſätzen im Grenzboten erſchien und 1868 unter dem Titel 'Die altteſtamentliche Literatur' u. ſ. w. mit vielen Verbeſſerungen beſonders veröffentlicht ward. Damit ſtehen auch 'Unterſuchungen zur Kritik des alten Teſtamentes' (1869) in Verbindung, welche ſich den Arbeiten der Meiſter auf dieſem Gebiete, Ewald's, K. H. Graf's u. aa., anreihen. Sehr belehrend ſind auch die ausgezeichneten Schriften von Abr. Geiger, insbeſondre ſein 1857 veröffentlichtes Werk 'Urſchrift und Ueberſetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwickelung des Judenthums'.

Was die kritiſche und exegetiſche Behandlung der bibliſchen Schriften betrifft, ſo haben mehrere der neueren großen bibliſchen Philologen zwar viele derſelben behandelt, keiner aber ſämmtliche. Das letzte Werk dieſer Art ſind die Scholia in Vetus Testamentum des berühmten Orientaliſten Ernſt Fr. C. Roſenmüller

(geb. 1768, gest. 1833), welche aber zu einem bedeutenden Theil noch dem vorigen Jahrhundert angehören (11 Theile in 23 Bänden von 1788—1835). Dagegen gibt es zwei Sammlungen, deren eine — um die parlamentarische Bezeichnung zu gebrauchen — von C. F. Keil und Fr. Delitzsch unternommen (1861 bis 1866) und noch nicht vollendet, mehr der rechten, die andre 'kurzgefaßte exegetische Handbücher' (1838—1862) mehr der linken Seite angehört.

Eine besondre Stellung nimmt das von Chr. Carl Josias Bunsen (geb. 1791, gest. 1860) 1858 begonnene Bibelwerk ein, in welchem der geistvolle Verfasser, welcher sich seine jugendliche Begeisterung für die höchsten Aufgaben der Menschheit bis zu seinen letzten Lebensstunden zu erhalten wußte, alles zu vereinigen suchte — Uebersetzung, Erklärung und eine Fülle von Abhandlungen — was geeignet wäre, der christlichen Gemeinde ein volles wissenschaftliches und religiöses Verständniß ihrer Grundbücher zu verschaffen.

Bezüglich des Pentateuch im Allgemeinen erwähne ich die Arbeiten von Fr. Tuch 1838, M. Drechsler 1838; Hengstenberg 1841. 1842, J. H. Kurtz 1846, Fr. Delitzsch 1852, so wie die von Fr. H. Ranke 1834. 1840; Th. Ph. Ch. Kaiser 1829, Ed. Böhmer 1862.

Für die Genesis ist von hervorragender Bedeutung Ewald 1823 und Abhandlungen desselben in den biblischen Jahrbüchern; Knobel 1852; ferner sind beachtenswerth einzelne Abhandlungen von J. H. Kurtz, H. Hupfeld 1863, Ludw. Diestel 1853, Eb. Schrader 1863, Th. Nöldeke 1869 u. aa.

Exodus und Leviticus sind von Knobel 1857, Numeri und Deuteronomium 1861 behandelt; das letzte von F. W. Schultz 1859. Von Männern, welche einzelne Theile oder den Inhalt dieser Bücher erörtert haben, erwähne ich rücksichtlich der Gesetzgebung E. Bertheau (1840), Ed. Riehm (1854), des Dekalogs C. W. Otto (1857), E. Meier 1846, des Segens

Moſe's K. H. Graf (1857), ſo wie Volck 1861, H. Kamphauſen 1862.

Joſua iſt von Knobel 1861 bearbeitet; dazu Ludw. König 1836.

Das Buch der Richter iſt von G. L. Studer 1835; zugleich mit Ruth von E. Bertheau 1845 bearbeitet. Die Chronologie zur Richterzeit von Nöldeke 1869. Ruth allein von C. L. Fr. Mezger 1856.

Für Samuel und das Buch der Könige iſt K. H. Graf (1842) von der größten Bedeutung; eben ſo O. Thenius 1842. 1849.

Für Chronik und Esra erwähne ich C. F. Keil 1833; F. C. Movers 1834; für Chronik außerdem die Bearbeitung von E. Bertheau 1864, welcher die von Esra, Nehemia und Eſther 1862 folgte; für die von Eſther Michael Baumgarten 1839.

Die poetiſchen Bücher haben ſehr zahlreiche Behandlungen gefunden, unter denen die von Ewald insbeſondre hervorragen.

Job iſt von dieſem 1854 herausgegeben; ferner iſt er von L. Hirzel bearbeitet (die zweite Ausgabe, 1852, von J. Olshauſen durchgeſehen); von H. Hupfeld 1853; auch von Konſt. Schlottmann 1851, C. R. Berkholz 1859; und früher von F. J. Bellermann 1813; J. H. F. Autenrieth 1823, F. W. L. Umbreit 1824 u. aa.

Die Pſalmen ſind am reichſten bedacht und ſo ziemlich von allen hervorragenden Exegeten der verſchiedenſten Richtungen behandelt; von Ewald 1866; J. Olshauſen 1853; F. Hitzig 1863. 1865; H. Hupfeld 1855—1861; Hengſtenberg 1841 bis 1845; Delitzſch 1859; Cäſar von Lengerke 1847, ſo wie de Wette 1829, Rud. Stier 1834—1836, G. Ph. Ch. Kaiſer 1827; F. B. Köſter 1836; G. M. Durſch 1842; Laur. Reinke 1857—1858; J. J. Stähelin 1852; 1860.

Die Klaglieder haben Ewald 1866, W. Neumann 1856 bis 1858, Hitzig 1841 und O. Thenius 1855 behandelt.

Die Salomoniſchen Schriften (Sprüche, Prediger und das hohe Lied) ſind von Ewald zuletzt 1867 bearbeitet; ebenſo von Hitzig (Sprüche 1858, Prediger 1847, hohe Lied 1855) und früher (1820—1826) von Umbreit; Sprüche 1858 und Prediger 1855 von E. Elſter; Sprüche 1847 von E. Bertheau und 1806 von dem Philoſophen Schelling. Prediger 1859 und hohe Lied 1853 von Hengſtenberg; 1823 und 1825 von Kaiſer. Prediger 1836 von Knobel, 1854 von Bürger und 1860 von H. A. Hahn. Das hohe Lied 1851 von Fr. Delitzſch, 1854 von E. Meier; 1856 von H. G. Hölemann; 1828 von Fr. E. Weißbach und 1842 von Ed. Iſid. Magnus.

Die prophetiſchen Bücher ſind bearbeitet von Ewald 1840 bis 1841, Umbreit 1841—1846.

Jeſaia von W. Geſenius 1820—1821; Hitzig 1833; C. L. Hendewerck 1838—1843; Knobel 1843; M. Drechſler 1845—1854; E. Meier 1850.

Jeremia von K. H. Graf 1862; Hitzig 1841; W. Neumann 1856—1858; dazu C. W. E. Nägelsbach 1850; J. J. Stähelin 1852.

Ezechiel von Hitzig 1847; von Balmer-Rinck 1858.

Daniel von Hitzig 1850; H. A. C. Hävernick 1832; Cäſar von Lengerke 1835; Abhandlungen darüber von Dav. Zündel 1861, C. Aug. Auberlen 1854, Hilgenfeld 1863 u. aa.

Die zwölf kleineren Propheten ſind bearbeitet von Hitzig 1838.

Hoſea, Joël, Amos von J. F. Schröder 1829; zu Amos und Hoſea hat J. J. Stähelin 1842 eine Abhandlung veröffentlicht. Hoſea iſt bearbeitet von Joh. Chr. Stuck 1828, A. Simſon 1851. Joël von Credner (geſt. 1857) 1831, E. Meier 1841. Amos von Guſt. Baur 1847. Obadja von Aug. W. Krahmer 1833. Jona von Hitzig 1831, Fr. Kau-

ten 1862; dazu P. Friedrichsen 1841. Nahum von Otto Strauß 1853, Mich. Breiteneicher 1861. Habakuk von Fr. Delitzsch 1842. Haggai 1860, Sacharja 1861—1863 und Maleachi 1865 von Aug. Köhler. Sacharja von M. Baumgarten 1854—1855, E. von Ortenberg 1859, W. Neumann 1860. Maleachi von Laur. Reincke 1856.

Viele der angeführten exegetischen Schriften enthalten auch deutsche Uebersetzungen. Außerdem sind in unserm Jahrhundert mehrere auch besonders erschienen und zwar von allen drei Gemeinden, welche die Bibel als die Grundlage ihrer Religion betrachten; von katholischer Seite von Leander van Eß 1807 ff., Allioli 1830 ff., von evangelischer von de Wette 1809 ff., Joh. Friedr. von Meyer 1822 und 1849, Rud. Stier 1856; von jüdischer unter Leitung von Zunz 1837 u. aa. Außerdem sind auch einzelne Theile übersetzt: die Propheten von F. Hitzig 1854; der Pentateuch und die Propheten von J. Johlson u. aa.; eine höchst poetische Bearbeitung der Psalmen verdankt man Jul. Hammer 1861. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß trotz dieser und andrer Uebersetzungen die Luther'sche, obgleich in Bezug auf das richtige Verständniß vielfach mangelhaft, doch rücksichtlich der Wiederspiegelung des biblischen Geistes und der biblischen Kraft auch jetzt noch allen voransteht. Die poetische Sprache der Bibel, insbesondre die der Propheten, in welcher die Worte wie große Quadern ohne jeden Cement, ja fast ohne bestimmt hervortretendes Gefüge neben und über einander geschleudert sind, läßt sich aber in der That auch kaum in einer der unsrigen, in denen der größte Theil eines Satzes aus kleinen cementartig dienenden Wörtchen besteht, in einer Weise wiedergeben, daß sie eine auch nur entfernt ähnliche markige Wirkung, wie im Original, zu üben vermöchte.

Was die Realphilologie betrifft, so ist die biblische Alterthumskunde im Ganzen von de Wette 1814, Jos. Fr. Allioli 1844. Saalschütz 1855. 1856, G. Fr. Keil 1858. 1859 und

vor allem von Ewald, als Theil ſeiner Geſchichte des Volkes Israel, behandelt.

Eine geographiſch-hiſtoriſch-archäologiſche Beſchreibung Paläſtina's hat Sal. Munk (geb. 1805, geſt. 1867) 1845 geliefert; deßgleichen Fr. Arnold 1845; einen Bibel-Atlas Kiepert (2. Ausgabe 1859) und Menke 1868. Um die Topographie Jeruſalems hat ſich Titus Tobler ſehr verdient gemacht 1853 bis 1854. Beiträge dazu haben G. Roſen, H. Hupfeld, Ferd. Unger u. aa. geliefert; bezüglich andrer Ortſchaften K. H. Graf u. aa. Das Staatsweſen hat bearbeitet Carl Dietr. Hüllmann 1831; Moſaiſche Geſetze E. Bertheau 1840; Moſaiſches Recht Saalſchütz 1846—1848, Alb. Jonas 1863; Levirat F. Benary 1835, Redslob 1836. Cultus G. Lor. Bauer 1805—1806, Paul Scholz 1868; Feſte J. F. C. George 1835, H. Hupfeld 1851—1852; Jubeljahr Kranold 1837, Wolde 1837. Ceremonien F. G. Lisco 1842; Symbolik des Cultus K. Ch. W. F. Bähr 1837—1839; Stiftshütte W. Neumann 1861, Riggenbach 1862, Wangemann 1866; Bundeslade E. Sartorius 1857; Urim und Thummim J. J. Bellermann 1824; Opfer Hengſtenberg (2. Aufl. 1859), Stöckl 1848; über ſpätere religiöſe Anſchauungen, Einfluß des Parſismus ſchrieb Alex. Kohut 1866; über Kalender L. M. Lewyſohn 1856; dazu Hitzig 1837; über Maaße und Gewichte J. Olshauſen, E. Bertheau, Fenner von Fenneberg 1859, Herzfeld 1865; Münzen Ewald 1855, M. A. Levy 1862, H. C. Reichardt (Z. d. D. M. G. XI); Siegelſteine M. A. Levy (ebdſ.).

Was hebräiſche Kunſt betrifft, ſo hat Saalſchütz über Muſik der Hebräer 1829 geſchrieben; Leop. Haupt hat 1854 aus den Accenten ſelbſt die alten Sangweiſen zu entziffern verſucht. Ueber die Formen der hebräiſchen Poeſie haben Saalſchütz 1829 (2. Aufl. 1833), Wenrich 1843, E. Meier 1853, Jul. Ley 1866 Unterſuchungen veröffentlicht.

Was die literarischen Erzeugnisse der Juden in chaldäischer, [illegible] und hebräischer Sprache nach ihrer sprachlichen Bedeutung betrifft, so sind sie natürlich nicht entfernt mit [illegible] berücksichtigt, wie die der früheren Zeit. Doch zeigt sich auch auf diesem Gebiete ein reges Treiben, welches das [illegible] der Juden in dieser Periode an und für sich und [illegible] ihr Verhältniß zu und seinen Einfluß auf die Cultur [illegible] unter denen sie lebten, immer mehr ins Licht stellt.

Was die Hülfsmittel zum Verständniß ihrer Sprache betrifft, so gab A. Geiger ein Lehr- und Lesebuch zur Mischnah [illegible] veröffentlicht, Leop. Dukes mehreres zur Grammatik und [illegible] derselben; Heilbut eine rabbinische Chrestomathie [illegible] die lexikalischen sind oben bei Chaldäisch erwähnt. Beigetragen zu dem Verständniß haben Ant. Th. Hartmann, J. Gel[illegible] und insbesondere durch Erklärung aufgenommener Fremd[illegible] Jellinek, Mich. Sachs u. aa. geliefert.

Ausgleich der Kenntniß der hieher gehörigen Schriften und [illegible] Inhaltes ist viel geleistet in den verschiedenen Zeitschriften [illegible] von Rapoport, L. Stein, Jos. Kobak, Letteris, [illegible] Enoch, Philippson, Jos. Wertheimer u. aa., [illegible] den Arbeiten von Heidenheim, Fürst, Steinschneider, ferner von Frz. Joh. Molitor (1827—1853) und [illegible] Schriften von Frz. Delitzsch.

Eine beträchtliche Anzahl der rabbinischen Werke, auch die Mischnah und der Talmud sind mehrfach neu herausgegeben; insbesondere die beiden letzteren.

Kritische Bemerkungen in Bezug auf eine kritische Ausgabe des Talmud hat Fürstegott Lebrecht 1864 veröffentlicht.

Abhandlungen aus dem Gebiet der Mischnah, Gemara und [illegible] haben Paulus Ewald 1825, J. Jacobson 1840, [illegible] 1853, Sal. Geul. Stern 1854; Paul Möbius [illegible] Löwe 1859, Pinner 1842, S. Blogg 1850, Fr. Chr. [illegible] 1866, Lüdschütz 1850 geliefert.

Um die Geschichte der hebräischen Grammatik haben sich Sal. Munk und Neubauer, H. Hupfeld, Pinsker, Geiger, Ewald u. aa.; um die Massora (traditionelle, später schriftlich fixirte Bemerkungen über den Text der Bibel) insbesondre S. Frensdorff (durch Herausgabe der bedeutendsten der hieher gehörigen Arbeiten, des Buches Ochlah W'ochlah 1864) Verdienste erworben.

Die Entstehung und Geschichte der synagogalen Poesie ist durch die gründlichen und scharfsinnigen Forschungen von Zunz (1832. 1853. 1859. 1862) aufgehellt. Durch kritische Ausgaben, Uebersetzung und Erläuterung eines bedeutenden Theils derselben hat sich schon vorher (1800—1803) Heidenheim große Verdienste erworben. Die Gebete sind außerdem auch von andern übersetzt und erklärt, z. B. von M. Letteris 1845, J. Goldenthal 1858.

Andre Werke des hebräischen Mittelalters grammatischen, exegetischen, poetischen, religiösen und philosophischen Inhalts sind von J. H. L. Biesenthal, F. Lebrecht, Asher, Leop. Dukes, Edelmann, Hirschfeld, Ad. Jellineck, Geiger, Goldberg, Goldenthal, Löwe, Zedner, L. Zimmermann, Haarbrücker, Z. Auerbach, M. Steinschneider, L. Stein, X. Richter, J. Ettlinger, J. Hamburger, J. Fischl, L. Landshut, so wie mehreren der schon erwähnten, wie Zunz und anderen, theils herausgegeben, theils übersetzt und erläutert. Insbesondre haben sich mehrere mit Moses Maimonides beschäftigt, vor allen Sal. Munk, Geiger, M. Joël, M. Wolff, Simon B. Scheyer, Samson Weil.

Auch die Realia des Talmud und der sich daran schließenden Entwickelung fanden in diesen und andern Schriften theils beiläufige, theils besondre Behandlung, so von M. H. Friedländer, Levi Bamberger, J. Fürst, S. Munk, Derenburg, Neubauer, Kayserling, M. Wiener, L. Lewysohn, B. Zuckermann, D. Chwolson u. aa.

b. Phöniciſch.

Von dem Phöniciſchen des Mutterlandes ſowohl als der Colonien, Carthago u. ſ. w., ſind uns nur in Inſchriften, Münzen und in der bekannten Stelle des plautiniſchen Poenulus Reſte erhalten. Die Erläuterung derſelben iſt ernſtlich erſt in unſerm Jahrhundert begonnen; in unſerm Vaterlande wirkten gewiſſermaßen als Vorläufer J. J. Bellermann (1809—1814) und U. Fr. Kopp (1824). Im folgenden Jahr begann W. Geſenius ſeine bahnbrechende Thätigkeit, welche er 1837 mit der Sammlung aller bis dahin entdeckten Denkmäler und dem Verſuch, ſie zu erklären, abſchloß. In demſelben und wenige Jahre darauf verſuchten ſich Ed. Lindemann (1837), F. K. Wex, (1839) und 1845 der ausgezeichnete Forſcher im Gebiete der phöniciſchen Geſchichte und Alterthumskunde F. C. Movers[1]) an der plautiniſchen Stelle. Seit der Zeit iſt die Anzahl der Inſchriften bedeutend vermehrt und zwar durch mehrere, welche an Umfang und Werth und insbeſondre durch den Fundort in Phönicien ſelbſt das, was Geſenius zu Gebote ſtand, nicht wenig überragen. In demſelben Maaße nahm auch der Eifer für die Erklärung derſelben zu. Es betheiligten ſich daran faſt alle große ſemitiſche Philologen.

Die meiſte Aufmerkſamkeit erregte die erſte auf phöniciſchem Boden 1855 gefundene Inſchrift eines Königs von Sidon; ſie wurde ſogleich von Frz. Dietrich, Rödiger, Hitzig, im folgenden Jahre von Konſt. Schlottmann (nochmals 1868), S. Munk, Ewald, M. A. Levy, ſpäter auch E. Meier behandelt.

Nicht geringere Bedeutung hat eine ſchon 1845 in Marſeille gefundene Opfertafel, zu der 1861 ein Seitenſtück in den Trümmern von Carthago entdeckt ward. Jene ward von Movers und

[1]) Seine Unterſuchungen erſchienen in 2 Theilen, der 2. in drei Bänden 1841—1856.

Munk 1847, von Ewald 1849 und dann auch von Anderen behandelt. Diese sowie andre (die von Eryx schon 1849) von dem um semitische Paläographie, Inschriften- und Münzenkunde sehr verdienten O. Blau (in Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges.), Levy, Ewald.

Nicht geringe Aufmerksamkeit erregte auch eine kleine trilinguis (zugleich lateinisch und griechisch), welche 1860 in Sardinien gefunden ward; mit ihr beschäftigten sich außer Ewald und Levy auch J. Gildemeister und Fr. Ritschl.

Eine von Renan in Phönicien gefundene und zuerst 1862 veröffentlichte ebenfalls sehr beachtenswerthe wurde außer von M. A. Levy auch von A. Merx behandelt (1867 in Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges.).

Außerdem sind auch in Cypern mehrere gefunden, und von Ferd. Benary 1845, E. Rödiger 1846 behandelt; eine ferner, deren Echtheit zweifelhaft, in Malta, besprochen von Ewald und Blau (s. insbesondre Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVIII. 633); dann mehrere sogenannte neupunische in Afrika, welche Ewald 1852 erläutert hat.

Die werthvollsten, insbesondre weil höchst wahrscheinlich die ältesten der bisher bekannten, sind die von Ipsambul in Nubien aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus. Aufgefunden von Ampère vor etwa 44 Jahren und genauer bekannt gemacht von Lepsius, sind sie von Levy und Blau (Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIX) behandelt.

Fast die gesammte hieher gehörige Inschriftenkunde ist von M. A. Levy, außer in den theilweis angeführten einzelnen Abhandlungen, in seinen phönicischen Studien (1856—1864) bearbeitet; derselbe hat 1864 auch ein phönicisches Wörterbuch veröffentlicht. Ueber die phönicische Sprache im Allgemeinen hebe ich noch einen Aufsatz von Ewald (in 'Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes' IV), so wie eine Abhandlung von Paul Schröder 1867 hervor.

4. Südſemitiſche Sprachen.

a. Arabiſch.

Auf dieſem Gebiet iſt in unſrem Jahrhundert ein ganz außerordentlicher Fortſchritt zu erkennen; er begann im Auslande, insbeſondre durch die Arbeiten großer franzöſiſcher Orientaliſten, eines Silveſtre de Sacy u. aa.; allein ſeit dem zweiten Viertheil unſres Jahrhunderts nahm die deutſche Thätigkeit auch hier einen Aufſchwung, welcher ſich nach und nach ſo glänzend entfaltet hat, daß er an Extenſivität — mit Ausnahme einiger islamitiſcher Länder — die aller übrigen Völker erreicht, an Intenſivität aber ſie entſchieden überragt. Eindringende minutiöſe Kenntniß der Sprache hat in Deutſchland ihre Hauptvertreter erhalten, eine Fülle von Editionen und Bearbeitungen arabiſcher Schriftſteller und des Inhalts ihrer Werke hat die Kunde arabiſcher Literatur, Geſchichte und geiſtiger Entwickelung in bedeutendem Maße erweitert und eine kritiſche Behandlung der wichtigſten Zweige derſelben — der alten Poeſie, Religion und Geſchichte — eine richtigere Betrachtung derſelben theils ſchon zur Folge gehabt, theils für die Zukunft angebahnt.

Die Kenntniß der Literatur im Allgemeinen iſt durch eine nicht geringe Anzahl von Katalogen und Beſchreibungen von Handſchriften geſteigert, unter denen ich die von Chr. Fr. von Schnurrer 1811, von Hammer-Purgſtall 1820. 1840, J. H. Möller 1826, H. L. Fleiſcher 1831. 1838, Albr. Kraft 1842, Aloys Sprenger 1854. 1857, Em. Rödiger, Dorn, Joſ. Auer 1866 und G. Flügel hervorhebe.

Grammatiken ſind — abgeſehen von der durch G. H. Bernſtein beſorgten neuen Auflage der Joh. Dav. Michaelis'ſchen 1817 — von E. F. C. Roſenmüller 1818, A. Oberleitner 1822, Th. Chr. Tychſen 1823, Joh. Aug. Bullers 1832, H. Ewald 1831—1833, J. H. Petermann 1840 und mit Chreſtomathie und Gloſſar 1867, von C. P. Caſpari 1844. 1848. 1859

mit Chrestomathie und Glossar, von K. Schier 1849, C. Böschl 1867 veröffentlicht. Eine Einleitung in das Studium der arabischen Sprache von G. W. Freytag ist 1861 erschienen. Für die Geschichte der einheimischen Grammatik waren G. Flügel und A. Schmölders 1862 thätig. Einheimische grammatische Werke haben Fr. Dieterici, Sachau und Völck veröffentlicht und erläutert (s. oben S. 193).

Einzelne Theile der Grammatik sind insbesondere von H. L. Fleischer, H. Ewald, Th. Nöldeke, J. Th. Zenker, F. W. Schwarzlose 1854, H. A. Barb 1858 u. aa. behandelt. Die arabischen Laute von R. Lepsius 1861, Brücke 1860; die Schrift von H. L. Fleischer.

Zwei Lexika hat G. W. Freitag abgefaßt, ein großes in vier Bänden 1830—1837 und ein kleineres 1837; ein einheimisches Arabisch-Persisches hat Joh. Gottfr. Wetzstein 1840 bis 1850 veröffentlicht, eines der technischen Ausdrücke der Wissenschaft, in Verein mit anderen, Al. Sprenger 1853. 1854; über die ältesten einheimischen Lexikographen hat Ed. Vilmar 1856 geschrieben. Lexikalische Beiträge haben v. Hammer-Purgstall u. aa. geliefert.

Ueber Metrik haben H. Ewald 1835, G. W. Freytag 1831 und G. Flügel geschrieben.

Chrestomathien, oder überhaupt ausgewählte Stücke der arabischen Literatur haben veröffentlicht Joh. Jahn 1802 mit Glossar; A. Oberleitner 1823. 1824; E. F. C. Rosenmüller 1825 bis 1828; J. G. L. Kosegarten 1825; Freytag 1834; K. Schier 1846; Fr. A. Arnold 1853; andere kleinere sind bei den Grammatiken erwähnt.

Einheimische Werke, welche sich auf die Literatur im Ganzen beziehen, sind theils ganz, so das bibliographisch-encyclopädische Lexikon, Haji Khalfa, von G. Flügel 1835—1858 in sieben Bänden, ein Verzeichniß schiitischer Schriften von Al. Sprenger

1853, theils theilweis von Th. Haarbrücker 1859, R. Goſche 1867 veröffentlicht.

Eine encyclopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients nach arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Werken hat J. v. Hammer-Purgſtall 1804, eine arabiſche Literaturgeſchichte 1850—1856 in ſieben Bänden gegeben; über die Akademien der Araber haben wir eine Abhandlung von Ferd. Wüſtenfeld (1837), über ihre Wiſſenſchaften eine von demſelben (1835). Beiträge zur Kenntniß der Arabiſchen Literatur im Allgemeinen haben viele der Arabiſten in Zeitſchriften, insbeſondre der der Deutſch. Morg. Geſ. geliefert.

Arabiſche Sprüchwörterſammlungen haben veröffentlicht und bearbeitet Chr. M. Habicht 1826, Joh. Guſt. Stickel 1834, E. Bertheau 1836; H. L. Fleiſcher 1837; G. W. Freytag 1838—42 (3 Bde.).

Ausgaben von Gedichten, mehrfach mit Ueberſetzungen und Erläuterungen, haben beſorgt H. A. Frähn 1814; Koſegarten 1810; 1819 (eines der ſogenannten Preisgedichte); 1840; 1850; G. W. Freytag 1814 (vgl. dazu G. Baur in Zeitſchr. d. D. Morg. Geſ. X. 96); 1822; 1828. 29 (Hamâsa); G. H. Bernſtein 1816; Ant. Horſt 1823; Hengſtenberg 1823 (Preisgedicht), P. von Bohlen 1824. 1825, C. R. S. Peiper 1823. 1828 (Preisgedichte), Bullers 1827. 1829 (Preisgedicht); Ph. Wolff 1834; Fr. Aug. Arnold 1827. 1850 (die ſieben Preisgedichte Mu'allaqât); Fr. Dieterici 1844; 1858—1859 (Mutanabi), J. v. Hammer-Purgſtall 1854; Ed. Vilmar 1857; G. H. Engelmann 1858; W. Ahlwardt 1859 (Chalef elahmar); 1861 (Abu Newas), M. J. Müller 1861 (Moriſko-Gedichte); Alfr. von Kremer 1866; A. Socin 1867; H. Thorbecke 1868.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl alter Gedichte wurde mitgetheilt, überſetzt und kritiſch und philologiſch behandelt von Th. Nöldeke 1862. Ueber den Dichter Tâbit handelte G. Baur

(in Zeitschr. d. D. Morg. Ges. X). Neuere Dichtungen machte G. Rosen mehrfach in derselben Zeitschrift bekannt.

Uebersetzungen begleiten die meisten dieser Bearbeitungen. Außerdem verdanken wir deren den beiden berühmten Uebersetzern Fr. Rückert 1843 (Preisgedicht), 1846 (Hamasa) und A. Fr. von Schack; auch Hammer-Purgstall, Vinc. von Rosenzweig, Phil. Wolff (die Preisgedichte), E. Amthor, Alfr. v. Kremer (Abu Nûwâs 1855), Reuß u. aa.; Nachbildungen auch Goethe.

Aus dem Gebiet der Fabeln und Unterhaltungsliteratur sind die Fabeln von Loqman von G. W. Freytag 1823, von E. Rödiger 1830 (2. Ausg. 1839), K. Schier 1831 (2. 1839) herausgegeben.

Kalila und Dimna ist von Ph. Wolff übersetzt 1837.

Eine Ausgabe der Tausend und Eine Nacht ist von Max Habicht begonnen und von H. L. Fleischer vollendet 1835—1843 (12 Bdchn.). Zur Kritik derselben schrieb der Letztere 1836. Uebersetzungen sind von Max Habicht, v. d. Hagen und C. Schall gemeinschaftlich 1824. 1825, von G. Weil 1847—52 u. aa. veröffentlicht.

Ebn Arabschah (Erzählungen) ist von Freytag 1832 bis 1852 veröffentlicht.

Hariri's Makamen sind in's Lateinische übersetzt und erklärt von C. R. S. Peiper 1832 (2. 1836). Die berühmte Versetzung derselben ins Deutsche von Rückert 1836 (mehrfach aufgelegt) hat die gereimte Prosa auch in unsre Komik eingeführt und schon manche recht glückliche Anwendung derselben hervorgerufen. Derselbe Dichter hat auch eine Auswahl von Gedichten und Gesängen aus dem Volksheldenroman Siret Antarat Ilbattal arabisch und deutsch 1848 (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. II) veröffentlicht.

Schließlich erwähne ich noch 'Der vertraute Gefährte des

Einſamen' von G. Flügel 1829 und 'Morgenländiſche Lebensbilder' von A. Reinhardt 1840.

Was Geſchichte betrifft, ſo hat C. M. Frähn mehreres auf die ruſſiſche Geſchichte bezügliche veröffentlicht 1822. 1823. 1835; einen Theil des Abulfeda Fleiſcher 1831; anderes Freytag 1819. 1820; Frz. Erdmann 1822; Credner 1825; G. H. A. Ewald 1827; C. Th. Johannſen 1828; Joſ. Müller 1830; O. von Platten 1837; Karle 1856; L. Krehl 1850. 1856; Ed. Vilmar 1865; W. Ahlwardt (Elfachri) 1860; auf Indien bezügliches J. Gildemeiſter 1838; Auszüge aus Kitâb Jamînî (vorzugsweiſe Indien betreffend) Th. Nöldeke 1857; Hamza's Annalen J. M. E. Gottwald 1844. 1848; Wakidi Alfr. von Kremer 1856; über Wakidi ſchrieb Haneberg 1860; Masudi Aloys Sprenger 1841, Otby 1847; Attabarî Koſegarten 1831—1853; faſt eine hiſtoriſche Bibliothek bilden aber die Veröffentlichungen von Ferd. Wüſtenfeld: Abu Zakarja u. ſ. w. Biographien 1832. 1842—1847. 1849; Ibn Challikan Biographien 1835—1850; 1837; Macrizi Geſchichte der Kopten u. aa. 1845. 1847; Ibn Coteiba Handbuch der Geſchichte 1850; Muhammed ben Habîb Stammnamen 1850; Ibn Doreid Genealogie 1853; die Chroniken der Stadt Mekka 1857—1860 (4 Bände), Samhudi's Geſchichte von Medina 1860; Ibn Hischâm, Leben Muhammeds 1857—1860 u. aa.

Von bloßen Ueberſetzungen erwähne ich die des Attabarî von H. Zotenberg 1867, die jedoch nach der perſiſchen Ueberſetzung gemacht ward, in welcher das weitläufige Werk abgekürzt iſt.

Aus der geographiſchen Literatur iſt das wichtigſte Werk: die Geographie Abulfeda's von K. Schier 1842. 1845 herausgegeben; einzelnes daraus von Tuch 1830; eben ſo von F. Wüſtenfeld, welchem man auch auf dieſem Gebiet die umfangreichſten Publikationen verdankt, nämlich Cazwini's Kosmographie 1848—1849, ſo wie Jacut's Lexikon geographiſcher Homonyme 1846, geographiſches Wörterbuch 1866—1869 (Bd. 1—4) und

daran sich schließende Abhandlungen 1864. 1865; Isztachri ist von J. H. Möller 1839 veröffentlicht und von A. D. Mordtmann 1845 übersetzt; andres Geographische ist theils veröffentlicht, theils behandelt von Kosegarten 1818, H. Apetz 1818, Kurt von Schlözer 1845; Tuch 1850, Alfr. von Kremer 1852; übersetzt von Fleischer (Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VI).

Aus dem Gebiet der Mathematik haben Fr. Rosen 1831, G. H. F. Nesselmann 1843, Al. Sprenger 1845 Veröffentlichungen gemacht; die größten Verdienste aber um die Kenntniß dieses Zweiges arabischer Wissenschaft hat sich von Deutschen theils durch Publikationen theils durch Abhandlungen F. Woepke erworben.

Was Medicin und Naturforschung betrifft, so hat Ferd. Wüstenfeld eine Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher 1840, Macrizi's Beschreibung der Hospitäler in Cahira 1846 veröffentlicht. Außerdem haben für die Kenntniß dieses Gebietes gewirkt Fr. Reinh. Dietz 1833, Jos. Sontheimer 1840. 1845; Wintermitz 1843, C. Aug. Hille 1845; für Botanik der berühmte Verfasser der Geschichte derselben E. H. T. Meyer (in Bd. 3 mit Alfr. Meyer 1841).

Für die Religion ist von großer Bedeutung Th. Nöldeke's 'Geschichte des Qorâns 1860, so wie seine schon 1855 erschienene Abhandlung 'de origine et compositione surarum qoranicarum ipsiusque Qorani', beides Zeugnisse der eminent kritischen Begabung dieses ausgezeichneten Forschers. Außerdem haben sich um eine richtige Beurtheilung des Qorân A. Geiger 1834, G. Weil 1844 verdient gemacht. Ausgaben des Qorân verdanken wir G. Flügel 1832. 1842 und Mor. Redslob 1837. 1855; die Veröffentlichung des Commentars von Beidhawi H. L. Fleischer 1844—1848; anderer exegetischer Arbeiten Al. Sprenger 1849 ff., eines Werkes über berühmte Kenner des Qorân Ferd. Wüstenfeld 1833—1834. Eine Corcondanz des Qorân hat G. Flügel

1842 herausgegeben. Eine Ueberſetzung von S. J. G. Wahl iſt 1828, eine von L. Ullmann 1840 erſchienen.

Um die Veröffentlichung, Ueberſetzung oder überhaupt Bekanntmachung andrer religiöſer Schriften haben ſich G. Flügel (Schaʿrâni) 1866, G. H. Bernſtein 1817, Joſ. v. Hammer-Purgſtall 1844, Gottwaldt 1851, S. Freund 1853, Herm. Ethé 1868 verdient gemacht.

Arabiſche Schriften, die ſich auf andre Religionen beziehen, betreffend iſt ein Theil der Ueberſetzung des Pentateuch von Saadja ſo wie andrer von P. de Lagarde 1867 veröffentlicht und ein Aufſatz über die der Pſalmen von Saadja von Haneberg; andres auf das Judenthum bezügliche von Th. Haarbrücker 1844, Eiſenſtädter 1868.

Die arabiſche Ueberſetzung der vier Evangelien hat P. de Lagarde 1864 herausgegeben, eine Abhandlung über die (ſyriſche) Grundlage derſelben Joh. Gildemeiſter 1865 veröffentlicht. Anderes Maxim. Enger 1854.

Um die Kenntniß der arabiſchen Philoſophie haben ſich durch Herausgabe von Texten u. ſ. w. verdient gemacht: Aug. Schmölders 1836, Joſ. von Hammer-Purgſtall 1835. 1838, H. L. Fleiſcher 1835, G. Weil 1836, C. Caſpari 1838; C. Nauwerk 1837, Fr. Dieterici 1858; 1864; 1865; 1868; Jul. Th. Zenker 1856, G. Flügel 1845. 1857; Aloys Sprenger 1845. 1853. 1854; M. Wolff 1848; Sal. Poper 1851; Th. Haarbrücker 1853; Sal. Munk 1856 ff. R. Goſche 1858. H. Steiner 1865 u. aa.

Um Recht: Max Enger 1851. 1853; Nicol. von Tornauw 1855; E. F. C. Roſenmüller 1825; G. Helmsdörfer 1822; Al. Sprenger 1853.

Was die Realia betrifft, ſo bleibt hier, bei einem für uns ſo rein theoretiſchen Gebiet; natürlich noch vieles zu leiſten. Doch iſt auch ſchon nicht unbedeutendes theils bei Behandlung der Schriftſteller, theils in Abhandlungen geſchehen und oben kurz

angedeutet. Ich erwähne nur noch die Geschichte der Araber von Flügel 1864, der Chalifen von G. Weil 1846—1851 ff., Muhammed's von Al. Sprenger 1861—64 und von Th. Nöldeke 1863. Um anderes Geschichtliche haben sich M. J. Müller 1860. 1866, Haneberg 1853, Alfr. von Kremer 1866. 1868 u. aa. verdient gemacht; um vorislamitische Religion Osiander 1853; um Kalender Aloys Sprenger 1859; um Inschriften H. L. Fleischer u. aa.; um Münzen Frähn, Stickel, Nesselmann, L. Krehl, Blau, Erdmann, Mordtmann, Dieterici, E. Meier.

Für die arabischen Vulgärsprachen der neueren Zeit ist noch wenig geschehen. Von deutscher Seite ist die Grammatik von Ad. Wahrmund 1861 (3 Theile) zu erwähnen, welche die Sprache Syriens und Aegyptens darstellt, die von J. C. L. Winkler (arabische Sprache am Nil und rothen Meer) 1862; Ph. Wolff's Arabischer Dragoman (für Palästina) 1857, J. L. Burckhardt Sprichwörter u. s. w. (aus Aegypten), ins Deutsche übersetzt von Kirmß 1834 und einige in Aegypten von H. Brugsch gesammelte Volkslieder, welche H. L. Fleischer in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XI veröffentlicht, übersetzt und erläutert hat.

Eine Grammatik der maurisch-arabischen Vulgärsprache mit einem Glossar hat Fr. L. von Dombay 1800 herausgegeben.

Das Maltesische, diesen Rest der einstigen arabischen Herrschaft auf Malta, hat W. Gesenius 1810 behandelt, insbesondre um die von J. J. Bellermann 1809 noch behauptete Ansicht zu widerlegen, daß es aus dem Phönicischen stamme. Einen sehr interessanten Aufsatz darüber hat auch Kosegarten 1847 veröffentlicht (in Höfer's Zeitschr. II); es gelingt ihm darin, das Verhältniß desselben zum Arabischen durch Reduction vieler Wörter auf die altarabischen u. aa. scharf hervorleuchtend zu machen.

b. Himjariſch.

Von der alten Sprache Südarabiens ſind uns in einer beträchtlichen Anzahl von Inſchriften, welche dem zweiten und dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehören, alſo die älteſten Urkunden des eigentlichen Arabiſch um mehrere Jahrhunderte überragen, nicht unbedeutende Documente erhalten. Dieſe ſind ſeit 1834 von Wellſted, Cruttenden u. aa. gefunden und veröffentlicht. Bahnbrechende Behandlungen wurden ihnen zu Theil 1841 von W. Geſenius und E. Rödiger, 1846 von H. Ewald (in Höfer's Zeitſchrift I). Später betheiligte ſich mit außerordentlichem Erfolg E. Oſiander an dieſen Forſchungen. Einige Aufſätze von ihm erſchienen noch bei ſeinem Leben in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. X. XIV. XVII. Das Bedeutendſte aber fand ſich in ſeinem Nachlaſſe und iſt von dem auf dem Gebiete der Paläographie bewährten M. A. Levy im Auftrag der eben erwähnten Geſellſchaft in ihrer Zeiſchrift Bd. XIX. XX veröffentlicht.

c. Abeſſiniſche Sprachen.

1. Geez, gewöhnlich Aethiopiſch genannt.

Dieſe ältere Phaſe der abeſſiniſchen Sprachen, ſeit Einführung des Chriſtenthums zwiſchen dem 3. und 7. Jahrhundert literariſch entwickelt, hat ſich nur als Bücher- und Kirchenſprache erhalten. Ihr wiſſenſchaftliches Studium, von Job Ludolf am Ende des 17. Jahrhunderts geweckt, hat in dem unſrigen und zwar weſentlich erſt ſeit dem Beginn der zweiten Hälfte durch einen einzigen Mann, Aug. Dillmann, nach langer Vernachläſſigung, eine wahre Wiedergeburt und einen außerordentlichen Aufſchwung erfahren. Ihm verdanken wir eine Aethiopiſche Grammatik 1857, ein Lexikon 1862 ff., eine Chreſtomathie mit Gloſſar 1866, eine neue, kritiſche Ausgabe des Buches Henoch 1851, eine Ueberſetzung des Adambuchs 1853, ſo wie der Jubiläen 1849. 1850 (in Ewald's bibl. Jahrbb.). Ferner eine Ab-

handlung zur Geſchichte des abeſſiniſchen Reiches, in welcher auch die alten von E. Rüppell in den Trümmern von Axum gefundenen und ſchon von E. Rödiger 1839 behandelten Inſchriften einer nochmaligen Durchforſchung unterworfen werden (1853 in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. VII); endlich ein Verzeichniß der äthiopiſchen Handſchriften der Bodlejana in Oxford 1858 u. aa.

Von den übrigen Orientaliſten hat ſich insbeſondre H. Ewald um die philologiſche Seite des Aethiopiſchen verdient gemacht; außer mehreren Abhandlungen über äthiopiſche Bücher — z. B. über das Buch Henoch 1854 — hat er ein Verzeichniß der äthiopiſchen Handſchriften in Tübingen bekannt gemacht (in der Zeitſchr. für Kunde des Morgenl. V); eines der Wiener Fr. Müller (in Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. XVI).

Eine Vergleichung des Aethiopiſchen mit den verwandten Sprachen hat Eberh. Schrader 1860 veröffentlicht. Theile der Grammatik haben behandelt H. Hupfeld 1825, Chr. Mor. Leon. Jul. Drechſler 1825, Fr. Tuch 1854.

Aethiopiſche Schriften haben überſetzt, erläutert, oder überhaupt behandelt: A. G. Hoffmann 1833, Fr. A. Arnold 1841, H. Hupfeld 1852, Anger, H. Jolowicz 1854, G. Volkmar 1860 u. aa.

2. Tigre.

Von dieſer dem Aethiopiſchen unter den neueren abeſſiniſchen am nächſten ſtehenden Sprache hat J. S. Vater 1816 einige Wörter mitgetheilt und Merx 1868 ein Vokabular (von Beuermann) ſammt einer grammatiſchen Skizze veröffentlicht; ein Vokabular von Munzinger findet ſich auch in Dillmann's Aethiopiſchem Lexikon. Eine Ueberſetzung des Evangelium Lucä in dieſe Sprache iſt von Kugler begonnen und nach deſſen Tod von Iſenberg vollendet, aber nicht erſchienen[1]).

[1]) The Bible of every land, 2d ed. London (1860) p. 60.

3. Amhariſch.

Auch dieſe Sprache iſt ſeit Job Ludolf bis auf unſre Zeit ſehr vernachläſſigt. Im Jahre 1841. 1842 hat C. W. Iſenberg eine Grammatik und ein Lexikon derſelben (engliſch) veröffentlicht.

4. Harari.

Dieſe Sprache hat Fr. Müller 1864 (in den Sitzungsber. der phil.-hiſt. Cl. der Wiener Ak. Bd. XLIV) behandelt und gezeigt, daß ſie mit demſelben Recht wie Amhariſch zu dem Aethiopiſchen zu ſtellen iſt. H. Bleek[1]) rechnet ſie zu den weiterhin als hamitiſch bezeichneten und der Verfaſſer dieſer Geſchichte iſt der Meinung, daß überhaupt die Grundlage der drei letzten Sprachen der hamitiſche Zweig iſt, daß dieſer erſt durch die Herrſchaft eingewanderter Semiten ſpeciell ſemitiſche Elemente erhielt; natürlich gilt dieß dann auch für die Bevölkerung, in deren Gebiet ſich einſt das Aethiopiſche bildete.

II. Hamitiſcher Sprachzweig

Eine überſichtliche Vergleichung der hieher gehörigen Hauptſprachen, des Aegyptiſchen, Ta-Maſchek (Berberſprache), Galla, Saho, Dankâli und Bedſcha, hat Fr. Müller (Reiſe der Novara. Linguiſtiſcher Theil 1867 S. 53 ff.) gegeben.

1. Aegyptiſch.

a. Altägyptiſch.

Das hohe Alter der ägyptiſchen Cultur, die geſchichtliche Stellung Aegyptens zu den aſiatiſchen, afrikaniſchen und ſelbſt einigen europäiſchen Völkern, die Fülle ſeiner Denkmäler und vor allem der ſchriftlichen bis in die älteſte Zeit hinaufreichenden Documente, zu deren Verſtändniß den Schlüſſel wiederzufinden, erſt unſerm Jahrhundert gelungen iſt, gibt der Entzifferung und dem Studium der in Hieroglyphen und demotiſcher Schrift uns

[1]) The library of H. E. Sir G. Grey I. 2. 255.

erhaltenen Reste des ägyptischen Alterthums eine Bedeutung, die nicht hoch genug veranschlagt werden kann und demgemäß auch in fortwährendem Steigen begriffen ist.

Der Ruhm, den richtigen Weg zur Entzifferung der Hieroglyphen gefunden und weit verfolgt zu haben, gebührt zwar einem Engländer Thomas Young (1816) und einem Franzosen Jean François Champollion le Jeune (1822), allein an der weiteren Entzifferung, Veröffentlichung, sorgfältigen Erklärung und Benutzung der bildlichen und sprachlichen Denkmäler zu historischen und philologischen Forschungen in Bezug auf das alte Aegypten selbst und die Völker, mit denen es in Berührung kam, hat auch Deutschland eifrigen Antheil genommen und nicht wenige Werke geliefert, welche bedeutende Beiträge zur Förderung aller der Studien gewähren, die auf den Resten des ägyptischen Alterthums beruhen.

Zwei Männer sind es insbesondre, welche durch eine Fülle von gründlichen und gediegenen Arbeiten auch auf diesem Gebiete dem deutschen Namen Ehre verschafft haben, der schon mehrfach erwähnte Richard Lepsius und Heinrich Brugsch (geb. 1827). Jener hat sich insbesondre durch schärfere Untersuchung und Bestimmung der phonetischen Lautzeichen (1837), durch die allersorgfältigste Veröffentlichung einer außerordentlichen Fülle von Denkmälern und Inschriften (1842. 1849 ff., 1866. 1867), durch scharfsinnige Untersuchungen über die ägyptische Chronologie und Geschichte (1848 ff.), Religion (1851. 1856) und Kunst (1838. 1843. 1867) verdient gemacht; dieser durch die Erforschung der (etwa vom 7. Jahrhundert vor bis zum 3. nach Chr. gebräuchlichen) demotischen Sprache und Schrift (1848. 1849), sprachliche Erläuterung einer Menge in ihr und in Hieroglyphen erhaltenen Denkmäler (1850. 1851. 1865. 1867), so wie überhaupt durch Hervorkehrung der philologischen Seite dieser Studien; wir verdanken ihm die auf Inschriften gebaute Geographie des alten Aegyptens (1857 ff.), Schriften, welche sich auf die Ge-

ſchichte (1859. 1864), Chronologie und Aſtronomie (1856. 1864 und in der Zeitſchr. d. D. Morg. Geſ. IX. X. XIV u. ſonſt) beziehen; vor allem aber eine demotiſche Grammatik (1855) und ein hieroglyphiſch-demotiſches Wörterbuch (1867—1868), durch welches der zukünftigen Forſchung ein feſterer Grund und keine geringe Erleichterung verſchafft iſt. Beide Forſcher haben eine Fülle von beſonderen Werken und Abhandlungen veröffentlicht und ſich ſeit dem Jahre 1863 zur Herausgabe einer 'Zeitſchrift für ägyptiſche Sprache und Alterthumskunde' vereinigt, welche ein wahres internationales Rendez-vous für die Männer aller Völker bildet, welche ſich an dieſen Studien betheiligen.

Zu ihnen ſind in neuerer Zeit Leo Reiniſch (1859 ff.), F. J. Lauth (1863 ff.) und J. Duemichen (1863 ff.) getreten, welche ſich ebenfalls theils durch Veröffentlichung von Denkmälern und Inſchriften, theils durch ſprachliche Erläuterungen, theils Unterſuchungen an dieſen Studien in ehrenwerther Weiſe betheiligt haben. Von Lauth haben wir 1867 eine Ueberſetzung des wichtigen Documents aus den Zeiten des Menophtah erhalten, in welchem der Kampf mit den Libyern und den Inſelvölkern des Mittelmeeres, ſo wie den Achäern — denn an der Identificirung der Aqaiwasha mit dieſen iſt ſchwerlich zu zweifeln — berichtet wird (in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. XXI). Aus früherer Zeit verdient noch J. G. L. Koſegarten (1824. 1828) Erwähnung.

Um dieſelbe Zeit, wo Champollion den Schlüſſel zur Entzifferung der Hieroglyphen fand, ſuchte auch ein ausgezeichneter deutſcher Philolog, Friedr. Aug. Wilh. Spohn (geb. 1792, geſt. 1824), das Dunkel zu durchdringen. Sein Tod hinderte ihn an der Veröffentlichung ſeiner Reſultate. In ſeinem Nachlaß fand ſich wenig, was eine irgend ſichre Auskunft darüber zu geben vermocht hätte. Doch hinterließ er einen Schüler, Guſtav Seyffarth, welcher den Nachlaß veröffentlichte (1825—1831) und eine Menge Schriften herausgab, in denen er für ſeinen Lehrer

und ſich ſelbſt die Entzifferung der Hieroglyphen in Anſpruch nahm (1827), ägyptiſche Denkmäler und Inſchriften nach einem eignen Syſtem erklärte, welches die ſonderbarſten und unglaublichſten Reſultate zum Vorſchein brachte[1]), zuletzt aber, des langen Kampfes müde, mit Hinterlaſſung eines Schülers, Max Uhlemann, nach Amerika überſiedelte. Auch dieſer führte einige Zeit den Kampf gegen das herrſchend gewordene Champollion'ſche Syſtem fort (1852), veröffentlichte außer einigen erläuternden u. aa. insbeſondre die ägyptiſche Alterthumskunde betreffende Schriften und ſtarb in ziemlich jungen Jahren 1862.

In der Mitte zwiſchen den Entzifferern der Inſchriften und denen, welche ſich mit Gegenſtänden der ägyptiſchen Alterthumskunde beſchäftigen, ohne eine genauere Kenntniß der Hieroglyphik zu beſitzen, ſtehen zwei Männer, M. G. Schwartze, welcher ein exceſſiv umfangreiches Werk 'Das alte Aegypten' (2 Bände, 48 und 2183 enggedruckte Quartſeiten) 1843 veröffentlicht hat und Chr. K. Joſ. Bunſen, deſſen großes Werk 'Aegyptens Stelle in der Weltgeſchichte' (6 Theile 1845—1857), ſo verdienſtlich es in vielen Beziehungen iſt, doch nicht ohne Berückſichtigung der Kritik von Alfr. v. Gutſchmid (in 'Beiträge zur Geſchichte des alten Orient' 1857) zu Rathe gezogen werden darf.

Von den übrigen Männern, welche ſich theils um die ägyptiſche Alterthumswiſſenſchaft ſelbſt, theils um die Anwendung der Reſultate ägyptiſcher Forſchung auf, oder Vermittelung mit den Denkmälern und der Geſchichte andrer alter Völker, insbeſondre der Juden, Verdienſte erworben haben, haben einige unmittelbar aus den ägyptiſchen Quellen geſchöpft, wie z. B. Geo. Ebers in ſeiner Behandlung der auf Aegypten bezüglichen Stellen in Geneſis und Exodus 1868, welche man als eine des ägyptiſchen Alterthums

[1]) z. B. 'unſer Alphabet ſei ein Abbild des Thierkreiſes mit der Conſtellation der ſieben Planeten vom 7. September des Jahres 3446 vor Chr. zu Ende der Sündfluth, wahrſcheinlich nach eignen Beobachtungen Noah's'.

mit beſonderer Beziehung auf den Pentateuch betrachten darf, andre mehr oder weniger die Forſchungen der Aegyptologen oder die Mittheilungen der Klaſſiker zu Grunde gelegt, was ſich nicht immer mit Beſtimmtheit unterſcheiden läßt. Zu erwähnen ſind hier die chronologiſchen Arbeiten von Aug. Böckh 1845 und G. F. Unger 1867; die von Ewald in Bezug auf die Punkte, wo ſich Juden und Aegypter berühren; die Arbeiten von G. Parthey 1830 ff., W. von Humboldt 1825, Hengſtenberg 1841, A. Knötel 1856. 1857, J. L. Saalſchütz 1850. 1851; Fr. Roeber (Bau der Tempel und Pyramiden) 1854. 1855; beachtenswerth ſind natürlich auch die exegetiſchen und kritiſchen Arbeiten der bedeutenderen Bibelforſcher.

b. Koptiſch.

Die Herrſchaft der Lagiden konnte zwar die griechiſche Sprache zur Staats- und Culturſprache Aegyptens erheben, nicht aber die einheimiſche aus dem Munde des Volkes verdrängen, ſondern höchſtens nur beeinfluſſen. Mit Einführung des Chriſtenthums trat ſie wieder in ihre Rechte und diente etwa ſeit dem dritten Jahrhundert zur Geſtaltung einer nicht unbedeutenden Literatur religiöſen Inhalts. Sie herrſchte dann unbeſchränkt bis zu der Eroberung Aegyptens durch die Araber. Vom zehnten Jahrhundert an wurde ſie durch das Arabiſche immer mehr be- und verdrängt, friſtete aber ihr immer mehr hinſchwindendes Leben unter dem Namen Sprache der 'Kopten' (gewiſſermaßen verſtümmelt aus Ae-gypt-er) bis etwa in das ſiebenzehnte Jahrhundert. Glücklicherweiſe war das Studium derſelben damals ſchon nach Europa verpflanzt, ſo daß ſie der Wiſſenſchaft nicht verloren ging und jetzt eines der Haupthilfsmittel zum Verſtändniß der altägyptiſchen Denkmäler bildet.

Eine ausgezeichnete Grammatik derſelben verdanken wir M. A. Schwartze, nach ſeinem Tode herausgegeben von H. Steinthal 1850, eine kleinere mit Chreſtomathie und Gloſſar Max

Uhlemann 1853. Ueber Theile derselben haben H. Ewald 1861, C. A. Busch 1859, Veit Valentin 1866 geschrieben, über das Verhältniß zum Semitischen der Verfasser dieser Geschichte 1844. Ein Vokabular hat G. Parthey 1844 veröffentlicht. Ausgaben koptischer Bücher haben besorgt Jul. Ludw. Ideler 1837, M. G. Schwartze 1843. 1846. 1851 (von Petermann), Paul Böttticher, später de Lagarde genannt, 1852. 1867.

2. Uebrige hamitische Sprachen.

Außer der ägyptischen Sprache gehören zu dem hamitischen Sprachzweig zunächst mehrere Sprachen zwischen dem rothen Meer und dem Nil: die der Bedscha (Bischāri), Dankali, Saho, Somāli und Galla, ferner der Repräsentant der alten libyschen Sprache, welcher sich vom Nil westwärts bis zum atlantischen Oceon und von Algier im Norden bis zum Senegal im Süden erstreckt: das Tamaschek, so daß der hamitische Sprachzweig wohl mehr als den dritten Theil Afrika's bedeckt. Manche rechnen auch noch die Hausa-Sprache in Central-Afrika östlich vom Niger dazu; doch ist dieß trotz vieler, insbesondre lexikalischer, Uebereinstimmungen noch nicht mit Sicherheit anzunehmen.

Wir betreten hiemit diejenigen Gebiete Afrika's, deren Sprachen theils erst sehr unvollkommen, theils noch gar nicht bekannt sind. An der Erforschung derselben haben sich Deutsche als Missionäre, Reisende und Sprachforscher, mehrere in diesen drei Eigenschaften zugleich, oder in einer der beiden ersten und der dritten in höchst ehrenvoller und aufopfernder Weise betheiligt. Unter denen, welche sich um die afrikanischen Sprachen im Allgemeinen Verdienste erworben haben, ist H. Lichtenstein nicht zu vergessen, welcher in seinen Reisen im südlichen Afrika 1811 bis 1812 und in seinen Bemerkungen über die Sprachen der südafrikanischen Volksstämme 1808 höchst ehrenwerthe Beiträge zur Kunde derselben lieferte; eine der ersten Stellen nimmt jedoch W. H. J. Bleek (geb. 1827) ein, insbesondre durch seine Mit-

arbeit an dem Handbook of African, Australian and Polynesian philology 1858 ff., durch ſeine vergleichende Grammatik der ſüdafrikaniſchen Sprachen 1862—1865, ſo wie durch ſeine ſchon 1851 erſchienene Abhandlung über das Geſchlecht der Nomina in den Sprachen Oſt-Afrika's, dem Koptiſchen und den ſemitiſchen; ferner Koelle insbeſondre durch ſeine Polyglotta africana 1854; H. Barth (geb. 1821, geſt. 1865) durch eine Fülle von Mittheilungen in ſeinem Reiſewerke 1857. 1858 (5 Bände), und die Central-Afrikaniſchen Vocabularien 1862. Munzinger hat ſich durch ſeine oſtafrikaniſchen Studien 1864 verdient gemacht; Friedr. Müller durch die Bearbeitung des linguiſtiſchen Theiles der Novara-Reiſe 1867; Pott durch höchſt bedeutende Aufſätze in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. und andre, welche zum Theil weiterhin erwähnt werden.

Was die zuletzt erwähnten hamitiſchen Sprachen betrifft, ſo handelt über die Bedſcha-Sprache Fr. Müller im 'Orient und Occident' (III); ein Vokabular der Dankali iſt von Iſenberg 1840 geliefert; die Saho iſt von Ewald in der 'Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes' (V) beſprochen; die Galla-Sprache von J. L. Krapf 1840 und von C. und Lor. Tutſchek 1844. 1845 grammatiſch und lexikographiſch behandelt. Ein Vokabular des Tamaſchek hat H. Barth in ſeinem Reiſewerk geliefert; über die alte, bei den Vorfahren des Volkes, welches ſich dieſer Sprache bedient, gebrauchte numidiſche Schrift hat O. Blau eine Unterſuchung in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. V geliefert; die davon abſtammende, noch jetzt gebräuchliche, Tifinay genannt, findet ſich in R. Lepſius Standard Alphabet 1863 S. 205. Wörterverzeichniſſe der dahin gehörigen Siwahſprache haben H. v. Minutoli 1824. 1827 und L. König 1839 gegeben.

XIII.

Uebrige afrikanische Sprachen.

Hier ist zuerst die Sprache der Hottentoten — zu welcher auch die der Buschman gerechnet wird — auf dem Capland und der Westseite der Südspitze Afrika's auszuscheiden. Diese schließt sich durch manche Eigenthümlichkeiten dem Semitischen an, so daß Bleek und Lepsius sie als eine ihm verwandte betrachten, letztrer sie zu den hamitischen zählt. Fr. Müller, welcher in dem erwähnten Werk (Novara-Reise, Ling. Theil S. 7 ff.) eine Analyse derselben gibt, sträubt sich gegen diese Annahme und auch der Verfasser dieser Geschichte kann sie nicht für vollständig gesichert betrachten. Eine Formenlehre dieser Sprache verdanken wir J. C. Wallmann 1857.

Ferner tritt ein höchst umfassender Sprachstamm, der der Bantu-Sprachen hervor, welcher von der Südgränze der Galla und Somāli an der Ostküste und von Fernando Po an der Westküste bis zu dem Gebiete der Hottentoten und Buschman den ganzen Süden Afrika's zu erfüllen scheint. Das Verdienst, ihn in diesem Umfang erkannt und fixirt zu haben, ist vorzugsweise H. C. von der Gabelentz (Ueber die Sprache der Suaheli in Ztschr. d. D. Morg. Ges. I) und Pott (ebds. II) zuzuschreiben. Dieser Stamm ist übersichtlich behandelt von Fr. Müller (Novara-Reise, Ling. Theil S. 20 ff.).

Einzelne Sprachen desselben sind, theilweise vergleichend, erörtert oder besprochen von folgenden Deutschen. Das Ki-suahili — ich beginne im Norden der Ostküste und gehe um die Küste herum bis zum Norden der Westküste — ist von Ewald und von der Gabelentz (in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. I) untersucht; ein Vokabular desselben im Verein mit dem Ki-nika, Ki-kamba, Ki-pokomo und Ki-hiau hat Krapf 1850 veröffentlicht. Derselbe, sowie L. Rebmann haben 1848 Uebersetzungen

in das Ki-nika herausgegeben. Ueber das Ki-hiau hat Pott (in d. Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. VI) einen Aufſatz veröffentlicht. Die Sprachen von Mozambique hat Bleek 1865 dargeſtellt; die Se-ſuto Schrumpff (i. d. Zeitſchr. d. D. M. G. XVI) behandelt; die der Zulu-Kaffern J. L. Döhne 1857; die der Herero L. Hugo Hahn 1857 (grammatiſch, lexikaliſch und vergleichend).

In Bezug auf viele dieſer Sprachen insbeſondre die Congo ſind die Aufſätze von Pott in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. V. IX und ſonſt von Bedeutung.

Die Gebiete nördlich von Fernando Po bis Sierra Leone und das anliegende Innere Afrika bis etwa zum Oberen Nil laſſen keinen ſo umfaſſenden Sprachſtamm, wie den hamitiſchen oder Bantu erkennen. Die aus dieſen Gegenden bekannten Sprachen bilden theils kleinere Gruppen, theils ſcheinen ſie ganz iſolirt. Doch wird auch hier die Zukunft wohl bei genauerer Kenntniß engere Verbindungen aufweiſen. So erlaube ich mir beiläufig zu bemerken, daß die Dinka- und Bari-Sprache, welche unter dem 6° n. Br. an einander gränzen, ſich aber durch viele Beſonderheiten ſcharf von einander trennen — z. B. auch dadurch, daß die letztere Pronomina, Subſtantive und Adjective geſchlechtlich (in Maſculina und Feminina) ſcheidet, was in erſtrer nicht der Fall iſt — doch durch manches Gemeinſchaftliche auf eine urſprünglich gemeinſame Grundlage ſchließen laſſen. So ſind ihnen die Grundzahlen 1 — 5 und andres in dieſer Beziehung gemeinſchaftlich und deren Formen ſind zugleich der Art, daß eine Entlehnung von einander ſchwerlich angenommen werden darf[1]).

[1]) Ich erlaube mir dieß durch ein Paar Worte genauer aufzuzeigen, da es, ſo viel mir bekannt, bis jetzt noch nicht geſchehen.

Dinka	Bari
1. tok	tu
2. róu	ōri
3. dyak	cála (ſ. weiterhin)
4. 'nguan (n-nguan)	ungnán
5. wdyec	kánat (ſ. weiterhin).

R. Hartmann in ſeiner 'Naturgeſchichtlich-mediciniſchen Skizze der Nilländer' 1865. 1866 behauptet, daß die Völker der Nilländer und des öſtlichen Sudan einem einzigen Menſchenſchlag angehören, und zwar nicht bloß im anthropologiſchen, ſondern auch im ethnographiſchen Sinne. 'So', heißt es dann weiter, 'iſt die

---

Daß die Zahlwörter für 1. 2. 4. übereinſtimmen, bedarf keiner Bemerkung, daß aber die Bari-Sprache auch die für 3 und 5 mit der Dinka gemeinſchaftlich hatte, ergibt ſich aus folgendem. Das Zahlſyſtem iſt nämlich das in Afrika vorherrſchende quinare; die Zahlwörter für 6 u. ſ. w. bis 9 ſind aus denen für 5 mit 1 u. ſ. w. zuſammengeſetzt und ſo lautet in der Dinka-Sprache das für 6 wdetem aus wde in wdyec 5 und tok 1; das für 7 wde-róu (5+2), das für 9 wde-nguan (5+4). Im Bari erſcheint nun für 9 bunguan, in welchem nguan = 4 deutlich erkennbar iſt; für 7 erſcheint buryâ, in deſſen letztem Theil ryâ eine Umwandlung von ôri = Dinka rúa, 2, vorliegt, alſo für 5 bu, ſowohl in buryâ (5+2) als bunguan (5+4) übrig bleibt, welches ſich zu Dinka wde faſt genau wie lateiniſch und bactriſch bi zu ſanſkritiſch dvi verhält (vgl. z. B. lat. bis = ſſkr. dvis). Wir ſehen alſo, daß die Bari-Sprache einen Reflex von wde für 5 beſitzt, welcher aber außer der Zuſammenſetzung eingebüßt und hier durch ein andres Wort kánat erſetzt ward. Aehnlich iſt es mit dem Zahlwort für 3; das für 8 lautet nämlich in der Bari-Sprache budôk; hier iſt bu als Name für 5 eben nachgewieſen; dôk muß alſo 3 bedeuten und entſpricht augenſcheinlich dem Dinka-Wort dyak, ſo daß auch dieſes einſt dem Bari angehört haben muß und erſt ſpäter von cála verdrängt ward. Beiläufig bemerke ich noch, daß im Dinka 8 bêt oder bêd lautet, welches dem eben erwähnten budôk des Bari ſo nahe ſteht, daß wir es wie dieſes als eine Umgeſtaltung von dinkaiſchem wde-dyak 5+3 anzuſehen haben und ſo den im Bari herrſchenden Uebergang von wd in b einmal auch im Dinka wiedergeſpiegelt finden. Von 10 an gehen beide Sprachen ganz auseinander. Die Dinka bezeichnet es durch wtyer oder auch (nach Mitterutzner's Darſtellung jedoch nur wenn unzuſammengeſetzt) durch wtyar. Ich bezweifle nicht, daß auch dieſes Wort eine Zuſammenſetzung von wde 5 und róu 2 iſt, ſo daß letzteres hier multiplicativ dient; dafür ſpricht, daß auch die folgenden Zehner durch Zutritt der Grundzahlen zu 10 im multiplicativen Sinn gebildet werden, z. B. 20 wtyer róu d. i. 10×2. Scheinbar wäre die Multiplication auf dieſelbe Weiſe dargeſtellt, wie die Addition; doch ſieht man, daß die Formen wde-róu 5+2 = 7 und wtyer lautlich ſtark differenziirt ſind, was möglicher Weiſe auf einem noch außerdem in 10 hinzugetretenen Begriffsexponenten beruht. Die Bari-Sprache hat für 10 ein beſonderes einfaches Wort puôk.

Sprache der Dor mit der der Denqa (den eben erwähnten Dinka), ſo wie mit der Mabah-Sprache von Wadai und mit dem Baghrimma, dem Idiom von Baghirmi verwandt. Die Denqa-Sprache iſt es mit derjenigen der Fundj und Gala, der Logone von Schari, mit dem Irloigob der Wa-Maſai' (ſoll heißen: mit der Sprache der Eloikob oder Iloigob bei den Maſai-Stämmen). 'Eben ſo findet ſich Verwandtſchaft zwiſchen dem Nebowi Kordufan's, dem Berberi Nubiens und dem Koptiſchen, reſp. Altägyptiſchen, ferner zwiſchen Letzterem und dem Idiome der Tuariq'. Demgemäß würden die Sprachen des obern Nils etwa vom 12.° n. Br. bis faſt zu dem 5.° ſüdl. Br. (Iloigob), ſo wie in das Sudan hinein die bis zum Tſad-See ebenfalls zu den hamitiſchen in nahe Beziehung treten[1]) und dieſe, wenn, wie oben als Anſicht mehrerer Forſcher bemerkt iſt, auch das Hauſa dazu gehört, weit über die Hälfte Afrika's umfaſſen. Ja, wenn auch die Sprache der Hottentoten und Buſchman dazu zu rechnen und eine 1851 von Bleeck (De nominum generibus linguarum Africae australis etc. S. 8) ausgeſprochene Anſicht richtig wäre, wonach dieſe auch mit dem Bantu-Stamm ex eadem radice entſprungen ſeien, dann würde der hamitiſche Sprachzweig — mit Ausnahme der eigentlichen Negerſprachen im weſtlichen Afrika — faſt dieſen ganzen Erdtheil bedecken. Doch darüber können erſt genauere Unterſuchungen entſcheiden, denen eine viel umfaſſendere und tiefere Kunde der afrikaniſchen Sprachen vorausgehen muß, als den Forſchern bis jetzt zu Gebote ſteht. In Bezug auf die letzterwähnte Anſicht Bleek's darf ich jedoch nicht unbemerkt laſſen, daß er ſelbſt in ſeiner 1862 erſchienenen Comparative Grammar of South-African languages die Kaffernſprache (d. i. die Hauptſprache des Bantu-Stammes) von der der Hottentoten für grundverſchieden erklärt.

---

[1]) vgl. auch Petermann, Mittheilungen aus J. Perthes u. ſ. w. 1863. S. 374.

Was deutſche Thätigkeit in Bezug anf dieſe Sprachen betrifft, ſo iſt von den Sprachen des Nigerdelta die Ibo-Sprache von J. F. Schön 1861 grammatiſch behandelt. Von der der Bonny hat Koeler ein kleines Wörterbuch (in dem Monatsbericht der Berliner Geogr. Geſ. 1843) mitgetheilt. Unter denen der Sclavenküſte hat die Ewe (Ife) eine Grammatik, zugleich mit einer Wörterſammlung von J. B. Schlegel 1857 erhalten. Von denen der Goldküſte iſt die Akra oder Gã-Sprache von J. Zimmermann 1858, die Odſchi oder Akwapim von H. N. Riis 1853 und 1854 grammatiſch behandelt. Die Mande-Neger-Sprachen, d. h. die Sprache der Mandengas, das Bambara, Soſo und Vai ſind ſehr ausführlich behandelt von H. Steinthal 1867. Das Beſtreben, die Geſtaltung derſelben aus dem pſychiſchen Leben des Volksſtammes zu deuten, gibt dieſer Behandlung einen Werth, welcher den der gewöhnlichen Grammatiken bedeutend überragt und ihr eine Wichtigkeit für die allgemeine Sprachwiſſenſchaft verleiht. Das Vai (Vei) war ſchon 1854 grammatiſch, mit Leſeſtücken und Vocabular, von S. W. Koelle erörtert, welcher auch die Zuſammengehörigkeit dieſer vier und einiger andrer Sprachen erkannte und ſie die Nordweſtliche Hoch-Sudan- oder Mandenga-Familie nennt. Beide haben auch über die eigenthümliche Schrift der Vei gehandelt.

Für die ſich nach Oſten hinſtreckenden Central-afrikaniſchen Sprachen, die mit einander verwandten Kanúri (in Bornu) und Téda, ſo wie für die Hauſa, Fulfúlde, Songai, Lógonē (dem Hauſa verwandt), Wándalā, Bágrimma und Māba hat H. Barth umfaſſende und geordnete Vocabularien 1862 herausgegeben[1]). Ueber die Sprache von Bornu hat ſchon 1826 Jul. v. Klaproth eine Schrift veröffentlicht und darin auch Vocabulare des Bagrimma, Mandara und Timbuctu mitgetheilt. Eine Grammatik des Bornu oder Kanuri, ſo wie ein Vocabular und mehrere

[1]) vgl. auch a. a. O. 372 ff.

Leſeſtücke auch Koelle 1854. Ein Vocabular, Leſeſtücke und kurze Grammatik des Hauſa J. Fr. Schön 1843; eine Grammatik derſelbe 1862; auch hat er das Evangelium Johannis in dieſe Sprache überſetzt 1857.

Von den Sprachen am obern Nil iſt die der Dinka grammatiſch und lexikaliſch, mit Beigabe von zahlreichen Uebungsſtücken, in höchſt zuverläſſiger Weiſe von J. C. Mitterrutzner bearbeitet 1866; in gleicher Weiſe von demſelben die der Bari 1867; von letzterer hat auch Fr. Müller ſchon 1864 eine kurze Darſtellung gegeben. Noch früher 1862 gab damals höchſt werthvolle wenn auch zu kurze, Mittheilungen über beide Sprachen L. Kurtmann in den 'Schilderungen aus Centralafrika'.

Für die Sprache der ſüdlich vom Aequator hauſenden Eloikob oder Elgeyo unter den Wakuaſi und Maſai-Stämmen haben [illegible] 1854 und J. Erhardt 1854 Vocabulare geliefert[1]).

Ehe wir Afrika verlaſſen, muß ich noch bemerken, daß ſich [illegible] Mittheilungen über die Sprachen deſſelben in den Werken [illegible] Reiſender, wie Rüppell 1838—1840, J. L. Krapf [illegible] Barth befinden; ferner in deutſchen Zeitſchriften und [illegible] nicht bloß in den auf den Orient bezüglichen, ſondern auch [illegible] geographiſchen, insbeſondre Petermann's, ſo wie in dem [illegible] Hier, ſo wie in den kritiſchen Blättern, finden ſich [illegible] Arbeiten der Ausländer berückſichtigt. Einige von Deutſchen [illegible] Ueberſetzungen in afrikaniſche Sprachen finden ſich in [illegible] Verzeichniß bei R. Lepſius in Standard Alphabet S. 2—5, [illegible] andern auch die von ihm ſelbſt herrührende des Evange- [illegible] Matt. 1860.

[1]) auch Krapf in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. VIII. 563 ff.

XIV.

Ural-altaiſcher Sprachſtamm.

Unter Deutſchen haben ſich in unſrem Jahrhundert um die wiſſenſchaftliche Erkenntniß dieſes Sprachſtamms insbeſondre Verdienſte erworben: Wilhelm Schott, H. C. v. d. Gabelentz, A. Schiefner, Otto Böhtlingk, Joſeph Budenz, Max Müller, A. Boller (geſt. 1869) und Ewald. Schott insbeſondre durch den erſten Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Feſtſtellung der zu dieſem Stamm gehörigen Sprachen (1836 'Verſuch über die Tatariſchen Sprachen', 1847 'Ueber das Altaiſche Sprachengeſchlecht'), ferner mehrere Abhandlungen, welche ſich mit der Vergleichung derſelben beſchäftigen (z. B. 1853 'Das Zahlwort im Tſchudiſchen, Türkiſchen, Tunguſiſchen und Mongoliſchen', 1860 bis 1867 'Altajiſche Studien oder Unterſuchungen auf dem Gebiete der Altai-Sprachen'), und mehrere, die ſich auf deren Literatur u. aa. beziehen (z. B. 'Ueber die mongoliſche Sage von Geſerchan' 1851, 'Die finniſche Sage' 1852 u. ſ. w.); A. Boller durch ſprachvergleichende Unterſuchungen (über Wurzelſuffixe in den ural-altaiſchen Sprachen 1857, Pronominalaffixe in denſelben 1858, Uebereinſtimmung der Tempus- und Moduscharaktere in ihnen 1857 u. aa.); A. Schiefner ſchon durch die Herausgabe der Arbeiten des eigentlichen Begründers der ural-altaiſchen Sprachenkunde, Matth. Alex. Caſtrén, geb. 1813, geſt. 1852; noch mehr aber durch die reichen eignen Zuſätze, insbeſondre vergleichenden Charakters, in denſelben und mehrere beſondre Schriften, welche ſowohl die tiefſte Detailkenntniß als eindringendſte Forſchung auf dieſem Gebiete bezeugen; O. Böhtlingk im Beſondren durch die bedeutendſte Grammatik, welche einer der hieher gehörigen Sprachen bis jetzt überhaupt zu Theil geworden iſt, ſeine Grammatik der Sprache der Jakuten, 1851, im Allgemeinen aber durch die Einleitung, welche, dieſer vorangeſtellt, mit einer obgleich bisweilen zu ſehr am Einzelnen

haftenden, doch unübertrefflichen Genauigkeit Fragen behandelt, welche den Charakter und die Geſtaltung der ural-altaiſchen Sprachen überhaupt betreffen, und außerdem durch einzelne Abhandlungen; von der Gabelentz durch mehrere vortreffliche Grammatiken und Abhandlungen, welche ſich nicht ſelten vom Beſondern zum Allgemeinen erheben; Joſ. Budenz ebenfalls durch einige Grammatiken und Abhandlungen, welche trotz ihres ſpeciellen Titels faſt durchweg comparativ verfahren und daher faſt ohne Ausnahme für dieſen Sprachſtamm im Allgemeinen von Bedeutung ſind; ſie ſind, ſo viel mir bekannt, alleſammt in den Nyelvtudományi közlemények 'Sprachwiſſenſchaftliche Mittheilungen' in ungariſcher Sprache erſchienen und in Folge der ſeltenen Kenntniß dieſer Sprache in nicht-ungariſchen Ländern weniger bekannt als ſie verdienen; mir ſind die zwiſchen 1862 und 1866 veröffentlichten zugänglich[1]); M. Müller durch ſeinen engliſch abgefaßten Brief über die Klaſſifikation der turaniſchen Sprachen (1854), welcher zwar mehrere Sprachgruppen in Verbindung mit den ural-altaiſchen ſetzt, die eine vorſichtige Sprachvergleichung, wie dem Verfaſſer dieſer Geſchichte ſcheint, auf dem heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaft beſſer thun wird, ihnen noch fern zu halten, allein nichtsdeſtoweniger treffliche Beiträge liefert ſowohl zu der Charakteriſtik derſelben als zur Erkenntniß ihres Verhältniſſes zu andern Sprachſtämmen. In beiden letzteren Beziehungen ſind auch die ſprachvergleichenden Abhandlungen von H. Ewald 1861. 1862 beachtenswerth. Minder bedeutend iſt F. L. O. Röhrig 1845.

Um die ethnographiſche und geſchichtliche Seite der dieſem Sprachſtamm angehörigen Völker haben ſich J. von Klaproth,

---

[1]) Obgleich Budenz ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Ungarn ſich vorzugsweiſe der ural-altaiſchen Forſchung zugewandt hat, ſo iſt er doch der indogermaniſchen, welcher ſeine Erſtlinge gewidmet waren (ſ. S. 592), nicht untreu geworden; dafür legen Anzeigen und Miſcellen in dieſer Zeitſchrift mehrere gute Zeugniſſe ab und es iſt ſehr zu bedauern, daß auch dieſe außer Ungarn wenig bekannt ſind.

dessen linguistische Arbeiten ebenfalls noch manches brauchbare enthalten, v. Hammer-Purgstall, Fr. v. Erdmann, Plath u. aa., insbesondre die Bearbeiter der Geschichte der Osmanen, Verdienste erworben.

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Zweigen dieses Stammes.

1. Tungusischer Zweig.

Verzeichnisse tungusischer, speciell mandschuischer Handschriften haben J. von Klaproth 1822, W. Schott 1840 veröffentlicht. Ueber tungusische Dialekte haben J. von Klaproth 1822, A. Schiefner 1859 (im Bulletin der Petersb. Ak. d. W.) geschrieben. Letzterer hat auch 'Castrén's Grundzüge einer Tungusischen Sprachlehre' 1856 mit beachtenswerther Vorrede und Zusätzen herausgegeben.

Mandschu-Bücher hat H. G. C. v. d. Gabelentz, welcher sich beeifert, seinem berühmten Vater nachzustreben, in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI besprochen. Dem Letzteren, H. C. v. d. Gabelentz, verdanken wir eine Grammatik der Mandschu-Sprache (auch eine mandschu-sinesische nach dem Sân-hŏ-pián-làn in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. III.); eine des Mandschu auch Fr. Kaulen 1856; eine Abhandlung über die Mandschuische Conjugationslehre dem jüngeren v. d. Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVIII. Eine Chrestomathie hat J. v. Klaproth 1822 geliefert; eine Ausgabe der (chinesischen Werke:) Sseschu, Schu-king, Schi-king in Mandschuischer Uebersetzung mit einem Mandschu-deutschen Wörterbuch H. C. v. d. Gabelentz 1864.

2. Mongolischer Zweig.

Um diesen, speciell die mongolische Sprache κατ' ἐξοχήν, d. h. das Ostmongolische, hat sich J. J. Schmidt, einer der ersten und gründlichsten Forscher über den Buddhismus, welchem wir auch auf dem Gebiete des Tibetischen begegnen werden, die bedeutendsten Verdienste erworben und zwar durch Abfassung einer

Grammatik 1831, eines Wörterbuches 1835, so wie durch Uebersetzung eines historischen 1829 und eines poetischen Werkes 1839, die Erklärung einer alten wichtigen Inschrift 1833 u. aa. Eine buddhistische Triglotte oder Sanskrit-Tibetisch-Mongolisches Wörterverzeichniß hat A. Schiefner 1859, den Text und die Uebersetzung mongolischer Märchen B. Jülg 1868 herausgegeben; einige Inschriften H. C. von der Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI besprochen.

Eine Grammatik und ein Wörterbuch des Westmongolischen oder Kalmükischen hat A. H. Zwick veröffentlicht[1]). Märchen im Original und Uebersetzung mit Anmerkungen und einem Glossar hat B. Jülg 1866 erscheinen lassen; eine Probe davon schon 1861.

Castrén's Grammatik der burjätischen Sprache ist von A. Schiefner mit lehrreichen Zusätzen veröffentlicht.

Daß die Aimaks in Kabulistân (so gut wie die Hazâras) zu den Mongolen zu rechnen sind, hat H. C. von der Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XX nachgewiesen.

3. Türkischer Zweig.

'Wohl keine Sprachenfamilie des Erdballs', heißt es in der trefflichen Arbeit von W. Radloff, die sich auf die türkischen Stämme Süd-Sibiriens bezieht[2]), 'erstreckt sich über ein so riesiges Ländergebiet, wie die türkische. Vom Nordosten Afrika's und der europäischen Türkei über den südöstlichen Theil von Rußland, über Kleinasien und Turan bis hoch nach Sibirien herauf und bis zur Sandwüste Gobi leben überall Stämme, die die türkische Zunge reden'.

Unter ihnen nehmen seit langer Zeit die politisch und cultur-

[1]) Ich kenne diese Bücher nur aus Anzeigen und habe 1851 und 1854 notirt, finde aber bei Zenker Bibl. Or. 1853.

[2]) Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens gesammelt und übersetzt von W. Radloff. Th. 1. St. Petersburg 1866. Vorr. XI.

historisch höchste Stelle die Osmanli ein, die Beherrscher des türkischen Reiches. Hineinragend in die europäischen Verhältnisse hat ihre Sprache, Literatur und Geschichte überhaupt eine Bedeutung, die ihnen eine viel größere Aufmerksamkeit auch von deutscher Seite zuziehen mußte, als ihren Bruderstämmen. Es haben sich mehrere unsrer hervorragendsten Orientalisten damit beschäftigt, wie die schon bei den eranischen und semitischen Sprachen erwähnten H. L. Fleischer, G. Flügel, G. Rosen, J. v. Hammer-Purgstall, v. Schlechta-Wssehrd, Dorn, Nöldeke, Blau, Schlottmann, J. Th. Zenker u. aa.

Um die Kunde türkischer Handschriften haben sich insbesondre J. von Hammer-Purgstall 1820. 1840, Albr. Kraft 1842, Dorn 1865, G. Flügel 1867 verdient gemacht. Ueber den Charakter der türkischen Sprache im Allgemeinen hat F. L. O. Röhrig 1843 geschrieben. Grammatiken haben veröffentlicht W. Schröder 1835. 1837, v. d. Berswordt 1839, A. Pfizmaier 1847, J. Goldenthal 1865, Ad. Wahrmund 1868; die von Kazembeg hat J. Th. Zenker übersetzt und mit Zusätzen versehen 1848; Beiträge zur Kenntniß derselben haben H. L. Fleischer 1833, Const. Schlottmann 1857, Jos. Budenz (in den oben erwähnten Nyelvt. közl. 1864 II. 338), G. Rosen und G. Wickerhauser 1853 u. sonst geliefert. Taschenlexika haben C. Sauerwein 1855 und der berühmte ungarische Reisende Vámbéry, welcher viele seiner Arbeiten in deutscher Sprache abfaßt, veröffentlicht; ein vollständiges hat der gründliche Kenner J. Th. Zenker 1862 begonnen; Beiträge zur lexikalischen und etymologischen Kenntniß haben Blau und G. Rosen gegeben. Ueber Idiotismen hat F. L. O. Röhrig 1843 geschrieben. Eine Chrestomathie mit grammatischen Paradigmen und einem Glossar verdanken wir Fr. Dieterici 1854.

Ausgaben von türkischen Dichtungen mit Uebersetzung, oder Uebersetzungen allein haben H. F. Diez 1814; v. Hammer-Purgstall 1823. 1825. 1834, A. Pfizmaier 1889, Sax (Minne-

lieder aus dem Volke in der Z. d. D. M. G. XIX), M. Wickerhauſer 1866 (Seldſchuckiſche Verſe in der Z. d. D. M. G. XX) veröffentlicht; das Papagaienbuch G. Roſen 1858 und M. Wickerhauſer in demſelben Jahre; die vierzig Veziere Ad. Behrnauer 1851; Naſr-Eddin's Schwänke W. v. Camerloher und W. Prelog 1857. Vom Kaiſerbuch (Humayunname) hat Ed. v. Adelburg einen Theil des Textes mit Erklärung und Ueberſetzung 1855 herausgegeben; ſchon 1811 eine Ueberſetzung und Abhandlung darüber Fr. von Diez. Ueber einen Volksroman hat H. L. Fleiſcher gehandelt (in den Berichten der Sächſ. Geſ. der Wiſſ. 1849).

Um die Kenntniß der osmaniſchen Geſchichte und Geſchichtſchreiber hat ſich v. Hammer-Purgſtall in ſeiner Geſchichte des Osmaniſchen Reiches 1835 ff., um letztere v. Schlechta-Wſſehrd 1856 verdient gemacht. Ausgaben hieher gehöriger türkiſcher Schriften oder Ueberſetzungen verdanken wir C. M. Fähn 1825, ferner G. Roſen (aus der türkiſchen Ueberſetzung von Taberi in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. II. 1848), mehreres W. F. A. Behrnauer (z. B. 1858 türkiſch und deutſch das Tagebuch Sulaiman's auf ſeinem Feldzuge nach Wien 1529) und Th. Nöldeke (in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. XII. XIII). Aus dem Gebiet der Geographie haben v. Hammer-Purgſtall 1812, aus dem der Reiſewerke Diez 1827, v. Hammer-Purgſtall 1834, G. Roſen 1847 Veröffentlichungen gemacht; über das Chataï-nâme, eine aus dem Perſiſchen in's Türkiſche überſetzte Beſchreibung von China, hat H. L. Fleiſcher eine Abhandlung 1851 geliefert; aus dem Gebiet der Religion hat J. Th. Zenker 1851 eine Schrift edirt; aus dem der Philoſophie L. Krehl 1848, Rud. Peiper 1848; dem des Rechts Ed. von Adelburg 1838; J. H. Petermann 1842. Ueber die Staatsverfaſſung und Verwaltung des osmaniſchen Reiches hat v. Hammer-Purgſtall 1815, über die Thronfolge nach dem moſlemiſchen Staatsrecht 1841 geſchrieben; umgekehrt hat O. M. von Schlechta-Wſſehrd die Türken mit einer

türkisch abgefaßten Bearbeitung des europäischen Völkerrechts 1847 beschenkt, in welchem er seine Meisterschaft im Türkischen erprobt hat[1]). In Bezug auf türkische Finanzgeschichte hat Behrnauer mehreres aus türkischen Quellen veröffentlicht; ein Buch über Fechtkunst türkisch und deutsch O. M. v. Schlechta-Wssehrd 1863; ein Falkenbuch J. v. Hammer-Purgstall 1840.

Fast alle türkische Volksstämme bekennen sich zum Islam und insbesondre in Folge davon ist ihre Literatursprache, welche bei ihnen durchweg fast dieselbe ist, mit einer Menge Wörter der islamitischen Hauptsprachen, des Arabischen und Persischen, versetzt und überhaupt von diesen stark beeinflußt. Um reines Türkisch kennen zu lernen, hat man sich an die Volkssprachen, insbesondre die Dialekte außerhalb des Osmanischen Reiches und vorzugsweise die dem eigentlichen Heerde des Islam am fernsten liegenden osttürkischen zu halten. Auch in dieser Richtung ist von Deutschen manches und, nächst oder vielmehr neben den Arbeiten von Castrén, grade das wissenschaftlich bedeutendste geschehen.

Die Sprache der Jakuten ist von O. Böhtlingk 1851 in einer, nicht bloß für die türkischen, sondern für die ural-altaischen Sprachen überhaupt, wahrhaft mustergiltigen Weise behandelt. Der überaus sorgfältig bearbeiteten Grammatik folgen Texte und ein Wörterbuch. 1859 hat er dazu im Bullet. der Petersburger Akademie Nachträge geliefert. Außerdem hat sich W. Schott schon 1843 (in Erman's Archiv für wiss. Kunde von Rußland) mit dieser Sprache beschäftigt.

Beiträge zur Kenntniß der Sprache der türkischen Tataren in Rußland hat O. Böhtlingk 1849 (im Bullet. der Petersb. Akad.) geliefert. Ihnen gehören einige Lieder an, welche Vámbéry mit ungarischer Uebersetzung in den Sprachwissensch. Mittheilungen der Ungar. Akademie 1863, S. 117—130 und W. Schott daraus theilweis, mit deutscher, in den Monatsber der Berl. Akad. 1868 S. 492—501 mitgetheilt hat.

[1]) s. Zeitschr. der Deutsch. Morg. Ges. I, 367 ff.

Bezüglich der Tschagataischen oder Osttürken darf ich das 1867 von Bámbéry herausgegebene Werk 'Čagataische Studien, enthaltend den grammatischen Umriß, eine Chrestomathie und ein Wörterbuch der Čagataischen Sprache' erwähnen, da es deutsch erschienen ist. Tschagatai-türkische Wörterverzeichnisse von demselben sind 1862 ungarisch erschienen und mit einer Einleitung und Anmerkungen von Jos. Budenz versehen. Doch kenne ich sie nur aus einer Buchhändleranzeige. In den Jahren 1811, 1812 und 1820 hat Jul. v. Klaproth über die Sprache und Schrift der Uiguren gehandelt und sich hier, sowie in seiner Asia polyglotta 1823 um die linguistische Bestimmung derselben und um ihre Trennung von dem ugrischen Aste des finnischen Zweiges unableugbare Verdienste erworben. Eine 'Kaside in Ujgrischer Schrift und Sprache mit Text, Transcription, Uebersetzung und Noten' hat Bámbéry in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. 1867 veröffentlicht.

Usbekische Texte aus Khiwa (Sprichwörter, Fabeln, Poesie) und Sprachliches hat Jos. Budenz ungarisch in den oben erwähnten Nyelvt. közl. 'Sprachwissenschaftliche Mittheilungen' 1865 Bd. IV S. 269 ff. gegeben.

Ueber die Kirgisen überhaupt haben wir eine Arbeit von W. Radloff 1864; W. Schott 1865 und über ihre Sprache speciell von J. v. Klaproth 1825 im Journal asiatique.

Ueber die Sprache der Tschuwaschen hat W. Schott eine Abhandlung 1844 herausgegeben; umfassende sprachliche Arbeiten hat Jos. Budenz in der eben angeführten Zeitschrift (1862) I. 200 ff., 353 ff., (1863) II. 15 ff., (1864) III. 234 ff., Sprichwörter derselben (1863) II. 189 ff. veröffentlicht.

Ueber die Sprachen der türkischen Stämme in Südsibirien hat W. Radloff, welcher seit 1859 bei der kais. russ. Bergschule in Barnaul am Obi in Westsibirien angestellt ist, ein umfassendes und höchst ausgezeichnetes Werk begonnen, dessen Vollendung uns eine zuverlässige Kunde über die Sprachen der von ihm besuchten Völker verspricht. Diese Arbeit beruht auf Reisen, welche

der Verfaſſer im Auftrage der Regierung alljährlich während der Sommerferien zu linguiſtiſchen Zwecken im Innern des aſiatiſchen Rußlands bis zu den ruſſiſch-chineſiſchen Gränzländern unternimmt. Es ſind bis jetzt vier Bände deſſelben erſchienen unter dem Titel: 'Proben der Volkslitteratur der türkiſchen Stämme Süd-Sibiriens, geſammelt und überſetzt von Dr. W. Radloff'; zwei Bände enthalten die Texte, zwei die deutſche Ueberſetzung derſelben. Die beiden erſten Bände, erſchienen 1866, geben die Texte und beziehungsweiſe die Ueberſetzung aus den Dialekten des eigentlichen Altai: der Altajer und Teleuten, Lebed-Tataren, Schoren und Sojonen. Die beiden zweiten, erſchienen 1868, aus dem Abakan-Dialekt (dem Sagaiiſchen, Koibaliſchen, Katſchingiſchen), dem Kyſyl-Dialekt und dem Tſcholym-Dialekt (Küarik). Die in Ausſicht geſtellte Grammatik und das Wörterbuch werden bei der großen Energie des Verfaſſers ſchwerlich lange auf ſich warten laſſen.

Eine in dieſen Kreis gehörige Grammatik von Caſtrén: 'Verſuch einer Koibaliſchen und Karagaſſiſchen Sprachlehre, nebſt Wörterverzeichniſſen aus den tatariſchen Mundarten des Minuſſinſchen Kreiſes' mit 'Koibaliſchen Heldenſagen' als Sprachproben, iſt mit einer werthvollen Vorrede und vielen Zuſätzen ſprachvergleichender Art von A. Schiefner 1857 veröffentlicht. Daran ſchloß ſich 1859 eine deutſche Ueberſetzung der 'Heldenſagen der Minuſſinſchen Tataren' mit einer, wie alles, was aus Schiefner's Feder fließt, höchſt lehrreichen Einleitung, hier insbeſondre in Bezug auf Entſtehung, Verbreitung und Zuſammenhang von Zügen und überhaupt Elementen der Sage und des Märchens.

4. Samojediſcher Zweig.

Von dieſem heißt es in Caſtrén's 'Ethnologiſchen Vorleſungen über die altaiſchen Völker, herausgegeben von Anton Schiefner 1857' S. 79: 'Den vierten Hauptzweig des altaiſchen Volksſtammes bilden die ſogenannten Samojeden, welche ungeachtet ihrer geringen Anzahl ein unermeßliches Gebiet einnehmen. Sie er-

ſtrecken ſich vom weißen Meere im Weſten bis zur Chatanga-Bucht (jenſeits des Jeniſſei) im Oſten, von dem Eismeere im Norden bis zu den Sajaniſchen Bergen im Süden'. In Bezug auf ihre ethnologiſche und linguiſtiſche Verhältniſſe wird S. 81 bemerkt, daß Heuſinger ſie ſowohl als die Lappen zu der kaukaſiſchen Race rechnet, Bory de St. Vincent eine beſondere hyperboräiſche annimmt, Blumenbach, Bär u. aa. dagegen ſie zu der mongoliſchen Race zählen. Dann wird S. 82 fortgefahren: 'Von dem philologiſchen Standpunkt aus iſt nur die letzte Anſicht vollkommen annehmbar. Es muß aber bemerkt werden, daß, während unter den Phyſiologen Bär keine Verwandtſchaft zwiſchen den Lappen und Finnen einer Seits und den Samojeden anderer Seits annimmt, der Philolog dagegen nicht nur die finniſchen und ſamojediſchen Stämme zu derſelben Race rechnen muß, ſondern daß es ſogar den Anſchein hat, als hätte der ſamojediſche Stamm in der ganzen weiten Welt keine andren ſo nahe ſtehenden Verwandten als den finniſchen Stamm. Vor allen Dingen haben dieſe beiden Sprachſtämme darin eine große Uebereinſtimmung, daß der Agglutinationsprozeß in ihnen weit größere Fortſchritte gemacht hat, als im Mongoliſchen und Tunguſiſchen, ſo wie auch in den türkiſchen Sprachen, und zweitens zeigen dieſe Sprachen auch in materieller Hinſicht eine weit größere Verwandtſchaft mit einander, als mit den übrigen altaiſchen Sprachen [1]). In Bezug auf die Beſchaffenheit der Agglutination der finniſchen und ſamojediſchen Sprache' bemerkt er alsdann, daß 'ſie ſich wenig von der Flexion in den indogermaniſchen Sprachen unterſcheidet', daß dieſe Sprachen gleichſam ein Uebergangsglied von den Agglutinations- zu den Flexions-Sprachen bilden.

---

[1]) Es bedarf jetzt wohl kaum mehr einer Bemerkung von unſrer Seite, daß der Schluß von der Sprachverwandtſchaft auf urſprüngliche Racenverwandtſchaft nicht unbedingt erlaubt iſt. Es iſt bekannt, daß Völker im Laufe der Geſchichte Sprachen annehmen, die ihnen urſprünglich ganz fremd waren.

Nachdem von den samojedischen Sprachen früher nur Wörter gesammelt waren, machte J. S. Vater 1812 den ersten natürlich sehr schwachen Versuch zu einer grammatischen Behandlung. Unvergleichlich bedeutender, aber wegen der Geringfügigkeit der zugänglichen Materialien natürlich ungenügend, war der zweite Versuch, welchen der auf dem Gebiete der altaischen Sprachen so sehr bewanderte und überhaupt ausgezeichnete Sprachforscher H. C. von der Gabelentz 1851 (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. V) veröffentlichte. Eine umfassende Grammatik hinterließ Castrén bei seinem Tode. Durch ihre Herausgabe 1854 und das vorausgesandte Vorwort hat sich A. Schiefner auch um diesen Sprachzweig keine geringe Verdienste erworben. Der Titel ist: 'Grammatik der Samojedischen Sprachen' und es werden unter den grammatischen Rubriken Lautlehre und Formenlehre fünf Dialekte: der Jurakische, Tawy-Samojedische, Jenissei-Samojedische, Ostjak-Samojedische und Kamassinsche behandelt. Außerdem fanden sich in Castrén's Nachlaß Samojedische Wörterverzeichnisse, welche von A. Schiefner bearbeitet und 1855 herausgegeben sind. Sie bestehen in Wörterverzeichnissen der fünf in der Grammatik behandelten Dialekte, zu denen A. Schiefner ein höchst dankenswerthes deutsch-samojedisches und manche Vergleichungen, so wie ein werthvolles Vorwort gefügt hat. Den Schluß bilden Sprachproben und eine Sammlung von Materialien zu einer Syntax.

5. Finnischer (oder tschudischer, oder uralischer) Zweig.

Dieser ist in eine große Anzahl größtentheils kleiner von einander getrennter Völker über einen großen Theil Rußlands bis in Asien hinein zersprengt. Der am meisten nach Westen vorgedrungene Stamm ist der ungarische und dessen nächste Verwandte, die übrigen ugrischen Völker, nämlich die ugrischen Ostjaken und Wogulen, sind die östlichsten Aeste des finnischen Zweiges, die einzigen in Asien lebenden, so daß diese weit auseinander gerissenen Reste der Ugrier die äußersten Vorposten des-

ſelben bilden. Von allen Völkern dieſes Zweiges haben nur die Ungarn kraft einer hohen politiſchen Anlage ihre nationale Selbſtſtändigkeit erhalten. Die übrigen, im großen ruſſiſchen Reiche zerſtreut, werden dem Schickſale, vollſtändig ruſſificirt zu werden, dem ſie ſchon zu einem großen Theil anheimgefallen ſind, ſchwerlich entgehen können.

Ueber den finniſchen Sprachzweig im Allgemeinen, ſpeciell deſſen Declination und Conjugation hat A. Boller 1853—1855 Unterſuchungen veröffentlicht; O. Donner 1865 eine über das Perſonalpronomen in den finniſchen Sprachen.

Die erwähnten öſtlichſten Völker deſſelben ſind, wie Caſtrén in ſeinem 1849 veröffentlichten Verſuch einer Oſtjakiſchen Sprachlehre bemerkt[1]), bis auf den heutigen Tag noch die Hauptbewohner des alten ſogenannten jugriſchen Landes, deſſen Lage Lehrberg alſo angibt: 'es erſtreckt ſich zwiſchen dem 56. und 67. Grade nördlicher Breite vom nördlichſten Ural oſtwärts über den untern Ob bis zu dem Fluſſe Nadym, der in den obiſchen Buſen fällt, und bis zu dem Agan, der ſich oberhalb Surgut in den Ob ergießt; es gehören dazu ferner die Gegenden am untern Irtyſch, an der Tawda, der Tura und der Tſchuſſowaja....'. Die Anzahl der damaligen Oſtjaken gibt er auf nicht voll 19,000, die der Wogulen auf etwas über 6500 an.

Die ſchon erwähnte Grammatik der Oſtjaken von Caſtrén hat A. Schiefner 1858 in einer zweiten von ihm verbeſſerten Auflage herausgegeben; ſpeciell hat er in dem Wörterbuch ſtammverwandte Wörter, namentlich Wotjakiſche, verglichen. Ueber 'Wogulſche Sprache und Sage' findet ſich ein Aufſatz von W. Schott in Erman's Archiv f. wiſſenſch. Kunde Rußlands Bd. XIX. 1860.

Eine Geſchichte der Ungariſchen (oder Magyariſchen, Madjariſchen) Sprache hat C. A. von Gruber 1826 veröffentlicht. Grammatiken haben G. E. Toepler 1835, Remele 1841, M.

---

[1]) ſ. Vorwort zur zweiten Auflage derſelben 1858.

Bloch 1842, Kronperger 1842, D. Eiben 1843 und eine wahrhaft wissenschaftliche Anf. Mansvet Riedl 1858 herausgegeben; Lexika A. F. Richter 1836, J. T. Schuster 1838 und M. Bloch (unter dem magyarisirten Namen Ballagi) 1844. 1857; Forschungen auf dem grammatischen und etymologischen Gebiet derselben A. Boller 1855. 1856; Jos. Budenz 1863 bis 1866 in der mehrfach erwähnten ungarischen Zeitschrift.

Was die zweite Abtheilung der finnischen Völker, die Permier an dem Kama-Flusse betrifft, so ist die Sprache der dazu gehörigen Syrjänen von H. C. von der Gabelentz 1841 und von F. J. Wiedemann 1847 grammatisch behandelt. Von Letzterem ist auch eine Grammatik der Wotjakischen Sprache nebst Wörterbuch 1851, so wie eine Abhandlung zur Dialektenkunde derselben 1857 erschienen; Ersterer hat schon vorher (1845) die Declination derselben in Höfer's Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Sprache I behandelt.

Bezüglich der dritten Abtheilung, der Wolga-Völker, haben wir zunächst dieselben Namen zu nennen, wie bei den Permiern. Von der Gabelentz hat eine Vergleichung der beiden Tscheremissischen Dialekte in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV. 1842, einen Versuch einer Grammatik der Mordwinischen Sprache ebds. II veröffentlicht. Wiedemann hat eine Grammatik des Tscheremissischen 1847, des Ersa-Mordwinischen 1865 (Mém. de l'Ac. de St. Pétersb. IX. 5) erscheinen lassen. Für beide Sprachen war ferner Jos. Budenz thätig; über das Tscheremissische hat er Aufsätze in der schon mehrerwähnten ungarischen Zeitschrift Nyelv. közl. (1864) III. 97 ff. und 397 ff., so wie (1865) IV. 48 veröffentlicht, speciell über den einen Dialekt, den auf der Bergseite der Wolga, ebds. (1865) IV. 332 ff.; über beide Mordwinische Dialekte, Ersa und Mokscha, handelt ein ausführlicher Aufsatz (Texte, Grammatik und Wörterverzeichniß) ebds. (1866) V. 81 ff.

Die vierte Abtheilung — die westlichen finnischen Sprachen umfassend — ist in neuerer Zeit, außer in den erwähnten ver-

gleichenden Aufſätzen von A. Boller, von Deutſchen wenig bearbeitet. Für das Lappländiſche habe ich nur eine kleine Grammatik von P. A. F. K. Poſſart 1840; für das eigentliche Finniſch von Finnland eine von J. Strahlmann 1816 zu erwähnen. Manches auf dieſe Sprache bezügliche verdanken wir aber dem Ueberſetzer des finniſchen National-Epos, Kalewala (1852), A. Schiefner, in dem Bulletin der Petersburger Akademie.

Etwas beſſer bedacht ward die eſthniſche Sprache. Werthvolles in Bezug auf ſie gewähren die 1813—1832 von J. H. Roſenpländer herausgegebenen 'Beiträge zur genaueren Kenntniß der eſthniſchen Sprache', ſo wie die 'Verhandlungen der gelehrten eſthniſchen Geſellſchaft' 1840—1854, in denen ſich linguiſtiſche Arbeiten von O. A. von Jannau, Fr. Fählmann, Knüpffer, Haller u. aa. finden. Von Wichtigkeit ſind außerdem zwei Abhandlungen von F. J. Wiedemann 1861. 1864; die letztere über den werro-eſthniſchen Dialekt. Die ſchon im vorigen Jahrhundert abgefaßte Grammatik von A. W. Hupel iſt neu aufgelegt; von einer neuen von Ed. Ahrens iſt 1843 der erſte Theil (Formenlehre) erſchienen. Die Verba und die Deklination hat Fr. Fählmann in beſondren Abhandlungen 1842. 1844 dargeſtellt. Geſpräche und ein deutſch-eſthniſches Wörterbuch von O. A. von Jannau iſt 1859 in 3. Auflage erſchienen. Bemerkungen über die beiden Hauptdialekte hat W. F. Steingruber 1827 veröffentlicht.

XV.

Japaniſch.

Da ſich unter den neueren Sprachforſchern mehrere — unter den Deutſchen Ewald, Boller (Sitzungsber. der Wiener Akademie 1857), W. Schott (in der Zeitſchr. d. D. Morgenl. Geſ. XII. S. 559. 1858) und vor allem der gründlichſte Kenner dieſer Sprache J. Hoffmann (1857) — für die ſchon von J. v. Klaproth ausgeſprochene Zuſammengehörigkeit des Japaniſchen mit

dem ural-altaischen Sprachstamm erklärt haben, so möchte ich kaum wagen, mich gegen deren Autorität aufzulehnen. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß mich die für diese Annahme vorgebrachten Gründe noch keineswegs vollständig überzeugt haben; auch Pott gehörte 1858 noch zu den Ungläubigen[1]) und M. Müller, welcher sich in seinem Brief 'Ueber die Classification der turanischen Sprachen' in Bezug auf die Ausdehnung derselben nicht eben heiklich zeigt, stellt S. 223 das Japanische ausdrücklich unter die unclassificirbaren Sprachen (which for the present must remain unclassed). Da dieser Brief schon 1854 geschrieben ist und M. Müller bemerkt, daß auch in den daselbst erwähnten noch unclassificirbaren Sprachen sich wahrscheinlich einige Spuren eines gemeinschaftlichen Ursprunges mit den Turanischen erhalten haben, welche ihrer Entdeckung durch philologische Untersuchung harren[2]), so ist vielleicht möglich, daß er sich jetzt ebenfalls für jenen Zusammenhang erklärt. Lepsius aber hält noch 1863[3]) an der Isolirtheit des Japanischen fest. Es ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen. Den Verfasser dieser Geschichte bestimmte die Unentschiedenheit derselben zu einer Art Compromiß; er wagt zwar nicht das Japanische in dieselbe Rubrik mit dem ural-altaischen Sprachstamm zu setzen, läßt es ihm aber unmittelbar nachfolgen.

Die größten Verdienste um die genauere Kenntniß Japans hat sich Phil. Franz v. Siebold, geb. 1796, gest. 1866, erworben. Seine reichen Sammlungen aller Art und seine literarischen Arbeiten, welche auf einer genauen Kenntniß der Japanischen Sprache beruhen, die er sich während eines siebenjährigen mit vielen Gefahren verknüpften Aufenthaltes in dem damals (1823 bis

[1]) s. Zeitschr. der D. Morg. Ges. XII, 442 ff.

[2]) . . . in them also some traces of a common origin with the Turanian languages have, it is probable, survived, and await the discovery of philological research.

[3]) Standard Alphabet S. 304.

1830) noch unzugänglichen Japan erwarb, bilden ſelbſt jetzt noch — wo Japan ſchon über ein Jahrzehend allen Europäern, wenn auch noch mit gewiſſen Beſchränkungen, offen ſteht — die Hauptgrundlage einer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung mit demſelben. Von ſeinen hier in Betracht kommenden Schriften iſt zunächſt von allgemeiner Bedeutung 'Nippon, Archiv zur Beſchreibung von Japan' u. ſ. w. 1832 ff. Für die Kenntniß Japaniſcher Handſchriften und Bücher iſt der Katalog ſeiner literariſchen Sammlungen 1841 und, von J. Hoffmann bearbeitet, 1845 von Wichtigkeit; auch der von Stephan Endlicher[1]) 1837, ſo wie der der v. d. Gabelentz'ſchen Bibliothek von dem jüngeren H. G. C. von der Gabelentz in der Zeitſchr. d. Deutſch. Morg. Geſ. XVI. 532 ff. 1862. Grammatiken verdanken wir J. Hoffmann 1857 und 1868; Ergänzungen zu João Rodriguez, 1825 von Abel-Rémuſat neu herausgegebenen, Grammatik Wilhelm von Humboldt 1826. Eine Epitome linguae Japonicae (kurze Grammatik) hat Ph. Fr. v. Siebold 1824 und 1826 veröffentlicht. Ueber Einführung und Gebrauch der Chineſiſchen Schrift u. ſ. w. in Japan hat J. von Klaproth 1829; über Schrift und Japaniſche Lexika W. Schott 1864 geſchrieben. Einen Thesaurus linguae Japonicae hat Ph. Fr. v. Siebold 1835—41 und einen Novus et auctus literarum ideographicarum Thesaurus u. ſ. w. 1834 veröffentlicht; von einem Wörterbuch der Japaniſchen Sprache hat Pfizmaier 1851 eine erſte Lieferung herausgegeben, welcher aber bis jetzt keine weitere gefolgt iſt; dagegen hat er 1858 Bemerkungen und Berichtigungen zu dem ruſſiſch-japaniſchen Wörterbuch (von Goſchkevitſch) erſcheinen laſſen; ferner einen Aufſatz über die Sprache in den botaniſchen Werken 1865; eben ſo ſchon 1847 eine Japaniſche Chreſtomathie. Holländiſch-engliſch-japaniſche Geſpräche hat J. Hoffmann 1861 herausgegeben.

[1]) In ſeinen 'Chineſiſche und Japaniſche Münzen' 1837.

Was Ausgaben und Ueberſetzungen von Japaniſchen Schriften betrifft, ſo veröffentlichte Ph. Fr. v. Siebold eine Isagoge in Bibliothecam Japonicam et studium literarum Japonicarum 1841. Die Bibliotheca Japonica ſelbſt, sive selecta quaedam opera Sinico Japonica ward von Siebold und J. Hoffmann 1833—1841 (5 Bde) herausgegeben. Eine franzöſiſche Ueberſetzung eines Japaniſchen Werkes über die Pflege der Seidenwürmer hat J. Hoffmann 1848 abgefaßt; eben ſo die eines Werkes über japaneſiſches Porcelan 1855 (als Zugabe zu St. Julien's über das chineſiſche Porcelan); die Ueberſetzung eines hiſtoriſchen Werkes J. v. Klaproth 1832; von einem andren hat dieſer die Ueberſetzung mit Anmerkungen begleitet und zum Druck beſorgt 1834. Beiträge zur Kenntniß der älteſten Japaniſchen Poeſie und einen Aufſatz über Volkspoeſie hat Pfizmaier 1852 veröffentlicht. Derſelbe hat 1861, St. Endlicher ſchon 1837 über Japaniſche Münzen geſchrieben.

Mit dem Japaniſchen eng verwandt, iſt die auf den Liu-Kieu (Lewchew, Loochoo)-Inſeln herrſchende Sprache. Wörter derſelben finden ſich bei J. v. Klaproth, welcher 1826 auch eine Beſchreibung dieſer Inſeln nach Japaniſchen und Chineſiſchen Quellen geliefert hat (in Nouvelles annales des voyages). In der Bible of every Land p. 357. 358 wird erwähnt, daß Bettelheim den größten Theil des Neuen Teſtaments in dieſe Sprache überſetzt hat. Derſelbe hat nach Gützlaff in der Zeitſchr. der D. Morg. Geſ. V. 513 auch eine Grammatik derſelben abgefaßt; doch iſt mir unbekannt, ob ſie erſchienen iſt.

XVI.

Dravidiſche Sprachen.

Aus ähnlichem Grunde wie die Japaniſche Sprache, laſſe ich hier, jedoch unter einer beſonderen Rubrik die dravidiſchen folgen; unter dieſen begreifen wir die Sprachen der indiſchen

Aboriginer, d. h. der Bewohner Indiens von nichtarischem Stamm[1]). Auch sie werden von mehreren Sprachforschern als Verwandte der Ural-Altaischen betrachtet; so von Rask; M. Müller (in seinem schon mehrfach erwähnten Brief über die turanischen Sprachen 1854); dem Verfasser der vergleichenden Grammatik dieser Sprachen, dem Engländer Caldwell, 1856; Lassen[2]) und Rich. Lepsius (Standard Alphabet 1863). Andre bestreiten die Berechtigung zu dieser Annahme, wie Weigle (Zeitschr. der D. Morg. Ges. II. 260), Pott und Fr. Müller[3]). Da die Frage noch nicht zu Gunsten der ersteren Ansicht entschieden ist, so habe ich nicht gewagt, diese Sprachen, wie Lepsius, den Ural-Altaischen unterzuordnen, setze sie aber um so lieber in ihre Nähe, da wir mit ihnen — abgesehen von einigen isolirt stehenden, die ich — so weit sie von Deutschen bearbeitet sind — im XVIII. Abschnitt erwähnen werde, die mehrsylbigen Sprachen der alten Welt abschließen.

Ueber diese Sprachen im Allgemeinen findet sich, außer in dem M. Müller'schen Briefe, manches Beachtenswerthe in einem von Weigle in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. VII und in einzelnen Aufsätzen von Karl Graul (geb. 1814, gest. 1864), welche in verschiednen Zeitschriften veröffentlicht sind. Eine kurze Charakteristik und übersichtliche Vergleichungen derselben — insbesondre des Tamil, Telugu, Malayâlam und Kannadi, gelegentlich auch der übrigen, vorwaltend des Tulu und Badaga — hat Fr. Müller in dem Anm. 2 erwähnten Werke S. 73 ff. geliefert.

Was die einzelnen Sprachen betrifft, so hat sich um das Tamil (gewöhnlich Tamulisch, ehemals Malabarisch genannt)

[1]) M. Müller nennt sie die tamulischen, was aber trotz der scheinbaren Verschiedenheit zwischen Drâvida und Tamul auf eines herauskommt. Tamul oder vielmehr Tamil ist die Paliform Damila und diese nur eine phonetische Umwandlung des sanskritischen Drâvida.

[2]) Indische Alterthumskunde I. 358—464 der 2. Aufl.

[3]) Reise der Novara. Linguistischer Theil 76.

in dem von uns beachteten Zeitraum insbesondre Karl Graul große Verdienste erworben. In der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VII. 558 hat er ein Verzeichniß tamulischer Schriften geliefert und in VIII und XI derselben Zeitschrift Uebersetzungen von einigen. Außerdem hat er eine Bibliotheca tamulica in 4 Bänden veröffentlicht 1854—1865 (der letzte Theil ist nach dem Tode des Verfassers von Wilh. Germann besorgt), in deren zweitem Bande sich unter andern eine Grammatik befindet. Im übrigen enthält sie Texte mit deutscher, oder englischer und lateinischer Uebersetzung, Anmerkungen und Glossar. Der dritte Band gibt die deutsche Uebersetzung eines berühmten gnomischen Gedichts (Kural von Tiravalluver), dessen Text mit lateinischer Uebersetzung, Anmerkungen und Glossar im 4. folgt. Dieß letztere Gedicht ist schon 1803 von A. Fr. Cämmerer übersetzt. Eine Grammatik ist außerdem von C. T. E. Rhenius 1836; ein Lexikon tamil und englisch von J. P. Rottler 1834—41 erschienen.

Eine malayâlische Romanze in Uebersetzung mit Einleitung veröffentlichte G. Gundert 1862 in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI.

Um das (Canaresische) Kannadi (Karnâtaka) haben sich Weigle und Mögling verdient gemacht; jener durch eine treffliche Abhandlung über Canaresische Sprache und Literatur in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. II. 257 ff., dieser durch Herausgabe einer Texte enthaltenden Bibliotheca Carnatica 1848 ff., so wie Uebersetzung einiger darin mitgetheilter Lieder in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XIV. 502 ff, XVIII. 241 ff.

Ueber eine dem Canaresischen nächst verwandte Sprache, das Badaga in den Nilagiri (Hills), verdanken wir M. Bühler zwei werthvolle Mittheilungen, deren wesentlichsten Bestandtheil Texte mit Uebersetzung bilden[1]).

---

[1]) In der Z. d. D. M. G. III. 108 ff., VII. 381 ff. (Sprichwörter).

Daß auch die Sprache der Brahui im Weſten des Indus zu dieſer Gruppe gehört, daß demnach die Indiſchen Aboriginer entweder einſt auch im Weſten des Indus ſaßen[1]), oder ein Stamm derſelben vor dem Andrang der Arier ſeitab wich[2]), geht aus Laſſen's Unterſuchungen über das Brahuikki in der Zeitſchr. für die Kunde des Morgenl. IV. V. und in der Indiſchen Alterthumskunde[3]) hervor.

XVII.

Die einſilbigen Sprachen.

Wir werden unter dieſer Rubrik die von Deutſchen abgefaßten Arbeiten in Bezug auf die chineſiſche, die hinterindiſchen (bei M. Müller in ſeinem mehrfach erwähnten Briefe Taic die thaïſchen, nach dem Thaï oder Siameſiſchen genannt) und tibetiſchen (bei M. Müller Bhottya) Sprachen erwähnen. Die beiden letzteren Gruppen betrachtet dieſer geiſtvolle Sprachforſcher ebenfalls als Verwandte des Ural-altaiſchen, als turaniſche und manche insbeſondre ausländiſche Forſcher, wie ſchon M. Müller's Vorgänger, B. H. Hodgſon und jetzt Edkins, ſuchen auch die Verwandtſchaft des Chineſiſchen mit dem Ural-altaiſchen nachzuweiſen. Dieſer Anſicht tritt auch Chr. Laſſen[4]) bei, und zwar in folgenden Worten, welche bei der Wichtigkeit dieſer Frage einer vollſtändigen Anführung werth ſind: 'Die vergleichende Sprachforſchung', heißt es bei ihm, 'hat die unerwartete Thatſache zu Tage gefördert, daß zwiſchen dem Altai-Tatariſchen, dem Tibetiſchen, dem Chineſiſchen, dem Hinterindiſchen und den zwei Indiſchen Niſchâda-Sprachſtämmen' (d. h. den Sprachen der nichtariſchen Aboriginer) 'eine innere Verwandtſchaft beſteht, d. h.

[1]) ſo nach Laſſen Indiſche Alterthumskunde 1867. I² 463 (= 387¹).
[2]) ſo Fr. Müller Reiſe der Novara. Ling. Th. 74.
[3]) Bd. I². 462 = 387¹.
[4]) ebdſ. 463.

eine solche, die sich vorherrschend in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Sprachen kund gibt. Dabei fehlt es nicht an Uebereinstimmungen in Wörtern und Formen u. s. w.' Andre deutsche Forscher haben es nicht gewagt, so wesentlich verschiedene Sprachen mit dem Ural-altaischen enger zu vereinigen. Richard Lepsius hat in seinem Standard Alphabet 1863, obgleich er die dravidischen zu ihnen gesellt, doch die einsylbigen besonders gestellt und von diesen selbst die tibetische abgesondert (vgl. jedoch weiterhin seine eignen Worte). Der ausgezeichnete, in der That aber vielleicht etwas zu bedenkliche Sprachforscher H. C. von der Gabelentz, einer der allergenauesten Kenner der hier in Betracht kommenden Sprachen, insbesondre der ural-altaischen selbst, welche den Kern bilden, von wo aus diese Frage zu schlichten ist, wagt nicht einmal die hinterindische Sprache der Kassia einer andern Gruppe zuzuweisen. Nachdem er in seiner trefflichen Behandlung derselben[1]) einige Aehnlichkeiten mit dem Chinesischen und Hinterindischen hervorgehoben hat[2]), fährt er fort: 'Diese Uebereinstimmungen sind jedenfalls zu wenig und zu zweifelhaft, um daraus ein Verwandtschaftsverhältniß herzuleiten. Wir werden daher vor der Hand das Kassia gleich manchen andern Gebirgsmundarten als eine, jeder näheren Verwandtschaft entbehrende Sprache zu betrachten haben'.

Ueber diese Sprachen im Allgemeinen findet man manches Beachtenswerthe in M. Müller's Brief und sporadisch bei Pott, Steinthal u. aa. Sprachforschern. Von A. Boller ist eine Abhandlung über die Präfixe mit vokalischem und gutturalem Anlaute in den einsilbigen Sprachen in der Wiener Akademie 1868, Okt. 7. vorgetragen, doch kenne ich sie erst aus einer kurzen Inhaltsangabe.

---

[1]) 'Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache' in 'Berichte . . . der kön. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl.' X. 1858.

[2]) a. a. O. S. 5.

Unterſuchungen über den älteren Zuſtand des Chineſiſchen hat der ſchon erwähnte Edkins in einem mir nicht zugänglichen Aufſatz[1]) angeſtellt (1856?), in welchem er zu zeigen verſucht, daß in deſſen heutigem Zuſtand 'eine durch gewaltſame geſchichtliche Einwirkungen nivellirte Lautſtufe vor uns liege, in höherem Grade abgeſchliffen, als wie etwa das dem Lateiniſchen gegenüber ſo . . . homophoniſche Franzöſiſch ſie zeigt'[2]). Derartige Unterſuchungen gibt auch Rich. Lepſius in ſeinen intereſſanten Abhandlungen 'Ueber chineſiſche und tibetiſche Lautverhältniſſe und über die Umſchrift jener Sprachen' 1861[3]), in denen er nachzuweiſen verſucht, 'daß wir die einſilbigen Sprachen überhaupt, und die Chineſiſche im Beſonderen vom Standpunkte der Lautlehre aus, nicht' (im Gegenſatze zu der früher und auch jetzt noch vielfach ja vorwaltend herrſchenden Anſicht) 'als embryoniſche unentwickelte Urſprachen, ſondern als herabgekommene verſtümmelte Sprachen anzuſehen haben, welche einſt den nördlichen und weſtlichen Sprachen Aſiens ungleich näher ſtanden als jetzt'[4]). Weſentlich dieſelbe Anſicht ſucht von einem andern Geſichtspunkt aus Fr. Müller[5]) zu begründen: 'Die Einſilbigkeit des Chineſiſchen', heißt es bei ihm, 'iſt nicht Zeichen primitiver Anlage, ſondern höherer Entwickelung' (ungefähr wie das hoch entwickelte Engliſch die Neigung zeigt, ſich aus ſeiner vielſilbigen Vorſtufe zu einer einſilbigen umzugeſtalten). Dieſe, wie andre allgemeinere Fragen können eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Beantwortung erſt von einer tieferen Durchforſchung und methodiſchen Vergleichung aller in Betracht kommenden Sprachgruppen erhoffen.

---

[1]) 'On the ancient Chinese pronunciation' in den Transactions of the Society of Hong-kong. III. 51. 1856 (?).

[2]) ſ. Zeitſchr. d. D. Morg. Geſ. XI. 275. 1857.

[3]) In den Abhandlungen der Berliner Akademie.

[4]) a. a. O. S. 472.

[5]) In 'Orient und Occident' III. 424—429.

1. Chinesisch.

Zur Kenntniß chinesischer Schriften im Allgemeinen tragen die Kataloge der in der Berliner Bibliothek befindlichen von J. v. Klaproth 1822 und W. Schott 1840, so wie der in der Wiener von Stephan Endlicher 1837[1]) bei[2]). Ueber Sinologen und deren Thätigkeit hat K. Fr. Neumann in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. I. II. IV. Mittheilungen gemacht.

Ueber die Chinesische Sprache im Allgemeinen haben W. Schott 1826, E. Rautenbach 1835, F. Helmke 1840, insbesondre (wie S. 528 erwähnt) W. v. Humboldt 1827 und Plath 1861 ('Die Tonsprache der alten Chinesen') gehandelt. Ueber die neuesten Leistungen auf dem Gebiet der chinesischen Grammatik und Lexikographie A. Pfizmaier 1867.

Chinesische Grammatiken haben St. Endlicher 1845, W. Schott 1857 (Beiträge dazu 1867), W. Lobscheid in englischer Sprache 1864 veröffentlicht. Zur Grammatik mehreres Gützlaff 1842; Lepsius' Abhandlung über die Laute 1861 ist schon oben erwähnt.

Ueber zweckmäßige Einrichtung eines vollständigen Wörterbuchs hat H. Brockhaus (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VI. 532) 1852 Vorschläge gemacht, deren Ausführung das Studium dieser von mannigfachen Gesichtspunkten aus so sehr wichtigen Sprache, welches in Deutschland noch sehr darnieder liegt, nicht wenig zu heben geeignet wäre. Einen Novus et auctus literarum ideographicarum Thesaurus oder collectio omnium literarum sinensium mit Beifügung des Japanischen hat Ph. Fr. v. Siebold 1834, das 'Buch von tausend Wörtern' 1833 und J. Hoffmann 1841 herausgegeben. Von einem Englisch-Chinesischen Wörterbuch von Lobscheid waren 1868 schon drei

[1]) In 'Chinesische und Japanische Münzen'.

[2]) Andreae und Geiger Bibliotheca sinologica 1864 ist mir nicht zugänglich.

Bände erſchienen. Ein Supplement zu Glemona's Lexikon hat J. v. Klaproth 1819, ein Vocabularium W. Schott 1844 veröffentlicht. Chineſiſche Etymologieen verſuchte G. O. Piper in dem Jahresbericht der D. Morg. Geſ. 1846 S. 260 und in deren Zeitſchr. IV. Wörter aus den Dialekten führt J. v. Klaproth in ſeiner Asia polyglotta auf.

Sammlungen von Phraſen und Leſeübungen im Dialekt von Canton hat W. Lobſcheid 1864 und 1867 herausgegeben.

Ueber Metrik hat W. Schott 1857 eine Abhandlung und 1853 den 'Entwurf einer Beſchreibung der chineſiſchen Literatur' veröffentlicht.

Ueberſetzungen chineſiſcher Werke nach dem Grundtext oder aus andern Sprachen haben J. v. Klaproth, W. Schott, K. Fr. Neumann, J. Mohl, H. Kurz, J. Cramer, G. O. Piper, Gützlaff, A. Pfizmaier und Plath verfaßt. Eine poetiſche Bearbeitung des Chineſiſchen Liederbuchs, des Schi-king, verdanken wir Fr. Rückert 1833. Ueber Confucius Leben hat Plath (1863. 1867) geſchrieben. Ueber chineſiſche Naturwiſſenſchaft findet ſich Bemerkenswerthes in einer Abhandlung von W. Schott 'Topographie der Produkte China's' 1842. Um Chineſiſche Geſchichte, insbeſondre die älteſte, hat ſich Plath in mehreren Abhandlungen (z. B. 1861. 1866. 1867) Verdienſte erworben. Auch Gützlaff, Schott, Neumann, Pfizmaier haben vieles darauf bezügliche veröffentlicht. Ueber die Zeitrechnung der Chineſen hat Ideler eine Abhandlung in den Schriften der Berliner Akademie 1839 erſcheinen laſſen.

Mit chineſiſchen Inſchriften haben ſich Klaproth 1811; H. C. von der Gabelentz 1862 beſchäftigt; mit Münzen Endlicher 1837, Pfizmaier 1861.

2. Hinterindische Sprachen.

In Bezug auf Kunde von Hinterindien überhaupt und seiner Sprachen im Allgemeinen ist das Reisewerk von Adolf Bastian[1]) und mehrere Abhandlungen desselben im Ausland, der Zeitschrift der Ges. für Erdkunde und sonst von Bedeutung. Für die Sprachen insbesondre M. Müller's mehrfach erwähnter Brief, in welchem auch diese dem turanischen Kreise zugewiesen werden, ferner Lassen in der 'Indischen Alterthumskunde' I². 539 ff., W. v. Humboldt 'Einleitung zu dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' CCCLXVIII.'; endlich eine Abhandlung von W. Schott 'Ueber die sogenannten indo-chinesischen Sprachen, insbesondre das Siamesische' 1857. Einen Aufsatz über die indo-chinesischen Alphabete hat A. Bastian in Journal der Royal Asiatic Society 1867 veröffentlicht. Für die einzelnen Sprachen ist von deutscher Seite bis jetzt wenig geschehen.

Ueber das Siamesische oder Thaï handelt im Allgemeinen Schott in der schon angeführten Abhandlung und in einer über die Cassia-Sprache 1859. Ueber die siamesischen Laut- und Tonaccente hat A. Bastian einen sehr werthvollen Aufsatz in den Monatsberichten der Berl. Akad. der Wiss. 1867 veröffentlicht.

Für das Birmanische, Myamma, hat A. A. E. Schleiermacher (gest. 1858) eine Grammatik abgefaßt, 1835[2]). Ueber dessen Literatur A. Bastian einen Aufsatz in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XVII; 1863.

Was Annam betrifft, so hat W. Schott über annamitische Sprache und Schrift 1855 eine Abhandlung erscheinen lassen.

Am günstigsten sind die Kassia bedacht worden. Für deren Sprache besitzen wir, wie schon bemerkt, eine treffliche Grammatik

[1]) Die Völker des östlichen Asien, bis jetzt 4 Bände 1866—1868, die Geschichte der Indochinesen und Reisen in Birma, Siam und Kambodja enthaltend.

[2]) Erschienen in seiner Schrift De l'influence de l'écriture sur le langage.

mit Wörterbuch von H. C. von der Gabelentz 1858, und eine Abhandlung von W. Schott 1859.

3. Tibetisch.

Auf dem Gebiete dieser Sprache ist die Thätigkeit unsrer Landsleute — im Gegensatz zu dem der letzterwähnten — eine überaus ehrenwerthe. J. J. Schmidt und A. Schiefner haben sich durch grammatische und lexikalische Arbeiten, Ausgaben und Uebersetzungen von tibetischen Werken, Abhandlungen über den Buddhismus, welcher hier nicht bloß wie in Hinterindien, Ceylon und Japan, die herrschende Religion ward, sondern sich auch der weltlichen Herrschaft bemächtigte, unter allen, die sich mit Tibetischem beschäftigt haben, die größten Verdienste erworben. Ihnen schließen sich Schroeter, Jäschke und Schlagintweit an.

Was Cataloge tibetischer Werke betrifft, so hat Schmidt 1845 den Index des Kandjur zum Druck besorgt und 1846 im Verein mit O. Böhtlingk ein Verzeichniß der tibetischen Handschriften und Holzdrucke im Asiatischen Museum zu St. Petersburg (im Bulletin der Ak. d. Wiss. IV. 81. 1848) veröffentlicht. Nachträge dazu hat A. Schiefner 1848 geliefert.

Eine tibetische Grammatik hat J. J. Schmidt 1839 herausgegeben; dann auch eine Abhandlung über Eigenthümlichkeiten der tibetischen Sprache und Schrift, so wie eine über den Ursprung der letzteren. Eine englisch geschriebene Grammatik hat H. A. Jäschke 1868 veröffentlicht; außerdem einen, insbesondre für die Geschichte der tibetischen Sprache sehr beachtenswerthen Aufsatz über die Phonetik derselben in den Monatsberichten der Berl. Akad. 1867 S. 148—182. Ausgezeichnete Beiträge zur tieferen Kenntniß des Tibetischen hat A. Schiefner in dem Bulletin der Petersb. Akad. geliefert; insbesondre über die stummen Buchstaben, tibetische Lautlehre, den Artikel, eine Art Composita u. aa. (in Bd. VIII u. XV). Die Abhandlung von R. Lepsius über tibetische Lautverhältnisse 1861 ist schon oben erwähnt.

Ein englisch abgefaßtes Lexikon hat F. Ch. G. Schroeter 1826, ein deutsches J. J. Schmidt 1841 und wiederum ein englisches Jäschke 1868 veröffentlicht. Das von A. Schiefner 1859 mit einem Vorwort herausgegebene Sanskrit-Tibetisch-Mongolische Wörterverzeichniß ist schon oben S. 744 erwähnt.

Was Ausgaben und Uebersetzungen betrifft, so hat J. J. Schmidt 1836 die tibetische Uebersetzung einer sanskrit-buddhistischen Schrift deutsch mit einer Abhandlung veröffentlicht, so wie 1848 Text und deutsche Uebersetzung einer höchst werthvollen tibetischen Sammlung von Erzählungen 'der Weise und der Thor', wozu A. Schiefner 1852 Nachträge geliefert hat. Außerdem sind in seinen Abhandlungen über den tibetischen und mongolischen Buddhismus, in seinen Forschungen im Gebiete der älteren religiösen ... Bildungsgeschichte der Völker Mittel-Asiens u. s. w. 1824 und sonst viele Mittheilungen aus tibetischen Werken enthalten. A. Schiefner verdanken wir die Ausgabe und deutsche Uebertragung der tibetischen Uebersetzung eines Sanskritgedichts (Vimalapraçnottararatnamâlâ)[1]) 1858, so wie die Ausgabe des Textes von Târanâtha's Geschichte der Verbreitung des Buddhismus in Indien 1868, deren deutsche Uebersetzung bald folgen wird; dann eine deutsche Uebersetzung einer tibetischen Lebensbeschreibung des Stifters des Buddhismus 1849; ebenso des buddhistischen Sûtra der zwei und vierzig Sätze; ferner einen Aufsatz über die logischen und grammatischen Werke des Tandjur 1847 u. aa. Von Em. Schlagintweit ist der Text eines Beichtgebets mit Uebersetzung und Anmerkungen mitgetheilt (in den Sitzungsber. der bayer. Akad. 1863); ferner eine Inschrift 1864; außerdem hat er ein sehr brauchbares Werk über den Buddhismus in Tibet 1863 (englisch) und eine Abhandlung 'Die Könige in Tibet von der Entstehung königlicher Macht in Yârlung bis zum Erlöschen in Ladák (Mitte des 1. Jahrhunderts

[1]) vgl. A. Weber in den Monatsber. d. Berl. Ak. 1868, S. 92—117.

v. Chr. bis 1834 n. Chr.) 1866 veröffentlicht. Von Köppen iſt eine Abhandlung über Tibet und den Lamaismus bis zur Zeit der Mongolenherrſchaft 1859 erſchienen und ſeine Arbeiten über den Buddhismus ſind insbeſondre für Tibet von Bedeutung.

XVIII.

Vereinzelt ſtehende Sprachen und Sprachgruppen.

Baſkiſch; Jeniſſei-Oſtjakiſch; Jukaghiriſch; Tſchuktſchiſch; Ainu; Koreu; Kaukaſiſche Sprachen; Singhaleſiſch.

Ehe wir die alte Welt verlaſſen, haben wir noch deutſche Arbeiten in Bezug auf einige Sprachen zu erwähnen, bei denen es noch nicht mit Sicherheit gelungen iſt, ſie einem größeren Sprachſtamm anzuſchließen, theils freilich vielleicht nur in Folge von Mangel an hinreichenden Hülfsmitteln zu, oder umfaſſender und eindringender Thätigkeit in der tieferen Erforſchung derſelben.

Aus Europa gehört hieher nur die Baskiſche (Baskiſche) Sprache. Schon Arndt (Ueber die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen 1819) ſtellt ſie zu den finniſchen und ſamojediſchen Sprachen, nimmt alſo Verwandtſchaft mit den Uralaltaiſchen an. Auch M. Müller geſellt ſie in ſeinem mehrfach hervorgehobenen Briefe zu den turaniſchen Sprachen und dieſe Anſicht zählt insbeſondre außer Deutſchland manche Anhänger. In Deutſchland dagegen haben ſelbſt jetzt noch die bedeutenderen Sprachforſcher, wie Pott[1]), L. Diefenbach[2]), R. Lepſius[3]) nicht gewagt, die Baskiſche Sprache mit einem der bisher bekannten Stämme zu verbinden. — Die Arbeiten von W. v. Humboldt über dieſelbe haben wir ſchon oben (S. 519) erwähnt. Hier haben wir noch das treffliche Werk von K. A. F. Mahn 'Denk-

[1]) In ſeiner faſt jüngſten Arbeit 'Die Sprachverſchiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewieſen' S. 4 und insbeſondre 9.

[2]) In ſeinen Origines Europeae 1861 und Vorſchule der Völkerkunde 1864.

[3]) In ſeinem Standard Alphabet 1863.

mäler der Baskischen Sprache. Mit einer Einleitung über das Studium derselben', welche zugleich ihre Beschreibung und Charakteristik enthält, 1857, hervorzuheben.

In dem großen Asien finden sich natürlich mehrere vereinzelt stehende Sprachen; allein auch hier ist ihre Zahl und ihr Umfang verhältnißmäßig äußerst gering; nur möge man nicht schon daraus schließen, daß sie sich aus größeren Stämmen bis zu solcher Unkenntlichkeit ihres Zusammenhangs mit ihnen besondert hätten. Vielmehr zeigt die äußere Geschichte der Sprachen im großen Ganzen, daß die Verbreitung derselben über weite Flächenräume — neben brutaler Ausrottung — nicht am wenigsten durch friedliche Absorption von solchen geschah und geschieht, die ihnen mehr oder weniger, ja oft ganz fremd waren. Der Mensch, ein wesentlich geselliges Geschöpf, ist mehr, als man gewöhnlich glaubt, geneigt, seine Sprache derjenigen insbesondre zu opfern, mit welcher er in einem staatlichen oder socialen Verhältniß steht. So mögen durch Feindschaft und Freundschaft, Krieg und Friede im Lauf der Geschichte schon unzählige Sprachen untergegangen sein, von denen kaum wenige Reste in diejenigen übergegangen sind, von welchen sie verschlungen wurden — ganz in derselben Weise, wie wir es an den spärlichen Resten der celtischen Sprachen, des Baskischen, Lettischen, Litauischen, vieler Sprachen der neuen Welt u. s. w. vor sich gehen sehen und unsre Nachkommen vielleicht am Polnischen erleben werden. Natürlich können sich unter mehr oder weniger günstigen Umständen auch derartige alte Sprachen in kleinerem oder größerem Umfang erhalten, grade wie das, erst jetzt rascher hinschwindende, Baskische so viele sprachliche Transformationen Spaniens überdauert hat — und es ist demgemäß schon an und für sich keineswegs unstatthaft in den unclassificirbaren Sprachen Ursprachen oder Reste derselben zu erblicken, eine Annahme, welche z. B. bei den Caucasischen sich mit vieler Wahrscheinlichkeit auch geschichtlich begründen läßt.

1. Der Art ſcheint die Sprache der Jeniſſei-Oſtjaken zu ſein, eines jetzt kaum aus tauſend tributpflichtigen Perſonen beſtehenden Stammes, in Sibirien zwiſchen den Städten Jeniſſeisk und Turuchansk. Von ihnen bemerkt Caſtrén (in ſeinen ethnologiſchen Vorleſungen über die altaiſchen Völker S. 87): Sie 'bilden vielleicht einen Reſt eines größeren Volksſtammes, der ſich früher in Hochaſien aufhielt und dann während der gefährlichen Kriege und Verheerungen, welchen dieſes Land unterworfen war, vernichtet wurde'. Weiterhin heißt es alsdann: 'Zu demſelben Stamm . . . gehörten urſprünglich auch die Arinen oder Arinzen und Aſſanen, welche die ſajaniſchen Steppen bewohnen und nun Tataren oder vielmehr Türken ſind. Hieher gehört ferner auch ein Stamm, den ältere Schriftſteller Kotten genannt haben, der in ſpäterer Zeit aber in Vergeſſenheit gerathen war, bis ich auf meiner Reiſe in Sibirien fünf noch lebende Individuen dieſes Volkes auffand, welche . . . am Agul . . . lebten. Dieſe fünf Perſonen waren überein gekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo ſie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollen, theils aus Liebe zu derſelben, theils auch . . . weil Sibiriens Eingeborne . . . geringere Abgaben als die Ruſſen zahlen. An dieſe . . . haben ſich ſpäter einige von den Kotten abſtammende Familien angeſchloſſen, welche bereits ihre Mutterſprache vergeſſen haben und Ruſſen geworden ſind. Indeſſen liegt es auch dieſen gegenwärtig ſehr am Herzen, ſowohl ſich ſelbſt als ihren Kindern die kottiſche Sprache beizubringen und es iſt möglich, daß die kleine Colonie noch lange ihre Nationalität, welche bereits als erloſchen angeſehen wurde, erhalten werde'.

Von der Grammatik des Jeniſſei-Oſtjakiſchen und Kottiſchen fand ſich im Nachlaſſe Caſtrén's ein Entwurf, welchen mit einer ſehr lehrreichen Vorrede auszuſtatten und mit Wörterverzeichniſſen aus beiden Sprachen herauszugeben ſich A. Schiefner das Verdienſt erworben hat 1858. Bei der Neigung, faſt alle Sprachen mit den ural-altaiſchen in Verbindung zu ſetzen, welche grade

jetzt so viele Sprachforscher beherrscht, hält es der Verfasser dieser Geschichte für nicht undienlich, Schiefner's Worte aus der Vorrede S. XIX über 'das Proteus-artige Verbum' dieser Sprache hieherzusetzen: 'das uns wohl daran erinnert', wie es bei ihm heißt, 'daß wir es mit keiner Sprache zu thun haben, welche zu dem altaischen Stamme in näherer Beziehung wäre. Solche Veränderung stammhafter Vocale, solche Umgestaltung des Anlauts selbst durch äußerlich Herantretendes ist auf altaischem Sprachgebiet unbekannt'.

2. Ganz im Norden Asiens finden wir ferner einen kleinen Stamm, die Jukaghiren (575 männliche Seelen nach Köppen, 'Rußlands Gesammtbevölkerung' S. 217), über deren Sprache A. Schiefner 1/13. April 1859 einen Aufsatz (in dem Bulletin der Petersb. Akad.) veröffentlichte (Sprachprobe, Wörterverzeichniß und Grammatisches), an dessen Schluß er bemerkt, daß 'das bisher vorliegende Material zu gering ist, um zu irgend einem Schluß auf Verwandtschaft mit den bisher bekannten Sprachen Sibiriens zu berechtigen'.

3. Weiter östlich haben wir die Tschuktschen, zwei unter demselben Namen begriffene benachbarte Völker, die ganz verschiedenen Sprachgruppen angehören und nach ihrer Lebensweise in seßhafte und nomadisirende geschieden werden. Die erstren, die sich selbst Namollen nennen, gehören zu den Eskimo's. Die letzteren sind den Korjaken auf's nächste und weiter den Kamtschadalen verwandt. Eine eingehende Abhandlung über ihre Sprache und deren Verhältniß zum Korjakischen hat L. Radloff 1860 in den Mémoires der Petersb. Akad. Sér. VII. T. III. Nr. 10 geliefert, in welcher auch das Verhältniß zum Kamtschadalischen behandelt und Sprachproben mitgetheilt werden. Außerdem hat H. Romberg ein tschuktschisches Wörterverzeichniß 1860 in Erman's Archiv veröffentlicht.

4. Ueber die Sprache und Poesie der Aino auf den Inseln Jesso, Sachalni, Iturup und Urup (Kurilen) hat A. Pfizmaier

mehrere Aufſätze in den Sitzungsberichten der phil.-hiſt. Cl. der Wiener Akad. 1849 ff. erſcheinen laſſen; insbeſondre einen über den Bau derſelben 1851 S. 382 ff.

5. Was die Sprache von Korea betrifft, ſo findet ſich einiges über ſie und ihre Schrift, ſo wie ein Wörterverzeichniß, bei Phil. Fr. v. Siebold in ſeinem 'Nippon' II. 10—16 und 29—44; ferner zwei chineſiſche Arbeiten mit Koreaniſcher Ueberſetzung in der Bibliotheca Japonica Bd. 3 und 4. Ein Wörterverzeichniß hat auch Jul. v. Klaproth im Journ. as. 1829 mitgetheilt. Ueber die alten Bewohner Korea's lieferte A. Pfizmaier eine Abhandlung in den Sitzungsber. der Wiener Akad. 1867.

6. Die caucaſiſchen Sprachen. Um die erſte etwas genauere Kunde der caucaſiſchen Sprachen hat ſich Jul. von Klaproth entſchieden große Verdienſte erworben, insbeſondre durch ſeine 'Reiſe in den Kaukaſus und nach Georgien' mit einem Anhang 'über die kaukaſiſchen Sprachen' 1812—1814, durch ſein Tableau historique, géogr. ethnogr. u. ſ. w.' du Caucase 1827 u. a. Eine eigentlich ſprachwiſſenſchaftliche Bearbeitung haben die meiſten bis jetzt bekannteren erſt in neueſter Zeit erhalten und zwar vorzugsweiſe durch A. Schiefner — welcher ſich dabei zum Theil auf ruſſiſch abgefaßte und wenig verbreitete Arbeiten des General Peter von Uſlar ſtützt — und G. Roſen.

Auch die kaukaſiſchen Sprachen wurden früher von Klaproth und Raſk, in neuerer Zeit von M. Müller mit den uralaltaiſchen in Verbindung geſetzt, von letzterem den von ihm als turaniſche bezeichneten 1854 beigeordnet. Eine eindringendere Kenntniß derſelben, wie ſie jedoch erſt durch die Schiefner'ſchen Arbeiten, die im Jahre 1854 begonnen haben, ermöglicht iſt, wird ſich jedoch bei dieſer Anſicht ſchwerlich beruhigen können.

Sie zerfallen in zwei weſentlich verſchiedene Gruppen; die eine umfaßt das Georgiſche ſammt ſeinen Verwandten, die andere alle übrigen bisher etwas genauer bekannten, außer den fremden — türkiſchen und eraniſchen — Eindringlingen. Jene

hat Bopp, wie oben (S. 511 ff.) bemerkt, dem Indogermanischen zu vindiciren gesucht. Gegen ihn, so wie auch gegen M. Müller's Versuch, sie den turanischen unterzuordnen, ist der S. 513 erwähnte Aufsatz von Fr. Müller gerichtet, in welchem er sein schließliches Resultat mit den Worten ausspricht[1]): 'Die kaukasischen Sprachen hängen mit den indogermanischen Sprachen nicht zusammen; sie können aber auch nicht zu dem ural-altaischen Sprachstamme gezählt werden'. Die zweite Gruppe unterscheidet sich — abgesehen von allem anderen — durch eine grammatische Eigenthümlichkeit so sehr von allen übrigen bisher bekannten Sprachen, daß sie schon dadurch eine ganz isolirte Stellung einnimmt. Sie bezeichnet nämlich an den Wörtern nicht das Geschlecht oder analoges was sie haben oder als habend vorgestellt werden — wie z. B. 'Königin' als 'herrschende Frau' oder 'Frau eines Königs', lateinisch luna als etwas weiblich vorgestelltes, regnum als etwas geschlechtloses, hebräisch ji-chtob 'schreiben wird-er', ti-chtob 'schreiben wird-sie' — sondern das Geschlecht oder analoges dessen, worauf sie sich beziehen, z. B. avarisch wo†u 'die Liebe zu einem Manne', jo†u 'die Liebe zu einer Frau', bo†u 'die Liebe, die sich auf ein anderes Wesen oder Ding bezieht'; im Allgemeinen aber heißt die Liebe ro†u, indem r zur Bezeichnung der Mehrzahl angewandt wird, also gewissermaßen 'die Liebe, die sich auf jegliches beziehen kann', d. h. 'Liebe überhaupt'. So ist waqe 'der Hunger des Mannes', jaqe 'der des Weibes'; waći 'die Ankunft des Mannes', jaći 'die der Frau', baći 'die andrer Dinge' und raći 'einer Mehrheit'; beim Verbum ist waća 'komm (o Mann)', jaća 'komm (o Frau)', baća 'komm (o Ding)', raća 'kommet'.

Der Verfasser dieser Geschichte wagt demgemäß weder die eine noch die andre dieser Gruppen mit irgend einem andern Sprachstamm in nähere Verbindung zu bringen und hat dafür

---

[1]) Orient und Occident 1864. II. 535.

auch die Autorität von R. Lepſius für ſich, welcher ſie in ſeinem Standard Alphabet ebenfalls zu den iſolirt ſtehenden rechnet.

A. Was die erſte Gruppe betrifft, welche man die georgiſche oder iberiſche zu nennen pflegt, ſo iſt die hervorragendſte unter deren Sprachen das Georgiſche ſelbſt, welches ſchon wegen ſeiner alten Literatur größere Beachtung verdiente, als es bis jetzt in Deutſchland gefunden hat. Ein Wörterverzeichniß deſſelben hat J. v. Klaproth 1827 veröffentlicht.

Ueber das zu dieſer Gruppe gehörige Mingreliſche und Suaniſche findet ſich eine Abhandlung von G. Roſen in ſeiner Oſſetiſchen Sprachlehre, 1845. Ueber jenes auch eine von J. v. Klaproth im Journal Asiatique 1829. Die ebenfalls hieher gehörige Sprache der Lazen hat G. Roſen 1844 behandelt; darüber ſchrieb auch Bopp in den Monatsber. d. Berl. Akad. 1843 und in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1844. Okt.

B. Was die zweite Gruppe betrifft, welche man wohl, da viele Namen der Völkerſchaften, welche ſie ſprechen, mit den bei den Claſſikern und ſonſt aus dem Alterthum überlieferten eng zuſammenhängen, die der Caucaſiſchen Aboriginer nennen dürfte, ſo iſt das Avariſche von A. Schiefner grammatiſch und lexikaliſch bearbeitet und zugleich mit Sprachproben ausgeſtattet 1862. Ueber die Artſchi-Sprache findet ſich eine Mittheilung deſſelben in Bezug auf Peter von Uslar's Forſchungen im Bulletin der Petersb. Akad. 4/16. Dec. 1863. Eben ſo hat er 1866 einen 'Ausführlichen Bericht über des Baron P. von Uslar's Kaſikumükiſche Studien veröffentlicht (grammatiſch, lexikaliſch und ebenfalls mit Sprachproben). Einen 'Verſuch über die Sprache der Uden' hat er 1863 erſcheinen laſſen; einen eben ſolchen über die der Thuſch zuerſt 1854 im Bulletin der Akad., dann 1856 einen umfaſſenderen; ebenſo über die der Tſchetſchenzen 1864 'Tſchetſchenziſche Studien'; endlich über die der

Abchasen 1863 einen 'Ausführlichen Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar Abchasische Studien'. Ueber die Sprache der letzteren handelte auch G. Rosen in der erwähnten Ossetischen Sprachlehre. Für das Tscherkessische hat H. C. von der Gabelentz eine kurze Grammatik (in Höfer's Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Spr. III), L. Löwe ein Lexikon in englischer Sprache 1854 geliefert.

7. Sprache von Ceylon (Singhalesisch). Auch die Sprache der Urbevölkerung Ceylons (Elu) sehen wir uns genöthigt, für jetzt noch isolirt zu stellen. Rask hielt sie irrigerweise für eine Verwandte der südindischen Aboriginersprachen, d. h. für dravidisch[1]); M. Müller stellt sie in den Suggestions[2]) sogar zu den Töchtern des Sanskrit, wohin sie aber entschieden nicht zu rechnen ist. Lassen glaubt sie den malayo-polynesischen zuzählen zu dürfen[3]); so viel aber auch äußerlich für diese Annahme zu sprechen scheint, so erhält sie doch — was allein entscheiden könnte — keine Stütze durch sprachliche Uebereinstimmungen. Wir glauben daher, uns Fr. Müller anschließen zu dürfen, welcher sowohl sie als die malayisch-polynesischen Sprachen linguistisch behandelt hat, aber nichts desto weniger das Singhalesische für eine 'selbstständige Sprache' erklärt[4]). Die erwähnte übersichtliche linguistische Behandlung findet sich in dem in der Anmerkung angeführten Werke. Was Geschichte u. s. w. von Ceylon betrifft, so nimmt sie eine bedeutende Stellung in Lassen's Indischer Alterthumskunde ein; auch hat er eine Monographie über sie 1852 veröffentlicht.

---

[1]) Lassen Indische Alterthumskunde I², 239.

[2]) Suggestions . . . in learning the languages of the seat of war. 1854. S. 32.

[3]) Indische Alterthumsk. I², 553 insbes. 557.

[4]) Reise der Novara. Linguistischer Theil S. 203.

XIX.

Malayiſch-polyneſiſcher Sprachſtamm.

Es iſt dieß der unter allen Sprachſtämmen am weiteſten ausgedehnte; er reicht von Madagaſcar im Weſten bis zu der Oſter-Inſel im Oſten, von Neu-Seeland im Süden bis zu den Sandwich-Inſeln im Norden und begreift mit wenigen Ausnahmen alle bis jetzt bekannte Sprachen, welche auf den Inſeln dieſes Bereiches von den Eingebornen gebraucht werden. Die meiſten dieſer Inſulaner ſind treffliche Schiffer und unternehmenden kriegeriſchen Geiſtes, ſo daß das Meer für ſie kein Hinderniß, ſondern die natürlichſte Verbreitungsſtraße bildete. Schon bei der Betrachtung des Humboldt'ſchen Werkes haben wir (S. 551. 552) die drei Claſſen erwähnt, in welche dieſer Sprachſtamm zerfällt: die Malayiſche, Polyneſiſche und Melaneſiſche, und mehrere der zu dieſen gehörigen Sprachen aufgeführt. Auch ihn hat man mit andern Sprachſtämmen in Verbindung zu bringen verſucht; Bopp, wie ſchon S. 511 bemerkt, mit dem indogermaniſchen, M. Müller mit ſeinem turaniſchen, der Erweiterung des uralaltaiſchen. Beide Annahmen, von denen die erſte gar keinen, die zweite wohl nur wenig Anklang fand, bekämpft Fr. Müller in dem oben angeführten Werke S. 271 ff.

Für dieſen Sprachſtamm im Allgemeinen bleibt bis jetzt noch immer das bedeutendſte Werk das oben S. 547 ff. beſprochene Humboldt'ſche mit Einſchluß des von Buſchmann zu Ende geführten vierten Abſchnitts 'Vergleichende Grammatik der Südſee-Sprachen'. Nächſt ihm hat ſich H. C. von der Gabelentz theils durch die zuſammenfaſſende Behandlung der Melaneſiſchen Gruppe, theils durch die zweier Sprachen der Malayiſchen große Verdienſte erworben. Eine überſichtliche Darſtellung dieſes Sprachſtammes, insbeſondre der Polyneſiſchen und Malayiſchen Gruppe, hat Fr. Müller in ſeinem letzterwähnten

Werke S. 269—357 geliefert. Von jener berücksichtigt er insbesondre das Samoa, Tonga, Maori, Rarotonga, Tahiti, Hawaii, Marquesas und gelegentlich das Nukahiwa, Fakaafo u. aa.; von dieser das Tagala, Ybanag, Marianische, Madagassische, Malayische, Javanische, Battak, Mankásarische, Bugis, Dayak und gelegentlich das Menankábau. H. C. von der Gabelentz in seinem ausgezeichneten Werke 'Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malaiisch-polynesischen Sprachen'[1]) behandelt nach vorausgeschickter Einleitung speciell die Fidschisprache, die der Inseln Annakom, Erromango, Tana, Mallikolo, Maré, Lifu, die Dauru-Sprache auf Baladea, die der Inseln Bauro und Guadalcanar, worauf dann die Schlußergebnisse dargelegt werden. Aus ihnen erlaube ich mir folgende Worte des überaus exacten und vorsichtigen Forschers über das Verhältniß dieser Sprachen unter einander und zu den malayo-polynesischen (S. 265) hervorzuheben: 'Neben diesem' (vorher auseinandergesetzten) 'auffallenden Unterschied zwischen den melanesischen und polynesischen Sprachen, gibt es aber, wie wir gesehen haben, doch auch viele Berührungspunkte. Ist der Grund davon in einer späteren Vermischung beider Stämme oder Uebertragung von dem einen auf den andern zu suchen, oder beruht er auf einer Urverwandtschaft? Das sind Fragen, die ich mit Bestimmtheit zu beantworten mir nicht getraue. Abgesehen von der, jedenfalls einer späteren Zeit angehörenden, Vermischung mit polynesischen Elementen, ... zeigen alle melanesischen Sprachen sowohl in einzelnen Wörtern, als besonders in manchen Eigenthümlichkeiten der Grammatik eine so auffallende Uebereinstimmung mit dem Polynesischen, daß der Glaube an eine Urverwandtschaft unwillkürlich an Boden gewinnt. E. Norris (in Prichard's Natural history of man, 4te ed.

---

[1]) In den Abhandlungen der philol.-histor. Cl. der k. sächs. Ges. der Wiss. III. 1861.

Vol. II, p. 432 s.) ſagt, die von ihm verglichenen Proben melaneſiſcher Sprachen ſchienen ihm zu beweiſen, daß ſie mit den übrigen Südſeeſprachen eben ſo verwandt ſeien, wie die germaniſchen mit den ſlaviſchen .... Ohne daß' dieſe 'Vergleichung .... hinſichtlich des Grades der Verwandtſchaft gerade für paſſend zu halten wäre, mag im Weſentlichen obige Anſicht ihre Richtigkeit haben und mindeſtens ſoviel unläugbar feſtſtehen, daß die melaneſiſchen und polyneſiſchen Sprachen mehr mit einander gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen von den andern hervorgehen kann'.

Was einzelne Sprachen dieſer drei Claſſen betrifft, ſo ſind von deutſcher Seite wenige in beſondren Arbeiten erörtert, dieſe wenigen aber faſt durchweg in einer ſehr wiſſenſchaftlichen Weiſe.

Aus der Malayiſchen Claſſe iſt die der Tagaliſchen Gruppe angehörige Sprache von Formoſa von H. C. von der Gabelentz mit gewohnter Meiſterſchaft in einem Aufſatz 'Ueber die formoſaniſche Sprache und ihre Stellung in dem malaiiſchen Sprachſtamm'[1]) vergleichend behandelt. Die Vergleichung erſtreckt ſich auf das Favorlang, Sideiſche, Tagaliſche, Biſayiſche, Pampangiſche, Ilokiſche, Malaiiſche, Javaniſche, Bugis, Dajak, Sundaiſche, Bali, Lampong, Batta, Guaham, Chamori, Eap, Ulea, Satawal und Madagaſſiſche.

Aus der Malayo-Javaniſchen Claſſe iſt das Malayiſche *κατ' ἐξοχήν*, die Sprache von Sumatra, die ſich aber auch auf vielen andren Inſeln und der Halbinſel Malakka feſtgeſetzt und zur Verkehrsſprache im indiſchen Ocean erhoben hat, grammatiſch bearbeitet von A. A. E. Schleiermacher in ſeinem ſchon erwähnten Werke de l'influence de l'écriture ... 1835. — W. v. Humboldt's Werk über die Kawiſprache iſt ſchon oben beſprochen; über indiſche Literatur auf Bali erwähne ich noch einen auf des Holländers Friederich Arbeiten bezüglichen Aufſatz von

[1]) In der Zeitſchr. der Deutſch. Morgenl. Geſ. XIII. 59.

F. Spiegel in der Zeitschr. der D. M. Ges. V. 231 und mache zugleich auf Lassen's 'Ind. Alterthumskunde' IV. 524 ff. aufmerksam. Ueber den Ursprung der Schrift bei den Malayischen Völkern hat Fr. Müller einen Aufsatz in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1865 veröffentlicht; auch eine Abhandlung über die Verbreitung der indischen Schrift, aus welcher die malayische sowohl, als die der dravidischen Völker, der Tibeter u. aa. hervorgegangen ist, in der 'Reise der Novara. Linguistischer Theil'. 1867. Für das Dajak (auf Borneo) haben wir eine linguistische Behandlung von H. C. von der Gabelentz 1852; eine treffliche Grammatik von A. Hardeland 1858 und ein Wörterbuch von demselben 1859; über deren Conjugation einen Aufsatz von dem jüngeren H. G. C. von der Gabelentz 1860[1]).

Aus der polynesischen Classe besitzen wir eine Grammatik mit Wörterbuch der Neu-Seeländischen (Maori-) Sprache von E. Dieffenbach in seinen Travels in New-Zealand 1843[2]); Texte der Maori-Sprache mit Uebersetzung und Erklärung hat Fr. Müller in Steinthal und Lazarus Zeitschrift für Völkerpsychologie veröffentlicht[3]).

Ueber die tahitische Sprache und die der Marquesas hat G. C. E. Buschmann zwei Schriften, die eine Texte liefernd, 1843 veröffentlicht.

Ueber die hawaiische Sprache hat der Dichter A. v. Chamisso 1837 eine Schrift herausgegeben.

XX.

Australische Sprachen.

Diese sind von W. H. J. Bleek in The Library of his Exc. Sir George Grey im Allgemeinen behandelt (Vol. II.)

[1]) In der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIV. 547 ff.
[2]) Bd. II. 326—96.
[3]) Bd. II. 102 ff. 1861.

und ebenfalls in Verbindung mit dem ural-altaiſchen Sprachſtamm geſetzt. Ich erlaube mir darüber das Urtheil von Fr. Müller[1]) hier aufzunehmen: 'Bleek zählt die auſtraliſchen Sprachen zu jenem großen Sprachſtamm, der die tatariſchen und Drâvida-Sprachen umfaſſen ſoll, und zu dem auch in Afrika mehrere Sprachen, wie das Kanuri, Mandingo, Tibu und die Sprachen Amerika's gezählt werden müſſen. Er ſcheint unter dieſem Sprachſtamme nichts anderes als den großen turaniſchen von Max Müller zu meinen[2]). Soll ſich dieſe Verwandtſchaft auf die phyſiologiſche Structur dieſer Sprachen beziehen (in dieſer Beziehung ſind ja faſt alle Sprachen Amerika's einander ſehr ähnlich), ſo haben wir vom Standpunkte der Wiſſenſchaft dagegen nichts einzuwenden; ſoll aber damit mehr als dieſes behauptet, ſoll damit eine Verwandtſchaft dieſer Sprachen unter einander angenommen werden, etwa derart, daß ſie alle nur verſchiedenartige Entwickelungen einer einzigen Urſprache darſtellen, ſo können wir nicht umhin, dieſe Behauptung als eine ungerechtfertigte zu bezeichnen. Ja, wir gehen in unſerer Vorſicht noch weiter, indem wir ſelbſt die Anſicht einer Verwandtſchaft der Auſtraliſchen Sprachen untereinander mit dem größten Mißtrauen betrachten. — Wir können zwar eine gewiſſe gleichartige Anlage, einen einheitlichen Bau in allen Sprachen Auſtraliens nicht abläugnen, können uns aber eben ſo wenig, wie bei den Sprachen Amerika's, wo ja bekanntlich dieſelbe Erſcheinung ſtattfindet, entſchließen, daraus den Schluß auf eine Wurzelverwandtſchaft derſelben abzuleiten. — Um dieß zu thun, müßten wir vor allem anderen die Entwickelung derſelben, die gewiß eine eigenthümliche ſein wird, und vielleicht mit dem Maße andrer gar nicht gemeſſen werden kann, näher kennen und zu dem Zwecke

[1]) Reiſe der Novara. Linguiſtiſcher Theil. S. 243.

[2]) Jedoch, wie wir hinzufügen müſſen, in noch viel größerer Ausdehnung, als bei dieſem.

eine specielle Durchforschung der australischen Dialekte vornehmen, zu der leider heut zu Tage das Material noch mangelt'.

In dem Werke, welchem diese Stelle entnommen ist, hat Fr. Müller (S. 241—266) ein kurzes charakteristisches Bild der australischen Sprachen zu geben versucht, jedoch sich fast ganz auf die Sprache von New South Wales beschränkt.

Was die Thätigkeit Deutscher für einzelne Sprachen Australiens betrifft, so sind mir nur bekannt C. G. Teichelmann und C. W. Schürmann englisch abgefaßte Grammatik sammt Wörterbuch der Eingebornen-Sprache Südaustraliens 1840 und C. W. Schürmann's Wörterbuch und grammatische Regeln der Parnkalla-Sprache an der Westküste des Spencer-Busen 1844 (ebenfalls englisch).

XXI.

Amerikanische Sprachen.

Es ist oben (S. 532 ff.) bemerkt, daß W. v. Humboldt sich längere Zeit vorzugsweise mit den amerikanischen Sprachen beschäftigte und für die Wissenschaft ist es unzweifelhaft kein geringer Verlust, daß es ihm nicht vergönnt war, diese Studien fortzusetzen und die Resultate derselben in seiner tiefsinnigen Weise auszugestalten. Wie bei den malayo-polynesischen Sprachen, so hat auch hier E. Buschmann das durch W. v. Humboldt's Tod unterbrochene Werk kräftig aufgenommen und auf deutschem Boden, so wie bis auf diese Zeit überhaupt, sich um die eindringendere Kunde der amerikanischen Sprachen, speciell eines bedeutenden Theiles derer von Mittel- und Nord-Amerika, die größten Verdienste erworben. Nächst ihm begegnen uns auch hier H. C. von der Gabelentz und Fr. Müller; von neuem L. Radloff; ganz neu, aber mit einer höchst ausgezeichneten Arbeit, S. Kleinschmidt; in sehr ehrenwerther Weise die Natur-

forſcher Karl Ph. Fr. von Martius (geb. 1794, geſt. 1868) und J. J. v. Tſchudi.

Ueber die amerikaniſchen Sprachen im Allgemeinen findet man manche beachtenswerthe Bemerkungen in Alexander und in Wilhelm von Humboldt's[1]) Schriften, ſo wie in denen von Pott, M. Müller und insbeſondre H. Steinthal. Eine zuſammenhängende Ueberſicht derſelben ſcheint von einem 1856 oder 1857 verſtorbenen Deutſchen, Dr. Ludwig in New-York, in einem Werke gegeben zu ſein, welches H. von Müller in ſeinen Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko (I. S. 60) anführt. Danach führt es den Titel: Litterature of American Aboriginal languages und zählt 370 amerikaniſche Urſprachen mit 524 Dialekten auf. Neue Wortſammlungen ſind auch in deutſchen Reiſewerken hinzugetreten, insbeſondre in dem des Prinzen Maximilian von Neuwied, dem von Kruſenſtern und dem der Herren von Spix und von Martius.

Der für die Beurtheilung der amerikaniſchen Sprachen ſo wichtige Streit, ob die Urbevölkerung Amerika's autochthoniſch oder von der alten Welt her eingewandert ſei, iſt auch jetzt noch nicht entſchieden. Fr. von Hellwald 'Die amerikaniſche Völkerwanderung' 1866 hält ſie für Autochthonen, während Martius ihre Einwanderung aus der alten Welt verficht[2]).

In Bezug auf die Einflüſſe aſiatiſcher Cultur, ſpeciell

[1]) Ich erlaube mir des Letzteren Worte aus der Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachſtudium' in Geſ. Werke III. 249 hieher zu ſetzen: 'Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerſchaften bewohnten und durchſtreiften Welttheils, von dem es ſogar zweifelhaft iſt, ob er jemals mit andern in Verbindung geſtanden hat, bieten für dieſen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günſtigen Gegenſtand dar. Man findet dort, wenn man bloß diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten beſitzt, etwa dreißig noch ſo gut als unbekannte Sprachen, die man als eben ſo viele neue Naturſpecies anſehen kann und an welche ſich ſehr viele anreihen laſſen, von denen die Data unvollſtändiger ſind'.

[2]) z. B. in den Gel. Anz. der k. bayer. Ak. d. Wiſſ. 1860 S. 325 ff.

chinesischer, auf die amerikanische ist die Identificirung des chinesischen Fusang mit Mexiko, welche von Paravey (Annales de philosophie chretienne IV, 101 3ème sér.) und C. Fr. Neumann 'Mexiko im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung' (in 'Ausland' 1845 und separat) behauptet wird, von Wichtigkeit. Noch weiter geht G. von Eichthal in seinem Étude sur les origines bouddhiques de la civilisation americaine 1865.

Was die einzelnen Sprachen Amerika's betrifft, so sind wir bei unserm Bestreben, sie kennen zu lernen, wesentlich auf Arbeiten älterer Zeit und Ausländer, insbesondre Spanier, Portugiesen und englischer Amerikaner, angewiesen; doch sind, wie bemerkt, in neuerer Zeit auch mehrere von Deutschen erschienen und nehmen ihre Stelle unter den hervorragendsten ein.

Um mit dem äußersten Norden zu beginnen, so ist die Hauptsprache des Karalischen Sprachstammes, dessen Gebiet sich von Labrador, Grönland und Baffinsland längs der Küste des Nordamerikanischen Festlandes bis zu den Aleuten erstreckt, die Grönländische, von S. Kleinschmidt 1851 in einer ausgezeichneten Weise behandelt. Mehrere andre hat E. Buschmann in seinen Werken über die amerikanischen Sprachen erörtert, bei denen die Aztekische Sprache gewissermaßen den Ausgangspunkt und die sonorischen das Centrum bilden. So insbesondre in dem 1859 (in den Abhandlungen der Berl. Akad. der Wissensch.) erschienenen 'Die Spuren der Aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko, zugleich eine Musterung der Völker und Sprachen des nördlichen Mexiko und der Westküste Nordamerika's von Guadalaxara an bis zum Eismeer', so wie in dem schon 1857 erschienenen 'Die Völker und Sprachen Neu-Mexiko's und der Westseite des britischen Nordamerika's'. Speciell ist von ihm 'Die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen' 1856; 'Der Athapaskische Sprachstamm' 1855. 1856 behandelt und eine systematische Worttafel desselben 1860 gegeben; eben dahin gehört auch die Abhandlung 'Das Apache als eine

Athapaskiſche Sprache erwieſen' 1860. Insbeſondre treten in dem erwähnten Werke 'Ueber die Spuren der Aztekiſchen Sprache' die ſonoriſchen Sprachen hervor, deren beſondre Grammatik, vorzugsweiſe des Tarahumara 1864 von ihm herausgegeben ward und 1866 und 1868 Zuſätze erhielt. Eine Abhandlung über die eben dahin gehörigen Sprachen, Kizh und Netela im ſüdlichen Californien, erſchien in den Abhandl. der Berl. Ak. von 1855; die über die auch zu dieſem Stamm zu zählende Pima iſt ſchon erwähnt; eine Abhandlung 'Ueber die Lautveränderungen der Aztekiſchen Wörter in den ſonoriſchen Sprachen' gehört dem Jahre 1864 an; eine über die Zahlwörter in den ſonoriſchen Sprachen iſt 1867 erſchienen. Um wenigſtens äußerlich eine Ueberſicht über die geſammte Thätigkeit dieſes verdienſtvollen Sprachforſchers auf dieſem Gebiet zu geben, erwähne ich hier ſogleich auch die Abhandlung aus dem Jahre 1852, welche ſich auf die Aztekiſche Sprache ſelbſt bezieht 'Ueber die Aztekiſchen Ortsnamen'.

So ſehr dieſe umfaſſenden Arbeiten verdienten, durch eine Analyſe dem Urtheil und der Würdigung des Leſers näher gebracht zu werden, muß der Verfaſſer dieſer Geſchichte doch für jetzt leider darauf verzichten, hofft aber an einem andern Ort das hier zu verſäumende nachzuholen.

Was Andrer Arbeiten betrifft, ſo hat L. Radloff die Sprache der Kinai, welche man zu dem Athapaskiſchen Stamm rechnet, ſo wie die der Ugalaſchmut und Kaiganen in dem Bulletin der St. Petersb. Ak. hiſt.-phil. Cl. 1857 nr. 17—19; 1858, 1—9 und 20. 21 behandelt.

Eine kurze 'Analyſe und vergleichende Bearbeitung der Algonkin-Sprachen' hat Fr. Müller in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. der Wiſſ. phil.-hiſt. Cl. 1867 geliefert.

Die zu der Familie der Sioux gerechnete Dakota-Sprache hat H. C. von der Gabelentz 1852 grammatiſch bearbeitet.

Ein Wörterverzeichniß der (ſonoriſchen) Pima-Sprache von Emil Kriwitz iſt 1851 in Berghaus Geogr. Jahrbb. mitgetheilt.

In Bezug auf Mittel-Amerika haben wir zu den Arbeiten von Buschmann über das Aztekische aus der von uns berücksichtigten Zeit nur noch eine Grammatik mit Vokabular der Mosquito-Sprache zu fügen[1]).

Bezüglich Süd-Amerika's sind die von C. F. Ph. von Martius in 'Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Brasiliens' Bd. II. 1863 veröffentlichten Glossare zu erwähnen. Sie erstrecken sich über die Tupi-Sprache und verschiedene Dialekte derselben; über die Sprachen der Gès, der Goyatacas, Cren oder Gueren (Botocudisch u. s. w.) u. aa. südamerikanischer Völker.

Ueber die Kiriri-Sprache besitzen wir eine Grammatik von H. C. von der Gabelentz 1852; ein Wörterbuch in J. B. v. Spix und v. Martius Reise in Brasilien II. 615 ff.

Ueber die Kechua-Sprache (auch Quichua; in Peru) hat ein ausführliches Werk, Sprachlehre, viele Sprachproben und Wörterbuch J. J. von Tschudi in zwei Bänden 1853 veröffentlicht. Eine handschriftliche Grammatik aus dem Nachlasse Wilh. von Humboldt's befindet sich auf der Berliner Bibliothek. Ein Wörterbuch in den angeführten 'Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Brasiliens' von v. Martius II. 289 ff.

XXII.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Wäre es möglich, für alle Sprachen der Erde die Sprachstämme nachzuweisen, aus denen sie sich auf genealogischem Wege in demselben Sinn, wie die indogermanischen aus ihrer Grundsprache, entwickelt hätten, wäre ferner die Annahme richtig, daß alle aus einer einzigen Ursprache hervorgegangen seien, dann

[1]) In: 'Bericht über die im Auftrage des Prinzen Carl von Preußen u. s. w. bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Berlin 1843. S. 241—274.

würde die allgemeine Sprachwissenschaft eine, wenn auch sehr schwer auszuführende, doch leicht zu bestimmende Aufgabe sein. Sie würde zur Behandlung der Sprachstämme wesentlich in dasselbe Verhältniß treten, in welchem die von diesen zu der der ihnen untergeordneten Sprachzweige oder Sprachen steht. Aus dem, was sich in den besonderten Sprachstämmen als vor der Trennung entwickeltes gemeinsames Erbgut nachweisen ließe, wäre, wie z. B. bei den indogermanischen die Grundsprache, so hier die Ursprache zu reconstruiren; aus der Durchforschung von dieser und mit Anwendung sonstiger Hülfsmittel dann aufwärts die Entstehung der Ursprache, das hieße der Sprache überhaupt, aus ihrem Verhältniß zu den aus ihr besonderten Sprachstämmen abwärts die Art ihrer Differenziirung zu ermitteln.

Allein beide Voraussetzungen sind überaus zweifelhaft. Ganz abgesehen davon, daß noch viele Sprachen ganz unbekannt, und noch bei weitem mehr nur sehr oberflächlich bekannt sind, so weichen schon einerseits die Sprachforscher in Bezug auf die Classificirung der bisher bekannten von einander ab und sind keinesweges allesammt der Ansicht, daß morphologisch zusammengehörige — wie z. B. die amerikanischen — nothwendig auch in einem genealogischen Verbande stehen müssen. Andrerseits ist aber auch die Abstammung aller Sprachen von einer Ursprache eine Ansicht, welche unter den eigentlichen Sprachforschern nur sehr wenige Vertreter findet.

Die Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft wird daher, wenigstens auf dem jetzigen Standpunkt der Glossologie, auf andre Weise zu bestimmen sein.

Getreu ihrem Beisatz 'allgemeine' ist ihr Augenmerk auf die Sprachen in ihrer Gesammtheit gerichtet, ihre Aufgabe die Untersuchung und wo möglich Lösung der Fragen, die sich in Bezug auf die ihnen gemeinsamen Momente erheben: wie ist die Sprache entstanden, in welcher Art und nach welchen Gesetzen hat sie sich in den verschiednen Sprachstämmen, Sprachzweigen, Sprachen,

Mundarten und Redeweisen zur Erfüllung ihrer Aufgabe befähigt, in welchem Verhältniß stehen ihre Gestaltungen und die Elemente derselben zu einander und zu der Aufgabe oder Idee der Sprache überhaupt, mit einem Worte: was ist ihr Ursprung, ihr Wesen, ihre Entwickelung.

Auch auf diesem Gebiete hat Deutschland in dem von uns betrachteten Zeitraum werthvolle Arbeiten und Beiträge geliefert; doch läßt sich nicht verkennen, daß sie im Ganzen noch mehr, als wenigstens viele besondre Theile der Sprachwissenschaft, die Spuren des Anfangs einer Wissenschaft an sich tragen. Hier ist es, wo sich philosophische und linguistische Anlagen innig vereinigen müssen, um einen gedeihlichen Fortschritt in Aussicht zu stellen. Dieser Vereinigung begegnen wir bis jetzt noch keineswegs in genügendem Maaße. Bei einigen der Männer, welche sich mit den hier in Betracht kommenden allgemeinen Fragen beschäftigt haben, tritt die eine, bei andern die andre zu sehr hervor; in voller Harmonie stehen sie wohl noch bei keinem.

Beiträge dazu haben so ziemlich alle bedeutende Sprachforscher gelegentlich in ihren, wenn gleich speciellen, Arbeiten geliefert, die meisten und wichtigsten W. v. Humboldt, Pott, M. Müller u. aa. Unter denen, die sich in besondren Werken mit dieser Seite der Sprachwissenschaft beschäftigt haben, nimmt eine der hervorragendsten Stellen Heinrich Steinthal ein, ein Mann von großen philosophischen und kritischen Anlagen, scharfer Denkkraft, reichen Kenntnissen im Gebiete der Linguistik und feinem Sprachsinn.

Die Arbeit, welche der Verfasser dieser Geschichte als dessen bedeutendste betrachten zu dürfen glaubt 'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Zweite Bearbeitung seiner Classifikation der Sprachen' 1860 gehört, so wie einiges andre, gerade diesem Gebiete an; außerdem war er in trefflichen Schriften, sowohl in dem der Sprachwissenschaft überhaupt (für deren Geschichte und Verhältniß zu benachbarten Wissenszweigen, s. den

folgenden Abschnitt), als auch für die specielle Sprachenkunde (s. S. 739) thätig; sein Hauptaugenmerk ist hier wie sonst insbesondre auf den Nachweis der verschiedenartigen psychischen Anlagen und Richtungen gewendet, welche auf die Gestaltung der menschlichen Sprache überhaupt und insbesondre ihre Verschiedenartigkeit von Einfluß waren und sind. Zur genaueren Entfaltung dieser Betrachtungsweise und all dessen, was damit zusammenhängt, hat er 1859 in Gemeinschaft mit M. Lazarus eine 'Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft' gegründet, in welcher er und seine Mitarbeiter für die letztere manches ersprießliche geleistet haben. Außerdem hat er auch in aa. Zeitschriften, insbesondre der der D. Morg. Ges., mehrere lesenswerthe Aufsätze veröffentlicht.

Neben Steinthal, wie dieser mehr von der philosophischen Seite ausgehend, erhebt sich L. Geiger, welcher zwar erst den ersten Band eines hieher gehörigen Werkes 'Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft' 1868 veröffentlicht hat und deßhalb noch keine vollständige Würdigung verstattet, dennoch aber schon hier reiche Sprachkenntnisse und eine tiefsinnige eigenthümliche Weise, sie zur Lösung allgemeiner Fragen der Sprachwissenschaft zu benutzen, zu erkennen gibt. Von der linguistischen Seite her haben sich insbesondre H. C. von der Gabelentz und Bindseil auf diesem Gebiete verdient gemacht; beider hieher gehörige Schriften werden wir sehr bald Gelegenheit haben zu erwähnen.

Wenden wir uns jetzt zum Einzelnen. Mit dem Ursprung und der Entwickelung der Sprache beschäftigt sich Hornay 1858 und L. Geiger in dem eben erwähnten Werk. Das 'Leben der Sprache' besprachen A. Boltz, so wie Claudius 1867. Ueber Ursprung und Natur der Sprachen handelte F. G. Bergmann 1837; über das Problem der Sprache und seine Entwickelung Conr. Hermann 1864; Max Oertel über Ton und Sprachbildung in Westermann's Illustrirten Monatsheften 1867. Ueber den Ursprung derselben haben J. Grimm 1851, Göttling in

den 'Ges. Abhandl.' 1863; K. Weinholz 1854, Steinthal 1858 geschrieben; mehr eigenthümlich und im Anschluß an die Darwin'sche Hypothese G. Jäger im 'Ausland' 1867 und W. H. J. Bleek 1868 in einer kleinen von E. Häckel herausgegebenen und eingeleiteten Schrift. Ein Nachzügler, O. F. Kruse, hat 1827 die Frage, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs, wieder aufgeworfen und sich zu Gunsten des letzteren entschieden.

Auch die Frage, ob alle Sprachen aus einer Ursprache hervorgegangen sind, oder auf von einander verschiednen Anfängen beruhen, ist von Neuem hervorgetreten. Von Pet. Fr. Jos. Müller 1815, den Theologen G. Ph. Ch. Kaiser 1840 und Kaulen, zugleich einem ehrenwerthen Sprachkenner, 1861 ist die erstre Ansicht verfochten; ihr neigen sich auch der theologisirende J. Bunsen, der philosophirende Fr. Schmitthenner ('Ursprachlehre' 1826) und manche Sprachkenner, wie M. Müller u. aa. zu. Gegen sie hat Pott das schon oben (S. 579) erwähnte Buch 'Anti-Kaulen u. s. w.' geschrieben. Die Entscheidung der Frage liegt außer dem Kreise der Sprachwissenschaft. Mag diese noch so viel für die eine oder die andre Ansicht beibringen, das entscheidende Wort liegt in der Hand der Naturwissenschaft. Beweist diese, daß die Menschheit nicht von einem Menschenpaar ausging, sondern, wie Göthe sagt, 'zu Dutzenden' zur Welt kam, so fallen alle Momente, welche für den einheitlichen Ursprung der Sprachen beigebracht sein möchten, in Nichts zusammen. Beweist sie dagegen, daß alle Menschen von einem Menschenpaar ihren Anfang genommen haben, dann wird auch die Sprachwissenschaft kaum zu läugnen vermögen, daß auch die Sprachen in letzter Instanz von einer Ursprache stammen, es müßte denn sein, daß sie sich entschlöße, die Sprache als unwesentlich für den Begriff 'Mensch' zu betrachten und zu einer Periode sprachloser Menschen ihre Zuflucht zu nehmen. Uebrigens wird sie schwerlich von ihrer Seite viel zum Erweise einer

Urſprache beizutragen vermögen, wenn gleich ſie eben ſo wenig im Stande ſein wird, das Gegentheil unumſtößlich darzuthun. Denn die menſchlichen Sprachen ſind ſich ſowohl in ihrem phyſiſchen als pſychiſchen Charakter eben ſo ſehr verwandt wie fremd. In Bezug auf dieſe Frage iſt übrigens insbeſondre E. Buſchmann's 'Abhandlung über den Naturlaut' 1852 beachtenswerth; er ſucht viele Aehnlichkeiten in unverwandten Sprachen aus der Annahme zu erklären, daß ſich für manche Begriffe beſtimmte Lautreflexe durch natürliche Verhältniſſe ergeben und daher in größerem oder geringerem Umfange ſich auch in genealogiſch unverwandten Sprachen geltend machen können. Manche ſeiner Annahmen ſind jedoch keineswegs unbedenklich.

Was die Sprachentwickelung betrifft, ſo ſind die conſtitutiven Elemente derſelben einerſeits das phyſiſche: Laut und Ton (Accent), andrerſeits das pſychiſche, welches das ganze Geiſtes- und Gemüthsleben umfaßt.

Eine gründliche phyſiologiſche Behandlung der Laute der menſchlichen Sprache begann bekanntlich erſt mit dem berühmten Phyſiologen Joh. Müller (Handbuch der Phyſiologie II. 1840). Daran reihte ſich eine Fülle trefflicher Arbeiten, unter denen die von Ernſt Brücke (in den Sitzungsber. der Wiener Akad. der Wiſſ. mathem.-naturw. Cl. 1849; 1858; 1859; in der Zeitſchr. für öſterr. Gymnaſ. 1857, insbeſondre aber ſein claſſiſches Werk: 'Grundzüge der Phyſiologie und Syſtematik der Sprachlaute' 1856) und H. Helmholtz ('die Lehre von den Tonempfindungen, als phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik' 1862, insbeſondre wegen der Reſultate ſeiner Unterſuchungen über die Vokale) die hervorragendſte, die von F. H. Du Bois-Raymond ('Kadmos oder allgemeine Alphabetik' 1862), C. L. Merkel ('Phyſiologie der menſchlichen Sprache' 1862), Czermak (in den Sitzungsber. der Wien. Akad. mathem.-naturw. Cl. 1859), Chladni (in Gilbert's Annalen der Phyſik 1824), M. Hauſing (1863) u. aa. eine höchſt ehrenwerthe Stellung einnehmen.

Wenn gleich schon in diesen Werken auch auf die historische Seite der Lautlehre — die Lautentwickelung und Umwandlung in den bekannten Sprachen — mehr oder weniger Rücksicht genommen wurde, so geschah dieß jedoch vorzugsweise in den Arbeiten der Linguisten, die wiederum die der Physiologen nicht unbeachtet ließen. Hier nehmen, wie schon (S. 583) bemerkt, R. von Raumers Arbeiten eine hervorragende Stelle ein. Aber auch die von H. Ernst Bindseil (Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre 1838), H. Hupfeld (1829 in Jahn's Jahrbb.), C. Heyse (in Höfer's Zeitschr. IV.), Schleicher (s. S. 587), M. Rapp (s. S. 594), E. G. Graff, G. Michaelis (Ueber das S. 1863), Herm. Beigel (zur Physiologie der deutschen Sprachelemente 1867) und vor allen R. Lepsius (in seinem Standard Alphabet und den erwähnten Abhandlungen über Schrift und Lautsystem, dann auch Transcription verschiedner Sprachen), so wie von andren in einzelnen Aufsätzen, haben ehrenwerthe Beiträge geliefert.

Ueber den begrifflichen Werth von Lauten — d. h. über die geistige Bedeutung, welche einem Laute an und für sich, z. B. dem i als solchen, entweder überhaupt, oder in bestimmten Sprachkreisen, oder auch nur Sprachen zukommen möchte, so daß er in Folge davon gewissermaßen der lautliche Reflex bestimmter Vorstellungen, Begriffe oder Begriffsmodifikationen wäre — ist seit der Abfassung des platonischen Kratylos bis auf den heutigen Tag zwar mehr Unvernünftiges als Vernünftiges zu Tage gefördert; dennoch verdienten alle Fälle dieser Art, wie z. B. der vokalische Gegensatz in malayisch iki 'dieß dicht nahe', ika 'dieß etwas entfernte', iku 'dieß noch weitere' (vgl. auch Javanisch bei W. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 36); Abchasisch abri, Demonstrativ für nahe, ubri für etwas entferntere Gegenstände (Schiefner Bericht über P. v. Uslar Abchasische Studien § 8); Tumali (Mittel-Afrika) ngi 'ich', ngo 'du', ngu 'er' und vieles aa. in einer besonderen Arbeit gesammelt und genauer erörtert

zu werden, was bis jetzt noch nicht geſchehen iſt[1]). Vereinzelte Bemerkungen oder Behauptungen[2]), welche ſich in Schriften über Phonetik und linguiſtiſchen überhaupt finden, beruhen größtentheils auf dem ſubjectiven Gefühl der Verfaſſer derſelben und ſind bei weitem mehr geeignet, in die Irre, als auf den richtigen Weg zu führen. Hier wie in allen wiſſenſchaftlichen Fragen iſt möglichſte Vollſtändigkeit der für die Entſcheidung erheblichen Thatſachen die einzige Grundlage, welche eine Löſung derſelben in Ausſicht zu ſtellen vermag.

Die pſychiſche Baſis der Sprachentwickelung hat noch keine ſelbſtſtändige Bearbeitung erhalten, doch findet ſich vieles darauf Bezügliche in faſt allen Schriften der bedeutenderen Linguiſten, vorzugsweiſe in denen von H. Steinthal.

---

[1]) Indogermaniſche Formen, wie die Pronominalthemen ama, amu, ami (vgl. amîbhis mit amûbhis, wo û in amu-shmai u. ſ. w. bewahrt iſt); a, i, vielleicht auch u; ka, ki, vielleicht auch ku (Interrogativ) machen es nicht unwahrſcheinlich, daß ähnliche Differenziirung der Bedeutung vermittelſt der Grundvokale a, i, u einſt auch in dieſem Sprachſtamm herrſchte. Das großartige Generaliſationsvermögen der Indogermanen, welches ſie beſtimmte, irrelevante Differenziirungen aufzugeben, oder zu andern Zwecken zu benutzen, dafür aber weſentliche um ſo beſtimmter zu entwickeln, ſcheint auch hier die ſpeciellen Beſtimmungen — ohne Zweifel erſt nach und nach — verwiſcht zu haben; die dadurch identiſch gewordenen Formen erhielten ſich theilweis in den zuerſt fixirten Sprachen, wurden aber in andrer Weiſe benutzt und in den ſpäter fixirten ganz eingebüßt; ama, ami, amu ſind nur mit Sicherheit im Sanſkrit nachweisbar, das erſtre nur in einem Adverb, die beiden andern als Flexionsſtamm der meiſten Caſus des Pronomen adas; u und ku ſind zweifelhaft, da ſie möglicher Weiſe Umwandlungen von va, kva ſein können. — Bezüglich ähnlichen bedeutungsvollen Vokalwechſels in den Dravidiſchen Sprachen vgl. man Caldwell Comparative Grammar of the Dravidian or South-Indian family of language, 1856, S. 510 und insbeſondre 332; ſ. auch M. Müller Turanian languages u. J. Bunſen Christianity III. 329, beſondrer Abdr. 69.

[2]) z. B. die von J. Grimm in 'Urſprung der Sprache': 'Jeder Laut ſei ein reinen natürlichen, im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und ... Anwendung gekommenen Gehalt', ein Satz, der im platoniſchen Kratylos ſtehen könnte, oder vielmehr genau genommen wirklich darin ſteht.

Was die Entwickelung ſelbſt betrifft, ſo tritt als bedeutendſtes Moment die Verſchiedenheit derſelben in den verſchiedenen Sprachſtämmen und ſelbſt Sprachen hervor. Deren Betrachtung und Erklärung iſt von W. v. Humboldt die S. 537 ff. beſprochene Einleitung zu ſeinem Werke über die Kawi-Sprache gewidmet.

Zur Herbeiführung dieſer Verſchiedenheit wirken natürlich vorzugsweiſe innere Gründe — die Verſchiedenheiten, welche in naturgemäß zuſammengehörigen Menſchencomplexen wenigſtens relativ urſprünglich liegen und ſich aus dieſem Kern — phyſiſcher und pſychiſcher Verſchiedenheit — im Laufe der Geſchichte zu ſichtbarem Leben entfalten. Allein auch äußere Momente ſind von Einfluß darauf: Trennung genealogiſch zuſammengehöriger Völker — locale und ſelbſt nur politiſche — Miſchung mehr oder weniger verſchiedener, Berührung in friedlichem und kriegeriſchem Verkehr, Culturentwickelung, Geſtaltung beſtimmter ſocialer Verhältniſſe und anderes führen zu Veränderungen des urſprünglichen Charakters von Sprachen, ja zur Vernichtung theils auf friedlichem (Vertauſchung) theils gewaltſamem Wege (Ausrottung von Volk und Sprache oder der Sprache allein). Dieſe und aa. Momente ſind in den verſchiedenen linguiſtiſchen, philologiſchen und anthropologiſchen Schriften (insbeſondre von Waitz, z. B. 'Anthropologie der Naturvölker' I. 285), welche ſich mit der Sprachverſchiedenheit beſchäftigen, mehr oder weniger berührt; ſo finden ſich z. B. intereſſante Bemerkungen über die Miſchung von Hoch- und Niederdeutſch in W. Grimm's Abh. über Athis und Prophilias 1844; über die in den Caucaſiſchen Sprachen in Schiefner's Abhandlungen über dieſe; über Engliſch, Perſiſch u. aa., welche viel Fremdes aufgenommen haben, in den ſich auf ſie beziehenden Werken; eine ausführlichere Behandlung iſt jedoch nur der, der Einwirkung der Cultur angehörigen, Frage zu Theil geworden: ob die Schrift von Einfluß ſei und zwar von A. A. E. Schleiermacher (De l'influence de l'écriture sur le langage u. ſ. w. 1835), wo dieſe Frage im Allgemeinen verneint wird.

Ueber die zum großen Theil ebenfalls hieher gehörigen Differenziirungen einer und derselben Sprache, welche sich durch sociale Verhältnisse, wie gleichen Rang, Stand, Gewerbe, Thätigkeit, Geschlecht, Gebrauch ergeben, z. B. verschiedene Rangsprachen (in Java), Sprachen verschiedner Stände, wie z. B. in Deutschland der Studenten, Slang und cant in England und ähnliches sonst vielfach, Handelssprache, wissenschaftliche, Verschiedenheit der Frauen- und Männersprache (bei den Karaïben), Verschiedenheiten, die sich durch den Gebrauch ergeben: poetische, prosaische, Unterhaltungssprache u. s. w. ist keine umfassende Arbeit erschienen; doch findet sich vieles hieher gehörige in Schriften von Linguisten, Reisenden und sonst. Besonders behandelt finde ich in neuerer Zeit auf deutschem Boden nur die Sprache der Studenten (z. B. Burschikoses Wörterbuch 1846), ferner Rothwelsch oder Rotwälsch von H. Hoffmann von Fallersleben (1829 in der Schlesischen Monatsschrift und später in Weimarsch. Jahrb. I.), die Gaunersprache (von K. Falkenberg 1818, F. L. A. v. Grolman 1822, Thiele 1842, Rochliß 1846), die Afenische (russische Hausirer-) Sprache von Lor. Diefenbach (in Kuhn und Schleicher Beitr.); die aus dem Gebrauch hervorgebildeten Differenzen findet man in den Schriften über Stil behandelt, auf die wir für jetzt keine Rücksicht nehmen.

Am wichtigsten sind natürlich die Verschiedenheiten, welche sich in den eigentlichen Sprachen und Sprachstämmen, dem allgemeinen Wörtercomplex von Völkern und Volksstämmen, kund geben. Hier drängt sich zunächst die Frage entgegen, ob sich allgemeine Gesichtspunkte finden lassen, denen sich das in ihnen Aehnliche und Verschiedene unterordnet. Daran schließt sich die eben so wichtige, ja zunächst noch wichtigere, ob und nach welchen Principien sie sich ordnen, classificiren lassen. Für sie ist von vielen Seiten her vorgearbeitet und die bedeutendsten Linguisten, insbesondre beide Schlegel (vgl. S. 366), Humboldt (vgl. S. 545) Pott, M. Müller, H. Ewald, Bleek, Lepsius, Fr. Müller u. aa.,

vor allen aber H. Steinthal haben sich auf diesem Gebiet Verdienste erworben. Kennten wir das genealogische Verhältniß aller Sprachen, so würde gewiß Niemand daran zweifeln, daß eine Classifikation nach der Genealogie die wahrhaft naturgemäße sei. Dieses Verhältniß ist uns aber genau fast nur in Bezug auf die Indogermanischen, ziemlich genau bezüglich der Semitischen, viel weniger in Bezug auf einige andre, in Rücksicht auf die bei weitem größte Mehrzahl so gut wie gar nicht oder selbst ganz und gar nicht bekannt. Zwar haben mehrere Sprachforscher, wie M. Müller, H. Ewald u. aa. große und höchst verschiedenartige Sprachkreise, wie die ural-altaischen, malayo-polynesischen, hamitischen, caucasischen, amerikanischen, selbst afrikanische in Verbindung — und zwar, wenigstens einige von ihnen, direkt in genealogische — zu bringen gesucht; speciell haben mehrere eine mehr oder weniger innige Verwandtschaft der indogermanischen mit den semitischen Sprachen angenommen, wie J. von Klaproth, Gesenius, R. v. Raumer, H. Steinthal, Schwartze, Fürst, Delitzsch u. aa. Allein Männer wie Pott, Schleicher, Nöldeke, Fr. Müller u. aa. haben sich gegen diese Versuche, in denen alle Verschiedenheiten zu Gunsten einiger oft nur durch die künstlichsten Wagnisse scheinbar gemachter Aehnlichkeiten übersehen werden, mit sehr triftigen Gründen erklärt. Demgemäß scheint es dem Verfasser dieser Geschichte, zumal da noch so viele Sprachen theils ganz unbekannt, theils nur sehr oberflächlich bekannt sind, jetzt noch unmöglich, dieses natürlichste Princip zur Classifikation aller Sprachen zu verwenden.

Ein mehr künstliches als natürliches hat R. Lepsius in seinem Standard Alphabet 1863 verfolgt; er theilt hier die Sprachen zunächst in literarisch-entwickelte (litterate) und literaturlose (illiterate); jene dann wieder in geschlechtscheidende (Gender languages) und geschlechtlose (no-gender languages). Beide Unterschiede treffen nicht den Charakter der Sprachen, sondern sind wenigstens zum größten Theil historischer Art.

Auch die von Fr. Schlegel angebahnte, von ſeinem Bruder beſtimmter ausgeſprochene Scheidung in iſolirende, agglutinirende und flexiviſche Sprachen, denen W. v. Humboldt die einverleibenden als beſondre Claſſe beigefügt hat (ſ. S. 366 und 545), unterliegt, obgleich vielfach gebilligt, bedeutenden Einwendungen, welche zu einem großen Theile ſchon von W. v. Humboldt ſelbſt und den Bearbeitern ural-altaiſcher Sprachen, wie O. Böhtlingk u. aa., geltend gemacht ſind.

Das einzige Princip, welches den Kern der Frage trifft, iſt wohl die Anordnung der Sprachen nach dem Verhältniß der in ihrem Bau liegenden Fähigkeit zur Erfüllung der Aufgabe, der Idee, der Sprache an und für ſich. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt von H. Steinthal in ſeinem ſchon angeführten Werke: 'Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues' ganz vortreffliches geleiſtet; allein es iſt erſt auf wenige Sprachen angewendet und es läßt ſich nicht verkennen, daß die vollſtändige Durchführung dieſes Princips eine ſo umfaſſende und eindringende Kenntniß und Durchforſchung des Baues aller Sprachen zur Vorausſetzung hat, daß es wohl überaus langer Zeit bedürfen wird, ehe es ſeine volle Anwendung gefunden haben möchte. Manchem dürfte es daher kaum vor andern, z. B. dem genealogiſchen, einen Vorzug zu haben ſcheinen; doch kann der Verfaſſer dieſer Geſchichte nicht umhin, zu bemerken, daß es, wenigſtens ſeiner Anſicht nach, dieſem ſpeciell darin voranſteht, daß es entſchieden einſt ausführungsfähig iſt, während er ſich der Vermuthung nicht verſchließen kann, daß uns für die Erforſchung des genealogiſchen Verhältniſſes aller Sprachen jetzt keine Mittel zu Gebote ſtehen und — da deren Grundlage ganz vorzugsweiſe die Geſchichte iſt — für die Zukunft, wenigſtens im Allgemeinen, bei weitem mehr eine noch größere Abnahme derſelben zu fürchten, als eine Zunahme zu hoffen iſt.

Für jetzt ſcheint es dem Verfaſſer dieſer Geſchichte, als ob die Verſuche, alle Sprachen nach einem Geſichtspunkte zu claſſi-

ficiren, noch ganz aufzugeben sind. Dazu reichen unsre Kenntnisse auch noch nicht entfernt hin. Man wird sich bescheiden müssen, um wenigstens einige Ordnung in die sonst unentwirrbare Masse zu bringen, mehrere zugleich walten zu lassen, wo es möglich ist, den genealogischen, wo nicht, den morphologischen, ja selbst den rein geographischen u. aa.

Was nun die verschiedenartige Entwickelung der Sprachen selbst betrifft, so ist für die Erkenntniß derselben im Allgemeinen Schleicher's Abhandlung 'zur Morphologie der Sprache' 1859 von Bedeutung, interessant M. Müller's on the stratification of language 1868; erwähnenswerth L. Benloew de quelques caractères du langage primitif. 1864. Auch in den Werken, welche sich unter verschiedenen Titeln mit allgemeiner Grammatik beschäftigen, insbesondre von G. W. Roth 1815, Mor. Drechsler 1830, Karl Ferd. Becker (speciell in seinem 'Organism der Sprache' 2. Ausg. 1841 und 'das Wort in seiner organischen Verwandlung' 1833), Städler (Wissenschaft der Gramm. 1833), S. Stern (Lehrbuch der allgemeinen Grammatik) u. aa. findet man, obgleich sie im Ganzen mit der neueren Sprachwissenschaft in geringer Harmonie stehen, noch ein und das andre Brauchbare. Bedeutender ist Conr. Hermann's Philosophische Grammatik 1858; erwähnenswerth auch K. F. Ettler's Spracherörterungen 1826, Hoffmeister's Erörterungen der Grundsätze der Sprachlehre 1830, W. Mohr Dialektik der Sprache 1840.

Was die einzelnen Elemente der Sprache betrifft, so ist die Frage, wie bestimmte Wörter Bezeichnung bestimmter Gegenstände geworden sind, bisher keiner umfassenden Untersuchung unterworfen, wohl aber sind von diesem Gesichtspunkte aus die Namen von einzelnen Classen von Dingen, Vorstellungen u. s. w. erwogen; dahin gehört vorzugsweise Pott's Werk 'Die Personennamen, insbesondre die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen' 1853. Ueberhaupt sind

die Eigennamen in neuerer Zeit mit großer Vorliebe untersucht, jedoch mehr von speciellen Standpunkten einzelner Sprachen, wo die wichtigsten Arbeiten dieser Art angeführt sind[1]). Etwas allgemeinerer Art sind einige von J. Grimm ('Frauennamen aus Blumen' 1852. 'Namen des Donners' 1853), C. F. A. Mahn (Geographische Namen 1850—59), Panofka (Einfluß der Gottheiten auf Ortsnamen 1841).

Pott verdanken wir ferner ausgezeichnete, wenn auch nicht erschöpfende, Untersuchungen über die Entstehung von Zahlwörtern in 'Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile' 1847. Ueber die der indogermanischen und semitischen hat L. Benloew 1861 eine Schrift (französisch) erscheinen lassen.

Die Namen andrer Classen von Dingen: Thieren, Naturwissenschaftlichen Gegenständen, Werkzeugen u. aa. sind gelegentlich theils von Pott, theils aa., nie jedoch in einer alle zugängliche Sprachen umfassenden und tief genug eindringenden Weise behandelt.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Sprachen bildet bekanntlich der Umstand, daß in den meisten die Wörter in verschiedne Classen zerfallen, welche bei gleicher Begriffsmodifikation durch ganz oder wesentlich gleiche Elemente ihres Lautcomplexes gekennzeichnet sind. Diese Sprachen haben sprachliche Kategorien geformt, unter welche sich mit mehr oder weniger Sicherheit im Einzelnen ihr ganzer Wortschatz vertheilen läßt; man kann sie daher geformte Sprachen nennen. In denen, wo dieses nicht der Fall ist, bilden alle Wörter eine ungeschiedene Masse; eine formative Analogie, durch welche sie in zusammengehörige Abtheilungen zerfällt werden könnten, existirt nicht; diese Sprachen haben keine sprachlichen Kategorien geformt, können daher im Gegensatz

[1]) Hieher gehört auch eine mir erst vor wenigen Tagen zugekommene kleine Schrift von Leo Meyer 'Ueber die Familiennamen in Dorpat.'

zu jenen ungeformte heißen. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf die oben (insbeſondre S. 545) gegebnen Mittheilungen aus W. v. Humboldt. Von Wortbildungen in grammatiſchem Sinn iſt bei den ungeformten keine Rede, bei den geformten dagegen kommt in Betracht, welche grammatiſche Kategorien ſie bilden nnd durch welche Mittel dieſes geſchieht. Was jenes betrifft, ſo iſt es in der That auffallend, daß noch kein Verſuch gemacht iſt, alle ſprachliche Kategorien, welche in den bekannten Sprachen gebildet werden, zuſammenzuſtellen. Auch in Bezug auf die Bildungsmittel iſt zwar in Betreff einzelner Sprachſtämme und Sprachen ſehr viel, allein vom allgemeinen Standpunkt aus wenig geleiſtet. Doch können wir hier wenigſtens auf ein und zwar ein vortreffliches Werk verweiſen, nämlich Pott's ſchon S. 578 erwähnte Behandlung der Reduplikation 1862. In Bezug auf die ſogenannten Redetheile iſt zunächſt die Arbeit über den Hauptgegenſatz: Nomen und Verbum von Schleicher (in den Abhandl. der k. Sächſ. Geſ. d. Wiſſ. zu Leipzig phil.-hiſt. Cl. 1862) hervorzuheben. Rückſichtlich der Pronomina H. Steinthal: de pronomine relativo, commentatio philosophico-philologica u. ſ. w. 1847 und in den 'geſammelten ſprachwiſſenſchaftlichen Abhandlungen' 1856. In Bezug auf die Präpoſitionen verweiſe ich auf die S. 577 erwähnte Arbeit von Pott. Was die Kategorienbildung innerhalb der Redetheile betrifft, ſo iſt die Bezeichnung des Geſchlechts von H. E. Bindſeil in den ſchon angeführten Abhandlungen zur allgem. vergl. Sprachlehre II.: 'Ueber die verſchiedenen Bezeichnungsweiſen des Genus in den Sprachen' 1838 behandelt. Auch beſchäftigte ſich damit Pott (in Erſch u. Gruber's Encyclop.), Fr. Müller in einem kleinen Aufſatz 1860 und J. H. Oswald in einer kleinen beſonderen Schrift 1866. Was die Scheidung in Numeri betrifft, ſo iſt die W. v. Humboldt'ſche Abhandlung über den Dualis ſchon oben (S. 531) erwähnt; dazu iſt ein kleiner Aufſatz von Fr. Müller über den Dual im Indogermaniſchen und

Semitiſchen 1860 gekommen. Endlich haben wir noch eine treffliche Abhandlung von H. C. v. d. Gabelentz 'Ueber das Paſſivum' in denen der k. Sächſ. Geſ. d. Wiſſ. phil.-hiſt. Cl. 1861 hervorzuheben.

Die Syntax iſt noch nicht verſucht, von allgemeinem Standpunkt aus betrachtet zu werden; ſelbſt in den Arbeiten, welche ſyntaktiſche Erſcheinungen mehrerer Sprachen berückſichtigen, iſt ſelten der Kreis der indogermaniſchen verlaſſen, höchſtens, insbeſondre von Herling, noch eine oder die andre ſemitiſche beachtet. Doch enthalten ſie, ſo wie die bedeutenderen Grammatiken der claſſiſchen und unſrer Mutterſprache auch ſo manches auch für die Syntax im Allgemeinen beachtenswerthe. Außer Herling, Becker möchten hier noch G. T. A. Krüger 1826; über Modi J. L. König 1833, J. A. Sawels 1837 und über Periodenbau J. A. O. L. Lehmann 1833 zu nennen ſein.

Hier ſei es mir erlaubt, zu bemerken, daß die Bemühungen eine künſtliche Allerweltsſprache (vgl. S. 249) zu geſtalten, auch in unſerm Jahrhundert nicht ohne Vertreter — Abel Bürja 1809, Lichtenſtein 1853 und Moſ. Paić 1859 — geblieben ſind.

Schon inſofern die Schrift der einzelnen Sprachen einen Theil von deren Grammatik bildet, würde ſie auch in der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft eine Behandlung verdienen. Noch mehr wird dieſe aber zur Nothwendigkeit durch den innigen Zuſammenhang, welcher zwiſchen Sprache und Schrift überhaupt Statt findet. Wir haben ſchon S. 525 geſehen, daß W. v. Humboldt ſeine Forſchungen auch dieſem Gebiete zugewendet hatte. Ferner iſt hier H. Steinthal's Buch 'Entwicklung der Schrift' 1852 zu nennen, in welchem die verſchiednen Schriftarten als Entwickelungsſtufen des Begriffes der Schrift dargeſtellt werden. Ueber den Urſprung und das Weſen der Schrift (de literaturae phoneticae origine atque indole) handelte W. Geisler 1857. Mit dem Urſprung insbeſondre der ſogenannten phöniciſchen Schrift und deren Entwickelung, Anordnung und Verbreitung

beschäftigten sich F. Hitzig 1840, Saalschütz 1838, Fr. J. Lauth 1855, Wuttke 1857 (Zeitschr. d. D. Morg. Ges.), G. Michaelis 1858, F. Böttcher 1860, H. W. Benfen 1860, Lichthorn 1861, Ed. Böhmer 1862 (Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges.), mehrfach M. A. Levy, H. Brugsch 1868 u. aa. Die Vermuthung, daß auch die indische Schrift von der phönicischen abstamme, wurde zuerst von dem Verfasser dieser Geschichte 1840[1]) ausgesprochen und 1856 von A. Weber (Zeitschr. d. D. Morg. Ges. X.) zu begründen versucht; über sie, insbesondre in Bezug auf ihre Verbreitung über die Länder, wohin indische Cultur drang, handelt auch Fr. Müller in 'Reise der Novara. Linguistischer Theil'. S. 219—39. Was die Verbreitung der phönicischen Schrift nach dem Westen betrifft, so sind insbesondre die Werke über griechische und italische Paläographie, so wie über die germanischen Runen von Bedeutung; als hervorragendste Arbeiter auf diesem Gebiet sind Kirchhoff, Th. Mommsen, Franz zu nennen.

In Bezug auf Interpunktion erwähnen wir Jos. Weiske Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt. 1838.

In Folge der immer mehr zunehmenden Kunde so vieler Sprachen, welche noch gar keine Schrift haben, und des Bestrebens, das Christenthum mitsammt Uebersetzungen der heiligen Schriften auch bei diesen zu verbreiten, traten Bemühungen mächtig hervor, Alphabete zu gestalten, welche zur Niederschrift aller Sprachen brauchbar seien. Auf diesem Gebiete haben sich von Deutschen insbesondre R. Lepsius, M. Müller 1854 und A. A. E. Schleiermacher 1864 thätig gezeigt. Des Ersten Alphabet, zuletzt in Standard Alphabet 1863 veröffentlicht, hat eine große Verbreitung gewonnen und wird für schriftlose Spra-

[1]) In Ersch und Gruber's Encyclop. Art. Indien S. 254, vgl. auch Gött. Gel. Anz. 1862 S. 1676.

chen, mit geringen Modifikationen, jetzt faſt allgemein angewandt. Mehrere Gründe — theils ökonomiſcher Natur, z. B. die Koſtſpieligkeit des Druckes mit orientaliſchen oder überhaupt ſelten gebrauchten Typen, theils die nicht ſeltene Unangemeſſenheit der bei einigen Völkern gebrauchten Schriftarten für den Charakter ihrer Sprachen, z. B. der arabiſchen für das Perſiſche, Hindoſtaniſche, auch die Erleichterung des Erlernens fremder Sprachen u. aa. — haben den Gedanken nahe gelegt, ſich auch bei manchen Sprachen, welche eigne Schrift beſitzen, einer Tranſcription in das mehr oder weniger modifizirte lateiniſche Alphabet zu bedienen. Auch hier war insbeſondre R. Lepſius thätig, durch ſeine Abhandlungen über die Tranſcription des Arabiſchen, Chineſiſchen und Tibetiſchen; ferner Brockhaus über die der indiſchen Sprachen und der arabiſchen Schriftzeichen, Barb, Wickerhauſer u. aa.

Auch Vorſchläge zur Bildung einer allgemein verſtändlichen Schrift, Paſigraphie, ſind in dieſem Jahrhundert wieder hervorvorgetreten; bekannt ſind mir die darauf bezüglichen Schriften von J. H. Näther 1805, Dan. Niethammer 1808, F. A. Gerber 1832, Marianus Sunić 1853, Moſ. Paić 1855 und Hunkele 1866.

Ueber die Zahlzeichen ſind von Alex. v. Humboldt Considérations générales sur les signes numériques des peuples 1819 in der Académ. des Inscriptions et B. L. in Paris vorgetragen und zuerſt im Auszug, ſpäter, 1829, in Crelle's Journ. der reinen und angewandten Mathem. IV. 205—231 entwickelt erſchienen. Ueber das von den Indern erfundene Zifferſyſtem, welches jetzt bei allen Culturvölkern das herrſchende iſt, handelte H. Brockhaus in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes IV. 1842 und insbeſondre F. Woepcke im Journal asiatique 1863 Januar, wozu man M. Müller in 'Chips from a German workshop II. 286 vergleiche.

XXIII.

Sprachwissenschaft überhaupt.

Ein 'System der Sprachwissenschaft von C. W. L. Heyse', nach dessen Tode herausgegeben von H. Steinthal, ist 1856 erschienen. Es beruht auf Vorlesungen, welche an der Berliner Universität zwischen 1836—51 gehalten wurden, ist also wesentlich in einer Zeit ausgearbeitet, in welcher die Sprachforschung weder extensiv noch intensiv hinlänglich entwickelt war, um einer solchen Aufgabe die nöthige Unterlage zu gewähren. Man tritt ihm schon deßhalb aber auch aus andern Gründen nicht zu nahe, wenn man es als verfrüht bezeichnet. Dennoch ist dankbar anzuerkennen, daß es im Einzelnen viele werthvolle Beiträge und Vorarbeiten zur Förderung seiner Aufgabe gewährt. Was Bearbeitungen einzelner Theile betrifft, so hat über Sprachwissenschaft im Allgemeinen Wedewer ein Schriftchen 1861 veröffentlicht; Schleicher 1863 eine Broschüre: 'Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft'. Beiträge zu derselben gewähren insbesondre M. Müller's Lectures on the science of language 2 Bände 1861 und 1864. Was die Stellung der Sprachwissenschaft im Reiche des Wissens betrifft, so hat M. Müller in den angeführten Vorlesungen die Ansicht ausgesprochen, daß sie nicht zu den historischen, sondern zu den Naturwissenschaften gehöre; der Verfasser dieser Geschichte hat darüber einiges in den Gött. Gel. Anz. 1862 S. 182 ff. bemerkt. Was die Geschichte der Sprachwissenschaft betrifft, so ist insbesondre die der Griechischen und Römischen von Bedeutung; auf diesem Gebiete besitzen wir das mehrfach angeführte Werk von H. Steinthal und treffliche Arbeiten von Classen, Lersch, K. E. A. Schmidt 1859 u. aa., für die Anfänge derselben bei Platon ist Deuschle, 'Platonische Sprachphilosophie', werthvoll; über den Kratylos hat der Verfasser dieser Geschichte eine Abhandlung (in denen der k. Ges. d. Wiss.

zu Göttingen XII. 1866) veröffentlicht; über die Grammatik der Stoiker R. Schmidt eine Schrift 1839. Bezüglich der ſpäteren Entwickelungen ſind Pott's weiterhin zu erwähnender Aufſatz 'zur Geſchichte u. ſ. w. der Allgemeinen Grammatik', Conr. Michelſen hiſtoriſche Ueberſicht des Studiums der lateiniſchen Grammatik 1837; die Arbeiten von H. Steinthal 1848, Schasler u. aa. über W. v. Humboldt's Sprachwiſſenſchaft zu beachten (ſ. S. 515). Das Verhältniß der Sprachwiſſenſchaft zu nächſt ſtehenden Wiſſenszweigen betreffend, erwähnen wir das Werk von H. Steinthal 'Grammatik, Logik und Pſychologie' 1855, die Abhandlungen von G. Curtius 'Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur claſſiſchen Philologie' 1848 und 'Philologie und Sprachwiſſenſchaft' 1862 ſo wie Conr. Hermann's 'λόγος und γλῶσσα, oder das wiſſenſchaftliche Princip der Philologie nach ſeinem Verhältniſſe zu dem der Gloſſologie', in Neue Jahrbb. f. Philol. u. Pädag. 1868.

Ueber die Eintheilung der Sprachwiſſenſchaft iſt ein Aufſatz von Pott in den Jahrbüchern der freien deutſchen Akademie I. 1. 185 erſchienen. Den Verſuch einer Methodik der Linguiſtik hat Gerland 1864 veröffentlicht.

In Betreff der Grundlage der Sprachwiſſenſchaft: der Sprachenkunde, beſitzen wir eine Abhandlung von Fr. Windiſchmann über den jetzigen Standpunkt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe 1844. Unzweifelhafte Verdienſte um ſie, die jedoch durch mehrfach hervortretende Ungenauigkeiten verringert werden, hat ſich J. von Klaproth erworben, insbeſondre in ſeiner Asia Polyglotta 1823. 1832; ebenſo J. Sev. Vater[1]); andre Arbeiten, z. B. Schleicher's ſyſtematiſche Ueberſicht der europäiſchen Sprachen, M. Müller's Aufzählung der Sprachen im Gebiet

[1]) Außer durch ſeine Bearbeitung des Mithridates (ſ. S. 273) u. aa. insbeſondre durch ſeine 'Proben deutſcher Volksmundarten; Dr. Seetzen's linguiſtiſcher Nachlaß u. aa. Sprachforſchungen und Sammlungen u. ſ. w.' 1816.

des Krimkrieges, die mehrerer Reisender, wie Krusenstern, Barth u. aa. sind bei den Sprachstämmen, (jene S. 587 u. 591) und Sprachen erwähnt. Eine Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde hat J. S. Vater 1815, in zweiter Ausgabe und natürlich mit vielen Zusätzen B. Jülg 1847 herausgegeben.

Ueber Sprachvergleichung besitzen wir die S. 520 erwähnte Abhandlung von W. v. Humboldt; da die vergleichende Methode in der neueren Sprachwissenschaft die hervorragendste Stelle einnimmt, so ist in Bezug auf die Bedeutung, den Werth, die Grundsätze und überhaupt die Art und Weise ihres Verfahrens auch sonst vielfach, jedoch, so viel mir bekannt, nur gelegentlich, von fast allen Linguisten mehr oder minder Bedeutendes geäußert worden. Eine kleine sich darauf beziehende Schrift von L. Benloew Science comparative des langues 1858 finde ich angeführt, habe sie jedoch nicht selbst gesehen. Die drei andern Methoden der Sprachenbehandlung: die naturwissenschaftliche, philosophische und historische sind zwar gelegentlich ebenfalls nicht selten besprochen, besonderer Schriften über sie — außer einem Aufsatz von Pott 'zur Geschichte und Kritik der sogenannten Allgemeinen Grammatik' in Fichte's 'Zeitschr. f. Philos. u. s. w.' 1863 und dem zwar begeistert geschriebenen, aber doch unwissenschaftlichen und veralteten Buch von E. M. Arndt (über die höchste historische Ansicht der Sprache 1805) — erinnere ich mich jedoch nicht.

Schluß

[illegible] noch einen Augenblick

[illegible] S. 17—312) hat
[illegible] Sprachwissenschaft bis
[illegible] Jahrhundert erfahren
[illegible] drei Abschnitten
[illegible] Behandlung selbst,
[illegible] machten und die
[illegible] Bopp, Franz
[illegible] Humboldt, denen
[illegible] Eigenschaften hat er
[illegible] aufgeführt,
[illegible] Darstellung und nach
[illegible] im Geiste dieser
[illegible] Männer nam-
[illegible] Vertiefung
[illegible] er im An-
[illegible] der orienta-
[illegible] Deutsch-
[illegible] der Um-
[illegible] Gebieten
[illegible] Sprachstamme und

Sprachen, der allgemeinen und der Sprachwissenschaft überhaupt, in naturwissenschaftlicher, philosophischer, geschichtlicher und vergleichender Beziehung — erworben haben, einigermaßen zu veranschaulichen, darüber sieht er dem Urtheil selbst billig gesinnter sachkundiger Richter nicht ohne Bedenken entgegen. Denn der mannigfachen Mängel seiner Arbeit ist er sich wohl bewußt; und weit entfernt zu verkennen, daß ein nicht geringer Theil derselben ihm selbst zur Last fällt, hat er kaum den Muth, für sie um Nachsicht zu bitten. Ein andrer Theil dagegen möchte in dem Umfange und der Schwierigkeit der Aufgabe, so wie den engen Gränzen, auf welche die Ausführung derselben beschränkt war, seinen Grund finden und in Bezug auf diese glaubt er hoffen zu dürfen, daß ein billig denkender Leser sie entschuldigen werde.

Register.

Aachen, Mundart von, 672.
Abakan, Dialekt 749.
Abchaſen 775.
Abel, O. 636; 660.
Abeſſiniſche Sprachen 726—728.
Abiponen, Sprache der, 263.
Abraham ha-Babli 202.
Abû Abdarrahmân al-Chalîl al-Farâhîdî 189.
Abû Bisr 189; 190.
Abû 'laswad ad-Duîl 188.
Abû 'lhaſan Ali al Kiſâi 190.
Abû 'lhaſan Amr bin Utmân bin Kambar 189; 190.
Abû 'l Walîd Merwân 203; 204.
Abû Zakarja Jachja ben Daûd 202.
Adelburg, E. v. 746 (zweimal).
Adelung, Fr. 279.
Adelung, Joh. Chr. 271—281; 354; 425.
Adler, L. 714.
Adonim Levi 201.
Aegypten 327.
Aegyptiſch 683; 684; 728—733.
Aelius Antonius Nebriſſenſis 219.
Aethiopiſch 172; 219; 226; 236; 726.
Afeniſche Spr. 794.
Afganiſch 275, ſ. Avghaniſch.
Afrikaniſche Sprachen 241; 262; 279; 684; 735—740; 795.
Ahlwardt, Ch. W. 657.
Ahlwardt, W. 688; 720; 722.
Ahrens, Ed. 754.
Ahrens, Ludolf 590; 639; 641; 642.
Aimak 744.
Aino-Sprache 768; 771; 772.
Aken, A. F. 638; 639.
Akkra (oder Akra) Sprache 262; 739.
Akwapim 739.
Albaneſiſch 237; 511; 636; 643.
Aldus Manutius 211.
Alexander de Villa Dei 210.
Aleri J. 652.
Algonkin-Spr. 784.
Allioli, Joſ. Fr. 712 (zweimal).
Alphabet, univerſelles 253; 802.
Alsleben, J. 698.
Altajer 749.
Altengliſch 660; 665.
Altfrieſiſch 434; 660; 665.
Altgermaniſch 660.
Althochdeutſch 434; 660; 661; 662.
Altindiſch 241; vgl. Sanſkrit.
Altiriſch 173.
Altmark-plattdeutſch 673.
Altnordiſch 434; 660; 667.
Altnorwegiſch 667.
Altperſiſch 241; 615—623.
Altpreußiſch 510; 675.
Altſächſiſch 434; 660; 665.

Altſlaviſch 678; 679 (zweimal).
Altſloveniſch 678.
Amberg, H. L. 667.
Amerikaniſche Sprachen 223; 241; 242; 262; 279: 780; 781—785; 795.
Amhariſch 236; 728.
Ampère 717.
Amthor, E. 721.
Analogie 130—132; 151; 153; 155; 156.
Analogiſten 151—153.
Anchieta, Joſeph de 228.
Andeer, P. J. 652.
Andreſen 659.
Anga 74.
Angelſächſiſch 173; 237; 434; 660; 665.
Anger, R. 727.
Annamitiſch 239; 765.
Annatom-Spr. 552; 777.
Anomalie 129—132; 151; 153; 155.
Anomaliſten 151—156.
Anquetil Duperron, Abr. Hyac. 260; 605; 607; 608; 611.
Anſelm, A. M. 643.
Antiſthenes 112.
Anton, K. G. 671.
Apache-Spr. 783.
Apetz, H. 723.
Apollonius Dyscolus 144; 148; 153; 156—164; 169.
Araber 182 ff.
Arabiſch 218; 226; 236; 718—725.
Aramäiſch 696—701.
Araukaniſch 223.
Argyropylos 214.
Arinen 770.
Arinzen 770.
Ariſcher Sprachzweig 601—635.
Ariſtarch 140; 142; 143; 151.
Ariſtophanes, Grammatiker 140.
Ariſtoteles 121; 132; 133.
Armeniſch 172; 219; 226; 238; 260; 276; 479; 482; 631.
Arnauld 299.
Arndt, Chr. Gottl. 768.
Arndt, E. M. 805.
Arnjia, Sprache 603.
Arnold, F. A. 706; 713; 719; 720: 727.
Artſchi-Spr. 774.
Aſcoli 593.
Aſher 715.
Aſſami, Sprache 603.
Aſſanen 770.
Aſſyriſch 694—696; Syllabarien 38.
Aſtôri, Sprache 603.
Aſtruc 707.
Athapaskiſcher Sprachſtamm 783; 784.
Atzler, F. 654.
Auberlen, C. A. 711.
Auer, J. 718.
Auerbach B. 715.
Aufrecht, Th. 406 (zweimal); 409; 410; 588; 589; 645.
Aus der Ohe 653.
Auſtraliſche Sprachen 779—781.
Autenrieth, G. 595.
Autenrieth, J. H. F. 710.
Avariſch 773; 774.
Avghaniſch 275; 629; 630.
Aymara, Sprache 223; 239.
Aztekiſch 783; 784; 785.
Bach, E. A. 654.
Bach F. A. A. 649.
Bacmeiſter, H. L. Ch. 265.
Bacon von Verulam 232.
Bactriſch 479; 606—615.
Badaga 758; 759.
Bähr, K. Ch. W. F. 713.
Bäumlein 638 (zweimal); 639; 640.
Bagrimma 738; 739 (zweimal).
Baladea, Sprache auf 552; 777.
Bali-Sprache 778.

Baldaya 255.
Baltimore 412.
Baltimore-Klub 711.
Baltische Sprachen 674—677.
Baltisch-Deutsch 630.
Bambara, Sprache 739.
Bambuk, neu 679.
Bamberger, L. 715.
Bandicke, G. S. 681; 682.
Bangâli (auch Bengalisch) 608.
Bantu-Sprachen 735; 738.
Barb, H. A. 627 (zweimal); 719; 802.
Bari, Sprache 736; 737; 740.
Barth, G. 652.
Barth, H. 734 (zweimal); 739; 740; 805.
Barthélemy 260.
Bartsch, K. 650; 653 (zweimal); 658.
Baskisch 220; 230; 248; 264; 280; 281; 519; 520; 768; 769.
Bastian, Ad. 765 (mehrfach).
Batta, Battak, Spr. 552; 777; 778.
Bauer, Fr. 647.
Bauer, G. Lor. 713.
Bauer, H. 663.
Baumgarten, M. 710; 712.
Baur, G. 711; 730 (zweimal).
Bauro-Spr. 552; 777.
Bayer, Th. S. 262; 339.
Bayerisch, Mundart 669.
Beaujeu 300.
Beck, D. 641.
Becker C. F. 663; 664 (zweimal); 797; 800.
Bechstein, Reinh. 662.
Bedscha, Sprache 728; 733; 734.
Beel, C. F. H. 621; 690; 696.
Beel, P. 665.
Beger, J. A. 650.
Beigmauer, W. H. A. 746 (zweimal); 747.
Beigel, Herm. 791.
Bekker, J. 593; 656.
Bekker, Imm. 329; 639; 650.
Bellermann, J. J. 710; 713; 716; 725.
Bembo, Pietro 219.
Benary, A. A. 583; 647.
Benary, F. 411; 713; 717.
Bender J., 659.
Benecke, G. F. 425 (zweimal); 426.
Beneken, G. W. F. 659.
Benfey, Th. 306; 388; 405; 406 (zweimal); 408 (mehrfach); 410; 415; 416; 417; 499 (zweimal); 500; 502 (zweimal); 506; 514; 584; 597; 598; 610; 614; 622; 683; 684; 692; 801; 803 (zweimal).
Bengalisch 261.
Benloew, L. 514; 586; 647; 797; 798; 805.
Benseler, G. E. 638; 640.
Bensen, H. W. 801.
Berberi-Sprache 738.
Berbern 683.
Berbersprache 728.
Berblinger, W. 649.
Berch 639.
Bercic 680.
Berger 642; 647.
Berghaus 669.
Bergk, Th. 645.
Bergmann, F. G. 788.
Bergmann, J. 659; 669.
Bergmann, R. 643.
Berkholz, C. R. 710.
Berlié, A. F. 680.
Berlié, J. A. 680.
Bernd, Ch. S. Th. 671; 678.
Bernhardi, A. F. 310—312.
Bernhardi, K. 669.
Bernhardt, C. 641.
Bernhardus, G. 639.

Bernſtein, G. H. 689; 697 (mehrfach); 698; 718; 720; 724.
Berswordt, v. d. 745.
Bertheau, E. 689; 697; 698; 709; 710 (zweimal); 711; 713; 720.
Bettelheim 757.
Beuermann 727.
Bha 74.
Bhagavadgîtâ 393; 394.
Bhâratî 53.
Bibliander 227.
Bicol, Spr. 552.
Bickel, G. 698.
Bielenſtein, A. 674; 677.
Biernacki, J. 682.
Bieſenthal, J. H. L. 715.
Bindſeil, H. E. 788; 791; 799.
Birlinger, A. 593; 670; 671.
Birmaniſch 765.
Biſaya, Spr. 552; 778.
Biſchari-Spr. 733.
Blackert, G. 639.
Blanc, L. G. 651.
Blau, O. 623; 629; 634; 644; 690; 696; 717 (mehrfach); 725; 734; 745 (zweimal).
Blazewicz, Th. 652.
Bleek, Fr. 708.
Bleek, W. H. J. 684 (zweimal); 728; 733; 735; 736; 738; 779; 789; 794.
Bloch, M. 753 (zweimal).
Blogg, S. 714.
Blumenbach 326.
Bocaccio 206.
Böckh, A. 328; 693; 732.
Böhmer, E. 709; 801.
Böhmer P. 649.
Böhmiſch, 220; 678; 681.
Böhtlingk, O. 99; 406; 407; 408 (zweimal); 409; 411; 412; 604; 681; 741 (zweimal); 747 (zweimal); 767.
Böttcher, J. F. 706; 801.
Böttticher, P. ſ. Lagarde.
Böttticher, W. 649.
Bojadſchi, M. G. 652.
Bohlen, P. von 411 (zweimal); 415; 416; 675; 676; 720.
Bollenſen, Fr. 412; 593; 622.
Boller, A. 406; 741; 752; 753; 754 (zweimal); 761.
Boltz A. 406; 681; 788.
Bolza, J. B. 651 (zweimal).
Bonet, Pablo 237.
Bonilla, Joſe Zambrano 263.
Bonny-Sprache 739.
Booch-Arkoſſy 654.
Bopp, Frz. 15; 370—379; 382; 383; 386—392; 397; 398; 411; 420; 470—515; 610; 611; 621; 630; 631; 643; 655; 674; 675; 678; 773; 774; 776.
Bornhak, G. 664.
Bornu, Sprache 739 (mehrfach).
Boſe, C. 682.
Botocudiſch 785.
Bougainville 263.
Borberger 415.
Brahui 760.
Brahuiki 760.
Brambach, W. 648.
Brandes, H. K. 642; 654.
Brandis, J. 695.
Brandſtätter 639.
Braun, J. 693.
Bréal, M. 593.
Bredow, 642
Breiteneicher, M. 712.
Breton, Spr. der Bretagne, 220; 657.
Bretſchneider, C. G. 423; 642.
Brinckmeier, E. 649; 663.
Brockhaus, Herm. 411 (zweimal); 412 (zweimal); 610; 612; 628 (zweimal); 763; 802 (zweimal).

Bronnâ, P. 682.
Brosses, de 261; 286—291.
Brouwn 262.
Brucr 262.
Brücke, E. 719; 790.
Brückner 671; 707.
Brugsch, H. 685; 725; 729; 801.
Buchmann 227
Buchner, G. 680.
Buddhismus 151; 182.
Buddeus, J. 15; 592; 639; 741; 742; 745; 748 (zweimal); 758.
Budinszky, Humbert 682.
Büdeker, F. 647; 648.
Bühler, G. 16; 66; 412 (zweimal); 417; 592; 639.
Bühler, J. M. 653.
Bühler, R. 759.
Bürger 711.
Bürja, Abel 800.
Bugge 593.
Bugis, Spr. 552; 777; 778.
Bulgarisch 678; 680.
Bunsen, Ch. K. J. 709; 731; 789.
Burckhardt, J. L. 725.
Burgundisch 661.
Burkhard, J. A. Ch. 654.
Burian, Th. 681.
Burjätisch 744.
Burmeister, C. C. H. 682.
Burnouf, E. 407; 609; 610; 611; 620.
Busbequius 229.
Busch, C. A. 733.
Buschman, Sprache der 735.
Buschmann, G. C. Ed. 549; 552; 654; 666; 776; 779; 781; 783 bis 784; 785; 790.
Buttmann, Alex. 642; 659.
Buttmann, Phil. 329; 422; 697.
Buxtorf, J. 218; 699.
Caminerer, A. F. 759.
Cajus, G. Jul. 151.
Cäsathyana, 58; 68; 69; 70.
Cäsapâni 61.
Cäsapâtni 61.
Cäsahya 67.
Caldwell 758.
Camarba 643.
Camerloher, W. v. 746.
Campe, J. H. 426.
Canarisch 238; 259.
Candolle, A. 680.
Candolle, D. 680.
Cange, Ch. du Fresne, Sieur du 235.
Canzler, F. G. 426; 659.
Capelle, C. 639.
Carey 350.
Carisch, O. 653 (zweimal).
Caspari, C. P. 718; 724.
Cassia, Sprache s. Kassia.
Castrén, Matth. A. 741; 749 (zweimal); 751; 752; 770 (zweimal).
Catharina, Kaiserin 266—268.
Caucasische Sprachen 511; 512; 768; 772—775; 795.
Cechisch 678; 681.
Celtische Sprachen 510; 655; 657.
Ceveda 223.
Chaldäisch 218; 226; 235; 697; 699.
Chamisso, Ad. v. 779.
Chamori, Spr. 778.
Champollion le Jeune, J. Fr. 729.
Chayma, Sprache 239.
Chézy 371.
Chiapa, Sprache 223.
Chile, Sprache von 239.
Chinesisch 239; 262; 529; 590; 760; 761; 763—764.
Chlabni 790.
Christ, W. 638.
Christmann, W. L. 652.
Chrysippus 124; 127—129.
Chrysoloras, Emmanuel 206.
Churwälsch 652.

Chwolſon, D. 696; 700; 701; 715.
Claſſen, J. 641; 803.
Claudius 788.
Clemens V. (Papſt) 217.
Clemens, A. 652 (zweimal).
Clemens, K. J. 673.
Clemm, W. 639.
Cölniſch, Mundart 673.
Coeurdoux 341.
Colebrooke H. Th. 348; 349; 383.
Congo-Sprachen 239; 736.
Conradi, J. G. 651.
Conradi, M. 653 (zweimal).
Cook, J. 263.
Coptiſch, ſ. Koptiſch.
Coritza, C. 670.
Cornelius Kilianus 220.
Corſſen, W. 590; 646 (zweimal); 647 (zweimal); 648.
Cowell, E. B. 410.
Cramer, J. 764.
Crates (von Mallos) 151.
Crecelius 641.
Credner 708; 711; 722.
Cren 785.
Croatiſch 264; 680.
Cruciger 231.
Cruttenden 726.
Cuno, J. G. 563; 593.
Curtius, E. 639; 693.
Curtius, G. 584; 585; 638 (zweimal); 643; 648; 804.
Czermak 790.
Däniſch 237; 435; 667.
Dainko, P. 680.
Dako-romaniſch 652.
Dakota-Spr. 784.
Dalen, K. v. 666.
Dalmatiſch 238.
Dankáll, 728; 733; 734.
Danneil, J. F. 673.
Dante 206; 219; 651.
Dardiſtan, Sprachen von 603.
Daumer, G. F. 628.
Dauru-Spr. 777.
David ben Abraham 201.
David Kimchi (oder Kamchi) 204.
Dayak, Spr. 552; 777; 778; 779.
Delbrück, B. 406; 593; 639.
Delitzſch, Fr. 709 (zweimal); 710; 711; 712; 714; 795.
Delius, N. 408; 650.
Democrit 107.
Demotiſch 729.
Derenburg 715.
Deuſchle 803.
Deutſch 219; 220; 435 ff.; 661 ff.; am Monte Roſa 671; in Poſen 671; im Vicentiniſchen und Veroneſiſchen 669.
Deventer, W. Conr. 638.
Didymus, Claudius 154.
Dieſenbach, Lor. 585; 586; 649; 650; 656; 658; 663 (zweimal); 768; 794.
Dieffenbach, E. 779.
Dieſtel, L. 709.
Dieterici, Fr. 193; 688; 719; 720; 724; 725; 745.
Dietfurt, K. 642.
Dietrich, A. 593; 647.
Dietrich, Frz. Ed. Chph. 660; 661; 667; 689; 691; 692; 696; 698; 699; 706; 707; 716.
Dietz, Fr. R. 723.
Dietz, Ph. 664.
Diez, Fr. 650 (zweimal); 653.
Diez, H. F. von 745; 746 (zweimal).
Diezmann, A. 654.
Dillmann, A. 689; 726.
Dinka, Sprache 736; 737; 738; 740.
Diſſen, Ludolf 639.
Diron 263.
Dobrowsky, J. 478; 677; 678; 679 (zweimal); 681 (zweimal).
Dobrizhofer, M. 268.

Docen, 425; 426.
Döderlein, Ludw. 639; 641 (zweimal); 645 (zweimal); 648; 649.
Döhne, J. L. 736.
Dombay, L. von 626; 725.
Dominigo de S., Thomas 223.
Donner, O. 752.
Dor-Sprache 738.
Dorn, J. A. B. 580; 625; 626; 628 (zweimal); 629 (zweimal); 718; 745 (zweimal).
Dravidiſche Sprachen 757—760; 760; 775.
Dräger, A. 649 (zweimal); 679.
Drechſler, Th. M. L. J. 706; 709; 711; 727.
Drechſler, Mor. 797.
Du Bois-Raymond, F. H. 790.
Duemichen, J. 730.
Düntzer, H. 582; 648.
Dukes, L. 714; 715.
Dunaſch ben Librat 201.
Duncker, M. 622; 693.
Durſch, G. M. 411; 710.
Eap, Spr. 778.
Ebel, H. 563; 590; 646 (zweimal); 656.
Eberhardt, J. A. 665.
Ebers, G. 731.
Ebert 650.
Ebhardt 640.
Edda 180.
Edelmann 715.
Edkins 760; 761.
Edler, J. 663.
Edwards 263.
Egedo, P. 263.
Ehrenberg, Ph. 706.
Eiben, O. 753.
Eichhoff, F. G. 580.
Eichhorn, C. F. 326.
Eichhorn, J. G. 259.
Eichthal, G. v. 783.
Einſilbige Sprachen 760—768.
Eiſenſtädter 724.
Ellendt, Fr. 641.
Elliſſen, Ad. 638.
Eloikob 738.
Elſaß, Mundart von 671.
Elſter, E. 711.
Elu, Spr. 775.
Elyot 220.
Elze Th. 659; 670.
Endlicher, St. 756; 757; 763 (zweimal); 764.
Engadiniſch 652.
Engelmann, G. H. 720.
Enger, M. 724 (zweimal).
Englmann, Lor. 647.
Engliſch 220; 666; ſ. Altengliſch, Mittelengliſch und Neuengliſch.
Enoch 714.
Epikur 123.
Eraniſche Sprachen 604—635.
Erdmann, Fr. v. 628 (zweimal); 629; 722; 725; 743.
Erdöſi, Joh. 221.
Erhardt, J. 740.
Erpenius 194; 236.
Erromango-Spr. 552; 777.
Erſa, Dialekt 753.
Eß, L. van 712.
Eſthniſch 238; 248; 754.
Ethé, H. 724.
Etruskiſch 644.
Ettlinger, J. 715.
Ettlinger, Ludw. 665.
Ehler, K. F. 664; 797.
Eucken, Rud. 641.
Europa, Sprachen deſſelben 219.
Euting, J. 700 (zweimal).
Ewald, F. Gb. 714.
Ewald, G. H. A. 406 (zweimal): 411; 629; 632; 683; 686—687; 706; 709; 710 (mehrfach); 711 (mehrfach); 712; 713; 715; 716;

717 (mehrfach); 718; 719 (zweimal); 722; 726; 727; 732; 733; 734; 735; 741; 742; 754; 794; 795.
Ewald, P. 697; 714.
Ewe, Sprache 739.
Fabricius, J. A. 425.
Fählmann, F. 754 (zweimal).
Fähse, G. 641.
Fakaafo, Spr. 777.
Falkenberg, K. 794.
Fallersleben, Mundart von 673.
Fallmerayer 644.
Fanti-Sprache 262.
Favorlang 778.
Feldbausch 638.
Fenner von Fenneberg 713.
Fernow, C. F. 651.
Fertig 415.
Fick, F. C. A. 595; 597; 636.
Fidschi-Sprache 552; 777.
Fiedler, E. 666.
Fiedler, R. 682.
Figueroa, Garcias de Sylva de 616.
Finnisch; Finnische Sprachen 238; 248; 750; 751—754.
Fischer, J. E. 265.
Fischer, Ph. B. 699.
Fischl, J. 715.
Flämisch 666; 667.
Flathe, Ph. J. 651.
Fleckeisen 648.
Fleischer, H. L. 626; 627; 629; 687; 718; 719 (zweimal); 720; 721; 722; 723 (zweimal); 724; 725 (zweimal); 745 (zweimal); 746 (zweimal).
Fleischauer, J. F. 667.
Flor 645.
Flügel, J. G. 666 (zweimal); 688; 718; 719 (mehrfach); 722; 723 (zweimal); 724 (zweimal); 725; 745 (zweimal).
Flugi, A. v. 653.
Fölsing 666.
Förstemann, C. W. F. 589; 659 (mehrfach).
Förster, R. 641.
Forcellini 255.
Formosanisch 552; 778.
Forster, H. P. 350.
Forster, J. R. 263.
Fourmont, St. 262.
Fraatz, O. 699.
Frähn, Ch. M. 690; 720; 722; 725; 746.
Francesson, C. F. 651; 654 (zweimal).
Frank, O. 384; 385; 394; 412; 627.
Franke, A. 639.
Franke, F. 640.
Frankel, Z. 714.
Franz, J. 643; 801.
Französisch 220; 653.
Frensdorff, S. 715.
Freund, S. 724.
Freund, W. 648.
Frey, H. 676.
Freytag, G. W. 706; 719 (mehrfach); 720 (zweimal); 721 (zweimal); 722.
Friedemann 643.
Friederich 778.
Friedländer, M. H. 715.
Friedrichsen, P. 712.
Friesisch 673 s. Altfriesisch.
Frisch, J. L. 424.
Fritsch, A. 640.
Fröhde 593; 647.
Fröhlich, R. A. 680.
Fröhner 660.
Fromant 299.
Fromm, J. B. 654.
Frommann, G. K. 669.
Fuchs, A. 650 (mehrfach); 654.

Fürſt, J. 691; 699 (zweimal); 705; 707 (zweimal); 714; 715; 795.
Fulda 425; 426.
Fulfúlde, Sprache 739.
Fundj-Sprache 738.
Fuſang 783.
Gã, Sprache 739.
Gabe 655.
Gabelentz, H. C. v. d. 661; 735 (zweimal); 741; 742; 743 (zweimal); 744 (mehrfach); 751; 753 (mehrfach); 761; 765; 775; 776; 777; 778; 779; 781; 784; 785; 788; 800.
Gabelentz, H. G. C. v. d. 743 (zweimal); 756; 779.
Gadheliſch 657.
Gaeliſch 264; 657.
Galibi, Sprache 263.
Galla 683; 684; 728; 733; 734; 738.
Gangeler 671.
Gárgya 67; 69.
Garzoni 260.
Gaunerſprache 228; 794.
G'awâlifi 193.
Gayler, G. F. 640; 664.
Gébelin, Court de 282; 290—291.
Geerling, J. 673.
Geez, 726.
Geffers, A. 640.
Geiger, Abr. 689; 699; 708; 714; 715 (zweimal); 723.
Geiger Laz. 788 (zweimal).
Geisler, W. 623; 800.
Geiſt 640.
Gelbe, Ph. H. 699; 708.
Georg von Trapezunt 206.
George, J. F. C. 713.
Georges, K. E. 648 (zweimal).
Georgius, A. A. 262.
Georgiſch 172; 238; 774.
Georgiſche Sprachengruppe 772—774.
Geppert, K. E. 638; 647.
Gerber, F. A. 802.
Gerland, G. 592; 639; 804.
Germaniſch 657—674.
Germaniſche Dialekte 668.
Germann, W. 759.
Gès 785.
Geſenius, W. 685; 697; 700; 705; 706; 707 (zweimal); 711; 716; 725; 726; 795.
Gesner, Conr. 287.
Gesner, J. M. 213.
Ghilghiti-Sprache 603.
Gieſe, A. 641.
Gildemeiſter, J. 408 (zweimal); 411; 603; 645; 688; 717; 722.
Glück, Ch. W. 656.
Görres, J. J. 628.
Göſchl, C. 719.
Göthe 628; 721.
Göttinger Mundart 673.
Göttling, C. 638; 788.
Götzinger, M. W. 663.
Goldberg 715.
Goldenthal, J. 714; 715 (zweimal); 745.
Goldſtücker, Th. 407; 408; 411; 412; 415; 417.
Golenski 639.
Goſche, R. A. 632; 634; 688; 720; 724.
Gothiſch 173; 174; 237; 245; 434; 660; 661.
Gotſchewer Mundart 670.
Gotthold, F. A. 638.
Gottwaldt, J. M. E. 722; 724.
Goyatacas 785.
Gräfe, Ch. Fr. F. 580; 678.
Gräfenhan 642.
Grätz 705.
Graf, K. H. 628; 689; 708; 710; 711 (zweimal); 713.
Graff, E. G. 582; 662; 791.

Graffunder 604.
Graßmann, F. H. G. 437; 593; 664.
Grauert, W. H. 649.
Graul, K. 758; 759.
Gregorovius 651.
Grein, C. W. M. 659; 665.
Grieb 666.
Griechen, deren Sprachwiſſenſchaft 100—165.
Griechiſch 39; 178; 179; 214—216; 234; 235; 255—259; 635—644; 636—643. ſ. Neugriechiſch.
Grimm, H. A. 698.
Grimm, Jakob 15; 419; 427—470; 658; 663; 664; 680; 788; 798.
Grimm, L. C. W. 642.
Grimm, W. 466; 660; 793.
Gröben 652.
Grönländiſch 262; 783.
Grohmann, Virg. 593.
Grolmann, F. L. A. von 794.
Gronov, J. F. 234.
Große, Ed. 640.
Groteſend, A. 639; 647; 664.
Groteſend, C. Ludw. 615; 623.
Groteſend, G. F. 617—619; 634 (zweimal); 645; 646; 647.
Grube 415.
Grubenhagener Mundart 673.
Gruber 665.
Gruber, C. A. v. 752.
Grüzmacher 653.
Guadalcanar-Spr. 552; 777.
Guaham, Spr. 778.
Guarani 203.
Güldenſtädt 265; 275; 630.
Gueren 785.
Gützlaff 763; 764.
Guichard, E. 232.
Gundert, G. 759.
Gutſchmid, A. v. 622; 629; 696; 731.
Gyarmathi S. 278.
Guzarâti oder Guzerate-Sprache 261; 603.
Haack 676.
Haacke A. 639.
Haarbrücker, Th. 715; 720; 724 (zweimal).
Habicht, Ch. M. 720.
Habicht, E. L. 649.
Habicht, M. 721 (zweimal).
Häberlin 408.
Hävernick, H. A. Ch. 697; 708; 711.
Hagen v. d. 425.
Hahn, A. 697; 698; 711.
Hahn, J. G. v. 643; 644.
Hahn, K. A. 661; 662; 664.
Hahn, L. Hugo 736.
Hai Gaon ben Scherira 202.
Hain 628.
Halhed, N. Braſſey 261; 343; 344.
Haller 754.
Hamburger, J. 715.
Hamilton, Al. 358.
Hamitiſcher Sprachzweig 728—734; 795.
Hammer, Jul. 712.
Hammer-Purgſtall, J. v. 626; 628 (zweimal); 654; 686; 688; 718; 720 (zweimal); 721; 724 (zweimal); 743; 745 (mehrfach); 746 (mehrfach); 747.
Haneberg, D. B. 688; 697; 708; 722; 724; 725.
Hanka, W. 679.
Hannoverſche Mundart 673.
Haurleden 335; 339; 340.
Hararí, Sprache 728.
Harbeland, A. 779.
Harff, A. v. 221.
Hargues, D' 661.
Hartmann, A. Th. 714.

Hartmann, R. 737.
Hartung, J. A. 580; 639; 640.
Hattala 679.
Haug, M. 16; 411; 418; 593; 611; 614; 624; 633.
Haupt, L. 713.
Hauſa, Sprache 733; 738; 739; 740.
Hawaii 552; 777; 779.
Hazâras 744.
Hebräiſch 174; 177; 179; 217; 701—715.
Heffter, M. W. 647.
Hegel 320—324; 395.
Heiberg, L. 667.
Heidenheim 689; 706; 714; 715.
Heidenheim, M. 699.
Heilbut 714.
Heiligſtadt 707.
Heilmaier, J. M. 642.
Heinebach, J. H. 641.
Heinſius, Dan. 234.
Heinſius, Th. 426.
Heldreich, Th. v. 644.
Helfferich, A. 651.
Helgoländer Mundart 673.
Helleniſche (griechiſche) Sprache 636 bis 643.
Hellwald, F. v. 782.
Helmholtz, H. 790.
Helmke, F. 763.
Helmsdörfer, G. 724.
Hempel, H. 638.
Hempel, J. F. L. 654.
Hemſterhuys 255—258.
Hendewerck, C. L. 711.
Hengſtenberg, E. W. 708; 709; 710; 711; 713; 720; 732.
Henop, A. 646.
Heraklit 107.
Herder, J. G. 282; 293—298; 315 bis 317.
Hereró, Sprache 736.
Herling, S. H. A. 664 (zweimal); 800.
Hermann, Conr. 788; 797; 804.
Hermann, J. G. J. 328; 329; 421; 640; 641.
Herodian 144; 153; 154; 155; 164; 169.
Herrmann, G. F. 667.
Hervas, Lor. 263; 269—271.
Herr, W. 667.
Herzfeld 705; 706; 713.
Heſſelberg, H. 676.
Heßler, F. 415.
Heuſſi, Jac. 666.
Heym, J. 681.
Heyne, Chr. G. 328; 420.
Heyne, M. 659; 660; 661; 665 (zweimal).
Heyſe J. Ch. A. 426; 663; 664.
Heyſe, K. W. L. 663; 664; 791; 803.
Hickes, G. 237.
Hieroglyphen 728.
Hildebrand, R. 468; 649.
Hilgenfeld 711.
Hille, C. A. 723.
Hilpert 666.
Himjariſch 726.
Hincks 694.
Hindoſtaniſch 603.
Hinterindiſche Sprachen 760; 765 bis 766.
Hipp, C. T. 655.
Hippias 111.
Hirſchfeld, J. 707; 715.
Hirzel, B. 415.
Hirzel, K. 653.
Hirzel, L. 593; 641.
Hirzel, L. 699; 710.
Hitzig, F. 689; 710; 711 (mehrfach); 712; 713; 716; 801.
Hobbes 283.
Hochdeutſch 661—665; ſ. Althoch-

deutsch; Mittelhochdeutsch; Neuhochdeutsch.
Hochdeutsche Mundarten 669.
Hoch-Sudan-Sprachen 739.
Hodgson, B. A. 760.
Höfer, J. 670.
Höfer, K. G. Alb. 406; 407; 408; 409; 415; 584; 588; 673.
Höfer, Matth. 670.
Hölemann, H. G. 707; 711.
Hörschelmann 651.
Hoffmann, A. G. 727.
Hoffmann, A. Th. 697.
Hoffmann, Conr. 650.
Hoffmann von Fallersleben, H. 659; 671; 673 (zweimal); 794.
Hoffmann, J. 754; 756 (mehrfach); 757 (mehrfach); 763.
Hoffmann, W. 664.
Hoffmeister 797.
Holländisch 264; 666.
Holsteinische Mundart 673.
Holtze 648.
Holtzmann, A. 411; 415; 418; 464; 585; 621; 634; 659.
Homer 141.
Hormayr, v. 651.
Hornay 788.
Horne Tooke, J. 302—308.
Horst, Ant. 720.
Hottentotisch 684; 693; 735; 738.
Hrabanus Maurus 179.
Huarteksch 223.
Huber, W. A. 651.
Hüllmann, C. D. 713.
Hugo, 326.
Humboldt, Alex. v. 279; 516; 532; 782; 802.
Humboldt, W. v 15; 279; 280; 281; 395; 515—556; 732; 756; 763; 765; 768; 776; 782; 785; 787; 793; 794; 796; 799 (zweimal); 805.
Hunkele 802.
Hupel, A. W. 754.
Hupfeld, Herm. 689; 691; 706; 708; 709; 710 (zweimal); 713 (zweimal); 715; 727; 791.
Huronen-Sprache 239.
Huschke, Ed. 646 (zweimal).
Huzwâreisch 623—624.
Hypsikrates 148.
Japygisch 644; 645.
Iberische Sprachengruppe 774.
Ibn Mâlik 192; 193.
Ickelsamer 219.
Ideler, J. L. 650; 733.
Ife, Sprache 739.
Iken 628.
Illirisch 680.
Iloca, Sprache 552; 778.
Immisch 679.
Inder, deren Sprachwissenschaft 35 bis 100.
Indische Philologie 379—419.
Indische Sprachen, s. Altindisch, Neuindisch.
Indogermanen 599; 600.
Indogermanisch 573—683; 691; 773; 776.
Irisch 238; 657.
Isenberg, C. W. 727; 728; 734.
Iszer, And. 652 (zweimal).
Italiänisch 219; 651.
Italischer Sprachzweig 644—655.
Jacob, Conr. G. 649.
Jacobi, Th. 658.
Jacobi, Victor 659.
Jacobitz 640.
Jacobson, J. 714.
Jäger, G. 789.
Jäschke, H. A. 766 (zweimal); 767.
Jagemann 651.
Jahn J. 719.
Jakubiza 683.
Jakutisch 741; 749.

Jankiewitſch de Mirieva, Th. 267.
Jannau, O. F. von 754 (zweimal.)
Janſon 638.
Japaniſch 224; 754—757.
Jarnik 241.
Javaniſch 241; 552; 777; 778.
Jahuda Chajjug 202.
Jeitteles, A. 661; 664.
Jellinek, A. 714; 715.
Jeniſſei-Oſtjakiſch 768; 770.
Jeniſſei-Samojediſch 751.
Jettmar 679.
Joannes Aquenſis 220.
Jöſl, M. 681; 715.
Johaentgen 406; 417.
Johannes de Balbis 213.
Johannes de Janua 213.
Johannſen, Chr. 673.
Johannſen, K. Th. 581; 722.
Johſſon 712.
Jolowicz 727.
Jona ibn Gannach 203; 204.
Jonas, A. 713.
Jones, W. 346; 347; 348; 354; 608.
Jordan, J. P. 678; 682.
Joſeph ben Caſpe 204.
Joſt 705.
Juden 175 ff.; 199 ff.; 701 ff.
Jüllg, B. 744 (zweimal); 805.
Jungmann, J. 681.
Jukaghiriſch 768; 771.
Jurakiſcher Dialekt 751.
Juſti, Ferd. 479; 594; 612 (zweimal); 613; 624; 625.
Kaempf 645.
Kaerle, J. 699.
Käfir-Sprache 603.
Kaiganer, Sprache der, 784.
Kaiſer, G. Ph. Ch. 709; 710; 711; 789.
Kaiyata 89.
Kalaſcha-Sprache 603.
Kallias 112.
Kalmükiſch 744.
Kalthoff 417.
Kaltſchmid, Jac. H. 664 (zweimal).
Kamaſſiniſcher Dialekt 751.
Kamphauſen, H. 710.
Kamtſchadaliſch 771.
Kannadi, Sprache 758; 759.
Kanúri, Sprache 739 (zweimal); 780.
Karajan, Th. G. v. 659.
Karagaſſiſch 749.
Karaliſcher Sprachſt. 783.
Karle 722.
Karnátaka 759.
Kaſitumüktiſch 774.
Kaſſia-Sprache 761; 765.
Katſchingiſch 749.
Kattner, E. 659.
Kaufmann, A. 740.
Kaukaſiſche Sprachen ſ. Caucaſiſche.
Kaulen, Fr. 711; 743; 789.
Kautſa 47; 48.
Kawi-Sprache 532 ff.; 547—549.
Kayſerling 715.
Kayßler 681
Kechua (Quichua) 223; 785.
Kehrein, Joſ. 663.
Keil, C. F. 708; 709; 710; 712.
Keil, K. 640.
Keilinſchriften 605; 633; 634.
Kelle, J. 658; 661.
Keller, Ad. v. 650; 670.
Keller, H. 671.
Kellner, L. 406.
Kempelen, W. v. 312.
Kerſchbaum, Fr. X. 663.
Kielhorn 409; 593.
Kiepert 634; 669; 693; 713.
Ki-hiau 735; 736.
Ki-Kamba 735.
Kinai, Sprache 784.
Kind, Th. 593; 643.
Ki-nika 735; 736.

Ki-pokomo 735.
Kirchenſlaviſch 221; 678, vgl. Altſlaviſch; Altſloveniſch.
Kircher, Athan. 239.
Kirchhoff, A. 589; 638; 646 (mehrfach); 660; 801.
Kirgiſen 748.
Kiriri 785.
Kirſch 697.
Ki-ſuahili 735.
Kizh-Sprache 784.
Klaproth, J. v. 629; 630 (zweimal); 633; 739; 743 (mehrfach); 748 (zweimal); 754; 756; 757 (zweimal); 763; 764 (mehrfach); 772 (zweimal); 774 (zweimal); 795; 804.
Klein 611.
Kleinruſſiſch 678; 681.
Kleinſchmidt, S. 781; 783.
Klemens 640.
Klenze, Cl. A. C. 646.
Kleve, Mundart von 673.
Kloppe, G. A. 654.
Klotz, Reinh. 648.
Knapp, A. J. 666.
Knobel 689; 709 (zweimal); 710; 711 (zweimal).
Knötel, A. 646; 732.
Knüpffer 754.
Kobak, J. 714.
Koberſtein, A. 662.
Kobler, L. 593.
Koch, C. Fr. 666.
Koch, Ernſt 639.
Koehler, Arth. 661; 712.
Koeler 739.
Koelle, S. W. 734; 739; 740.
König, J. L. 890.
König, L. 710; 734.
Köppen, Fr. 768.
Köppen, P. v. 676.
Körnbach, P. 652.
Köſter, F. B. 710.
Kohn, S. 700.
Kohut, Al. 713.
Koibaliſch, 749 (zweimal).
Kolbe, Al. 639.
Kolbe, K. W. 657.
Koloſchen, Sprache der 783.
Kopitar, B. 677; 678 (zweimal); 680.
Kopp, G. A. 654.
Kopp, U. F. 647; 716.
Koptiſch 172; 239; 262; 732; 733.
Kora, Sprache 263.
Korea-Sprache 768; 772.
Korjakiſch 771.
Koſegarten, J. G. L. 412; 628; 672; 688; 719; 720; 722; 723; 725; 730.
Kotten 770.
Kotzenberg, H. W. A. 654.
Kraft, A. 626; 718; 745.
Krahmer, A. W. 711.
Kranold 713.
Krapf, J. L. 734; 735; 740 (zweimal).
Kraſper, E. 642.
Kraus, Chr. J. 268.
Krauſe, A. G. 676.
Krehl, L. 722; 725; 746.
Krek, G. 679.
Kremer, A. v. 720; 721; 722; 723; 725.
Kreß, Joſ. 665.
Kreußler 640.
Kritz 647.
Kriwitz, Em. 784.
Kriztianowich, J. 680.
Kroatiſch ſ. Croatiſch.
Kronperger 753.
Krüger, Ed. 672.
Krüger, G. T. A. 647; 648; 664; 800.
Krüger, K. W. 638.
Kruſe, C. A. W. 666.
Kruſe, O. F. 789.
Kruſenſtern 782; 805.

Kſarik, Sprache 749.
Küchlin 670.
Kühlſtädt 641.
Kühnaſt 639.
Kühner, Raph. 638; 639 (zweimal).
Kugler 727.
Kuhn, Adalb. 416; 418; 502; 582; 583; 588 (zweimal).
Kurdiſch 260; 578; 631.
Kurſchat, F. 479; 676.
Kurtz, J. H. 705; 709 (zweimal).
Kurtz, H. 654; 764.
Kymriſch 657.
Kyſyl-Dialekt 749.
La Croze, Martin Veyſſiere 262; 276; 338; 339.
Ladiniſch 652.
Lagarde, P. de (früher Böttticher) 613; 632; 635; 698; 724 (zweimal); 733.
Lampong, Sprache 778.
Lancelot, Claude 299.
Landau, M. J. 699.
Landsberger, J. 698.
Landshut, L. 715.
Lang, J. G. 653.
Lange, L. 646; 648.
Langen, Pt. 647.
Lappen 750.
Lappenberg 673.
Lappländiſch 238; 248; 754.
Larramendi 264.
Larſow, F. 697; 698.
Laſcaris, Conſtantinus 214.
Laſſen, Chr. 15; 381; 399; 403; 407 (mehrfach); 408; 409; 411 (zweimal); 412 (mehrfach); 416; 418; 602; 613; 615; 620; 630 (zweimal); 634 (zweimal); 645; 758; 760 (zweimal); 765; 775; 779.
Lateiniſch 177; 178; 208—214; 231; 235; 255—259; 646—649. vulgares 649; des Mittelalters 649.
Lauchert, Fr. 653.
Laureanus, A. Treb. 652.
Lauſitzer Mundart 671.
Lauth, F. J. 660; 730; 801.
Lazen, Sprache der 774.
Lebed-Tataren 749.
Lebrecht, Fel. 714; 715.
Lee 692.
Leech 630.
Legerlotz, G. 592.
Lehmann, J. A. O. L. 800.
Leibnitz, G. W. v. 243—254, 280.
Leitner 603.
Lemcke 650.
Lennep 256—259.
Lengerke, C. v. 698; 710.
Langerke, F. 697.
Lenz, R. 412.
Leo, H. 593; 656; 657; 658; 665.
Le Petit 667.
Lepſius, R. 581; 582; 612; 622; 645; 684; 717; 719; 729; 734; 735; 740; 755; 758; 761; 762; 763; 766; 768; 774; 791; 794; 795; 801; 802.
Lerch, Pt. 631.
Lerſch, 803.
Leskien, A. 593; 638.
Letteris, M. 714; 715.
Lettiſch 238; 578; 675; 676.
Lettiſcher Aſt 674—677.
Letto-Slaviſcher Sprachzw. 674—683.
Leusden 236.
Levicki, J. 681.
Levy, J. 699.
Levy, M. A. 625; 690; 696; 698 (zweimal); 706; 713 (zweimal); 716; 717 (mehrfach); 726; 801.
Levyſohn, L. M. 713; 715.
Lew-chew Inſeln, Sprache der 757.
Ley, J. 713.

Lexer, M. 670 und Verbeſſ. dazu.
Lichtenſtein 800.
Lichtenſtein, M. H. C. 279; 733.
Lichthorn 801.
Liebich, R. 604.
Lieu-Kieu-Inſeln, Sprache der 757.
Liſu-Sprache 552; 777.
Liliencron, v. 660.
Lindemann, E. 716.
Lipſius, J. 220.
Lipſius, K. H. A. 642.
Lipſius, R. A. 698.
Liſch 580.
Lisco, F. G. 713.
Liskovius, G. F. S. 638.
Lißner, Frz. 639.
Litauiſch 238; 675; 676.
Litauiſcher Aſt 674—677.
Litauiſch-Slaviſcher Sprachzweig 674 bis 683.
Liven-Sprache 248.
Lobeck, A. 637; 640.
Lobeck, J. Flor. 642.
Lobedanz 415.
Lobſcheid, B. 763 (zweimal); 764.
Loebe 661.
Löwe, H. G. F. 714; 715.
Löwe, L. 775.
Löwenſtern 694.
Lógonē-Sprache 738; 739.
Loochoo-Inſeln, Sprache der 757.
Lorenz 593; 645.
Lorey F. 649.
Lottner, C. 437; 563; 591; 592; 656; 659; 683.
Lotze, H. 682.
Lucas, L. W. 640; 642.
Lucas, R. J. 666.
Lucretius 291.
Ludolf, H. W. 238.
Ludolf, Job 236; 237; 726.
Ludwig 782.
Ludwig, A. 592.
Lübbeck 647.
Lübben 673.
Lübbert, E. 648.
Lübeck, Mundart von 673.
Lüdemann, W. v. 643.
Lüdger, C. 654.
Lünemann, G. 642.
Lüning, Herm. 667.
Lüpſchütz 714.
Lütge, Alb. 641.
Lule, Sprache 263.
Luſeriniſche Mundart 671.
Luther 663; 664; 712.
Luxemburger Mundart 671.
Lyciſch 634.
Maaß 665.
Māba 738; 739.
Macedoniſch 636.
Machoni, A. 263.
Maczynſki 221.
Madagaſſiſch 239; 552; 777; 778.
Madjariſch ſ. Ungariſch.
Mätzner, E. 650; 653; 654; 666.
Magnus, E. J. 711.
Magyariſch ſ. Ungariſch.
Mahābhārata 402.
Mahicanni 263.
Mahn, K. A. F. 462; 650 (zweimal); 656; 664; 768; 798.
Mahrattiſch 261; vgl. Marāthī.
Makedo-wlachiſch 652.
Malabariſch 758.
Malayālam 758.
Malayiſch 239; 241; 552; 777; 778.
Malayiſche Sprachclaſſe 548—553; 776.
Malayiſch-polyneſiſcher Sprachſtamm 511; 512; 776—779; 795.
Mallikolo-Sprache 552; 777.
Malmesbury, James Harris, Lord 301; 302.
Malteſiſch 264: 725.

Man-Sprache 657.
Mandäiſch 700.
Mandara, Sprache 739.
Mande-Neger-Sprache 739.
Mandenga-Sprache 739 (zweimal).
Mandſchu 238; 248; 743.
Mankâſariſch 552; 777.
Mannhardt, W. 593; 659; 661.
Maori 552; 777; 779.
Marâthî 603; vgl. Mahrattiſch.
Maré-Sprache 552; 777.
Marianiſch 552; 777.
Marle, L. H. A. 630; 632; 659.
Marqueſas 552; 777; 779.
Martius, K. Ph. Fr. v. 782 (mehrfach); 785 (mehrfach).
Maſſachuſet-Indianer-Sprache 239.
Maßmann 582; 593.
Maſſoreten 196—200.
Matthiae, A. 637.
Maupertuis 283; 284.
Mayer, F. Ch. 698.
Maximilian, Kaiſer von Meriko 655.
Maximilian, Prinz von Neuwied 782.
Mecklenburgiſche Mundart 672.
Mediſch 633.
Mehlhorn, F. 638.
Meier, Ernſt 415; 691; 707; 709; 711 (mehrfach); 713; 716; 725.
Meißner 666.
Melaneſiſche Sprachclaſſe 776.
Melanthon 214—216.
Menage, Aegid oder Gilles 235.
Menaṅkâbau 777.
Ménant 694.
Menge, Herm. 641.
Meninski 238.
Menke 713.
Merkel, C. L. 790.
Merkel, Joſ. 415.
Merkel, Jul. 649.
Merr, A. 633; 697; 698; 717; 727.
Meſſapiſch 644; 645.
Metelko, Fr. Ser. 680.
Meyer, Alf. 723.
Meyer, Ch. F. 665.
Meyer, E. H. T. 723.
Meyer, Gerold 659.
Meyer, J. Fr. v. 712.
Meyer, K. 656 (zweimal).
Meyer, Leo 591; 659; 661.
Merikaniſch 223.
Meriko 783.
Mezger, C. L. F. 707; 710.
Michaelis, Ch. F. 663.
Michaelis, G. 593; 791; 801.
Michaelis, J. D. 259.
Michelſen, Conr. 804.
Middeldorpf, H. 689; 697.
Mielcke 479; 674; 676.
Mikloſich, Frz. 479; 593; 652; 677; 678; 679 (zweimal); 680 (mehrfach); 681.
Mingreliſch 774.
Minner, J. M. 651.
Minuſſiniſche Tataren 749.
Minutoli, H. v. 734.
Mirandola, J. Pico de 217.
Miſteli 593.
Mittelengliſch 434; 666.
Mittelhochdeutſch 661; 662.
Mittelniederdeutſch 434; 665.
Mittelniederländiſch 434.
Mitterrutzner, J. C. 740 (zweimal).
Mitſcherlich 638.
Mixteca, Sprache 223.
Möbius, P. 714.
Möbius, Th. 667.
Mögling 759.
Möller, J. H. 718; 723.
Mohammad ben Dawûd el Sanhag'i 194.
Mohegan 263.
Mohl, J. v. 627; 628; 764.
Mohr, W. 797.
Mokſcha, Dialekt 753.

Molitor, J. F. 714.
Moller, Ad. 659.
Moltke, Max 663.
Mommsen, Th. 645 (mehrfach); 646; 648 (zweimal); 801.
Monboddo, James Burnett, Lord 282; 291—293; 350; 351.
Mone, F. J. 656.
Mongolisch 248; 741; 743; 744; 750.
Mordtmann, A. D. 625; 634 (zweimal); 723; 725.
Mordvinisch 753.
Mosca-Sprache 239.
Mosquito-Sprache 785.
Movers, F. C. 690; 710; 716 (zweimal).
Mozambique-Sprache 736.
Mrongrovius, L. C. 681; 682.
Mühlau, 629; 706.
Mühlmann, G. E. 642; 647; 648.
Müllenhoff 593; 604; 635; 660; 673.
Müller, Ch. H. 425.
Müller, Ed. 666.
Müller, Fr. 407; 513; 592; 593; 602; 603; 627; 629; 630 (mehrfach); 631; 632; 634; 638; 692; 727; 728 (zweimal); 734 (zweimal); 735 (zweimal); 740; 758 (zweimal); 760; 762; 773; 775; 776 (zweimal); 779 (zweimal); 780; 781 (zweimal); 784; 794; 795, 799 (zweimal); 801.
Müller, F. H. 697.
Müller, G. 648.
Müller, G. H. 667.
Müller, G. W. 651.
Müller, Herm. 639.
Müller, Herm. Aler. 654.
Müller, H. C. O. 648.
Müller, Johann 790.
Müller, Jos. 692.
Müller, K. O. 615; 636; 644.
Müller, Marcus Jos. 614; 624; 625; 627; 688; 720; 722; 725.
Müller, Max 15; 406; 409; 410; 412; 415; 417; 418 (zweimal); 590; 591; 602; 603; 741; 742; 755; 758 (zweimal); 760 (mehrfach); 761; 768; 772; 773; 775; 776; 782; 787; 789; 794; 795; 797; 801; 802; 803; 804.
Müller, P. F. J. 789.
Müller, Th. 650.
Müller, W. 662.
Mullach, F. W. A. 643.
Mungo-Park 262.
Munk, Sal. 203; 689; 713; 715 (mehrfach); 716; 717; 724.
Munteanu, G. 652.
Munzinger 727; 734.
Murgu, L. 652.
Murkd, A. J. 680 (zweimal).
Mussaeus, J. 672.
Mussafia, Ad. 650 (zweimal); 651; 652 (zweimal).
Myamma 765.
Nabathäisch 698.
Nägelsbach, C. F. 639; 649.
Nägelsbach, C. W. E. 706; 711.
Näther, J. H. 802.
Namollen 771.
Nassl, J. 681.
Nauwerk, C. 724.
Navratil 679.
Nebowi-Sprache 738.
Nesselmann, G. H. F. 628; 654 (zweimal); 675 (zweimal); 676; 723; 725.
Netela, Sprache 784.
Neubauer, Ad. 201; 715 (zweimal).
Neue 648.
Neuenglisch 435.
Neugriechisch 219; 237; 642.
Neu-Guinea, Sprache von 241.
Neuindische Sprachen, 602.

Neuhochdeutsch 435; 663.
Neumann, K. F. 633 (zweimal); 763; 764.
Neumann, W. 711 (zweimal); 712; 713.
Neuniederländisch 435.
Neupersisch 626—629.
Neusyrisch 699.
Newe y Molina, de 263.
New-South-Wales, Spr. von 781.
Niebuhr, Karstens 605; 606 (zweimal).
Niebuhr, M. 695.
Niederdeutsch 665—667; 671—673.
Niederländisch, s. Mittelniederländisch, Neuniederländisch.
Niederrhein, Mundart des 672.
Niedersorbisch 678; 682.
Niethammer, Dan., 802.
Nipâli 603.
Nöldeke, Th. 688; 695; 698; 699; 700 (zweimal); 706; 708; 709; 710; 719; 720: 722; 723; 725; 745; 746; 795.
Nölting 648.
Norberg 700.
Nordelvische Sassen 673.
Nordisch 237, vgl. Altnordisch und Skandinavisch.
Norwegisch 237, vgl. Altnorwegisch und Skandinavisch.
Norris, E. 777.
Nukahiwa 777.
Oberdieck 595; 698.
Oberdeutsch 669.
Oberleitner, A. 697; 718, 719.
Oberlausitz-wendisch 682.
Obermüller, W. 656.
Obersorbisch 678; 682.
Obicini 194.
Obodriten 682.
Odschi-Sprache 739.
Oelrichs, P. A. 673.
Oertel, Euch. F. Ph. 664.
Oertel, Max 788.
Oesterreichische Mundart 670.
Olawsky, Ed. 659; 664.
Oldendorp, C. G. A. 262.
Olmos, Andr. de 223.
Olshausen, J. 609; 625; 628; 689; 692; 695; 706 (zweimal); 710 (zweimal); 713.
Oppert, J. 15; 406; 622; 623; 690; 694; 695.
Orell 653.
Orelli, C. v. 653.
Ortega 263.
Ortenberg, E. v. 712.
Osann, Fr. 648.
Osiander, E. 690; 725; 726.
Oskisch 646.
Osmanli-Sprache und Philologie 745—747.
Ossetisch 275; 276; 630.
Ostjaken, ugrische 751.
Ostjakisch 752.
Ostjak-Samojedisch 751.
Oswald, J. H. 799.
Otomi 263.
Otto, C. W. 709.
Otto, Fr. 667.
Overbeck 698.
Overmann, G. 667.
Pablasek, W. 651.
pada 73.
Pahlavi (Pahlevi, Pehlvi) 623 bis 625.
Paić, Mos. 800; 802.
Paktha 629.
Pâli 407.
Palkowicz, G. 681 (zweimal).
Pallas 265; 266; 267.
Palm 640.
Palmyrenisch 260; 698.
Pampanga, Sprache 552; 778.
Pang'âbi 603.

Pânini 47 ff. 68; 69; 72; 74; 76 bis 99.
Pangkofer, J. A. 669.
Panoska 798.
Pantschatantra 402.
Pape, W. 638; 640 (zweimal).
Parkinson 263.
Parnkalla-Sprache 781.
Parsen 605.
Pârsi 626.
Parthey, G. 732; 733.
Passow, Frz. 423; 638.
Patandschali 47; 49.
Pauer, Fr. Gottl. M. 275.
Pauli 593; 648; 659.
Paulinus a St. Bartholomaeo 335; 352 ff.; 608.
Pâzend 626 ff.
Pehlevi 275 f. Pahlavi und Pehlvi.
Pehlvi 623—625, f. Pahlavi.
Peiper, L. R. S. 396; 629; 720; 721.
Percyuall, Rich. 219.
Perizonius, J. 213.
Permier 753.
Perotti, N. 211.
Perser 146.
Persisch 230; 238, f. Altpersisch, Neupersisch.
Pertsch, W. 409; 412; 626; 629.
Peter 640.
Peter von Alcala 218.
Petermann, J. H. 479; 632 (zweimal); 633; 698; 699 (zweimal); 700 (zweimal); 718; 733; 746.
Peters 638.
Petersen, N. M. 667.
Petrarca 206.
Pfaff, J. W. 426.
Pfeiffer, Frz. 658; 662 (zweimal); 667; 671; 673.
Pfizmaier, A. 745 (zweimal); 756; 757; 763; 764 (mehrfach); 771; 772.
Pfuhl, C. T. 593; 679; 682 (zweimal).
Philippinen, Sprache der 262.
Philippson 714.
Philorenus 147; 150.
Phönicisch 716; 717.
Phryger 604; 634.
Pictet, A. 510; 593; 655.
Pietraszewski 615.
Pigafetta, Ant. 221.
Pilatus, Leontius 206.
Pima-Sprache 783; 784 (zweimal).
Pinner 714.
Pinsker 706; 715.
Piper, G. O. 764 (zweimal).
Pischon, F. A. 660.
Plath 743; 763; 764 (mehrfach).
Platon 107; 112—121.
Platten, O. v. 722.
Plattdeutsch 671—673.
Pleßner, Chr. H. 666.
Plifke, Ad. 654.
Pohl, K. 681.
Pohlmann, A. 698.
Polaben 682.
Poley, L. 411 (zweimal).
Polnisch 221; 678; 681.
Polnisch-niederschlesische Mundart 682.
Polynesische Sprachclasse 241; 263; 776.
Pommersch 673.
Ponce, Pedro de 237.
Pons 290; 340.
Poper, Sal. 724.
Portugiesisch 238; 655.
Posidonius 132; 133.
Possart, P. A. F. C. 626; 643; 654; 754.
Postellus, Gulielmus 225.
Pott, Fr. A. 15; 479; 501; 575 bis 580; 602; 604; 630; 631; 643 (zweimal); 649; 674; 676;

678; 734; 735; 736 (zweimal); 755; 758; 761; 768; 782; 787; 789; 794; 795; 797; 798; 799 (zweimal); 804 (zweimal); 805.
Prätorius 674.
Prâkrit 406; 408.
Prâtiçâkhya's 59.
Prâtipadika 74.
Prelog, W. 746.
Preſſius, P. 220.
Preußiſch 675, ſ. Altpreußiſch.
Prichard, J. C. 510; 655.
Priscianus 169; 170.
Prochnow, J. D. 603.
Prodikos 112.
Protagoras 111.
Protten, Ch. 262.
Provenzaliſch 653.
Prym 691.
Puchmayer, A. J. 681.
Pukhtu 629.
Puſchtu 629.
Pythagoras 107.
Qaraiten 200.
Quichua, ſ. Kechua.
Quintilian 168.
Quiras, de 263.
Radlof, L. 771; 781; 784.
Radloff, J. G. 657.
Radloff, W. 744; 748 (zweimal).
Râmâyana 403; 404.
Ramshorn, L. 640; 647; 648; 649.
Ranke, Fr. H. 709.
Rapoport 714.
Rapp, M. 594; 651; 670; 791.
Rarotonga 552; 777.
Rask 435; 619; 758; 772; 775.
Raſpe, Fr. 648.
Rathgeber, G. 693.
Raumer, R. von 437; 583; 658; 662; 663; 664; 791; 795.
Rautenbach, E. 763.
Raverty, H. G. 629.
Rawlinſon, H. C. 621; 694.
Raymundus de Pennaforti 217.
Rebmann, L. 735.
Redslob, M. 713; 723.
Regel 671.
Reimnitz, F. W. 580; 639; 650; 663.
Reincke, L. 710; 712.
Reinhardſtöttner, C. v. 651.
Reinhardt, A. 722.
Reinhardt, H. C. 713.
Reinhold, L. H. Th. 643; 644.
Reiniſch, Leo 730.
Reiſig, K. 647.
Reiske, Erneſtine, Chriſtiane 260.
Reiske, Joſ. Jak. 259; 260.
Reland, Hadr. 240; 241.
Remele 752.
Reſchelius 220.
Reuchlin 214; 217; 218.
Reuſcher, F. A. 647.
Reuß 721.
Reyes, Antonio de los 223.
Rhäto-romaniſch 632.
Rhenius, C. T. E. 759.
Rhode 698.
Richter, A. F. 753.
Richter, G. C. 648.
Richter, X. 715.
Richthofen, K. v. 665.
Riedl, Anſ. 753.
Rieger, M. 665.
Riehm, Ed. 709.
Riggenbach 713.
Riis, H. N. 739.
Rinke, M. 653.
Ritſchl, F. W. 647; 648; 717.
Ritter, J. G. C. 673.
Robertus de Nobilibus 334.
Rochliß 794.
Roeber, Fr. 732.
Rödiger, Em. 578; 631; 689; 697; 700; 706; 716; 717; 718; 721; 726; 727.

Rödiger, R. 593; 639.
Röer, Ed. 410 (zweimal); 411 (zweimal); 412.
Röhrig, F. L. O. 742; 745 (zweimal).
Römer, deren Sprachwiſſenſchaft 165 bis 170.
Röper 698.
Rößler, E. 652.
Röth, E. M. 701.
Romäniſch 652.
Romaïſch 642.
Romaniſche Sprachen 235; 650—655.
Romaunt 653.
Romberg, H. 771.
Romonſch 652.
Romuesca limba 652.
Roſen, Fr. A. 408; 410; 723.
Roſen, G. 626; 627; 628; 630; 699; 700; 713; 721; 745 (mehrfach); 746 (mehrfach); 772; 774; 775.
Roſenberger, O. B. G. 676.
Roſenmüller, E. F. C. 708; 718; 719; 724.
Roſenpländer, J. H. 754.
Roſenzweig, Vinc. v. 628 (zweimal); 721.
Roſt, W. Ch. Fr. 638; 640 (mehrfach).
Roß, Lud. 647.
Roth, C. Ludw. 649.
Roth, G. W. 797.
Roth, H. 335.
Roth, K. 659.
Roth, R. 406; 407; 409; 410; 411; 417; 418; 593; 614.
Rothwelſch ſ. Rotwälſch.
Rottler, J. P. 759.
Rotwälſch 794.
Rouſſeau, J. J. 285; 286.
Rudeſch, von 679.
Rudolphi 659.
Rückert, Fr. 411; 413—415; 628; 629; 721 (zweimal); 764.
Rückert, H. 671.
Rüdiger, J. L. L. 268; 275.
Rüppell 740.
Ruhig 479; 674; 676.
Ruhnken 255 ff.
Ruhrmund 640.
Rumäniſch 652.
Rumpel 640.
Rumpelt, H. B. 663.
Ruprecht, L. 660.
Ruſſiſch 238; 678; 681.
Rußwurm, K. 674.
Ruthenisch 678; 681.
Saadia ben Joſeph 201.
Saalſchütz, J. L. 706; 713 (mehrfach); 732; 801.
Saar, Mundart an der 671.
Sabelliſch 646.
Sabier 700.
Sachau 719.
Sachs, M. 638; 714.
Sacy, Silveſtre de 275; 301; 718.
Sägert 648.
Sagaiiſch 749.
Saho, Sprache 683; 728; 733; 734.
Saint Martin 619.
Salmaſius, Claud. 234; 242.
Samaritaniſch 219; 226; 236; 696; 699; 700.
Samoa, Sprache 552; 777.
Samojeden 749; 750.
Samojediſch 248; 749—751.
Sanctius 212.
Sander, Fr. 648.
Sanders, Dan. 664.
Sanſkrit 39; 51; 59 ff.; 83 ff.; 222; 238; 261; 333 ff.; 343; 379—419.
Sanſkritiſcher Akt 602—604; 775.
Sartorius, E. 713.
Saſſetti, Phil. 222; 333; 354.

Satawal, Sprache, 778.
Sauerwein, C. 745.
Savelsberg, J. 638; 640.
Sawels, J A. 800.
Sax, L. 695; 745.
Scaliger, J. C. 211; 212.
Scaliger, J. J. 213; 214; 218; 228—231; 234.
Schacht, L. 654.
Schack, Fr. v. 415; 628; 721.
Schade, K. Bj. 663.
Schade, O. 262.
Schaffarik, P. J. 677; 681.
Schaffer, J. F. 654.
Schall, C. 721.
Schambach, C. 641.
Schambach, G. 673.
Schasler 804.
Schauer, J. K. 659.
Scheid 256.
Scheler, A. 654 (zweimal).
Schelling, F. W. J. von 711.
Schepelern, von 667.
Scherer, W. 595; 658.
Scheuerlein, G. F. 648.
Scheuerlein, W. 639.
Scheyer, S. B. 706; 715.
Schiefner, A. 631; 741 (zweimal); 743 (zweimal); 744 (zweimal); 749 (zweimal); 751; 752; 754; 766 (mehrfach); 767 (mehrfach); 770; 771 (zweimal); 772; 774; 775; 793.
Schier, K. 719 (zweimal); 721; 722.
Schifflin, Ph. 654.
Schildberger 226.
Schiller, K. 665.
Schilter, Joh. 424.
Schirlitz 642.
Schlagintweit, Em. 766; 767.
Schlechta-Wssehrd, von 628; 745; 746 (zweimal); 747.
Schlegel, A. W. von 358; 359; 372; 373; 379—382; 384; 385; 392 bis 395; 399; 402—405; 411; 412; 416; 653; 794; 796.
Schlegel, Fr. von 15; 357—369; 794; 796.
Schlegel, J. B. 739.
Schleicher, A. 479; 563; 587; 588 (zweimal); 597; 630; 646 (mehrfach); 656; 658; 671; 674; 676; 677; 679; 692; 791; 795; 797; 799; 803; 804.
Schleiermacher, A. A. E. 765; 778; 793; 801; 803.
Schlesische Mundart 671.
Schleußner, Joh. Fr. 642.
Schlözer, K. von 723.
Schlottmann, Const. 614; 710; 716; 745 (zweimal).
Schmaler, F. E. 678; 682.
Schmeller, J. A. 665; 668; 669.
Schmid, J. Ch. von 670.
Schmidt, A. 647.
Schmidt, E. v. 681.
Schmidt, H. 639 (zweimal); 648.
Schmidt, J. 593.
Schmidt, J. A. E. 643 (zweimal); 681 (zweimal); 682.
Schmidt, J. J. 743; 744; 766 (mehrfach); 767 (mehrfach).
Schmidt, K. E. A. 803.
Schmidt, L. G. 640.
Schmidt, Max 581.
Schmidt, Mor. 593; 634; 642.
Schmidt, R. 804.
Schmitthenner 789.
Schmitz, Bernh. 654.
Schmölders, A. 719; 724.
Schnakenburg, J. F. 654.
Schneider, Conr. Leop. 423; 647.
Schneider, Fr. 682.
Schneider, Gottl. C. W. 641.
Schneider, Gust. 666.
Schnitzer 593.

Schnurrer, Chr. Fr. von 718.
Schöbel, Ch. 694.
Schoemann, G. F. 648.
Schön, J. F. 739; 740.
Schönborn, A. 635.
Schöpf, J. B. 670.
Scholtz, Chr. 262.
Scholz, P. 713.
Schoren 749.
Schott, A. 659; 671.
Schott, W. 741 (zweimal); 743; 747 (zweimal); 748 (zweimal); 752; 753; 754; 756, 763 (mehrfach); 764 (mehrfach); 765 (mehrfach); 766.
Schrader, Eb. 727; 729.
Schröder, J. F. 711.
Schröder, J. J. 260.
Schröder, N. G. 259.
Schröder, P. 717.
Schröder, W. 745.
Schröer 659; 670 (zweimal).
Schroeter, F. Ch. G. 766; 767.
Schrumpff 736.
Schuchard, G. 649.
Schueren, Gherard de 220.
Schürmann, C. W. 781 (zweimal).
Schütz, K. 415.
Schuller, J. C. 652; 670.
Schultens, A. 259.
Schultze (Schulze), B. 261; 336 bis 338.
Schultze, Martin 627 (zweimal).
Schultzen, Gottl. 489.
Schulz, F. W. 709.
Schulz, Otto, 647.
Schulze, B. s. Schultze.
Schulze, E. 661.
Schulze, G. 595.
Schulze, J. D. 671.
Schuster, J. T. 753.
Schwab, Fr. 648.
Schwabe, L. 594.
Schwäbisch 670.
Schwalb 671.
Schwalbe 639.
Schwartze, M. G. 731; 732; 795.
Schwarz, Alb. 639; 648.
Schwarzlose, F. W. 719.
Schwedisch 237; 435; 667.
Schwedische Mundart in Esthland 674.
Schweighäuser 641.
Schweitzer, L. S. 649.
Schweiz, Mundarten 671.
Schweizer-Sidler, H. 406; 590; 661.
Schwenck, Conr. 648; 665.
Schwenda, J. 664.
Scythen, pontische 604; 635.
Seckendorf, Th. J. K. S. L. 654.
Seetzen 278.
Seiler, A. 682.
Seiler, E. 640.
Seitz, A. 654.
Seligmann, Rom. 628.
Seligsohn, H. 699.
Semitisch 216—219; 235; 259; 260; 483; 484.
Semitischer Sprachzweig 685—728.
Semitisch-hamitischer Sprachstamm 683—734.
Sepp, J. 659.
Serbisch 264; 678; 680.
Servius, Frz. C. 639.
Se-suto, Sprache 736.
Seyfert, C. J. A. 423.
Seyffarth, G. 638; 706; 730.
Shaw 262.
Siamesisch 765.
Sibawaih 189; 190.
Sibeisch 778.
Siebold, Ph. Frz. von 755; 756 (mehrfach); 757; 763; 772.
Sieffert, Fr. C. 697.
Siegfried 656.
Simson, A. 711.

Sindhi 603 (zweimal).
Singhalesisch (Sprache von Ceylon) 241; 768; 775.
Sioux-Sprachen 784.
Skandinavisch 667.
Slavisch 173 f. Altslavisch; Kirchenslavisch.
Slavischer Ast 677—683.
Slavonisch 264.
Slovakisch 681.
Slovenisch 678—680.
Smith, C. W. 682.
Socin, A. 720.
Sojonen 749.
Somâli-Sprache 733.
Songai-Sprache 739.
Sonne, W. 416; 587.
Sonorische Sprachen 783; 784.
Sontheimer, J. 723.
Sophisten 109—111.
Sorbenwendisch 678; 682.
Soso-Sprache 739.
Spanisch 219; 654.
Spiegel, Fr. 413; 593; 605; 610; 612; 613; 622; 624; 625; 626; 627 (zweimal); 632.
Spinoza, B. 692.
Spitzner, Fr. 638.
Spix, J. B. v. 782; 785.
Splieth 627.
Spohn, Fr. A. W. 730.
Sprenger, Aloys 626; 628 (zweimal); 686; 688; 690; 718; 719 (zweimal); 722; 723 (zweimal); 724 (zweimal); 725 (zweimal).
Städler, G. L. 653; 797.
Stähelin, J. J. 708; 710; 711 (zweimal).
Stahl, J. 652.
Stalder, F. J. 671.
Stamm, F. L. 661.
Stark, Fr. 656; 660 (zweimal).
Stark, K. B. 693.
Starkenfels, Vict. Edler von 628.
Steffenhagen, A. 654.
Stein, L. 714; 715.
Steiner, H. 724.
Steingruber, W. F. 754.
Steinke 639.
Steinschneider, M. 705 (zweimal); 714; 715.
Steinthal, H. 593; 691; 732; 739; 761; 782; 787—788; 789; 792; 795 (zweimal); 796; 799; 800; 803; 804 (zweimal).
Stenzler, Ad. Fr. 408; 411 (mehrfach); 412 (zweimal); 417.
Stephanowitsch, Wuk 680; 681.
Stephanus, H. 213; 216; 220.
Stephanus, Rob. 213; 220.
Stern, M. A. 694.
Stern, R. A. H. 649.
Stern, S. 797.
Stern, S. G. 714.
Steub, Ludw. 645; 652; 659.
Steward, Dugald 351.
Stickel, J. G. 644; 690; 720; 725.
Stier, R. 593; 644; 645; 706; 710; 712.
Stöber, A. 671.
Stöckl 713.
Stoienski 221.
Stoiker 124 ff.; 135; 144.
Stokes, Whitley 593.
Storck, W. 407.
Strackerjan, K. 660.
Strahlenberg, J. Phil. von 265.
Strahlmann, J. 754.
Stratmann, J. H. 666.
Strauß, D. 712.
Strehlke 593.
Strodtmann, J. C. 667.
Struve, C. L. 423; 642; 648.
Stuck, J. Ch. 711.
Studentensprache 794.
Studer, G. L. 710.

Stürenburg, C. H. 673.
Sturz, F. W. 423; 641; 642.
Suanisch 774.
Südenhorst, Zwiedinek v. 628.
Süßmilch 293.
Sujûti 194.
Sundaisch 552; 778.
Sunić, Mar. 802.
Swätnoi, F. 681.
Swinton 260.
Sylburg 216.
Syrisch 172; 218; 226; 697; 698, vgl. Neusyrisch.
Syrjänen 753.
Szyrmid, A. 676.
Tagala-Sprache 239; 552; 777; 778.
Tagalische Sprachengruppe 778.
Tahiti, 552; 777; 779.
Talbot, Fox 694.
Ta-maschek 683; 728; 733.
Tamil 758.
Tamulisch 758.
Tana-Sprache 552; 777.
Tappe, A. W. 681.
Tarahumara-Sprache 784.
Tarasca, Sprache 263.
Tasman 263.
Tatarisch 747.
Tatarische Sprachen 741.
Tawy-Samojedisch 751.
Téba-Sprache 739.
Teichelmann, C. G. 771.
Teleuten 749.
Telugu 261; 758.
Tepler Mundart 681.
Thai 765.
Thaische Sprachen 760.
Thaufing, M. 790.
Thenius, O. 710; 711.
Theseus, Ambrosius 219.
Thiele 794.
Thierry, Jehan 220.
Thiersch, Fr. 422; 637; 643.
Tholuck 629.
Thorbecke, H. 720.
Thüringer Mundart 671.
Thusch, Sprache der 774.
Tibetisch 262; 760; 766—768.
Tibu 780.
Tiburtius, W. 648.
Tieck, L. 655.
Tigre, Sprache 727.
Tiling, Eb. 672.
Timbuctu 739.
Tiroler Mundart 670.
Tobiesen, K. H. 667.
Tobler, Ad. 650.
Tobler, T. 671; 713.
Toepler, G. E. 752.
Tonga 552; 777.
Tornauw, N. von 724.
Totonakisch 223.
Traut, G. 639.
Trithen, F. H. 412.
Trost, Ludw. 667.
Troyer, Ant. 412; 628.
Trumpp, E. 602; 603 (zweimal); 604; 629; 630.
Tschagatalisch 748.
Tscheremissisch 264; 753.
Tscherkessisch 775.
Tschetschenzen, Sprache der 774.
Tscholym-Dialekt 749.
Tschudi, J. J. von 782; 785.
Tschudisch 741.
Tschudischer Sprachzweig 751—754.
Tschuktschisch 768; 771.
Tschuwaschisch 264; 748.
Tuch, Fr. 689; 698 (zweimal); 709; 722; 723; 727.
Türkisch 238; 248; 741; 750; in Südsibirien 748.
Türkischer Sprachzweig 744—749.
Tulu, Sprache 758.
Tunguisisch 741; 750.

Tunguſiſcher Sprachzweig 743.
Tupi 223; 785.
Tutſchek G. 734; 683.
Tutſchek, L. 734.
Tychſen, G. O. 259.
Tychſen, Th. Ch. 718.
Tyrannion 147.
Uben, Sprache der 774.
Ugalaſchmut 784.
Ugriſche Völker 751.
Uhdolph, P. 648.
Uhlemann, Fr. 697; 698; 699.
Uhlemann, Max 731; 733.
Uiguren 748.
Ulea, Spr. 778.
Ullmann, L. 724.
Umbreit, F. W. L. 711 (zweimal).
Umbriſch 589; 645; 646.
Ungariſch 221; 248; 278; 752; 753.
Unger, Ferd. 713.
Unger, G. F. 732.
Ural-altaïſcher Sprachſtamm 741 bis 754; 755; 758; 760; 765; 768; 770; 772; 773; 776; 780; 795.
Uraliſcher Sprachzweig 751—754.
Urdu 603.
Urſprache 34; 179; 226; 227; 244; 246.
Uſbekiſch 748.
Uslar, P. von 772; 774; 775.
Vai-Sprache 739.
Valentini, F. 651 (mehrfach).
Valckenaer 256 ff.
Valle, Pietro della 616.
Vámbéry 745; 747; 748.
Vandaliſch 661.
Varo, Franc. 262.
Varro, M. Terent. 153; 165—167; 427.
Vaſkiſch ſ. Baskiſch.
Vater, J. Sev. 273; 675; 681; 727; 751; 804; 805.
Vecchietti, Giambattiſta 221.
Vei ſ. Vai.
Vernaleken, Th. 664 (mehrfach).
Viani, Joſ. 652.
Victorinus, Marius 219.
Viehbeck, F. W. 659.
Viktorin, J. 681.
Vilmar, A. F. L. 659.
Vilmar, E. 719; 720; 722.
Völck 719.
Vogel 691.
Volk 193; 710.
Volkmar, G. 727.
Vollbeding, J. C. 672.
Vopadeva 99; 100.
Voß, G. J. 235.
Vulcanius, Bon. 229—231.
Vullers, J. A. 415; 626; 627 (zweimal); 628 (mehrfach); 718; 720.
Wackernagel, W. 650; 659; 660; 661; 662 (zweimal); 663.
Wagener, J. D. 654; 655 (zweimal).
Wagner, K. Fr. Chr. 648; 666.
Wahl, S. J. G. 724.
Wahlenberg, F. W. 662.
Wahrmund, Ad. 725; 745.
Waitz 793.
Walachiſch 264; 652.
Waldenſiſch 653.
Wales, Sprache von, ſ. Walliſiſch.
Wall, A. W. 351.
Wallis, John 237.
Walliſiſch 180; 220; 657.
Wallmann, J. C. 735.
Wallraf, A. J. 663.
Walter, K. 593.
Walton 235.
Wándalā, Sprache 739.
Wangemann 713.
Wangeroger Mundart 673.
Wannowski 640.
Waltenbach, W. 695.
Weber, A. 406; 409; 410; 411; 416; 417; 418; 593; 614; 698; 801.

Weber, F. A. 651.
Weber, Hugo 640; 641.
Weber, Mich. 648.
Wedewer 803.
Weidenbach, K. F. 667.
Weigand, Fr. L. C. 468; 665.
Weigle 758; 759.
Weil, G. 688; 721; 723; 724; 725.
Weil, H. 514; 586; 647.
Weil, S. 715.
Weingärtner, W. 661.
Weinhold, K. 593; 660; 662; 668; 669; 670; 671.
Weinholz, K. 789.
Weishaupt, M. 666.
Weiske, J. 801.
Weißbach, F. C. 711.
Weißenborn, J. H. Ch. 695.
Weißenborn, W. 648.
Weiz, W. 672.
Wellauer 641.
Weller 216.
Wellig, Arn. 676.
Wellmann, A. 661.
Wellsted 726.
Wenden 682.
Wendisch 678; 682.
Wenig, J. B. 697.
Wenrich 713.
Wentrupp, F. 651.
Wentzel, Ed. 640.
Werro-esthnischer Dialekt 754.
Wertheimer, J. 714.
Wesdin (Weszdin), Joh. Phil. = Paulinus a St. Bartholomaeo, wo s.
Westenryder, Lor. von 662.
Westergaard, N. L. 78; 610.
Westermann, Ant. 641.
Westphal, R. 590; 641; 658; 661.
Wette, W. M. L. de 708; 710; 712 (zweimal).
Wetzstein, J. G. 686; 688; 719.
Wer, F. K. 716.
Whitney 411.
Wiarda, T. D. 659.
Wickerhauser, G. 628; 745; 746; 802.
Wichelhaus, J. 698 (zweimal).
Widmanstadius, J. A. 218.
Wiedemann, F. J. 642; 753 (mehrfach); 754.
Wiener, M. 715.
Wiens, Eb. 654.
Wiggers, J. 651; 672.
Wiggers, Mor. 651.
Wilke 645.
Wilken, Fr. 626; 627; 628; 629.
Wilkins, Charles 345; 383.
Wilkins, John 249.
Windischmann, Fr. H. H. 418; 614; 621; 624; 632 (zweimal); 804.
Windischmann, K. J. H. 370; 374.
Winer, G. B. 423; 642; 699 (zweimal); 700.
Winkler, J. C. L. 725.
Winkler, Rob. 638.
Winnefeld, H. 640.
Winter, C. F. 660.
Wintermitz 723.
Wissowa 648.
Witsen 240.
Wlachisch s. Walachisch.
Wocher, M. 658.
Wöpcke, F. 723; 802.
Wöste 590; 672.
Wogulen 751.
Wolde 713.
Wolf, Ferd. 650.
Wolf, Fr. A. 142; 328.
Wolff, M. 715; 724.
Wolff, Ph. 698; 720; 721 (zweimal); 725.
Wollheim, A. E. 411; 655.
Woretzsch, Bernh. 641.
Wotjakisch 264; 752; 753.

Verbesserungen.

S. 11 Z. 6 lese man 'innigem'.
„ 11 „ 16 „ „ 'Sprachen'.
„ 11 „ 23 füge man vor 'Psychologie' hinzu 'Philologie'.
„ 18 Anm. vgl. man auch noch 'Müller, Chips from a German workmanshop' I. 337—340 (Deutsche Uebsetzg. I. 293 bis 295).
„ 23 „ 4 v. u. lese man 'dann'.
„ 145 „ 4 lese man 'die sich einer'.
„ 187 „ 19—23 statt 'Der Qorân — übertragen' lese man 'Der Qorân durfte zwar in fremde Sprachen übertragen werden, aber den Uebersetzungen fehlte der Charakter der Heiligkeit; sie konnten speciell nicht beim Gottesdienst benutzt werden'.
„ 275 „ 2—4 streiche man 'welche — betrachten'.
„ 390 „ 17 lese man 'Uebrigens hat die Bopp'sche Grammatik, trotz ihrer Mängel, nicht' u. s. w.
„ 400 Anm. füge man hinzu 'Die Handschrift des Sâhityadarpana in Paris B. 104, welche A. W. v. Schlegel Réflexions sur l'étude des langues Asiatiques 1832 S. 111 erwähnt, trägt, nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Siegfried Goldschmidt, das Datum çakâbde 949, d. i. 1027 n. Chr., nicht aber, wie Schlegel angiebt, samvat 949, welches 893 n. Chr. wäre. Ich habe die Richtigkeit der letzten Angabe bezweifelt und die Handschrift darum gar nicht angeführt; mein Zweifel war, wie man sieht, nicht ganz unberechtigt; übrigens entscheidet auch das berichtigte Datum noch keineswegs mit voller Sicherheit für dieses hohe Alter.
„ 552 „ 12 v. u. lese man 'Ybanag'.
„ 627 „ 1 v. o. streiche man 'A. H. — geschrieben'.
„ 629 „ 22 lese man 'Wilken'.
„ 648 „ 27 lese man 'Wagner'.
„ 653 „ 15 füge man hinter 'Chrestomathie' hinzu 'mit Grammatik und Glossar'.
„ 670 „ 10 füge man das durch einen bloßen Zufall ausgelassene treffliche kärntische Wörterbuch von M. Lexer, 1862 hinzu.
„ 707 „ 24 lese man 'Authentie'.

Einige Versehen in Bezug auf Vornamen und ähnliches sind in dem Register verbessert.

Wüllner, Frz. 581.
Wüſtenfeld, Ferd. 688, 720; 722 (zweimal); 723 (zweimal).
Wuttke 801.
Xylander, J. v. 644.
Yáska 47 ff.; 68; 69.
Ybanag 552; 777.
Young, Thomas 729.
Zabier 700.
Zacher 658; 660.
Zahn 425.
Zarncke, Fr. 662.
Zebuana, Sprache 552.
Zebner 705; 715.
Zend 606; 607.
Zenker, J. Th. 719; 724; 745 (mehrfach); 746 (zweimal).
Zenobotus 140; 149.
Zernial, Un. 649.
Zeuß, Joſ. Caſp. 655; 656.
Zeyß, A. F. 593; 646.
Ziegenbalg 261; 340.
Ziemann, Ad. 660; 662.
Zigeuneriſch 228; 231; 236; 275; 604.
Zimmermann, J. 739.
Zimmermann, L. 715.
Zingerle, J. B. 660; 662; 671.
Zingerle, P. P. 628; 698 (zweimal).
Zinkeiſen 646.
Zinnow 664.
Zotenberg, H. 699; 705; 722.
Zuckermann, B. 715.
Zündel, D. 711.
Zulu-Kaffern-Sprache 736.
Zumpt, C. G. 647.
Zunz 705; 712; 715 (zweimal).
Zwahr, J. C. F. 682.
Zwahr, J. G. 682.
Zwick, A. H. 744.
Zwitzer, A. E. 667.
Zyro 590.

Druck von C. R. Schurich in München.

P
303
B4
1869
LANE
HIST

P
303
B4
1869
LANE
HIST